47. f. 5.b

Taylor Institution.

Deutſche Sagen.

Herausgegeben

von

den Brüdern Grimm.

Berlin,
in der Nicolaiſchen Buchhandlung.
1816.

Unſerm Bruder

Ludwig Emil Grimm

aus herzlicher Liebe

zugeeignet.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 SEP 1931
OF OXFORD

Vorrede.

Es wird dem Menſchen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlands überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohlthätige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geſchichte, welche nebeneinander ſtehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahe zu bringen ſtreben. Jedes hat ſeinen eigenen Kreis. Das Märchen iſt poetiſcher, die Sage hiſtoriſcher; jenes ſtehet beinahe nur in ſich ſelber feſt, in ſeiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Beſondere, daß ſie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geſchichte geſicher- I. Weſen der Sage.

ten Namen. Aus dieſer ihrer Gebundenheit folgt, daß ſie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hauſe ſeyn könne, ſondern irgend eine Bedingung vorausſetze, ohne welche ſie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden ſeyn würde. Kaum ein Flecken wird ſich in ganz Deutſchland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volksſagen blos dünn und ſparſam geſät zu ſeyn pflegen. Dieſe anſcheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, ſind ſie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; ſie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder ſonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben ſind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, ſo zu ſagen, in einem Zuge zu uns überſetzen. Merkwürdig ſtimmen auch die erzählenden Volkslieder entſchieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der früheſten Poeſien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es ſogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt ſich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß faſt nur allein die Märchen Theile der urdeutſchen Heldenſage erhalten haben, ohne Namen, (außer wo dieſe allgemein und in ſich ſelbſt bedeutend

wurden, wie der des alten Hildebrand); während in den Liedern und Sagen unſeres Volks ſo viele einzelne, beinahe trockene Namen, Örter und Sitten aus der älteſten Zeit feſthaften. Die Märchen alſo ſind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Weſen dazu beſtimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu faſſen, ſie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, ſüß und ſättigend, ohne irdiſche Schwere; dahingegen die Sagen ſchon zu einer ſtärkeren Speiſe dienen, eine einfachere, aber deſto entſchiedenere Farbe tragen, und mehr Ernſt und Nachdenken fodern. Ueber den Vorzug beider zu ſtreiten wäre ungeſchickt; auch ſoll durch dieſe Darlegung ihrer Verſchiedenheit weder ihr Gemeinſchaftliches überſehen, noch geleugnet werden, daß ſie in unendlichen Miſchungen und Wendungen in einander greifen und ſich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geſchichte ſtellen ſich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, inſofern ſie das ſinnlich natürliche und begreifliche ſtets mit dem unbegreiflichen miſchen, welches jene, wie ſie unſerer Bildung angemeſſen ſcheint, nicht mehr in der Darſtellung ſelbſt verträgt, ſondern es auf ihre eigene Weiſe

in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzuſuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an ſeine Sagen zu glauben, und ſein Verſtand ſondert nicht viel darin; ſie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewieſen, d. h. das unleugbar nahe und ſichtliche Daſeyn der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Dieſe Eingenoſſenſchaft der Sage iſt folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geſchichte heißt, (und einmal hinter einen gewiſſen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geſchlecht durchlebten tritt,) dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was ſich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieſes Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt ſie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich ſehen wir es dagegen an ſeinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und ſich an alle ſeine vertrauteſten Begriffe ſchließen. Niemals können ſie ihm langweilig werden, weil ſie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, ſon-

dern eine Nothwendigkeit ſcheinen, die mit ins Haus gehört, ſich von ſelbſt verſteht, und nicht anders, als mit einer gewiſſen, zu allen rechtſchaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene ſtete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksſagen ſtellt ſich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der troſtreichſten und erquickendſten Gaben Gottes dar. Um alles menſchlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt. Aus dem Zuſammenleben und Zuſammenwohnen mit Felſen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entſpringt bald eine Art von Verbindung, die ſich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieſer Gegenſtände gründet, und zu gewiſſen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt iſt. Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſey, zeigt an natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hin-

ter allem, was ſie beſäßen, eine gewiſſe Einfriedigung fehlen. Auf ſolche Weiſe verſtehen wir das Weſen und die Tugend der deutſchen Volksſage, welche Angſt und Warnung vor dem Böſen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht ſie an Örter und Stellen, die unſere Geſchichte längſt nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen ſie beide zuſammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an ſich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Waſſer eines anderen Fluſſes, noch lange zu erkennen vermag.

II. Treue der Sammlung.

Das erſte, was wir bei Sammlung der Sagen nicht aus den Augen gelaſſen haben, iſt Treue und Wahrheit. Als ein Hauptſtück aller Geſchichte hat man dieſe noch ſtets betrachtet; wir fodern ſie aber eben ſo gut auch für die Poeſie und erkennen ſie in der wahren Poeſie eben ſo rein. Die Lüge iſt falſch und bös; was aus ihr herkommt, muß es auch ſeyn. In den Sagen und Liedern des Volks haben wir noch keine gefunden: es läßt ihren Inhalt, wie er iſt und wie es ihn weiß; dawider, daß manches abfalle in der Länge der Zeit, wie einzelne Zweige und Äſte an ſonſt geſunden Bäumen vertrock-

nen, hat ſich die Natur auch hier durch ewige und von ſelbſt wirkende Erneuerungen ſicher geſtellt. Den Grund und Gang eines Gedichts überhaupt kann keine Menſchenhand erdichten; mit derſelben fruchtloſen Kraft würde man Sprachen, und wären es kleine Wörtchen darin, erſinnen; ein Recht oder eine Sitte alſobald neu aufbringen, oder eine unwirkliche That in die Geſchichte hinſtellen wollen. Gedichtet kann daher nur werden, was der Dichter mit Wahrheit in ſeiner Seele empfunden und erlebt hat, und wozu ihm die Sprache halb bewußt, halb unbewußt, auch die Worte offenbaren wird; woran aber die einſam *dichtenden* Menſchen leicht, ja faſt immer verſtoßen, nämlich an dem richtigen Maaß aller Dinge, das iſt der Volksdichtung ſchon von ſelbſt eingegeben. Ueberfeine Speiſen widerſtehen dem Volk, und für unpoetiſch muß es gelten, weil es ſich ſeiner ſtillen Poeſie glücklicherweiſe gar nicht bewußt wird; die ungenügſamen Gebildeten haben dafür nicht blos die wirkliche Geſchichte, ſondern auch das gleich unverletzliche Gut der Sage mit Unwahrheiten zu vermengen, zu überfüllen und überbieten getrachtet. Dennoch iſt der Reiz der unbeugſamen Wahrheit unendlich ſtärker und dauernder, als alle Geſpinnſte,

weil er nirgends Blößen gibt und die rechte Kühnheit hat. In dieſen Volksſagen ſteckt auch eine ſo rege Gewalt der Ueberraſchung, vor welcher die überſpannteſte Kraft der aus ſich blos ſchöpfenden Einbildung zuletzt immer zu Schanden wird und bei einer Vergleichung beider würde ſich ein Unterſchied dargeben, wie zwiſchen einer geradezu erſonnenen Pflanze und einer neu aufgefundenen wirklichen, bisher von den Naturforſchern noch unbeobachteten, welche die ſeltſamſten Ränder, Blüten und Staubfäden gleich aus ihrem Innern zu rechtfertigen weiß oder in ihnen plötzlich etwas beſtätiget, was ſchon in andern Gewächſen wahrgenommen worden iſt. Ähnliche Vergleichungen bieten die einzelnen Sagen untereinander, ſo wie mit ſolchen, die uns alte Schriftſteller aufbewahrt haben, in Ueberfluß dar. Darum darf ihr Innerſtes bis ins kleinſte nicht verletzt und darum müſſen Sache und Thatumſtände lügenlos geſammelt werden. An die Worte war ſich, ſo viel thunlich, zu halten, nicht an ihnen zu kleben.

III. Mannichfaltigkeit der Sammlung.

Das zweite, eigentlich ſchon im erſten mitbegriffene Hauptſtück, worauf es bei einer Sammlung von Volksſagen anzukommen ſcheint, beſtehet darin, daß man auch ihre Mannichfaltigkeit

und Eigenthümlichkeit ſich recht gewähren laſſe. Denn darauf eben beruhet ihre Tiefe und Breite, und daraus allein wird ihre Natur zu erforſchen ſeyn. Im Epos, Volkslied und der ganzen Sprache zeigt ſich das Gleiche wieder; bald haben jene den ganzen Satz miteinander gemein, bald einzelne Zeilen, Redensarten, Ausdrücke; bald hebt, bald ſchließt es anders und bahnt ſich nur neue Mittel und Uebergänge. Die Ähnlichkeit mag noch ſo groß ſeyn, keins wird dem andern gleich; hier iſt es voll und ausgewachſen, dort ſtehet es ärmer und dürftiger. Allein dieſe Armuth, weil ſie ſchuldfrei, hat in der *Beſonderheit* faſt jedesmal ihre Vergütung und wird eine Armuthſeligkeit. Sehen wir die Sprache näher an, ſo ſtuft ſie ſich ewig und unendlich in unermeßlichen Folgen und Reihen ab, indem ſie uns ausgegangene neben fortblühenden Wurzeln, zuſammengeſetzte und vereinfachte Wörter und ſolche, die ſich neu beſtimmen oder irgend einem verwandten Sinn gemäß weiter ausweichen, zeigt; ja es kann dieſe Beweglichkeit bis in den Ton und Fall der Silben und die einzelnen Laute verfolgt werden. Welches unter dem Verſchiedenen nun das Beſſere ſey und mehr zur Sache gehöre, das iſt kaum zu ſagen, wo nicht ganz unmöglich

und ſündlich, ſofern wir nicht vergeſſen wollen, daß der Grund, woraus ſie alle zuſammen entſprungen, die göttliche Quelle an Maas unerhört, an Ausſtrahlung unendlich ſelber war. Und, weil das Sonnenlicht über Groß und Klein ſcheint, und jedem hilft, ſo weit es ſeyn ſoll, beſtehen Stärke und Schwäche, Keime, Knoſpen, Trümmer und Verfall neben und durcheinander. Darum thut es nichts, daß man in unſerm Buch Ähnlichkeiten und Wiederholungen finden wird; denn die Anſicht, daß das verſchiedene Unvollſtändige aus einem Vollſtändigen ſich aufgelöſt, iſt uns höchſt verwerflich vorgekommen, weil jenes Vollkommene nichts irdiſches ſeyn könnte, ſondern Gott ſelber, in den alles zurückfließt, ſeyn müßte. Hätten wir alſo dieſer ähnlichen Sagen nicht geſchont, ſo wäre auch ihre Beſonderheit und ihr Leben nicht zu retten geweſen. Noch viel weniger haben wir arme Sagen reich machen mögen, weder aus einer Zuſammenfügung mehrerer kleinen, wobei zur Noth der Stoff geblieben, Zuſchnitt und Färbung aber verloren gegangen wäre, noch gar durch unerlaubte, fremde Zuthaten, die mit nichts zu beſchönigen ſind und denen der unerforſchliche Gedanke des Ganzen, aus dem jene Bruchſtücke

übrig waren, nothwendig fremd ſeyn mußte. Ein Leſebuch ſoll unſere Sammlung gar nicht werden, in dem Sinn, daß man alles, was ſie enthält, hinter einander auszuleſen hätte. Jedwede Sage ſtehet vielmehr geſchloſſen für ſich da, und hat mit der vorausgehenden und nachfolgenden eigentlich nichts zu thun; wer ſich darunter ausſucht, wird ſich ſchon begnügen und vergnügen. Uebrigens braucht, ſo ſehr wir uns bemühten, alles lebendig verſchiedene zu behüten, kaum erinnert zu werden, daß die bloße Ergänzung einer und derſelben Sage aus mehrern Erzählungen, das heißt, die Beſeitigung aller nichts *bedeutenden* Abweichungen, einem ziemlich untrüglichen critiſchen Gefühl, das ſich von ſelbſt einfindet, überlaſſen worden iſt.

IV. Anordnung der Sammlung.

Auch bei Anordnung der einzelnen Sagen haben wir am liebſten der Spur der Natur folgen wollen, die nirgends ſteife und offenliegende Grenzen abſteckt. In der Poeſie gibt es nur einige allgemeine Abtheilungen, alle andern ſind unrecht und zwängen, allein ſelbſt jene großen haben noch ihre Berührung und greifen in einander über. Der Unterſchied zwiſchen Geſchichte, Sage und Märchen gehört nun offenbar zu den

erlaubten und nicht zu verſäumenden; dennoch gibt es Puncte, wo nicht zu beſtimmen iſt, welches von dreien vorliege, wie z. B. Frau Holla in den Sagen und Märchen auftritt, oder ſich ein ſagenhafter Umſtand auch einmal geſchichtlich zugetragen haben kann. In den Sagen ſelbſt iſt nur noch ein Unterſchied, nach dem eine äußerliche Sammlung zu fragen hätte, anerkannt worden; der nämlich, wonach wir die mehr geſchichtlich gebundenen von den mehr örtlich gebundenen trennen und jene für den zweiten Theil des Werks zurücklegen. Die Ortſagen aber hätten wiederum nach den Gegenden, Zeiten oder dem Inhalt abgetheilt werden mögen. Eine örtliche Anordnung würde allerdings gewiſſe landſchaftliche Sagen-Reihen gebildet und dadurch hin und wieder auf den Zug, den manche Art Sagen genommen, gewieſen haben. Allein es iſt klar, daß man ſich dabey am wenigſten an die heutigen Theilungen Deutſchlands, denen zufolge z. B. Meiſſen: Sachſen, ein großer Theil des wahren Sachſens aber Hannover genannt, im kleinen, einzelnen noch viel mehr untereinander gemengt wird, hätte halten dürfen. War alſo eine andere Eintheilung, nicht nach Gebirgen und Flüſſen, ſondern nach der eigentlichen Richtung und

Lage

lage der deutſchen Völkerſtämme, unbekümmert um unſere politiſchen Grenzen, aufzuſtellen; ſo iſt hierzu ſo wenig Sicheres und Gutes vorgearbeitet, daß gerade eine ſorgſamere Prüfung der aus gleichem Grund verſchmähten und verſäumten Mundarten und Sagen des Volks erſt muß dazu den Weg bahnen helfen. Was folglich aus der Unterſuchung derſelben künftig einmal mitherausgehen dürfte, kann vorläufig jetzo noch gar nicht ihre Einrichtung beſtimmen. Ferner, im allgemeinen einigen Sagen vor den andern höheres Alter zuzuſchreiben, möchte großen Schwierigkeiten unterworfen und meiſtens nur *ein mißverſtändlicher* Ausdruck ſeyn, weil ſie ſich unaufhörlich wiedergebären. Die Zwerg- und Hühnenſagen haben einen gewiſſen heidniſchen Anſtrich voraus, aber in den ſo häufigen von den Teufelsbauten brauchte man blos das Wort Teufel mit Thurſt oder Rieſe zu tauſchen, oder ein andermal bei dem Weibernamen Jette ſich nur der alten Jöten (Hühnen) gleich zu erinnern, um auch ſolchen Erzählungen ein Anſehen zu leihen, das alſo noch in andern Dingen außer den Namen liegt. Die Sagen von Hexen und Geſpenſtern könnte man in ſofern die neuſten nennen, als ſie ſich am öfterſten erneuern, auch

örtlich betrachtet am lockerſten ſtehen; inzwiſchen ſind ſie im Grund vielmehr nur die unvertilglichſten, wegen ihrer ſtetigen Beziehung auf den Menſchen und ſeine Handlungen, worin aber kein Beweis ihrer Neuheit liegt. Es bewieſe lediglich, daß ſie auch alle andere überdauern werden, weil die abergläubiſche Neigung unſeres Gemüths mehr Gutes und Böſes von Hexen und Zauberern erwartet, als von Zwergen und Rieſen; weshalb merkwürdigerweiſe gerade jene Sagen ſich beinahe allein noch aus dem Volk Eingang unter die Gebildeten machen. Dieſe Beiſpiele zeigen hinlänglich, wie unthunlich es geweſen wäre, nach dergleichen Rückſichten einzelne Sagen chronologiſch zu ordnen, zudem faſt in jeder die verſchiedenſten Elemente lebendig in einander verwachſen ſind, welche demnächſt erſt eine fortſchreitende Unterſuchung, die nicht einmal bei der Scheidung einzelner Sagen ſtehen bleiben darf, ſondern ſelbſt aus dieſen wiederum Kleineres herausſuchen muß, in das wahre Licht ſetzen könnte. Letzterer Grund entſcheidet endlich auch ganz gegen eine Anordnung nach dem Inhalt, indem man z. B. alle Zwergſagen oder die von verſunkenen Gegenden u. ſ. w. unter eigene Abſchnitte faßte. Offenbar würden blos die we-

nigſten einen einzigen dieſer Gegenſtände befaſſen, da vielmehr in jeder mannichfaltige Verwandtſchaften und Berührungen mit andern anſchlagen. Daher uns bei weitem diejenige Anreihung der Sagen am natürlichſten und vortheilhafteſten geſchienen hat, welche, überall mit nöthiger Freiheit und ohne viel herumzuſuchen, unvermerkt auf einige ſolcher geheim und ſeltſam waltenden Uebergänge führt. Dieſes iſt auch der nothwendig noch überall lückenhaften Beſchaffenheit der Sammlung angemeſſen. Häufig wird man alſo in der folgenden eine deutliche oder leiſe Anſpielung auf die vorhergehende Sage finden; äußerlich ähnliche ſtehen oft beiſammen, oft hören ſie auf, um bei verſchiedenem Anlaß anderswo im Buch von neuem anzuheben. Unbedenklich hätten alſo noch viele andere Ordnungen derſelben Erzählungen, die wir hier mittheilen, in ſofern man weitere Beziehungen berückſichtigen wollte, verſucht werden können, alle aber würden doch nur geringe Beiſpiele der unerſchöpflichen Triebe geben, nach denen ſich Sage aus Sage und Zug aus Zug in dem Wachsthum der Natur geſtaltet.

V. Erklärende Anmerkungen.

Einen Anhang von Anmerkungen, wie wir zu den beiden Bänden der Kinder- und Hausmärchen geliefert, haben wir dieſes mal völlig weggelaſſen, weil uns der Raum zu ſehr beſchränkt hätte und erſt durch die äußere Beendigung unſerer Sammlung eine Menge von Beziehungen bequem und erleichtert werden wird. Eine vollſtändige Abhandlung der deutſchen Sagenpoeſie, ſo viel ſie in unſern Kräften ſteht, bleibt alſo einer eigenen Schrift vorbehalten, worin wir umfaſſende Ueberſichten des Ganzen nicht blos in jenen dreien Eintheilungen nach Ort, Zeit und Inhalt, ſondern noch in anderen verſuchen wollen.

VI. Quellen der Sammlung.

Dieſe Sammlung hatten wir nun ſchon vor etwa zehn Jahren angelegt, (man ſehe Zeitung für Einſiedler oder Tröſteinſamkeit. Heidelberg 1808. Nr. 19 u. 20.) ſeitdem unabläſſig geſorgt, um für ſie ſowohl ſchriftliche Quellen in manchen allmälig ſelten werdenden Büchern des 16. und 17. J.H. fleißig zu nutzen und auszuziehen, als auch vor allen Dingen mündliche, lebendige Erzählungen zu erlangen. Unter den geſchriebenen Quellen waren uns die Arbeiten des Johannes Prätorius weit die bedeutendſten. Er ſchrieb

in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und verband mit geſchmackloſer aber ſcharfſichtiger Gelehrſamkeit Sinn für Sage und Aberglauben, der ihn antrieb, beide unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben ſelbſt zu ſchöpfen und ohne welchen, was er gewiß nicht ahnte, ſeine zahlreichen Schriften der Nachwelt unwerth und unfruchtbar ſcheinen würden. Ihm dankt ſie zumal die Kenntniß und Beziehung mannichfacher Sagen, welche den Lauf der Saale entlang und an den Ufern der Elbe, bis wo ſich jene in dieſe ausmündet, im Magdeburgiſchen und in der Altmark bei dem Volke gehn.

Den Prätorius haben ſpätere, oft ohne ihn zu nennen, ausgeſchrieben, ſelten durch eigene mündliche Zuſammlung ſich ein gleiches Verdienſt zu erwerben gewußt. In den langen Zeitraum zwiſchen ihm und der Otmariſchen Sammlung (1800) fällt kein einzig Buch von Belang für deutſche Sagen, abgeſehn von bloßen Einzelnheiten. Indeſſen hatten kurz davor Muſäus und Frau Naubert in ihren Verarbeitungen einiger ächten Grundſagen aus Schriften, ſo wie theilweiſe aus mündlicher Ueberlieferung, die Neigung darauf hingezogen, wenigſtens hingewieſen. In Abſicht auf Treue und Friſche verdient Otmar's

Sammlung der Harzſagen ſo viel Lob, daß dieſes den Tadel der hin und wieder aufgeſetzten unnöthigen Bräme und Stilverzierung zudeckt. Viele ſind aber auch ſelbſt den Worten nach untadelhaft und man darf ihnen trauen. Seitdem hat ſich die Sache zwar immer mehr geregt und iſt auch zuweilen wirklich gefördert, im Ganzen jedoch nichts Bedeutendes geſammelt worden, außer ganz neuerlich (1815.) ein Dutzend Schweizerſagen von Wyß. Ihr Herausgeber hat ſie geſchickt und gewandt in größere Gedichte verſponnen; wir erkennen neben dem Talent, was er darin bewieſen, doch eine Trübung trefflicher einfacher Poeſie, die keines Behelfs bedarf und welche wir unſerm Sinn gemäß aus der Einkleidung wieder in die nackende Wahrheit einzulöſen getrachtet haben, darin auch durch die zugefügt geweſenen Anmerkungen beſonders erleichtert waren. Dieſes, ſo wie daß wir aus der Otmariſchen Sammlung etwa eben ſo viel, oder einige mehr aufgenommen, war für unſern Zweck und den uns ſeinethalben vorſchwebenden Grad von Vollſtändigkeit unentbehrlich; theils hatten wir manche noch aus anderen Quellen zu vergleichen, zu berichtigen und in den einfachen Stil zurückzuführen. Es ſind außerdem noch zwei andere neue

Sammlungen deutſcher Volksſagen anzuführen, von Büſching (1812.) und Gottſchalk (1814.), deren die erſte ſich auch auf auswärtige Sagen, ſodann einheimiſche Märchen, Legenden und Lieder, ſelbſt Vermuthungen über Sagen, wie Spangenbergs, mit erſtreckt, alſo ein ſehr ausgedehntes, unbeſtimmtes Feld hat. Beide zuſammen verdanken mündlicher Quelle nicht über zwölf bisher ungekannte deutſche Sagen, welche wir indeſſen aufgenommen haben würden, wenn nicht jede dieſer Sammlungen ſelbſt noch im Gang wäre und eigene Fortſetzungen verſprochen hätte. Wir haben ihnen alſo nichts davon angerührt, *übrigens*, wo wir dieſelben ſchriftlichen Sagen längſt ſchon aus denſelben oder verſchiedenen Quellen ausgeſchrieben hatten, unſre Auszüge darum nicht hintanlegen wollen; denn nach aufrichtiger Ueberlegung fanden wir, daß wir umſichtiger und reiflicher geſammelt hatten. Beide geben auch vermiſcht mit den örtlichen Sagen die geſchichtlichen, deren wir mehrere Hunderte für den nächſten Theil aufbehalten. Wir denken keine fremde Arbeit zu irren oder zu ſtören, ſondern wünſchen ihnen glücklichen Fortgang, der gottſchalkiſchen insbeſondere mehr Critik zur Ausſcheidung des Verblümten und der Falſchmünze. Die

dobeneckiſche Abhandlung endlich von dem Volksglauben des Mittelalters (1815.) breitet ſich theils über ganz Europa, theils ſchränkt ſie ſich wieder auf das ſogenannt Abergläubiſche und ſonſt in anderer Abſicht zu ihrem Schaden ein; man kann ſagen: ſie iſt eine mehr ſinnvolle als reife, durchgearbeitete Anſicht der Volkspoeſie und eigentlich Sammlung blos nebenbei, weshalb wir auch einige Auszüge aus Prätorius, wo wir zuſammentrafen, nicht ausgelaſſen haben; ſie wird inzwiſchen dem Studium dieſer Dichtungen zur Erregung und Empfehlung gereichen. Ausdrücklich iſt hier noch zu bemerken, daß wir vorſätzlich die vielfachen Sagen von Rübezahl, die ſich füglich zu einer beſonderen Sammlung eignen, ſo wie mehrere Rheinſagen auf die erhaltene Nachricht: Voigt wolle ſolche zu Frankfurt in dieſem Jahr erſcheinen laſſen, zurücklegen.

VII. Zweck und Wunſch. Wir empfehlen unſer Buch den Liebhabern deutſcher Poeſie, Geſchichte und Sprache, und hoffen, es werde ihnen allen, ſchon als lautere deutſche Koſt, willkommen ſeyn, im feſten Glauben, daß nichts mehr auferbaue und größere Freude bei ſich habe, als das Vaterländiſche. Ja, eine bedeutungslos ſich anlaſſende Entdek-

kung und Bemühung in unſerer einheimiſchen Wiſſenſchaft kann leicht am Ende mehr Frucht bringen, als die blendendſte Bekanntwerdung und Anbauung des Fremden, weil alles Eingebrachte zugleich auch doch etwas Unſicheres an ſich trägt, ſich gern verſteigt und nicht ſo warm zu umfaſſen iſt. Es ſchien uns nunmehr Zeit hervorzutreten und unſere Sammlung zu dem Grad von Vollſtändigkeit und Mannichfaltigkeit gediehen zu ſeyn, der ihre unvermeidlichen Mängel hinreichend entſchuldigen könne und in unſern Leſern das Vertrauen erwecke, daß und in wiefern wir ihre Beihilfe zur Vervollkommnung des Werkes brauchen und nicht mißbrauchen werden. Aller Anfang iſt ſchwer, wir fühlen, daß uns eine große Menge von deutſchen Sagen gänzlich fehlt, und daß ein Theil der hier gegebenen genauer und beſſer noch aus dem Mund des Volks zu gewinnen iſt; manches in Reiſebeſchreibungen des vorigen Jahrhunderts zerſtreute mag gleichfalls mangeln. Die Erfahrung beweiſt, daß auf Briefe und Schreiben um zu ſammelnde Beiträge wenig oder nichts erfolge, bevor durch ein Muſter von Sammlung ſelbſt deutlich geworden ſeyn kann, auf welche verachtete und ſcheinloſe Dinge es hierbei ankomme. Aber das Geſchäft des Sam-

melns, ſobald es einer ernſtlich thun will, verlohnt ſich bald der Mühe und das Finden reicht noch am nächſten an jene unſchuldige Luſt der Kindheit, wann ſie in Moos und Gebüſch ein brütendes Vöglein auf ſeinem Neſt überraſcht; es iſt auch hier bei den Sagen ein leiſes Aufheben der Blätter und behutſames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu ſtören und um verſtohlen in die ſeltſam, aber beſcheiden in ſich geſchmiegte, nach Laub, Wieſengras und friſchgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können. Für jede Mittheilung in dieſem Sinn werden wir dankbar ſeyn und danken hiermit öffentlich unſerm Bruder Ferdinand Grimm und unſern Freunden Auguſt von Harthauſen und Carove, daß ſie uns ſchon fleißig unterſtützt haben.

Caſſel, am 14. März 1816.

Inhalt.

1.	Die drei Bergleute im Kuttenberg	Seite 1
2.	Der Berg-Geiſt	3
3.	Der Berg-Mönch im Harz	5
4.	Frau Hollen-Teich	6
5.	Frau Holla zieht umher	8
6.	Frau Hollen Bad	9
7.	Frau Holla und der treue Eckart	9
8.	Frau Holla und der Bauer	10
9.	Die Springwurzel	11
10.	Fräulein von Boyneburg	13
11.	Der Pielberg	16
12.	Die Schloß-Jungfrau	16
13.	Die Schlangen-Jungfrau	17
14.	Das ſchwere Kind	19
15.	Der Weinkeller bei Salurn	20
16.	Das Hünen-Spiel	23
17.	Das Rieſen-Spielzeug	24
18.	Rieſe Einheer	25
19.	Rieſen-Säulen	26
20.	Der Köterberg	27
21.	Geroldseck	28
22.	Kaiſer Karl zu Nürnberg	28
23.	Friedrich Rothbart auf dem Kyfhäuſer	29
24.	Der Birnbaum auf dem Walſerfeld	30
25.	Der verzauberte König zu Schildheiß	31
26.	Kaiſer Carl V. Auszug	32
27.	Der Unterberg	32
28.	Kaiſer Karl im Unterberg	33
29.	Der Scherfenberger und der Zwerg	34
30.	Das ſtille Volk zu Pleſſe	38
31.	Des kleinen Volks Hochzeit-Feſt	39

32. Steinverwandelte Zwerge . . . . . Seite 40
33. Zwerg-Berge 42
34. Zwerge leihen Brot 42
35. Der Graf von Hoia 44
36. Zwerge ausgetrieben 45
37. Die Wichtlein 46
38. Beſchwörung der Bergmännlein 48
39. Die Bergmännlein beim Tanz 49
40. Das Keller-Männlein 50
41. Die Ahnfrau von Ranzau 51
42. Herrmann von Roſenberg 54
43. Die oſenberger Zwerge 55
44. Das Erdmännlein und der Schäferjung . . . 56
45. Der einkehrende Zwerg 57
46. Zeitelmoos 58
47. Das Moosweibchen 59
48. Der wilde Jäger jagt die Moosleute . . . 60
49. Der Waſſermann 61
50. Die wilden Frauen im Unterberge . . . 63
51. Tanz mit dem Waſſermann 66
52. Der Waſſermann und der Bauer 67
53. Der Waſſermann aus der Fleiſcherbank . . 68
54. Der Schwimmer 69
55. Bruder Nickel 70
56. Nixen-Brunnen 71
57. Magdeburger Nixen 71
58. Der Dönges-See 72
59. Mummel-See 73
60. Die Elbjungfer und das Saalweiblein . . . 76
61. Waſſer-Recht 78
62. Das ertrunkene Kind 79
63. Schlitz-Oehrchen 80
64. Die Waſſer-Nixe und der Mühlknappe . . . 80
65. Vor den Nixen hilft Doſten und Dorant . . 81
66. Des Nixes Beine 84
67. Die Magd bei dem Nix 84
68. Die Frau von Alvensleben 85

69. Die Frau von Hahn und der Nix . . . Seite 87
70. Das Streichmaaß, der Ring und Becher . . 89
71. Der Kobold 90
72. Der Bauer mit ſeinem Kobold . . . 93
73. Der Kobold in der Mühle 93
74. Hütchen 97
75. Hinzelmann 103
76. Klopfer 128
77. Stiefel 128
78. Eferken 129
79. Nacht-Geiſt zu Kenbenich 129
80. Der Alp 130
81. Der Wechſelbalg 132
82. Die Wechſelbälge im Waſſer 134
83. Der Alraun 135
84. Spiritus familiaris 137
85. Das Vogelneſt 140
86. Der Brutpfennig 143
87. Wechſelkind mit Ruthen geſtrichen . . . 144
88. Schauen auf Kinder 145
89. Die Roggen-Muhme 146
90. Die zwei unterirdiſchen Weiber . . . 147
91. König Grünewald 148
92. Blümelis-Alp 150
93. Die Lilie 152
94. Johann von Paſſau 153
95. Das Hündlein von Bretta 154
96. Das Dorf am Meer 155
97. Die verſchütteten Silbergruben . . . 156
98. Der Fundgrübner 157
99. Ein geſpenſtiger Reuter 159
100. Der falſche Eid 160
101. Zwölf ungerechte Richter 161
102. Die heiligen Quellen 161
103. Der quillende Brunnen 162
104. Hunger-Quelle 163
105. Der Lieben-Bach 163

106. Der Helfenſtein . . . . Seite 164
107. Die Wiege aus dem Bäumchen . . . 166
108. Heſſenthal 167
109. Reinſtein 167
110. Der ſtillſtehende Fluß 168
111. Arendſee 168
112. Der Ochſenberg 169
113. Die Moor-Jungfern 170
114. Andreas-Nacht 171
115. Der Liebhaber zum Eſſen eingeladen . . 172
116. Die Chriſtnacht 174
117. Das Hembabwerfen 176
118. Kryſtall-Schauen 177
119. Zauber-Kräuter kochen 182
120. Der Salzknecht in Pommern 184
121. Jungfer Eli 184
122. Die weiße Frau 187
123. Taube zeigt einen Schatz 187
124. Taube hält den Feind ab 188
125. Der Glockenguß zu Breslau 189
126. Der Glockenguß zu Attendorn 190
127. Die Müllerin 193
128. Johann Hübner 195
129. Eppela Gaila 198
130. Der Blumenſtein 200
131. Seeburger See 201
132. Der Burgſee und Burgwall 204
133. Der heil. Niclas und der Dieb . . . 205
134. Rieſenſteine 205
135. Spuren im Steine 206
136. Der Rieſen-Finger 207
137. Rieſen aus dem Unterberge 208
138. Der Jetten-Bühel zu Heidelberg . . . 209
139. Rieſe Haym 210
140. Die tropfende Rippe 211
141. Jungfrau-Sprung 211
142. Der Stierenbach 212

143. Die Männer im Zottenberg . . . Seite 214
144. Verkündigung des Verderbens 215
145. Das Männlein auf dem Rücken 217
146. Gottschee 217
147. Die Zwerge auf dem Baum 221
148. Die Zwerge auf dem Felsstein 221
149. Die Füße der Zwerge 222
150. Die wilden Geiſter 224
151. Die Heilingszwerge 225
152. Abzug des Zwergvolks über die Brücke . . 227
153. Der Zug der Zwerge über den Berg . . 229
154. Die Zwerge bei Dardesheim 230
155. Schmidt Riechert 231
156. Grinken = Schmidt 232
157. Die Hirtenjungen 233
158. Die Nußkerne 234
159. Der ſoeſter Schatz 235
160. Das quellende Silber 236
161. Goldſand auf dem Unterberg 238
162. Goldkohlen 239
163. Der Brunnen zu Steinau 240
164. Die fünf Kreuze 241
165. Der Schwerttanz zu Weiſſenſtein . . . 241
166. Der Steintiſch zu Bingenheim 242
167. Der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof . 243
168. Krieg und Frieden 244
169. Rodenſteins Auszug 244
170. Der Tannhäuſer 246
171. Der wilde Jäger Hackelberg 248
172. Der wilde Jäger und der Schneider . . 249
173. Der Hoſelberg 250
174. Des Rechenbergers Knecht 251
175. Geiſter = Kirche 254
176. Geiſter = Mahl 257
177. Der Dachdecker 259
178. Die Spinnerin am Creuz 260
179. Buttermilchthurm 260

180. Der heilige Wanfried . . . . . Seite 261
181. Der Hülfenberg 262
182. Das Teufelsloch zu Goslar 263
183. Die Teufelsmühle 265
184. Der Herrgottstritt 266
185. Die Sachsenhäuser Brücke zu Frankfurt . . 267
186. Der Wolf und der Tannenzapf 269
187. Der Teufel von Ach 270
188. Die Teufelsmauer 270
189. Des Teufels Tanzplatz 271
190. Die Teufelskanzel 272
191. Das Teufelsohrkissen 272
192. Der Teufelsfelsen 272
193. Teufelsmauer 273
194. Teufelsgitter 273
195. Teufelsmühle 274
196. Teufelskirche 274
197. Teufelsstein bei Reichenbach 274
198. Teufelsstein bei Cöln 275
199. Süntelstein zu Osnabrück 275
200. Der Lügenstein 276
201. Die Felsenbrücke 276
202. Das Teufelsbad bei Dassel 277
203. Der Thurm zu Schartfeld 279
204. Der Dom zu Cöln 280
205. Des Teufels Hut 282
206. Des Teufels Braut 282
207. Die Teufels-Hufeisen 284
208. Der Teufel führt die Braut fort . . . 285
209. Das Glücksrad 286
210. Der Teufel als Fürsprecher 289
211. Traum vom Schatz auf der Brücke . . . 290
212. Der Kessel mit dem Schatz 291
213. Der Wärwolf 293
214. Der Wärwolf-Stein 295
215. Die Wärwölfe ziehen aus 296
216. Der Drache fährt aus 297

217.

217.	Winkelried und der Lindwurm	Seite 299
218.	Der Lindwurm am Brunnen	300
219.	Das Drachenloch	301
220.	Schlangenkönigin	302
221.	Die Jungfrau im Oſelberg	303
222.	Der Krötenſtuhl	304
223.	Die Wieſenjungfrau	305
224.	Das Rieſen im Waſſer	307
225.	Die arme Seele	307
226.	Die verfluchte Jungfer	308
227.	Das Fräulein vom Staufenberg	308
228.	Der Jungferſtein	308
229.	Das ſteinerne Brautbett	309
230.	Zum Stehen verwünſcht	310
231.	Die Bauern zu Kolbeck	312
232.	Der heilige Sonntag	313
233	Frau Hütt	314
234.	Der Kindelsberg	315
235.	Die Semmel=Schuhe	317
236.	Der Erdfall bei Hochſtädt	318
237.	Die Brot=Schuhe	319
238.	Das taube Korn	320
239.	Der Frauenſand	321
240.	Brot zu Stein geworden	326
241.	Der Binger Mäuſethurm	328
242.	Das Bubenried	329
243.	Kindelbrück	330
244.	Die Kinder zu Hameln	330
245.	Der Rattenfänger	333
246.	Der Schlangenfänger	334
247.	Das Mäuſelein	335
248.	Der ausgehende Rauch	336
249.	Die Katze aus dem Weidenbaum	337
250.	Wetter und Hagel machen	338
251.	Der Hexen=Tanz	339
252.	Die Weinreben und Raſen	340
253.	Feſt hängen	341

***

254. Das Roth-Hemd . . . . . . Seite 342
255. Feſt gemacht 343
256. Der ſichere Schuß 344
257. Der herumziehende Jäger 344
258. Doppelte Geſtalt 346
259. Geſpenſt als Eheweib 347
260. Tod des Erſtgebornen 349
261. Der Knabe zu Colmar 350
262. Tod des Domherrn zu Merſeburg . . . 351
263. Die Lilie im Kloſter zu Corvei . . . 351
264. Rebundus im Dom zu Lübeck 352
265. Glocke läutet von ſelbſt 355
266. Todes-Geſpenſt 356
267. Frau Berta oder die weiße Frau . . . 357
268. Die wilde Berta kommt 358
269. Der Türſt, das Poſterli und die Strággele . 359
270. Der Nachtjäger und die Rüttelweiber . . . 360
271. Der Mann mit dem Schlackhut 360
272. Der graue Hockelmann 361
273. Chimmeke in Pommern 362
274. Der Kriſcher 362
275. Die überſchiffenden Mönche 363
276. Der Irrwiſch 365
277. Der feurige Wagen 366
278. Der Räderberg 366
279. Die Lichter auf Hellebarden 368
280. Das Wafeln 369
281. Weberndes Flammen-Schloß 369
282. Der Feuerberg 371
283. Der feurige Mann 373
284. Die verwünſchten Landmeſſer 374
285. Der verrückte Gränzſtein 374
286. Der Gränzſtreit 375
287. Der Gränzlauf 375
288. Die Alpſchlacht 378
289. Der Stein bei Wenthuſen 379
290. Die altenberger Kirche 379

291. Der König im lauenburger Berg . . Seite 380
292. Der Schwanberg 381
293. Der Robbedisser Brunnen 381
294. Bamberger Wage 382
295. Kaiser Friedrich zu Kaiserslautern 382
296. Der Hirt auf dem Kiffhäuser 384
297. Die drei Telle 385
298. Das Bergmännchen 386
299. Die Zirbelnüſſe 388
300. Das Paradies der Thiere 388
301. Der Gemsjäger 389
302. Die Zwerglöcher 390
303. Der Zwerg und die Wunderblume 391
304. Der Nix an der Kelle 392
305. Schwarzach 393
306. Die drei Jungfern aus dem See 394
307. Der todte Bräutigam 395
308. Der ewige Jäger 397
309. Hans Jagenteufel 398
310. Des Hackelnberg Traum 399
311. Die Tut-Oſel 400
312. Die ſchwarzen Reuter und das Handpferd . . 401
313. Der getreu Eckhart 402
314. Das Fräulein vom Willberg 403
315. Der Schäfer und der Alte aus dem Berg . 405
316. Jungfrau Ilſe 407
317. Die Heiden-Jungfrau zu Glatz 409
318. Der Roßtrapp und der Cretpfuhl 411
319. Der Mägdeſprung 417
320. Der Jungfernſprung 418
321. Der Harrasſprung 420
322. Der Rieſe Hidde 420
323. Das ilefelder Nadelöhr 421
324. Die Rieſen zu Lichtenberg 422
325. Das Hühnenblut 423
326. Es rauſcht im Hühnen-Grab 424
327. Todte aus den Gräbern wehren dem Feind . 424

328. Hans Heilings Felſen . . . . . Seite 425
329. Die Jungfrau mit dem Bart . . . 426
330. Die weiße Jungfrau zu Schwanau . . 427
331. Schwarzkopf und Seeburg am Mummel-See 427
332. Der Krämer und die Maus 430
333. Die drei Schatzgräber 431
334. Einladung vor Gottes Gericht 431
335. Gäſte vom Galgen 435
336. Teufels-Brücke 436
337. Die zwölf Johanneſe 437
338. Teufels-Graben 438
339. Der Kreuzliberg 439
340. Die Pferde aus dem Bodenloch 440
341. Zuſammenkunft der Todten 441
342. Das weiſſagende Vöglein 443
343. Der ewige Jud auf dem Matterhorn . . 443
344. Der Keſſel mit Butter 444
345. Trauer-Weide 445
346. Das Chriſtus-Bild zu Wittenberg . . . 445
347. Das Muttergottes-Bild am Felſen . . . 446
348. Das Gnadenbild aus dem Lerchenſtock zu Waldraſt 447
349. Ochſen zeigen die heilige Stätte . . . 449
350. Notburga 450
351. Mauerkalk mit Wein gelöſcht 454
352. Der Judenſtein 455
353. Das von den Juden getödtete Mägdlein . . 456
354. Die vier Hufeiſen 457
355. Der Altar zu Seefeld 458
356. Der Sterbensſtein 459
357. Sündliche Liebe 460
358. Der ſchweidnitzer Rathsmann 460
359. Regenbogen über Verurtheilten 462
360. Gott weint mit dem Unſchuldigen . . . 462
361. Gottes Speiſe 463
362. Die drei Alten 464

I.

Die drei Bergleute im Kuttenberg.

Mündlich in Heſſen.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann ſie Morgens in den Berg gingen, ſo nahmen ſie dreierlei mit: erſtens ihr Gebätbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Öhl verſehen, drittens ihr Bischen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe ſie die Arbeit anhuben, thaten ſie ihr Gebät zu Gott, daß er ſie in dem Berge bewahren mögte und darnach fingen ſie getroſt und fleißig an zu arbeiten. Es trug ſich zu, als ſie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Eingang verſchüttet wurde. Da meinten ſie begraben zu ſeyn und ſprachen: "ach Gott! wir armen Bergleute, wir müſſen nun Hungers ſterben! wir haben nur einen Tag Brot zu eſſen und einen Tag Öhl auf dem Licht!" Nun befahlen ſie ſich Gott und dachten bald zu ſterben, doch wollten ſie nicht müßig ſeyn, ſo lange ſie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und bäteten. Alſo geſchah es, daß ihr Licht ſieben Jahr brennte und ihr kleines Bischen Brot, von dem ſie tagtäglich

aßen, ward auch nicht all, ſondern blieb eben ſo groß und ſie meinten, die ſieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da ſie ſich nicht ihr Haar ſchneiden und den Bart abnehmen konnten, waren dieſe ellen-lang gewachſen. Die Weiber hielten unterdeſſen ihre Männer für todt, meinten ſie würden ſie nimmermehr wiederſehen und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geſchah es, daß einer von den dreien unter der Erde, ſo recht aus Herzensgrund, wünſchte: "ach! könnt ich noch einmal das Tageslicht ſehen, ſo wollt' ich gerne ſterben!" Der Zweite ſprach: "ach! könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tiſche ſitzen und eſſen, ſo wollt' ich gerne ſterben!" Da ſprach auch der Dritte: "ach! könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, ſo wollt' ich gerne ſterben!" Wie ſie das geſprochen hatten, ſo krachte der Berg gewaltig und übermächtig und ſprang von einander, da ging der erſte hin zu dem Riß und ſchaute hinauf und ſah den blauen Himmel, und wie er ſich am Tageslicht gefreut, ſank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that ſich immer mehr von einander, alſo daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten ſich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuſer und ſuchten ihre Weiber, aber die wollten ſie nicht mehr kennen. Sie ſprachen: "habt ihr denn keine Männer gehabt?" "Ja, antworteten jene, aber die ſind ſchon ſieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg

begraben!“ Der Zweite ſprach zu ſeiner Frau: “ich bin dein Mann,” aber ſie wollt’ es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da ſagte er: “hol mir das Bartmeſſer, das oben in dem Wandſchrank liegen wird und ein Stückchen Seife dazu.’ Nun nahm er ſich den Bart ab, kämmte und wuſch ſich, und als er fertig war, ſah ſie, daß es ihr Mann war. Sie freute ſich herzlich, holte Eſſen und Trinken ſo gut ſie es hatte, deckte den Tiſch und ſie ſetzten ſich zuſammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann ſatt war und eben den letzten Biſſen Brot gegeſſen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit ſeiner Frau zuſammen, als es herum war, zu derſelben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und ſeine Frau mit ihm todt hin. Alſo hatte Gott ihre Wünſche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

2.

Der Berg-Geiſt.

Prätor Weltbeſchreibung I. 110. 127. 128.
Bräuner’s Curioſit. 203. 206.
G. Agricola de animalib. subterr.
Mündliche Erzählung.

Der Berg-Geiſt, Meiſter Hämmerling, gemeiniglich Berg-Mönch genannt, zeigt ſich zuweilen

in der Tiefe, gewöhnlich als ein Rieſe in einer ſchwarzen Mönchs-Kutte. In einem Bergwerk der Graubündner Alpen erſchien er oft und war beſonders am Freitage geſchäfftig, das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern zu ſchütten; der Eigenthümer des Bergwerks durfte ſich das nicht verdrießen laſſen, wurde aber auch niemals von ihm beleidigt. Dagegen als einmal ein Arbeiter, zornig über dies vergebliche Handthieren, den Geiſt ſchalt und verfluchte, faßte ihn dieſer mit ſo großer Gewalt, daß er zwar nicht ſtarb, aber das Antlitz ſich ihm umkehrte. Im Annaberg, in der Höhle, welche der Roſenkranz heißt, hat er zwölf Bergleute, während der Arbeit, angehaucht, wovon ſie todt liegen geblieben ſind, und die Grube iſt, obgleich ſilberreich, nicht ferner angebaut worden. Hier hat er ſich in Geſtalt eines Roſſes mit langem Hals gezeigt, furchtbar blickende Augen auf der Stirne. Zu Schneeberg iſt er aber als ein ſchwarzer Mönch in der St. Georgen-Grube erſchienen und hat einen Bergknappen ergriffen, von der Erde aufgehoben und oben in die Grube, die vorzeiten gar ſilberreich war, ſo hart niedergeſetzt, daß ihm ſeine Glieder verletzt waren. Am Harz hat er einmal einen böſen Steiger, der die Bergleute quälte, beſtraft. Denn als dieſer zu Tage fuhr ſtellte er ſich, ihm unſichtbar, über die Grube und als er empor kam, drückte ihm der Geiſt mit den Knien den Kopf zuſammen.

3.

Der Berg-Mönch im Harz.

Mündlich, am Harz.

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinſchaftlich. Einmal als ſie anfuhren und vor Ort kamen, ſahen ſie an ihrem Geleucht, daß ſie nicht genug Öhl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. "Was fangen wir da an?" ſprachen ſie mit einander, "geht uns das Öhl aus, ſo daß wir im Dunkeln ſollen zu Tag fahren, ſind wir gewiß unglücklich, da der Schacht ſchon gefährlich iſt. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Öhl zu holen, ſo ſtraft uns der Steiger und *das mit Luſt*, denn er iſt uns nicht gut." Wie ſie *alſo beſorgt* ſtanden, ſahen ſie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten ſie ſich, als es aber näher kam, erſchraken ſie gewaltig, denn ein ungeheurer, rieſen-großer, Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopf und war auch ſonſt wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Gruben-Licht. Als er bis zu den beiden, die in Angſt da ſtill ſtanden, geſchritten war, richtete er ſich auf und ſprach: "Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leids anthun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und ſchüttete Öhl von ſeiner Lampe darauf. Dann aber griff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als ſie ſelbſt in der ganzen Wo-

che bei allem Fleiß herausgearbeitet hätten. Nun ſprach er: "ſagts keinem Menſchen je, daß ihr mich geſehen habt" und ſchlug zuletzt mit der Fauſt links an die Seitenwand; ſie that ſich aus einander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber ſchimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, ſo wendeten ſie ſich ab, als ſie aber wieder hinſchauten, war alles verſchwunden. Hätten ſie ihre Bilhacke (Hacke mit einem Beil) oder ſonſt irgend nur einen Theil ihres Gezähs hineingeworfen, wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichthum und Ehre zugekommen; aber ſo war es vorbei, wie ſie die Augen davon abgewendet.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Öhl des Berg=Geiſtes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vortheil war. Aber nach Jahren, als ſie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und ſich luſtig machten, erzählten ſie die ganze Geſchichte, und Montags Morgen, als ſie anfuhren, war kein Öhl mehr auf der Lampe und ſie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, friſch aufſchütten.

4.

Frau Hollen Teich.

Schaub Beſchr. des Meißners. Caſſel 1799. 8. p. 12—14.
Münchhauſen Abh. über den Meißner in Hinſicht auf myth. Alterthum. Heſſ. Denkwürdigk. II. 161—202.

Auf dem Heſſiſchen Gebirg Meißner weiſen mancherlei Dinge ſchon mit ihren bloßen Namen das Al=

terthum aus, wie die Teufelslöcher, der Schlachtraſen, und ſonderlich der Frau Hollenteich. Dieſer an der Ecke einer Moorwieſe gelegen hat gegenwärtig nur 40 - 50 Fuß Durchmeſſer; die ganze Wieſe iſt mit einem halb untergegangenen Steindamm eingefaßt und nicht ſelten ſind auf ihr Pferde verſunken.

Von dieſer Holle erzählt das Volk vielerlei, gutes und böſes. Weiber, die zu ihr in den Brunnen ſteigen, macht ſie geſund und fruchtbar; die neugebornen Kinder ſtammen aus ihrem Brunnen und ſie trägt ſie daraus hervor. Blumen, Obſt, Kuchen, das ſie unten im Teiche hat und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächſt, theilt ſie denen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wiſſen. Sie iſt ſehr ordentlich und hält auf guten Haushalt; wann es bei den Menſchen ſchneit, klopft ſie ihre Betten aus, davon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen ſtraft ſie, indem ſie ihnen den Rocken beſudelt, das Garn wirrt, oder den Flachs anzündet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abſpinnen, ſchenkt ſie Spindeln und ſpinnt ſelber für ſie über Nacht, daß die Spuhlen des Morgens voll ſind. Faulenzerinnen zieht ſie die Bettdecken ab und legt ſie nackend aufs Steinpflaſter; Fleißige, die ſchon frühmorgens Waſſer zur Küche tragen in reingeſcheuerten Eimern, finden Silbergroſchen darin. Gern zieht ſie Kinder in ihren Teich, die guten macht ſie zu Glückskindern, die böſen zu Wechſelbälgen. Jährlich geht ſie im Land um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit, aber auch erſchreckt ſie die Leute, wenn

ſie durch den Wald fährt, an der Spitze des wütenden Heers. Bald zeigt ſie ſich als eine ſchöne weiße Frau in oder auf der Mitte des Teichs, bald iſt ſie unſichtbar und man hört blos aus der Tiefe ein Glockengeläut und finſteres Rauſchen.

5.

Frau Holla zieht umher.

Prätor. Weihnachtsfratzen prop. 54.

In der Weihnacht fängt Frau Holla an herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnrocken aufs neue an, winden viel Werk oder Flachs darum und laſſen ihn über Nacht ſtehen. Sieht das nun Frau Holla, ſo freut ſie ſich und ſagt:

ſo manches Haar,
ſo manches gutes Jahr.

Dieſen Umgang hält ſie bis zum großen Neujahr, d. h. den Heiligen drei Königstag, wo ſie wieder umkehren muß nach ihrem Horſelberg; trifft ſie dann unterwegens Flachs auf dem Rocken, zürnt ſie und ſpricht:

ſo manches Haar,
ſo manches böſes Jahr.

Daher reißen Feier-Abends vorher alle Mägde ſorgfältig von ihren Rocken ab, was ſie nicht abgeſponnen haben, damit nichts dran bleibe und ihnen übel aus-

ſchlage. Noch beſſer iſts aber, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werk vorher im Abſpinnen herunter zu bringen.

6.

Frau Hollen Bad.

Zeiller's Sendſchreiben II. 533. S. 695.
Prätor. Weltbeſchr. I. 476.

Am Meißner in Heſſen liegt ein großer Pfuhl oder See, mehrentheils trüb von Waſſer, den man Frau Hollen Bad nennt. Nach alter Leute Erzählung wird Frau Holle zuweilen badend um die Mittagsſtunde darin geſehen und verſchwindet nachher. Berg und Moore in der ganzen Umgegend ſind voll von Geiſtern und Reiſende oder Jäger oft von ihnen verführt oder beſchädiget worden.

7.

Frau Holla und der treue Eckart.

Prätor. Weihnachtsfratzen propos. 55.
Falkenſtein thüring. Chronik I. 167.

In Thüringen liegt ein Dorf Namens Schwarza, da zog Weihnachten Frau Holla vorüber und vorn im Haufen ging der treue Eckart und warnte die begegneten Leute aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Ein Paar Bauerknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das ſie nach Haus

tragen wollten, als der Zug erſchien, dem ſie zuſahen. Die Geſpenſter nahmen aber die ganze breite Straße ein, da wichen die Dorfjungen mit ihren Kannen abſeits in eine Ecke; bald nahten ſich unterſchiedene Weiber aus der Rotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben ſchwiegen aus Furcht ſtille, wußten doch nicht, wie ſie ihnen zu Haus thun ſollten, wenn ſie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und ſagte: "das rieth euch Gott, daß ihr kein Wörtchen geſprochen habt, ſonſt wären euch euere Hälſe umgedreht worden; gehet nun flugs heim und ſagt keinem Menſchen etwas von der Geſchichte, ſo werden eure Kannen immer voll Bier ſeyn und wird ihnen nie gebrechen." Dieſes thaten die Knaben und es war ſo, die Kannen wurden niemals leer, und drei Tage nahmen ſie das Wort in acht. Endlich aber konnten ſies nicht länger bergen, ſondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache, da war es aus und die Krüglein verſiegten. Andere ſagen, es ſey dies nicht eben zu Weihnacht geſchehen, ſondern auf eine andre Zeit.

8.

Frau Holla und der Bauer.

Prätor. Weihnachtsfr. prop. 56.

Frau Holla zog einmal aus, begegnete ihr ein Bauer mit der Axt. Da redete ſie ihn mit den Wor-

ten an, daß er ihr den Wagen verkeilen oder verſchlagen ſollte. Der Taglöhner that, wie ſie ihm hieß und als die Arbeit verrichtet war, ſprach ſie: raff die Späne auf und nimm ſie zum Trinkgeld mit; drauf fuhr ſie ihres Weges. Dem Manne kamen die Späne vergeblich und unnütz vor, darum ließ er ſie meiſtentheils liegen, blos ein Stück oder drei nahm er für die Langeweile mit. Wie er nach Hauſe kam und in den Sack griff, waren die Späne eitel Gold, alsbald kehrte er um, noch die andern zu holen, die er liegen gelaſſen; ſo ſehr er ſuchte, ſo war es doch zu ſpät und nichts mehr vorhanden.

9.

Die Springwurzel.

Mündlich auf dem Köterberg von einem Schäfer.
vgl. Altdeutſche Wälder II. 95.

Vorzeiten hütete ein Schäfersmann friedlich auf dem Köterberg, da ſtand, als er ſich einmal umwendete, ein prächtiges Königs-Fräulein vor ihm und ſprach: "nimm die Spring-Wurzel und folge mir nach." Die Spring-Wurzel erhält man dadurch, daß man einem Grünſpecht (Elſter oder Wiedehopf) ſein Neſt mit einem Holz zukeilt; der Vogel, wie er das bemerkt, fliegt alsbald fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Menſch noch immer vergeblich geſucht

hat. Er bringt ſie im Schnabel und will ſein Neſt damit wieder öffnen, denn hält er ſie vor den Holzkeil, ſo ſpringt er heraus, wie vom ſtärkſten Schlag getrieben. Hat man ſich verſteckt und macht nun, wie er heran kommt, einen großen Lärm, ſo läßt er ſie erſchreckt fallen (man kann aber auch nur ein weißes oder rothes Tuch unter das Neſt breiten, ſo wirft er ſie darauf, ſobald er ſie gebraucht hat.) Eine ſolche Springwurzel beſaß der Hirt, ließ nun ſeine Thiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein, kamen ſie zu einer Thüre oder einem verſchloſſenen Gang, ſo mußte er ſeine Wurzel vorhalten und alsbald ſprang ſie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis ſie etwa in die Mitte des Bergs gelangten, da ſaßen noch zwei Jungfrauen und ſpannen emſig; der Böſe war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tiſch, vor dem die beiden ſaßen, feſtgebunden. Ringsum war in Körben Gold und leuchtende Edelſteine aufgehäuft und die Königstochter ſprach zu dem Schäfer, der da ſtand und die Schätze anluſterte: "nimm dir, ſo viel du willſt." Ohne Zaudern griff er hinein und füllte ſeine Taſchen, ſo viel ſie halten konnten und wie er, alſo reich beladen, wieder hinaus wollte, ſprach ſie: "aber vergiß das Beſte nicht!" Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze und glaubte ſich gar wohl verſorgt zu haben, aber es war das Spring-Wort *).

*) Der erzählende Schäfer brauchte ganz gleichbedeutend

Wie er nun hinaustrat, ohne die Wurzel, die er auf den Tiſch gelegt, ſchlug das Thor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferſe, doch ohne weitern Schaden, wiewohl er leicht ſein Leben hätte einbüßen können. Die großen Reichthümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.

10.

Fräulein von Boyneburg.

Mündlich, aus Heſſen.

Auf eine Zeit lebten auf der Boyneburg drei Fräulein zuſammen. Der jüngſten träumte in einer Nacht, es ſey in Gottes Rath beſchloſſen, daß eine von ihnen im Wetter ſollte erſchlagen werden. Morgens ſagte ſie ihren Schweſtern den Traum und als es Mittag war, ſtiegen ſchon Wolken auf, die immer größer und ſchwärzer wurden, alſo daß Abends ein ſchweres Gewitter am Himmel hinzog und ihn bald ganz zudeckte und der Donner immer näher herbei kam. Als nun das Feuer von allen Seiten herabfiel, ſagte die älteſte: "ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir iſt der Tod beſtimmt", ließ ſich einen Stuhl hinaustragen, ſaß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß der

---

die Spring-Wurzel und das Spring-Wort wie im Gefühl von der alten Verwandſchaft beider Ausdrücke.

Bliß ſie träfe. Aber es traf ſie keiner; da ſtieg am zweiten Tage die zweite herab und ſprach: "ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir iſt der Tod beſtimmt"; und ſaß den zweiten Tag und die zweite Nacht, die Blitze verſehrten ſie auch nicht, aber das Wetter wollte nicht fortziehen. Da ſprach die dritte am dritten Tage: "nun ſeh ich Gottes Willen: daß ich ſterben ſoll", da ließ ſie den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen mußte, dann machte ſie auch ihr Teſtament und ſtiftete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde geſpeiſt und beſchenkt werden ſollte. Nachdem das geſchehen war, ging ſie getroſt hinunter und ſetzte ſich nieder und nach wenigen Augenblicken fuhr auch ein Bliß auf ſie herab und tödtete ſie.

Hernach als das Schloß nicht mehr bewohnt war, iſt ſie oft als ein guter Geiſt geſehen worden. Ein armer Schäfer, der all ſein Hab und Gut verloren hatte und dem am andern Tage ſein letztes ſollte ausgepfändet werden, weidete an der Boyneburg, da ſah er im Sonnenſchein an der Schloßthüre eine ſchneeweiße Jungfrau ſitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen Knotten, die ſollten in der Sonne aufklinken. Der Schäfer verwunderte ſich, an dem einſamen Ort eine Jungfrau zu finden, trat zu ihr hin und ſprach: "ei was ſchöne Knotten!" nahm ein paar in die Hand, beſah ſie und legte ſie wieder hin. Sie ſah ihn freundlich und doch traurig an, antwortete aber nichts, da ward dem Schäfer angſt, daß

er fort ging, ohne ſich umzuſehen und die Heerde nach Haus trieb. Es waren ihm aber ein paar Knotten, als er darin geſtanden, neben in die Schuhe gefallen, die drückten ihn auf dem Heimweg, da ſetzte er ſich, zog den Schuh ab und wollte ſie herauswerfen, wie er hineingriff, ſo fielen ihm fünf oder ſechs Goldkörner in die Hand. Der Schäfer eilte zur Boyneburg zurück, aber die weiße Jungfrau war ſammt den Knotten verſchwunden; doch konnte er ſich mit dem Golde ſchuldenfrei machen und ſeinen Haushalt wieder einrichten.

Viele Schätze ſollen in der Burg noch verborgen liegen. Ein Mann war glücklich und ſah in der Mauer ein Schubfach; als er es aufzog, war es ganz voll Gold. Eine Wittwe hatte nur eine Kuh und Ziege und weil an der Boyneburg ſchöne Heiterneſſeln wachſen, wollte ſie davon zum Futter abſchneiden, wie ſie aber eben nach einem Strauch packte, glitt ſie aus und fiel tief hinab. Sie ſchrie und rief nach Hilfe, es war aber niemand mehr in der einſamen Gegend, bis Abends ihre Kinder, denen Angſt geworden war, herbei kamen und ihre Stimme hörten. Sie zogen ſie an Stricken herauf und nun erzählte ſie ihnen, tief da unten ſey ſie vor ein Gitter gefallen, dahinter habe ſie einen Tiſch geſehen, der mit Reichthümern und Silberzeug ganz beladen geweſen.

11.

Der Piel-Berg.

Prätorius Glücks-Topf S. 506.

Bei Annaberg in Meiſſen, liegt vor der Stadt ein hoher Berg, der Piel-Berg genannt, darauf ſoll vor Zeiten eine ſchöne Jungfrau verbannt und verwünſcht ſeyn, die ſich noch öfters um Mittag, weshalb ſich dann niemand dort darf ſehen laſſen, in köſtlicher Geſtalt, mit prächtigen, gelben, hinter ſich geſchlagenen Haaren zeigt.

12.

Die Schloß-Jungfrau.

Falkenſtein thüring. Chronik I. 172.

Auf dem Schloßberg unweit Ordruf in Thüringen ſoll ſich manchmal eine Jungfrau ſehen laſſen, welche ein großes Gebund Schlüſſel anhängen hat. Sie kommt dann allezeit um zwölf Uhr Mittags vom Berg herab und geht nach dem unten im Thal befindlichen Hierlings- oder Hörlings-Brunn und badet ſich in demſelben, worauf ſie wiederum den Berg hinaufſteigt. Einige wollen ſie genau geſehen und betrachtet haben.

13.

Die Schlangen-Jungfrau.

Prätor. Weltbeſchr. I. 661 - 663.
Seyfried in medulla. p. 477. 478.
Kornemann mons Veneris c. 34. p. 189 - 192.

Um das Jahr 1520 war einer zu Baſel im Schweizerlande mit Namen Leonhard, ſonſt gemeinlich Lienimann genannt, eines Schneiders Sohn, ein alberner und einfältiger Menſch, und dem dazu das Reden, weil er ſtammerte, übel abging. Dieſer war in das Schlauf-Gewölbe oder den Gang, welcher zu Augſt über Baſel unter der Erde her ſich erſtreckt, ein- und darin viel weiter, als jemals einem Menſchen möglich geweſen, fortgegangen und hinein gekommen und hat von wunderbarlichen Händeln und Geſchichten zu reden wiſſen. Denn er erzählt und es gibt noch Leute, die es aus ſeinem Munde gehört haben, er habe ein geweihtes Wachslicht genommen und angezündet und ſey mit dieſem in die Höhle eingegangen. Da hätte er erſtlich durch eine eiſerne Pforte und darnach aus einem Gewölbe in das andere, endlich auch durch etliche gar ſchöne und luſtige grüne Gärten gehen müſſen. In der Mitte aber ſtünde ein herrlich und wohlgebautes Schloß oder Fürſtenhaus, darin wäre eine gar ſchöne Jungfrau mit menſchlichem Leibe bis zum Nabel, die trüge auf ihrem Haupt eine Krone von Gold und ihre Haare hätte ſie zu Felde geſchlagen; unten vom Nabel

an wäre ſie aber eine gräuliche Schlange. Von derſelben Jungfrau wäre er bei der Hand zu einem eiſernen Kaſten geführt worden, auf welchem zwei ſchwarze bellende Hunde gelegen, alſo daß ſich niemand dem Kaſten nähern dürfen, ſie aber hätte ihm die Hunde geſtillt und im Zaum gehalten, und er ohne alle Hinderung hinzugehen können. Darnach hätte ſie einen Bund Schlüſſel, den ſie am Hals getragen, abgenommen, den Kaſten aufgeſchloſſen, ſilberne und andere Münzen heraus geholt. Davon ihm dann die Jungfrau nicht wenig aus ſonderlicher Mildigkeit geſchenkt, welche er mit ſich aus der Schluft gebracht; wie er denn auch ſelbige vorgezeigt und ſehen laſſen. Auch habe die Jungfrau zu ihm geſprochen, ſie ſey von königlichem Stamme und Geſchlecht geboren, aber alſo in ein Ungeheuer verwünſcht und verflucht, und könne durch nichts erlöſt werden, als wenn ſie von einem Jüngling, deſſen Keuſchheit rein und unverletzt wäre, dreimal geküßt werde; dann würde ſie ihre vorige Geſtalt wieder erlangen. Ihrem Erlöſer wolle ſie dafür den ganzen Schatz, der an dem Orte verborgen gehalten würde, geben und überantworten. Er erzählte weiter, daß er die Jungfrau bereits zweimal geküßt, da ſie denn alle beide Mal, vor großer Freude der unverhofften Erlöſung, mit ſo gräulichen Gebärden ſich erzeigt, daß er ſich gefürchtet und nicht anders gemeint, ſie würde ihn lebendig zerreißen; daher er zum drittenmal ſie zu küſſen nicht gewagt, ſondern weggegangen wäre. Hernach hat es ſich begeben, daß ihn etliche in ein Schand-Haus mit-

genommen, wo er mit einem leichtſinnigen Weibe geſündigt. Alſo vom Laſter befleckt, hat er nie wieder den Eingang zu der Schlaf-Höhle finden können; welches er zum öftern mit Weinen beklagt.

14. Das ſchwere Kind.

Bräuner's Curioſit. 274.

Im Jahr 1686. am achten Juni erblickten zwei Edelleute auf dem Wege nach Chur in der Schweiz an einem Buſch ein kleines Kind liegen, das in Linnen eingewickelt war. Der eine hatte Mitleiden, hieß ſeinen Diener abſteigen und das Kind aufheben, damit man es ins nächſte Dorf mitnehmen und Sorge für es tragen könnte. Als dieſer abgeſtiegen war, das Kind angefaßt hatte und aufheben wollte, war er es nicht vermögend. Die zwei Edelleute verwunderten ſich hierüber und befahlen dem andern Diener, auch abzuſitzen und zu helfen. Aber beide mit geſammter Hand waren nicht ſo mächtig, es nur von der Stelle zu rücken. Nachdem ſie es lange verſucht, hin und her gehoben und gezogen, hat das Kind anfangen zu ſprechen und geſagt: „laßet mich liegen, denn ihr könnt mich doch nicht von der Erde wegbringen. Das aber will ich euch ſagen, daß dies ein köſtliches und fruchtbares Jahr ſeyn wird, aber wenig Menſchen werden es erleben." Sobald es dieſe Worte ausgeredet hatte, verſchwand es. Die beiden

Edelleute legten nebſt ihren Dienern ihre Ausſage bey dem Rath zu Chur nieder.

15. Der alte Weinkeller bei Salurn.

Nachr. von Geiſtern. Frankf. 1737. S. 66–73.

Auf dem Rathhauſe des tyroler Fleckens Salurn, an der Etſch, werden zwei alte Flaſchen vorgezeigt und davon erzählt: Im Jahr 1688. ging Chriſtoph Patzeber von St. Michael nach Salurn in Verrichtungen und wie er bei den Trümmern der alten ſalurner Burg vorüberkam, wandelte ihn Luſt an, das Gemäuer näher zu betrachten. Er ſah ſich im obern Theil um und fand ungefähr eine unterirdiſche Treppe, welche aber ganz hell ſchien, ſo daß er hinabſtieg, und in einen anſehnlichen Keller gelangte, zu deſſen beiden Seiten er große Fäſſer liegen ſah. Der Sonnenſtrahl fiel durch die Ritzen, er konnte deutlich achtzehn Gefäße zählen, deren jedes ihm däuchte funfzig Irten zu halten; an denen die vorn ſtanden, fehlte weder Hahn noch Krahn und als der Bürger vorwitzig umdrehte, ſah er mit Verwunderung einen Wein, köſtlich wie Oel, fließen. Er koſtete das Getränk und fand es von ſolchem herrlichen Geſchmack, als er Zeitlebens nicht über die Zunge gebracht hatte. Gern hätte er für Weib und Kind davon mitgenommen, wenn ihm ein Geſchirr zu Handen geweſen wäre; die gemeine Sage fiel ihm ein von dieſem

Schloß, das ſchon manchen Menſchen unſchuldigerweiſe reich gemacht haben ſollte, und er ſann hin und her, ob er nicht durch dieſen Fund glücklich werden möchte. Er ſchlug daher den Weg nach der Stadt ein, vollbrachte ſein Geſchäft und kaufte ſich zwei große irdene Flaſchen nebſt Trichter und verfügte ſich noch vor Sonnenuntergang in das alte Schloß, wo er alles gerade ſo wiederfand, als das erſtemal. Ungeſäumt füllte er ſeine beiden Flaſchen mit Wein, welche etwa zwanzig Maaß faſſen konnten, hierauf wollte er den Keller verlaſſen. Aber im Umdrehen ſah er plötzlich an der Treppe, alſo daß ſie ihm den Gang ſperrten, drei alte Männer an einem kleinen Tiſche ſitzen, vor ihnen lag eine ſchwarze mit Kreide beſchriebene Tafel. Der Bürger erſchrak heftig, hätte gern allen Wein im Stich gelaſſen, hub an inbrünſtig zu beten und die Kellerherrn um Verzeihung zu bitten. Da ſprach einer aus den dreien, welcher einen langen Bart, eine Ledermütze auf dem Haupt und einen ſchwarzen Rock anhatte: komm ſo oft du wilt, ſo ſollſt du allzeit erhalten, was dir und den deinen vonnöthen iſt. Hierauf verſchwand das ganze Geſicht. Patzeber konnte frei und ungehindert fortgehen und gelangte glücklich heim zu ſeinem Weibe, dem er alles erzählte, was ihm begegnet war. Anfangs verabſcheute die Frau dieſen Wein, als ſie aber ſah, wie ohne Schaden ſich ihr Hauswirth daran labte, verſuchte ſie ihn auch und gab allen ihren Hausgenoſſen deſſen zu trinken. Als nun der Vorrath all wurde, nahm er getroſt die zwei irdenen Krüge, ging wieder

in den Keller und füllte von neuem und das geſchah etlichemal ein ganzes Jahr durch; dieſer Trunk, der einer kaiſerlichen Tafel wohl geſtanden hätte, koſtete ihn keinen Heller. Einmal aber beſuchten ihn drei Nachbaren, denen er von ſeinem Gnadentrunk zubrachte, und die ihn ſo trefflich fanden, daß ſie Verdacht ſchöpften und argwohnten, er ſey auf unrechtem Wege dazu gekommen. Weil ſie ihm ohnedeß feind waren, gingen ſie aufs Rathhaus und verklagten ihn, der Bürger erſchien und verhehlte nicht, wie er zu dem Wein gelangt war, obgleich er innerlich dachte, daß er nun den letzten geholt haben würde. Der Rath ließ von dem Wein vor Gericht bringen und befand einſtimmig, daß dergleichen im Lande nirgends anzutreffen wäre. Alſo mußten ſie zwar den Mann nach abgelegtem Eid heim entlaſſen, gaben ihm aber auf, mit ſeinen Flaſchen nochmals den vorigen Weg zu unternehmen. Er machte ſich auch dahin, aber weder Treppe noch Keller war dort zu ſpüren und er empfing unſichtbare Schläge, die ihn betäubt und halbtodt zu Boden ſtreckten. Als er ſo lange Zeit lag, bedäuchte ihn den vorigen Keller, aber fern in einer Tiefe, zu erblicken, die drei Männer ſaßen wieder da und kreideten ſtill und ſchweigend bei einer hellen Lampe auf dem Tiſch, als hätten ſie eine wichtige Rechnung zu ſchließen; zuletzt wiſchten ſie alle Ziffern aus und zogen ein Creuz über die ganze Tafel, welche ſie hernach bei Seite ſtellten. Einer ſtand auf, öffnete drei Schlöſſer an einer eiſernen Thür und man hörte Geld klingen. Auf

einer anderen Treppe kam dann dieſer alte Mann heraus zu dem auf der Erde liegenden Bürger, zählte ihm 30 Thaler in den Hut, ließ aber nicht den geringſten Laut von ſich hören. Hiermit verſchwand das Geſicht und die ſalurner Uhr aus der Ferne ſchlug eilf. Der Bürger raffte ſich auf und kroch aus den Mauern, auf der Höhe ſah er einen ganzen Leichenzug mit Lichtern vorbeiwallen und deutete das auf ſeinen eigenen Tod. Inzwiſchen kam er nach und nach auf die Landſtraße und wartete auf Leute, die ihn nach Haus ſchleppten. Darauf berichtete er dem Rath den ganzen Verlauf und die 30 alten Thaler bewieſen deutlich, daß ſie ihm von keiner oberirdiſchen Hand waren gegeben worden. Man ſandte des folgenden Tags acht *beherzte* Männer aus zu der Stelle, die gleichwohl nicht die mindeſte Spuren entdeckten, außer in einer Ecke der Trümmer die beiden irdenen Flaſchen liegen fanden und zum Wahrzeichen mitbrachten. Der Patzeber ſtarb zehen Tage darauf und mußte die Weinzeche mit ſeinem Leben zahlen; das gemachte große Creuz hatte die Zahl der zehn Tage vielleicht vorbedeutet.

16.

Hünen-Spiel.

Mündlich, aus dem Corvei'ſchen.

Bei Hörter liegen der Brunsberg und Wiltberg, auf welchen die Sachſen im Kampf mit Carl dem Gro-

ßen ſollen ihre Burgen gehabt haben. Nach der Sage des Volks wohnten dort ehedem Hünen, die ſo groß waren, daß ſie ſich Morgens aus ihren Fenſtern grüßend die Hände herüber und hinüber reichten. Sie warfen ſich auch, als Ballſpiel, Kugeln zu und ließen ſie hin und her fliegen. Einmal fiel eine ſolche Kugel mitten ins Thal herab und ſchlug ein gewaltiges Loch in den Erdboden, das man noch heute ſieht.

17.

Das Rieſen-Spielzeug.

Mündlich von einem Förſter.

Im Elſaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berg bei einem Waſſerfall liegt, waren die Ritter vorzeiten große Rieſen. Einmal ging das Rieſen-Fräulein herab ins Thal, wollte ſehen, wie es da unten wäre und kam bis faſt nach Haslach auf ein vor dem Wald gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern beſtellt ward. Es blieb vor Verwunderung ſtehen und ſchaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas neues war. "Ei, ſprach ſie, und ging herzu, das nehm ich mir mit." Da kniete ſie nieder zur Erde, ſpreitete ihre Schürze aus, ſtrich mit der Hand über das Feld, fing alles zuſammen und thats hinein. Nun lief ſie ganz vergnügt nach Haus, den Felſen hinaufſpringend, wo der Berg ſo jäh iſt,

daß ein Menſch mühſam klettern muß, da that ſie einen Schritt und war droben.

Der Ritter ſaß gerad am Tiſch, als ſie eintrat. „Ei, mein Kind, ſprach er, was bringſt du da, die Freude ſchaut dir ja aus den Augen heraus.“ Sie machte geſchwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was haſt du ſo Zappeliches darin?“ „Ei Vater, gar zu artiges Spielding! ſo was ſchönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt.“ Darauf nahm ſie eins nach dem andern heraus und ſtellte es auf den Tiſch: den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, ſchaute es an, lachte und ſchlug vor Freude in die Hände, wie ſich das kleine Weſen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber ſprach: „Kind, das iſt kein Spielzeug, da haſt du was ſchönes angeſtiftet! Geh nur gleich und trags wieder hinab ins Thal.“ Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir iſt der Bauer kein Spielzeug, ſagt der Ritter ernſthaftig, ich leids nicht, daß du mir murrſt, kram alles ſachte wieder ein und trags an den nämlichen Platz, wo du's genommen haſt. Baut der Bauer nicht ſein Akkerfeld, ſo haben wir Rieſen auf unſerm Felſen-Neſt nichts zu leben.“

18.

Rieſe Einheer.

Aventin Bair. Chronik. Frankf. 1570. S. 285 b.

Zu Zeiten Carls des Großen lebt ein Rieſ' und Recke, hieß Einheer, war ein Schwab, bürtig aus

Thurgau, jetzund Schweitz, der wuthe (wadete) über alle Waſſer, dorft (braucht) über keine Brücke gehen, zoge ſein Pferd bei dem Schwanz hernach, ſagt allzeit: "nun Geſell, du mußt auch hernach!" Dieſer reiſet auch in dieſen Kaiſer-Carls-Kriegen wider die Winden (Wenden) und Haunen (Hunnen); er mähet die Leut, gleich wie das Gras mit einer Senſen, alle nieder, hängt ſie an den Spieß, trugs über die Achſeln wie Haſen und Füchs, und da er wieder heim kam und ihn ſeine gute Geſellen und Nachbarn fragten, was er ausgerichtet hätte? wie es ihm im Kriege gegangen wäre? ſagt er aus Unmuth und Zorn: "was ſoll ich viel von dieſen Fröſchlein ſagen! ich trug ihr ſieben oder acht am Spieß über die Achſel, weiß nicht, was ſie quacken, iſt der Mühe nicht werth, daß der Kaiſer ſo viel Volks wider ſolche Kröten und Würmlein zuſammenbracht, ich wollts viel leichter zu wegen gebracht haben!" — Dieſen Rieſen nennt man Einheer, daß (weil) er ſich in Kriegen ſchier einem Heer vergleicht und alſo viel ausrichtet. Es flohen ihm die Feinde, Winden und Haunen, meinten, es wär der leidige Teufel.

19.

Rieſen-Säulen.

Winkelmann's heſſiſche Chronik. S. 32.
Meliſſantes in Orograph. bei Malchen-Berg.

Bei Miltenberg oder Kleinen-Haubach auf einem hohen Gebürg im Walde ſind neun gewaltige, große,

ſteinerne Säulen zu ſehen und daran die Handgriffe, wie ſie von den Rieſen im Arbeiten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen; ſolches haben die alten Leute je nach und nach ihren Kindern erzählt, auch daß in dieſer Gegend vor Zeiten viele Rieſen ſich aufgehalten.

20.

Der Köterberg.

Mündlich von einem darauf hütenden Schäfer.

Der Köterberg, (an der Gränze des Paderbornſchen, Lippeſchen und Corveiſchen) war ſonſt der Götzenberg *genannt*, weil die Götter der Heiden da angebätet *wurden*. Er iſt innen voll Gold und Schätze, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Auf der nördlichen Seite ſind Höhlen, da fand einmal ein Schäfer den Eingang und die Thüre zu den Schätzen, aber wie er eingehen wollte, in demſelben Augenblick kam ein ganz blutiger, entſetzlicher Mann übers Feld daher gelaufen und erſchreckte und verſcheuchte ihn. Südlich auf einem waldbewachſenen Hügel am Fuße des Berges ſtand die Harzburg, wovon die Mauern noch zu ſehen und noch vor kurzem Schlüſſel gefunden ſind. Darin wohnten Hünen und gegenüber, auf dem zwei Stunde fernen Zierenberg, ſtand eine andere Hünenburg. Da warfen die Rieſen ſich oft Hämmer herüber und hinüber.

21.

Geroldseck.

Philand. v. Sittewald Geſichte. Straßb. 1665. S. 32. 33.

Geroldseck, ein altes Schloß im Wasgau, von dem man vor Jahren her viel Abentheuer erzählen hören: daß nämlich die uralten deutſchen Helden, die Könige Arioviſt, Herman, Witechind, der hürnen Siegfried und viele andere in demſelben Schloſſe zu gewiſſer Zeit des Jahrs geſehen würden; welche, wann die Deutſchen in den höchſten Nöthen und am Untergang ſeyn würden, wieder da heraus und mit etlichen alten deutſchen Völkern denſelben zu Hilf erſcheinen ſollten.

22.

Kaiſer Karl zu Nürnberg.

Meliſſantes Orogr. Francof. 1715. p. 533.
vgl. Struve hiſt. polit. Archiv I. p. 14.

Die Sage geht, daß Karl der Große ſich zu Nürnberg auf der Burg in den tiefen Brunnen verflucht habe und daſelbſt aufhalte. Sein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, vor welchem er ſitzt.

23.

Friedrich Rothbart auf dem Kyfhäuſer.

Agricola Sprüchwort 710.
Melissantes Orogr. v. Kyffhausen.
Tenzel monatl. Unterr. 1689. S. 719. 720.
Prätorius Alectryomantia p. 69.
Deſſen Weltbeſchr. I. 306. 307.

Von dieſem Kaiſer gehen viele Sagen im Schwange. Er ſoll noch nicht todt ſeyn, ſondern bis zum jüngſten Tage leben, auch kein rechter Kaiſer nach ihm mehr aufgekommen. Bis dahin ſitzt er verholen in dem Berg Kyfhauſen und wann er hervorkommt, wird er ſeinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine beßre Zeit werden. Zuweilen redet er mit den Leuten, die in den Berg kommen, zuweilen läßt er ſich auswärts ſehen. Gewöhnlich ſitzt er auf der Bank an dem runden ſteinernen Tiſch, hält den Kopf in der Hand und ſchläft, mit dem Haupt nickt er ſtetig und zwinkert mit den Augen. Der Bart iſt ihm groß gewachſen, nach einigen durch den ſteinernen Tiſch, nach andern um den Tiſch herum, dergeſtalt daß er dreimal um die Rundung reichen muß, bis zu ſeinem Aufwachen, jetzt aber geht er erſt zweimal darum.

Ein Bauer, der 1669 aus dem Dorf Reblingen Korn nach Nordhauſen fahren wollte, wurde von einem kleinen Männchen in den Berg geführt, mußte ſein Korn ausſchütten und ſich dafür die Säcke mit Gold

füllen. Dieſer ſah nun den Kaiſer ſitzen, aber ganz unbeweglich.

Auch einen Schäfer führte ein Zwerg hinein, da ſtand der Kaiſer auf und fragte: fliegen die Raben noch um den Berg? Und auf die Bejahung des Schäfers rief er: nun muß ich noch hundert Jahre länger ſchlafen.

24. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.

Brixener Volksbuch vom Untersberg S. 38. 39.

Bei Salzburg auf dem ſogenannten Walſerfeld ſoll dermaleinſt eine ſchreckliche Schlacht geſchehen, wo alles hinzulaufen und ein ſo furchtbares Blutbad ſeyn wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuh rinnt. Da werden die böſen von den guten Menſchen erſchlagen werden. Auf dieſem Walſerfeld ſteht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieſer letzten Schlacht; ſchon dreimal wurde er umgehauen, aber ſeine Wurzel ſchlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommner Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr ſtehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und wann er Früchte trägt, wird ſie anheben. Dann wird der Baierfürſt ſeinen Wappenſchild daran aufhängen und niemand wiſſen, was es zu bedeuten hat.

25.

Der verzauberte König zu Schildheiß.

Volksbuch vom Ritter Eginhard. S. 42 ff.

Das alte Schloß Schildheiß, in einer wüſten Wald- und Berggegend von Deutſchböhmen ſollte aufs neue gebaut und wiederhergeſtellt werden. Als die Werkmeiſter und Bauleute die Trümmer und Grundfeſten unterſuchten, fanden ſie Gänge, Keller und Gewölbe unter der Erden in großer Menge, mehr als ſie gedacht, in einem Gewölbe ſaß ein gewaltiger König im Seſſel, glänzend und ſchimmernd von Edelgeſtein und ihm zur Rechten ſtund unbeweglich eine holdſelige Jungfrau, die hielt dem König das Haupt, gleich als ruhete es drinnen. Als ſie nun vorwitzig und beutegierig näher traten, wandelte ſich die Jungfrau in eine Schlange, die Feuer ſpie, ſo daß alle weichen mußten. Sie berichteten aber ihren Herrn von der Begebenheit, welcher alsbald vor das bezeichnete Gewölbe ging und die Jungfrau bitterlich ſeufzen hörte. Nachher trat er mit ſeinem Hund in die Höhle, in der ſich Feuer und Rauch erzeigte, ſo daß der Ritter etwas zurückwich und ſeinen Hund der vorausgelaufen war, für verloren hielt. Das Feuer verloſch und wie er ſich von neuem näherte, ſah er daß die Jungfrau ſeinen Hund unbeſchädigt im Arme hielt und eine Schrift an der Wand, die ihm Verderben drohte. Sein Muth trieb ihn aber nachher dennoch an, das Abentheuer zu wagen und er wurde von den Flammen verſchlungen.

26.

Kaiſer Carl V. Auszug.

Mündlich, aus Heſſen.

Zwiſchen Gudensberg und Beſſe in Heſſen liegt der Odenberg, in welchem Kaiſer Carl der Fünfte mit ſeinem ganzen Heer verſunken iſt. Ehe ein Krieg ausbricht, thut ſich der Berg auf, Kaiſer Carl kommt hervor, ſtößt in ſein Hüft-Horn und zieht nun mit ſeinem ganzen Heer aus in einen andern Berg.

27.

Der Unterberg.

Sagen der Vorzeit oder ausführliche Beſchreibung von dem berühmten ſalzburgiſchen Untersberg oder Wunderberg, wie ſolche Lazarus Gitſchner vor ſeinem Tode geoffenbart. Brixen 1782. Volksbuch.

Franz Sartori Naturwunder des öſtreich. Kaiſerthums. Wien 1807. 1. Nro. 7.

Der Unterberg oder Wunderberg liegt eine kleine deutſche Meile von der Stadt Salzburg an dem grundloſen Moos, wo vor Zeiten die Hauptſtadt Helfenburg ſoll geſtanden haben. Er iſt im Innern ganz ausgehöhlt, mit Paläſten, Kirchen, Klöſtern, Gärten, Gold- und Silber-Quellen verſehen. Kleine Männlein bewahren die Schätze und wanderten ſonſt oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daſelbſt Gottesdienſt zu halten.

28.

28.

Kaiſer Karl im Unterberg.

Brixener Volksbuch von 1782. S. 28. 29.

In dem Wunderberg ſitzt außer andern fürſtlichen und vornehmen Herrn auch Kaiſer Karl, mit goldner Krone auf dem Haupt und ſeinen Scepter in der Hand. Auf dem großen Welſerfeld wurde er verzückt und hat noch ganz ſeine Geſtalt behalten, wie er ſie auf der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart iſt grau und lang gewachſen und bedeckt ihm das goldne Bruſtſtück ſeiner Kleidung ganz und gar. An Feſt- und Ehrentagen wird der Bart auf zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andere auf der linken, mit einem koſtbaren Perlenband umwunden. Der Kaiſer hat ein ſcharfes und tiefſinniges Angeſicht und erzeigt ſich freundlich und gemeinſchaftlich gegen alle Untergebenen, die da mit ihm auf einer ſchönen Wieſe hin und her gehen. Warum er ſich da aufhält und was ſeines Thuns iſt, weiß niemand und ſteht bei den Geheimniſſen Gottes.

Franz Sartori erzählt, daß Kaiſer Karl der Fünfte, nach andern aber Friedrich an einem Tiſch ſitzt, um den ſein Bart ſchon mehr denn zweimal herumgewachſen iſt. So wie der Bart zum drittenmal die letzte Ecke deſſelben erreicht haben wird, tritt dieſer Welt letzte Zeit ein. Der Antichriſt erſcheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelpoſaunen ertönen und der jüngſte Tag iſt angebrochen.

29.
Der Scherfenberger und der Zwerg.

Aus Ottokar von Horneck. Cap. 573 — 80. S. 539 a. — 544 a.

Mainhard, Graf von Tirol, der auf Befehl des Kaiſers Rudolf von Habsburg Steier und Kärnthen erobert hatte und zum Herzoge von Kärnthen ernannt war, lebte mit dem Grafen Ulrich von Heunburg in Fehde. Zu dieſem ſchlug ſich auch Wilhelm von Scherfenberg, treulos und undankbar gegen Mainhard. Hernach in dem Kampfe ward er vermißt und Conrad von Aufenſtein, der für Mainhard geſtritten hatte, ſuchte ihn auf.

Sie fanden aber den Scherfenberger im Sande liegen von einem Speer durchſtochen, und hatte er da ſieben Wunden, doch nur eine Pein. Der Aufenſteiner fragte ihn, ob er der Herr Wilhelm wäre. "Ja, und ſeyd Ihrs, der Aufenſteiner, ſo ſtehet hernieder zu mir." Da ſprach der Scherfenberger mit krankem Munde: "nehmt dieſes Fingerlein; derweil es in eurer Gewalt iſt, zerrinnet Euch Reichthum und weltliche Ehre nimmermehr;" damit reichte er es ihm von der Hand. Indem kam auch Heinrich der Told geritten und hörte, daß es der Scherfenberger war, der da lag. "So iſt es der, ſprach er, welcher ſeine Treue an meinem Herrn gebrochen, das rächt nun Gott an ihm in dieſer Stund." Ein Knecht mußte den todtwunden auf ein Pferd legen, aber er ſtarb darauf. Da machte der Told, daß man ihn wieder herab legte, wo er vorher

gelegen war. Darnach ward der Scherfenberger beklagt von Männern und Weibern; mit dem Ring aber, den er dem Aufenſteiner gegeben, war es auf folgende Weiſe zugegangen.

Eines Tages ſah der Scherfenberger von ſeiner Burg auf dem Feld eine ſeltſame Augenweide. Auf vier langen vergüldeten Stangen trugen vier Zwerge einen Himmel von klarem und edlem Tuche. Darunter ritt ein Zwerg, eine goldne Krone auf dem Häuptlein, und in allen Gebärden als ein König. Sattel und Zaum des Pferdes war mit Gold beſchlagen, Edelſteine lagen darin und ſo war auch alles Gewand beſchaffen. Der Scherfenberger ſtand und ſah es an, endlich ritt er hin und nahm ſeinen Hut ab. Der Zwerg gab ihm guten Morgen und ſprach: „Wilhelm, Gott grüß Euch!" „Woher kennt Ihr mich?" antwortete der Scherfenberger. „Laß dir nicht leid ſeyn, ſprach der Zwerg, daß du mir bekannt biſt und ich deinen Namen nenne; ich ſuche deine Mannheit und deine Treue, von der mir ſo viel geſagt iſt. Ein gewaltiger König iſt mein Genoſſe um ein großes Land, darum führen wir Krieg und er will mirs mit Liſt angewinnen. Ueber ſechs Wochen iſt ein Kampf zwiſchen uns geſprochen, mein Feind aber iſt mir zu groß, da haben alle meine Freunde mir gerathen, dich zu gewinnen. Willſt du dich des Kampfes unterwinden, ſo will ich dich alſo ſtark machen, daß, ob er einen Rieſen brächte, dirs doch gelingen ſoll. Wiſſe, guter Held, ich bewahre dich mit einem Gürtel, der dir zwanzig Männer Stär-

ke gibt.“ Der Scherfenberger antwortete: „weil du mir ſo wohl trauſt und auf meine Mannheit dich verläßt, ſo will ich zu deinem Dienſte ſeyn, wie es auch mit mir gehen wird, es ſoll alles gewagt werden.“ Der Zwerg ſprach: „fürchte dich nicht, Herr Wilhelm, als wäre ich ungeheuer, nein, mir wohnt chriſtlicher Glaube an die Dreifaltigkeit bei und daß Gott von einer Jungfrau menſchlich geboren wurde.“ Darüber ward der Scherfenberger froh und verſprach, wo nicht Tod oder Krankheit ihn abhalte, daß er zu rechter Stunde kommen wollte. „So kommt mit Roß, Rüſtung und einem Knaben an dieſe Stätte hier, ſagt aber niemanden etwas davon, auch Euerm Weibe nicht, ſonſt iſt das Ding verloren.“ Da beſchwur der Scherfenberger alles. „Sieh hin, ſprach nun das Gezwerg, dies Fingerlein ſoll unſerer Rede Zeuge ſeyn; du ſollſt es mit Freuden beſitzen, denn lebteſt du tauſend Jahre, ſo lang du es haſt, zerrinnet dir dein Gut nimmermehr. Darum ſey hohen Muthes und halt deine Treue an mir.“ Damit ging es über die Heide und der Scherfenberger ſah ihm nach, bis es in den Berg verſchwand.

Als er nach Haus kam, war das Eſſen bereit und jedermann fragte, wo er geweſen wäre, er aber ſagte nichts, doch konnt er von Stund an nicht mehr ſo fröhlich gebaren wie ſonſt. Er ließ ſein Roß beſorgen, ſein Panzerhemd beſſern, ſchickte nach dem Beichtiger, that heimlich lautere Beichte und nahm darnach mit Andacht des Herren Leib. Die Frau ſuchte von dem

Beichtiger die Wahrheit an den Sachen zu erfahren, aber der wies ſie ernſtlich ab. Da beſchickte ſie vier ihrer beſten Freunde, die führten den Prieſter in eine Kammer, ſetzten ihm das Meſſer an den Hals und drohten ihm auf den Tod, bis er ſagte, was er gehört hatte.

Als die Frau es nun erfahren, ließ ſie die nächſten Freunde des Scherfenberger kommen, die mußten ihn heimlich nehmen und um ſeinen Vorſatz fragen. Als er aber nichts entdecken wollte, ſagten ſie ihm vor den Mund, daß ſie alles wüßten, und als er es an ihren Reden ſah, da bekannte er allererſt die Wahrheit. Nun begannen ſie ſeinen Vorſatz zu ſchwächen und baten ihn höchlich, daß er von der Fahrt ablaſſe. Er aber wollt ſeine Treue nicht brechen und ſprach, wo er das thue, nehme er fürder an allem Gut ab. Sein Weib aber tröſtete ihn und ließ nicht nach, bis ſie ihn mit großer Bitte überredete, da zu bleiben; doch war er unfroh.

Darauf über ein halbes Jahr ritt er eines Tages zu ſeiner Feſte Landstrotz hinter den ſeinigen zu allerletzt. Da kam der Zwerg neben zu ihm und ſprach: "wer Eure Mannheit rühmt, der hat gelogen! wie habt Ihr mich hintergangen und verrathen! Ihr habt an mir verdient Gottes und guter Weiber Haß. Auch ſollt Ihr wiſſen, daß Ihr in Zukunft ſieglos ſeyd und wäre das gute Ringlein nicht, daß ich Euch leider gegeben habe, Ihr müßtet mit Weib und Kind in Armuth leben." Da griff der Zwerg ihm an die Hand

und wollts ihm abzucken, aber der Scherfenberger zog die Hand zurück und ſteckte ſie in die Bruſt; dann ritt er von ihm über das Feld fort. Die vor ihm waren, die hatten alle nichts geſehen.

30.
Das ſtille Volk zu Pleſſe.

Joh. Letzner pleſſiſches Stammbuch.
Wunderbare Begebenheiten eines göttingiſchen Studenten auf dem alten Schloſſe Pleſſe. 1744. S. 15 ff.

Auf dem heſſiſchen Bergſchloß Pleſſe ſind im Felſen mancherlei Quellen, Brunnen, Schluchten und Höhlen, wo der Sage nach Zwerge wohnen und hauſen ſollen, die man das ſtille Volk nennt. Sie ſind ſchweigſam und gutthätig, dienen den Menſchen gern, die ihnen gefallen. Geſchieht ihnen ein Leid an, ſo laſſen ſie ihren Zorn doch nicht am Menſchen aus, ſondern rächen ſich am Vieh, das ſie plagen. Eigentlich hat dies unterirdiſche Geſchlecht keine Gemeinſchaft mit den Menſchen und treibt inwendig ſein Weſen, da hat es Stuben und Gemächer voll Gold und Edelgeſtein. Steht ihm ja etwas oben auf dem Erdboden zu verrichten, ſo wird das Geſchäft nicht am Tage, ſondern bei der Nacht vorgenommen. Dieſes Bergvolk iſt von Fleiſch und Bein, wie andere Menſchen, zeugt Kinder und ſtirbt; allein es hat die Gabe, ſich unſichtbar zu machen und durch Fels und Mauer eben ſo leicht zu gehen, als wir durch die Luft. Zuweilen er-

ſcheinen ſie den Menſchen, führen ſie mit in die Kluft und beſchenken ſie, wenn ſie ihnen gefallen, mit koſtbaren Sachen. Der Haupteingang iſt beim tiefen Brunnen; das nahgelegene Wirthshaus heißt: zum Rauſchenwaſſer.

31.

Des kleinen Volks Hochzeit-Feſt.

Mündlich, aus Sachſen.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachſen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüſſelloch und die Fenſter-Ritzen in den Saal und ſie ſprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbſen auf die Tenne geſchüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmel-Bette in dem Saal ſchlief und verwunderte ſich über die vielen kleinen Geſellen. Da trat einer von ihnen, geſchmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Feſt Theil zu nehmen. "Doch um eins bitten wir, ſetzte er hinzu, ihr allein ſollt zugegen ſeyn, keins von euerm Hof-Geſinde darf ſich unterſtehen, das Feſt mit anzuſchauen, auch nicht mit einem einzigen Blick." Der alte Graf antwortete freundlich: "weil ihr mich im Schlaf geſtört, ſo will ich auch mit euch ſeyn." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger ſtellten ſich auf und eine Heimchen-Muſik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim

Tanz nicht zu verlieren, das ihm ſo leicht daher ſprang und endlich ſo im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Athem kommen konnte. Mitten in dem luſtigen Tanz aber ſtand auf einmal alles ſtill, die Muſik hörte auf und der ganze Haufe eilte nach den Thürſpalten, Maus-Löchern und wo ſonſt ein Schlupf-Winkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer ſchauten aufwärts nach einer Öffnung, die ſich oben in der Decke des Saals befand und entdeckten dort das Geſicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der luſtigen Wirthſchaft herabſchaute. Darauf neigten ſie ſich vor dem Grafen und derſelbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gaſtfreundſchaft. "Weil aber, ſagte er dann, unſere Freude und unſer Hochzeit alſo iſt geſtört worden, daß noch ein anderes menſchliches Auge darauf geblickt, ſo ſoll fortan euer Geſchlecht nie mehr als ſieben Eulenburgs zählen." Darauf drängten ſie nach einander ſchnell hinaus, bald war es ſtill und der alte Graf wieder allein im finſtern Saal. Die Verwünſchung iſt bis auf gegenwärtige Zeit eingetroffen und immer einer von den ſechs lebenden Rittern von Eilenburg geſtorben, ehe der ſiebente geboren war.

32.
Steinverwandelte Zwerge.

Spieß Vorrede zum Hans Heiling.

In Böhmen nicht weit von Elnbogen liegt in einem rauhen aber ſchönen Thal, durch welches ſich die Egger

bis beinahe ans Karlsbad in mancherlei Krümmungen durchwindet, die berühmte Zwergenhöhle. Die Bewohner der benachbarten Dörfer und Städte erzählen davon folgendes. Dieſe Felſen wurden in alten Zeiten von kleinen Berg-Zwergen bewohnt, die im Stillen da ihr Weſen trieben. Sie thaten niemanden etwas zu Leid, vielmehr halfen ſie ihren Nachbarn in Noth und Trübſal. Lange Zeit wurden ſie von einem gewaltigen Geiſter-Banner beherrſcht, einmal aber, als ſie eben eine Hochzeit feiern wollten und darum zu ihrer Kirche ausgezogen waren, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte ſie in Stein oder vielmehr, da ſie unvertilgbare Geiſter waren, bannte er ſie hinein. Die Reihe dieſer Felſen heißt noch jetzt: *die verwünſchte Zwergen-Hochzeit* und man ſieht ſie in verſchiedenen Geſtalten auf den Bergſpitzen ſtehen. In der Mitte eines der Felſen zeigt man das Bild eines Zwergs, welcher, als die übrigen dem Bann entfliehen wollten, zu lange im Gemach verweilte, und, indem er aus dem Fenſter nach Hilfe umherblickte, in Stein verwandelt wurde.

Auch zeigt man auf dem Rathhauſe zu Elnbogen noch jetzt die verbannten ruchloſen und goldgeizigen Burggrafen in einem Klumpen klingenden Metall. Der Sage nach ſoll niemand, der mit einer Todſünde befleckt iſt, dieſen Klumpen in die Höhe heben können.

33.

Zwerg-Berge.

Agricola Sprüchw. Bl. 171 b.

Zu Achen iſt nicht weit von der Stadt ein Berg, deſſen Bewohner zu ihren Hochzeiten von den Städtern Keſſel, eherne Töpfe, Schüſſel und Bratſpieß entlehnen, hernachmals richtig wiederbringen. Ähnliche Zwergberge ſtehen in der Gegend von Jena und in der Grafſchaft Hohenſtein.

34.

Zwerge leihen Brot.

Joh. Wolfgang Rentſch Beſchreibung merkwürdiger Sachen und Antiquit. des Fürſtenthums Baireuth.

Der Pfarrer Hedler zu Selbitz und Marlsreuth erzählte im Jahr 1684. folgendes. Zwiſchen den zweien genannten Orten liegt im Wald eine Öffnung, die insgemein das Zwergenloch genannt wird, weil ehedeſſen und vor mehr als hundert Jahren daſelbſt Zwerge unter der Erde gewohnet, die von gewiſſen Einwohnern in Naila, die nothdürftige Nahrung zugetragen erhalten haben.

Albert Steffel ſiebenzig Jahr alt und im Jahr 1680. geſtorben, und Hans Kohmann drei und ſechzig Jahr alt und 1679. geſtorben, zwei ehrliche, glaubhafte Männer haben etlichemal ausgeſagt, Kohmanns Großvater habe einſt auf ſeinem bei dieſem Loch gelegenen Acker geak-

kert und ſein Weib ihm friſchgebackenes Brot zum Frühſtück aufs Feld gebracht und in ein Tüchlein gebunden am Rain hingelegt. Bald ſey ein Zwerg-Weiblein gegangen kommen und habe den Ackermann um ſein Brot angeſprochen: "ihr Brot ſey eben auch im Backofen, aber ihre hungrige Kinder könnten nicht darauf warten und ſie wolle es ihnen Mittags von dem ihrigen wieder erſtatten." Der Großvater habe eingewilligt, auf den Mittag ſey ſie wieder gekommen, habe ein ſehr weißes Tüchlein gebreitet und darauf einen noch warmen Laib gelegt, neben vieler Dankſagung und Bitte, er möge ohne Scheu des Brots eſſen und das Tuch wolle ſie ſchon wieder abholen. Das ſey auch geſchehen, dann habe ſie zu ihm geſagt, es würden jetzt ſo *viel Hammerwerke* errichtet, daß ſie, dadurch beunruhigt, wohl weichen und den geliebten Sitz verlaſſen müßte. Auch vertriebe ſie das Schwören und große Fluchen der Leute, wie auch die Entheiligung des Sonntags, indem die Bauern vor der Kirche ihr Feld zu beſchauen gingen, welches ganz ſündlich wäre.

Vor kurzem haben ſich an einem Sonntag mehrere Bauernknechte mit angezündeten Spänen in das Loch begeben, inwendig einen ſchon verfallenen ſehr niedrigen Gang gefunden; endlich einen weiten, fleißig in den Felſen gearbeiteten Platz, viereckig, höher als Manns hoch, auf jeder Seite viel kleine Thürlein. Darüber iſt ihnen ein Grauſen angekommen und ſind herausgegangen, ohne die Kämmerlein zu beſehen.

35.

Der Graf von Hoia.

Hammelmann oldenb. Chronik. 21. 22.
Tenzel monatl. Unterr. 1609. S. 525.
Prätorius Glückstopf 489. 490. u. Weltbeſchr. I. 95.
Bräuner's Curioſit. 622 — 624.

Es iſt einmal einem Grafen zur Hoia ein kleines Männlein in der Nacht erſchienen und wie ſich der Graf entſetzte, hat es zu ihm geſagt, er ſollte ſich nicht erſchrecken, es hätte ein Wort an ihm zu werben und zu bitten, er wolle ihm das nicht abſchlagen. Der Graf antwortete, wenn es ihm zu thun möglich und ihm und den ſeinen unbeſchwerlich wäre, ſo wollte er es gern thun. Da ſprach das Männlein: "es wollen die folgende Nacht etliche zu dir auf dein Haus kommen und Ablager halten, denen wolleſt du Küche und Saal ſo lange leihen und deinen Dienern gebieten, daß ſie ſich ſchlafen legen und keiner nach ihrem Thun und Treiben ſehe, auch keiner darum wiſſe, ohne du allein. Man wird ſich dafür dankbarlich erzeigen, du und dein Geſchlecht ſollens zu genießen haben, es ſoll auch in dem allergeringſten weder dir noch den deinen Leid geſchehen." Solches hat der Graf eingewilliget. Alſo ſind ſie folgende Nacht, gleich als mit einem reiſigen Zug, die Brücke hinauf ins Haus gezogen, allesſammt kleine Leute, wie man die Bergmännlein zu beſchreiben pflegt. Sie haben in der Küche gekocht, zugehauen und aufgegeben und hat ſich nicht anders anſehen laſſen, als wenn eine große Mahlzeit ange-

richtet wurde. Darnach faſt gegen Morgen, wie ſie wiederum ſcheiden wollen, iſt das kleine Männlein abermal zum Grafen gekommen, und hat ihm neben Dankſagung gereicht ein Schwert, ein Salamander-Laken und einen güldenen Ring, in welchem ein rother Löwe oben eingemacht; mit Anzeigung, dieſe drei Stücke ſollte er und ſeine Nachkömmlinge wohl verwahren und ſo lange ſie dieſelben bei einander hätten, würde es einig und wohl in der Grafſchaft zuſtehen; ſobald ſie aber von einander kommen würden, ſollte es ein Zeichen ſeyn, daß der Grafſchaft nichts Gutes vorhanden wäre: und iſt der rothe Löwe auch allzeit darnach, wann einer vom Stamm ſterben ſollte, erblichen.

Es ſind aber zu den Zeiten, da Graf Jobſt und ſeine Brüder unmündig waren und Franz von Halle Statthalter im Land, die beiden Stücke, als das Schwert und Salamander-Laken weggenommen, der Ring aber iſt bei der Herrſchaft geblieben, bis an ihr Ende. Wohin er aber ſeit der Zeit gekommen, weiß man nicht.

36.

Zwerge ausgetrieben.

Chriſt. Lehmann Erzgebürg. Schauplatz c. 2. S. 187. 188.

Im Erzgebürge wurden die Zwerge durch Errichtung der Hämmer und Pochwerke vertrieben. Sie beklagten ſich ſchwer darüber, äußerten jedoch, ſie woll-

ten wiederkommen, wenn die Hämmer abgingen. Unter dem Berg Sion vor Quedlinburg iſt vorzeiten ein Zwergenloch geweſen und die Zwerge haben oft den Einwohnern zu ihren Hochzeiten viel Zinnwerk und dergleichen gern vorgeliehen.

37.

Die Wichtlein.

Prätor. Weltbeſchr. I. 129—132.
Bräuner's Curioſit. 205—209.
G. Agricola de re metallica.
Valvaſſor Ehre von Crain I. 417.

Die Wichtlein oder Bergmännlein erſcheinen gewöhnlich wie die Zwerge, nur etwa dreiviertel Ehle groß. Sie haben die Geſtalt eines alten Mannes mit einem langen Bart, ſind bekleidet wie Bergleute mit einer weißen Hauptkappe am Hemd und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Sie thun den Arbeitern kein Leid, denn wenn ſie bisweilen auch mit kleinen Steinen werfen, ſo fügen ſie ihnen doch ſelten Schaden zu, es ſey denn daß ſie mit Spotten und Fluchen erzürnt und ſcheltig gemacht werden. Sie laſſen ſich vornehmlich in den Gängen ſehen, welche Erz geben oder wo gute Hoffnung dazu iſt. Daher erſchrecken die Bergleute nicht vor ihnen, ſondern halten es für eine gute Anzeige, wenn ſie erſcheinen und ſind deſto fröhlicher und fleißiger. Sie ſchweifen in den Gruben und Schachten herum und

ſcheinen gar gewaltig zu arbeiten, aber in Wahrheit thun ſie nichts. Bald iſts, als durchgrüben ſie einen Gang oder eine Ader, bald, als faßten ſie das Gegrabene in den Eimer, bald, als arbeiteten ſie an der Rolle und wollten etwas hinauf ziehen, aber ſie necken nur die Bergleute damit und machen ſie irre. Bisweilen rufen ſie, wenn man hinkommt, iſt niemand da.

Am Kuttenberg in Böhmen hat man ſie oft in großer Anzahl aus den Gruben heraus und hinein ziehen geſehen. Wenn kein Bergknappe drunten, beſonders wenn groß Unglück oder Schaden vorſtand (ſie klopfen dem Bergmann dreimal den Tod an), hat man die Wichtlein hören ſcharren, graben, ſtoßen, ſtampfen und andere Bergarbeiten mehr vorſtellen. Bisweilen auch, nach gewiſſer Maße, wie die Schmiede auf dem Ambos pflegen, das Eiſen umkehren und mit Hämmern ſchmieden. Eben in dieſem Bergwerke hörte man ſie vielmals klopfen, hämmern und picken, als ob drei oder vier Schmiede etwas ſtießen; daher ſie auch von den Böhmen Haus-Schmiedlein genannt wurden. In Idria ſtellen ihnen die Bergleute täglich ein Töpflein mit Speiſe an einen beſondern Ort. Auch kaufen ſie jährlich zu gewiſſen Zeiten ein rothes Röcklein, der Länge nach einem Knaben gerecht, und machen ihnen ein Geſchenk damit. Unterlaſſen ſie es, ſo werden die Kleinen zornig und ungnädig.

38. Beſchwörung der Bergmännlein.

Prätorius im Glückstopf. S. 177.

Zu Nürnberg iſt einer geweſen, mit Namen Paul Creuz, der eine wunderbare Beſchwörung gebraucht hat. In einen gewiſſen Plan hat er ein neues Tiſchlein geſetzt, ein weißes Tuch darauf gedeckt, zwei Milchſchüßlein drauf geſetzt, ferner: zwei Honigſchüßlein, zwei Tellerchen und neun Meſſerchen. Weiter hat er eine ſchwarze Henne genommen und ſie über einer Kohlpfanne zerriſſen, ſo daß das Blut in das Eſſen hineingetropft iſt. Hernach hat er davon ein Stück gegen Morgen, das andere gegen Abend geworfen und ſeine Beſchwörung begonnen. Wie dies geſchehen, iſt er hinter einen grünen Baum gelaufen und hat geſehen, daß zwei Bergmännlein ſich aus der Erde hervor gefunden, zu Tiſch geſetzt, und bei dem koſtbaren Rauchwerke, das auch vorhanden geweſen, gleichſam gegeſſen. Nun hat er ihnen Fragen vorgelegt, worauf ſie geantwortet; ja, wenn er das oft gethan, ſind die kleinen Geſchöpfe ſo vertraut geworden, daß ſie auch zu ihm ins Haus zu Gaſt gekommen. Hat er nicht recht aufgewartet, ſo ſind ſie entweder nicht erſchienen oder doch bald wieder verſchwunden. Er hat auch endlich ihren König zu Wege gebracht, der dann allein gekommen in einem rothen ſcharlachen Mäntlein, darunter er ein Buch gehabt, das er auf den Tiſch geworfen und ſeinem Banner erlaubt hat, ſo viel und ſo lange er

wollte

wollte drinnen zu leſen. Davon hat ſich der Menſch große Weisheit und Geheimniſſe eingebildet.

39.
Das Bergmännlein beim Tanz.

Brixener Volksbuch.

Es zeigten alte Leute mit Wahrhaftigkeit an, daß vor etlichen Jahren zu Glaß im Dorf, eine Stunde von dem Wunderberg und eine Stunde von der Stadt Salzburg, Hochzeit gehalten wurde, zu welcher gegen Abend ein Bergmännlein aus dem Wunderberge gekommen. Es ermahnte alle Gäſte, in Ehren fröhlich und luſtig zu ſeyn und verlangte, mit tanzen zu dürfen; das ihm auch nicht verweigert wurde. Alſo machte es mit einer und der andern ehrbaren Jungfrau allzeit drei Tänze und zwar mit beſonderer Zierlichkeit, ſo daß die Hochzeitgäſt mit Verwunderung und Freude zuſchauten. Nach dem Tanz bedankte es ſich und ſchenkte einem jeden der Brautleute drei Geldſtücke von einer unbekannten Geldmünze, deren jedes man zu vier Kreuzer im Werthe hielt und ermahnte ſie dabei, in Frieden und Eintracht zu hauſen, chriſtlich zu leben und bei einem frommen Wandel ihre Kinder zum Guten zu erziehen. Dieſe Münze ſollten ſie zu ihrem Geld legen und ſtets ſeiner gedenken, ſo würden ſie ſelten in Noth kommen; ſie ſollten aber dabei nicht hoffährtig werden, ſondern mit ihrem Ueberfluß ihren Nachbarn helfen.

Dieſes Bergmännlein blieb bei ihnen bis zur Nachtzeit und nahm von jedermann Trank und Speiß, die man ihm darreichte, aber nur etwas weniges. Alsdann bedankte es ſich und begehrte einen Hochzeitmann, der es über den Fluß Salzach gegen den Berg zu ſchiffen ſollte. Bei der Hochzeit war ein Schiffmann, Namens Johann Ständl, der machte ſich eilfertig auf und ſie gingen mit einander zur Ueberfahrt. Während derſelben begehrte der Schiffmann ſeinen Lohn: das Bergmännlein gab ihm in Demuth drei Pfennige. Dieſen ſchlechten Lohn verſchmähte der Fährmann ſehr, aber das Männlein gab ihm zur Antwort, er ſollte ſich das nicht verdrießen laſſen, ſondern die drei Pfennige wohl behalten, ſo würde er an ſeiner Habſchaft nicht Mangel leiden, wo er anders dem Uebermuth Einhalt thue. Zugleich gab es dem Fährmann ein kleines Steinlein, mit den Worten: "wenn du dieſes an den Hals hängſt, ſo wirſt du in dem Waſſer nicht zu Grunde gehen können." Und dieß bewährte ſich noch in demſelben Jahre. Zuletzt ermahnte es ihn zu einem frommen und demüthigen Lebenswandel und ging ſchnell von dannen.

40.

Das Keller-Männlein.

Prätorius Weltbeſchr. I. 172. 173. und nochmals 319. 320.

Im Jahr 1665. trug ſich zu Lützen folgendes zu: in einem Haus lief ein klein Männlein aus dem Kel-

ler hervor und ſprengte vor dem Haus Waſſer aus einer Kelte oder goß ſie aus. Lief darauf wieder ſtillſchweigends nach dem Keller, aber die Magd, die zugegen war, fürchtete ſich, fiel auf ihre Knie und betete einen Pſalm. Da fiel das Männlein zugleich mit ihr nieder, betete ſo lange als die Magd. Bald darauf kam Feuersbrunſt im Städtlein aus und wurden mehrere neuerbaute Häuſer in Aſche gelegt, ſelbes Haus aber blieb unverletzt übrig. Auch ſoll nach ſolchem Begebniß das Männchen noch einmal erſchienen ſeyn und geſprengt haben, allein es erfolgte an ſelbigem Orte nichts darauf.

41.

Die Ahnfrau von Ranzau.

Seyfried in medulla p. 481. Nr. 10.
vgl. Prätor. Weltbeſchr. 1. 104. 105.

In dem hollſteiniſchen adlichen Geſchlecht der von Ranzau gehet die Sage: eines mals ſey die Großmutter des Hauſes bei Nachtzeit von der Seite ihres Gemahls durch ein kleines Männlein, ſo ein Laternlein getragen, erweckt worden. Das Männlein führte ſie aus dem Schloß in einen hohlen Berg zu einem kreißenden Weib. Selbiger legte ſie auf Begehren die rechte Hand auf das Haupt, worauf das Weibchen alsbald genas. Der Führer aber führte die Ahnfrau wieder zurück ins Schloß und gab ihr ein Stück Gold zur Gabe mit dem Bedeuten, daraus dreierlei machen

zu laſſen: funfzig Rechenpfennige, einen Hering und eine Spille, nach der Zahl ihrer dreien Kinder, zweier Söhne und einer Tochter; — auch mit der Warnung: dieſe Sachen wohl zu verwahren, anſonſt ihr Geſchlecht in Abnahme fallen werde.

Vollſtändiger und genauer iſt dieſe Sage in einer franzöſiſchen Novellenſammlung enthalten, die zu Brüſſel 1711. unter dem Titel: l'amant oisif herauskam und ſteht daſelbſt in der vorletzten Erzählung p. 405 — 411. la comtesse de Falinspork (? Falkenberg), nouvelle allemande, folgendes Inhalts:

Die neuvermählte Gräfin, welche aus einem däniſchen Geſchlecht abſtammte, ruhte an ihres Gemahles Seite, als ein Rauſchen geſchah: die Bettvorhänge wurden aufgezogen und ſie ſah ein wunderbar ſchönes Fräuchen, nur ellnbogengroß mit einem Licht vor ihr ſtehen. Dieſes Fräuchen hub an zu reden: "fürchte dich nicht, ich thue dir kein Leid an, ſondern bringe dir Glück, wenn du mir die Hülfe leiſteſt, die mir Noth thut. Steh auf und folge mir, wohin ich dich leiten werde, hüte dich etwas zu eſſen von dem, was dir geboten wird, nimm auch kein ander Geſchenk an, außer das was ich dir reichen will und das kannſt du ſicher behalten."

Hierauf ging die Gräfin mit und der Weg führte unter die Erde. Sie kamen in ein Gemach, das flimmerte von Gold und Edelſtein und war erfüllt mit lauter kleinen Männern und Weibern. Nicht lange,

ſo erſchien ihr König und führte die Gräfin an ein Bett, wo die Königin in Geburtsſchmerzen lag, mit dem Erſuchen ihr beizuſtehn. Die Gräfin benahm ſich aufs beſte und die Königin wurde glücklich eines Söhnleins entbunden. Da entſtand große Freude unter den Gäſten, ſie führten die Gräfin zu einem Tiſch voll der köſtlichſten Speiſen und drangen in ſie zu eſſen. Allein ſie rührte nichts an, eben ſo wenig nahm ſie von den Edelſteinen, die in goldnen Schalen ſtanden. Endlich wurde ſie von der erſten Führerin wieder fortgeführt und in ihr Bett zurückgebracht.

Da ſprach das Bergfräuchen: "du haſt unſerm Reich einen großen Dienſt erwieſen, der ſoll dir gelohnt werden. Hier haſt du drei hölzerne Stäbe, die leg unter dein Kopfküſſen und morgen früh werden ſie in Geld verwandelt ſeyn. Daraus laß machen: aus dem erſten einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfennige, aus dem dritten eine Spindel und offenbare die ganze Geſchichte niemanden auf der Welt, außer deinem Gemahl. Ihr werdet zuſammen drei Kinder zeugen, die die drei Zweige eures Hauſes ſeyn werden. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und ſeine Nachkommen; wer die Pfennige, wird mit ſeinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wer die Kunkel, wird mit zahlreicher Nachkommenſchaft geſegnet ſeyn."

Nach dieſen Worten entfernte ſich die Bergfrau, die Gräfin ſchlief ein und als ſie aufwachte, erzählte ſie ihrem Gemahl die Begebenheit, wie einen Traum.

Der Graf ſpottete ſie aus, allein als ſie unter das Kopfkiſſen griff, lagen da drei Goldſtangen; beide erſtaunten und verfuhren genau damit, wie ihnen geheißen war.

Die Weißagung traf völlig ein und die verſchiedenen Zweige des Hauſes verwahrten ſorgfältig dieſe Schätze. Einige, die ſie verloren, ſind verloſchen. Die vom Zweig der Pfennige erzählen: einmal habe der König von Dänemark einem unter ihnen einen ſolchen Pfennig abgefordert und in dem Augenblick wie ihn der König empfangen, habe der, ſo ihn vorher getragen, in ſeinen Eingeweiden heftigen Schmerz geſpürt.

42.

Herrmann von Roſenberg.

Unterred. vom Reich der Geiſter I. 223.

Als Herrmann von Roſenberg ſein Beilager hielt, erſchienen die Nacht darauf viele Erdgeiſter, kaum zwei Spannen lang, hatten ihre Muſik bei ſich und ſuchten um Erlaubniß nach, die Hochzeit eines ihrer Brautpaare ebenfalls hier begehen zu dürfen; ſie gaben ſich für ſtill und friedlich aus. Auf erhaltene Verwilligung begingen ſie nun ihr Feſt.

43.

Die oſenberger Zwerge.

Winkelmann Beſchr. des oldenb. Horns Bl. 15.
Happel (eines geborenen Heſſen) rel. cur. II. 525.

Als Winkelmann im J. 1653. aus unſerm Heſſenlande nach Oldenburg reiſte und über den Oſenberg kommend in dem Dorf Bümmerſtett von der Nacht übereilt wurde, erzählte ihm ein hundertjähriger Krugwirth, daß bei ſeines Großvaters Zeiten das Haus treffliche Nahrung gehabt, anjetzo wäre es aber ſchlecht. Wenn der Großvater gebrauet, wären Erdmännlein vom Oſenberg gekommen, hätten das Bier ganz warm aus der Bütte abgehohlt und mit einem Geld bezahlt, das zwar unbekannt, aber von gutem Silber geweſen. Einsmal hätte ein altes Männlein im Sommer bei großer Wärme Bier hohlen wollen und vor Durſt alſogleich getrunken, aber zu viel, daß es davon eingeſchlafen. Hernach beim Aufwachen, wie es ſah, daß es ſich ſo verſpätet hatte, hub das alte kleine Männlein an bitterlich zu weinen: "nun wird mich mein Großvater des langen Außenbleibens wegen ſchlagen." In dieſer Noth lief es auf und davon, vergaß ſeinen Bierkrug mitzunehmen und kam ſeitdem nimmer wieder. Den hinterlaſſenen Krug hätte ſein (des Wirthes) Vater und er ſelbſt auf ſeine ausgeſteuerte Tochter erhalten und ſo lang der Krug im Haus geweſen, die Wirthſchaft vollauf Nahrung gehabt. Als er aber vor kurzem zerbrochen worden, wäre das Glück gleichſam mit zerbrochen und alles krebsgängig.

44.

Das Erdmännlein und der Schäferjung.

Prätor. Weltbeſchr. I. 122.

Im Jahr 1664. hütete unfern Dresden ein Junge die Heerde des Dorfs. Auf einmal ſah er einen Stein neben ſich, von mäßiger Größe, ſich von ſelbſt in die Höhe heben und etliche Sprünge thun. Verſtaunt trat er näher zu und beſah den Stein, endlich hob er ihn auf. Und indem er ihn aufnahm, hüpfte ein jung Erdmännchen aus der Erde, ſtellte ſich kurz hin vor den Schäferjungen und ſprach: "ich war dahin verbannt, du haſt mich erlöſt und ich will dir dienen; gib mir Arbeit, daß ich etwas zu thun habe." Beſtürzt antwortete der Junge: "nun gut, du ſollſt mir helfen Schafe hüten." Das verrichtete das Männchen ſorgſam bis der Abend kam. Da fing es an und ſagte: "ich will mit dir gehen, wo du hingehſt." Der Junge verſetzte aber ſogleich: "in mein Haus kann ich dich nicht gut mitnehmen, ich habe einen Stiefvater und noch andre Geſchwiſter mehr, der Vater würde mich übel ſchlagen; wollte ich ihm noch jemand zubringen, der ihm das Haus kleiner machte." "Ja du haſt mich nun einmal angenommen, ſprach der Geiſt, willſt du mich ſelber nicht, mußt du mir anderswo Herberg ſchaffen." Da wies ihn der Junge ins Nachbars Haus, der keine Kinder hatte. Bei dieſem kehrte nun das Erdmännchen richtig ein und konnte es der Nachbar nicht wieder los werden.

45.

Der einkehrende Zwerg.

Volksſage des berner Oberlands, ſ. Wyß Volksſagen Bern 1815. S. 62—79. vgl. 315. und Alpenroſen 1813. S. 210—227.

Vom Dörflein Ralligen am Thunerſee und von Schillingsdorf, einem durch Bergfall verſchütteten Ort des Grindelwaldthals, vermuthlich von andern Orten mehr, wird erzählt: bei Sturm und Regen kam ein wandernder Zwerg durch das Dörflein, ging von Hütte zu Hütte und pochte regentriefend an die Thüren der Leute, aber niemand erbarmte ſich und wollte ihm öffnen, ja ſie höhnten ihn noch aus dazu. Am Rand des Dorfes wohnten zwei fromme Armen, Mann und Frau, da ſchlich das Zwerglein müd und matt an ſeinem Stab einher, klopfte dreimal beſcheidentlich ans Fenſterchen, der alte Hirt that ihm ſogleich auf und bot gern und willig dem Gaſte das wenige dar, was ſein Haus vermochte. Die alte Frau trug Brot auf, Milch und Käs, ein Paar Tropfen Milch ſchlürfte das Zwerglein und aß Broſamen von Brot und Käſe. "Ich bins eben nicht gewohnt, ſprach es, ſo derbe Koſt zu ſpeiſen, aber ich dank euch von Herzen und Gott lohns; nun ich geruht habe, will ich meinen Fuß weiter ſetzen." "Ei bewahre, rief die Frau, in der Nacht in das Wetter hinaus, nehmt doch mit einem Bettlein vorlieb." Aber das Zwerglein ſchüttelte und lächelte: "droben auf der Fluh hab ich allerhand zu ſchaffen und darf nicht länger ausbleiben, morgen ſollt ihr mein ſchon gedenken." Damit nahms Abſchied und die Alten legten ſich zur Ruhe. Der anbrechende Tag aber weckte

ſie mit Unwetter und Sturm, Blitze fuhren am rothen Himmel und Ströme Waſſers ergoſſen ſich. Da riß oben am Joch der Fluh ein gewaltiger Fels los und rollte zum Dorf herunter, mitſammt Bäumen, Steinen und Erde. Menſchen und Vieh, alles was Athem hatte im Dorf, wurden begraben, ſchon war die Woge gedrungen bis an die Hütte der beiden Alten; zitternd und bebend traten ſie vor ihre Thüre hinaus. Da ſahen ſie mitten im Strom ein großes Felſenſtück nahen, oben drauf hüpfte luſtig das Zwerglein, als wenn es ritte, ruderte mit einem mächtigen Fichtenſtamm und der Fels ſtaute das Waſſer und wehrte es von der Hütte ab, daß ſie unverletzt ſtand und die Hausleute außer Gefahr. Aber das Zwerglein ſchwoll immer größer und höher, ward zu einem ungeheuern Rieſen und zerfloß in Luft, während jene auf gebogenen Knien beteten und Gott für ihre Errettung dankten.

46.

Zeitelmoos.

Beſchreibung des Fichtelbergs. Lpz. 1716. S. 90.

Auf dem Fichtelberg, zwiſchen Wunſiedel und Weißenſtadt, liegt ein großer Wald, Zeitelmoos genannt und daran ein großer Teich; in dieſer Gegend hauſen viele Zwerge und Berggeiſter. Ein Mann ritt einmal bei ſpäter Abendzeit durch den Wald und ſah zwei Kinder bei einander ſitzen, ermahnte ſie auch, nach Haus zu gehen und nicht länger zu ſäumen. Aber dieſe fingen an überlaut zu lachen. Der Mann ritt fort und eine Strecke weiter traf er dieſelben Kinder wieder an, welche wieder lachten.

47.

Das Mooswéibchen.

Prätorius Weltbeſchr. I. 691. 692. aus dem Munde einer alten Frau zu Saalfeld.

Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld mit Namen Hans Krepel hatte ums Jahr 1635. Holz auf der Heide gehauen und zwar Nachmittags; da trat ein klein Mooswéibchen herzu und ſagte zu ihm: "Vater, wenn ihr hernach aufhöret und Feierabend macht, haut doch beim Umfällen des letzten Baums ja drei Creuze in den Stamm, es wird euch gut ſeyn." Nach dieſen Worten ging es weg. Der Bauer, ein grober und roher Kerl, dachte, zu was hilft mir die Quackelei und was kehr ich mich an ein ſolch Geſpenſte, unterließ alſo das Einhauen der drei Creuze und ging Abends nach Haus. Den folgenden Tag um die nämliche Zeit kehrte er wieder in den Wald, um weiter zu hauen; trat ihn wieder das Mooswéibchen an und ſprach: "ach ihr Mann, was habt ihr geſtern die drei Creuze nicht eingehauen? es ſollte euch und mir geholfen haben, denn uns jagt der wilde Jäger Nachmittags und Nachts ohn Unterlaß und tödtet uns jämmerlich, haben auch anders keinen Frieden vor ihm, wenn wir uns nicht auf ſolche behauene Baumſtämme ſetzen können, davon darf er uns nicht bringen, ſondern wir ſind ſicher." Der Bauer ſprach: "hoho, was ſollten dabei die Creuze helfen; dir zu Gefallen mach ich noch keine dahin." Hierauf aber fiel das Mooswéibchen den Bauer an und

drückte ihn dergeſtalt, daß er, obgleich ſtark von Natur, krank und elend wurde. Seit der Zeit folgte er der empfangenen Lehre beſſer, unterließ das Creuzeinhauen niemals und es begegnete ihm nichts widerliches mehr.

48.

Der wilde Jäger jagt die Moosleute.

Prätorius Weltbeſchr. I. 693. 694. aus mündlichen Sagen im ſaalfeldiſchen.

Auf der Heide oder im Holz an dunkeln Örtern, auch in unterirdiſchen Löchern, hauſen Männlein und Weiblein und liegen auf grünem Moos, auch ſind ſie um und um mit Moos bekleidet. Die Sache iſt ſo bekannt, daß Handwerker und Drechsler ſie nachbilden und feilbieten. Dieſen Moosleuten ſtellt aber ſonderlich der wilde Jäger nach, der in der Gegend zum öftern umzieht und man hört vielmal die Einwohner zu einander ſprechen: nun der wilde Jäger hat ſich ja nächſten wieder zujagt, daß es immer kniſterte und knaſterte!

Einmal war ein Bauer aus Arntſchgereute nah bei Saalfeld aufs Gebirg gegangen zu holzen, da jagte der wilde Jäger, unſichtbar, aber ſo, daß er den Schall und das Hundegebell hörte. Flugs gab dem Bauer ſein Vorwitz ein, er wolle mithelfen jagen, hub an zu ſchreien, wie Jäger thun, verrichtete daneben

ſein Tagewerk und ging dann heim. Frühmorgens den andern Tag als er in ſeinen Pferdeſtall gehen wollte, da war vor der Thür ein Viertel eines grünen Moosweibchens aufgehängt, gleichſam als ein Theil oder Lohn der Jagd. Erſchrocken lief der Bauer nach Wirbach zum Edelmann von Watzdorf und erzählte die Sache, der rieth ihm, um ſeiner Wohlfahrt willen, ja das Fleiſch nicht anzurühren, ſonſt würde ihn der Jäger hernach drum anfechten, ſondern ſollte es ja hangen laſſen. Dieß that er denn auch und das Wildbret kam eben ſo unvermerkt wieder fort, wie es hingekommen war; auch blieb der Bauer ohne Anfechtung.

49.

Der Waſſermann.

Prätorius Weltbeſchr. I. 480—482. aus mündlicher Sage.

Gegen das Jahr 1630. erzählte in der Pfarrei zu Breulieb, eine halbe Meile von Saalfeld, in Gegenwart des Prieſters eine alte Wehmutter folgendes, was ihrer Mutter, ebenfals Kinderfrau daſelbſt, begegnet ſey.

Dieſe letzte wurde einer Nacht gerufen, ſchnell ſich anzuziehen und zu kreiſſenden Frauen mitzukommen. Es war finſter, doch machte ſie ſich auf und fand unten einen Mann warten, zu dem ſagte ſie: er möchte nur verziehen, bis ſie ſich eine Leuchte genommen, dann wollte ſie nachfolgen; er aber drang auf Eile,

den Weg würde er ſchon ohne Licht zeigen und ſie ſollten nicht irren. Ja er verband ihr noch dazu die Augen, daß die Frau erſchrak und ſchreien wollte, allein der Mann ſprach ihr Troſt ein: Leid werde ihr gar nicht widerfahren, ſondern ſie könne furchtlos mitgehen. Alſo gingen ſie miteinander; die Frau merkte darauf, daß er mit einer Ruthe ins Waſſer ſchlug, und ſie immer tiefer hinunter gingen, bis ſie in eine Stube kamen. In der Stube war niemand als die Schwangere. Der Gefährte that ihr nunmehr das Band von den Augen, führte ſie vors Bett und ging, nachdem er ſie ſeiner Frauen anbefohlen, ſelber hinaus. Hierauf half ſie das Kindlein zur Welt befördern, brachte die Kindbetterin zu Bett, badete das Kindlein und verrichtete alle nothwendige Sachen dabei. Aus heimlicher Dankbarkeit warnungsweiſe hob die Wöchnerin an zur Wehmutter zu ſprechen: "ich bin ſowohl als ihr ein Chriſtenmenſch und entführt worden von einem Waſſermann, der mich ausgetauſcht hat. Wenn ich nun ein Kind zur Welt bringe, frißt er mirs allemal den dritten Tag; kommet nur am dritten Tag zu eurem Teich, da werdet ihr Waſſer in Blut verwandelt ſehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und euch Geld bietet, ſo nehmet ja nicht mehr Geld von ihm, als ihr ſonſt zu kriegen pflegt, ſonſt dreht er euch den Hals um, nehmt euch ja in Acht." Indem kam der Mann, zornig und bös ausſehend, hinein, ſah um ſich und befand, daß alles hübſch aufgelaufen, lobete darum die Wehemutter. Her-

nach warf er einen großen Haufen Geld auf den Tiſch, mit den Worten: "davon nehmt euch, ſo viel ihr wollt." Sie aber, geſcheidt, antwortete etlichemal: "ich gehre von euch nichts mehr, denn von andern, welches dann ein geringes Geld geweſen, und gebt ihr mir das, hab ich gnug dran; oder iſt euch auch das zu viel, verlange ich gar nichts, außer daß ihr mich nach Haus bringet." Er hub an: "das hieß dich Gott ſprechen." Zahlte ihr ſo viel Geld und geleitete ſie richtig nach Haus. An den Teich zu gehen wagte ſich aber den beſtimmten Tag die Wehefrau nicht, aus Furcht.

50.

Die wilden Frauen im Unterberge.

Brixener Volksbuch.

Die Grödicher Einwohner und Bauersleute zeigten an, daß zu dieſen Zeiten (um das Jahr 1753.) vielmals die wilden Frauen aus dem Wunderberge zu den Knaben und Mägdlein, die zunächſt dem Loche innerhalb Glanegg das Waidvieh hüteten, herausgekommen und ihnen Brot zu eſſen gegeben.

Mehrmals kamen die wilden Frauen zu der Ährenſchneidung. Sie kamen früh Morgens herab und Abends, da die andern Leute Feier-Abend genommen, gingen ſie, ohne die Abend-Mahlzeit mitzueſſen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Einſtens geſchah auch nächſt dieſem Berge, daß

ein kleiner Knab auf einem Pferde ſaß, das ſein Vater zum Umackern eingeſpannt hatte. Da kamen auch die wilden Frauen aus dem Berge hervor und wollten dieſen Knaben mit Gewalt hinweg nehmen. Der Vater aber, dem die Geheimniſſe und Begebenheiten dieſes Berges ſchon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab, mit den Worten: "was erfrecht ihr euch, ſo oft herauszugehen und mir jetzt ſogar meinen Buben wegzunehmen? was wollt ihr mit ihm machen?" Die wilden Frauen antworteten: "er wird bei uns beſſere Pflege haben und ihm beſſer bei uns gehen, als zu Haus; der Knabe wäre uns ſehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren." Allein der Vater ließ ſeinen Knaben nicht aus den Händen und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nächſt der Kugel-Mühle oder Kugelſtadt genannt, ſo bei dieſem Berge ſchön auf der Anhöhe liegt und nahmen einen Knaben mit ſich fort, der das Waidvieh hütete. Dieſen Knaben, den jedermann wohl kannte, ſahen die Holzknechte erſt über ein Jahr in einem grünen Kleid auf einem Stock dieſes Bergs ſitzen. Den folgenden Tag nahmen ſie ſeine Eltern mit ſich, Willens, ihn am Berge aufzuſuchen, aber ſie gingen alle umſonſt, der Knabe kam nicht mehr zum Vorſchein.

Mehrmals hat es ſich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberg gegen das Dorf Anif ging,

welches

welches eine gute halbe Stunde vom Berg entlegen iſt. Alldort machte ſie ſich in die Erde Löcher und Lagerſtätte. Sie hatte ein ungemein langes und ſchönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußſohlen hinabreichte. Ein Bauersmann aus dem Dorfe ſah dieſe Frau öfter ab- und zugehen und verliebte ſich in ſie, hauptſächlich wegen der Schönheit ihrer Haare. Er konnte ſich nicht erwehren zu ihr zu gehen, betrachtete ſie mit Wohlgefallen und legte ſich endlich in ſeiner Einfalt ohne Scheu zu ihr in ihre Lagerſtätte. Es ſagte eins zum andern nichts, viel weniger, daß ſie etwas ungebührliches getrieben. In der zweiten Nacht aber fragte die wilde Frau den Bauern, ob er nicht ſelbſt eine Frau hätte? Der Bauer aber verläugnete ſeine Ehefrau und ſprach nein. Dieſe aber machte ſich viel Gedanken, wo ihr Mann Abends hingehe und Nachts ſchlafen möge. Sie ſpähete ihm daher nach und traf ihn auf dem Feld ſchlafend bei der wilden Frau. "O behüte Gott, ſprach ſie zur wilden Frau, deine ſchönen Haare! was thut ihr da miteinander?" Mit dieſen Worten wich das Bauersweib von ihnen und der Bauer erſchrak ſehr hierüber. Aber die wilde Frau hielt dem Bauern ſeine treuloſe Verläugnung vor und ſprach zu ihm: "hätte deine Frau böſen Haß und Ärger gegen mich zu erkennen gegeben, ſo würdeſt du jetzt unglücklich ſeyn und nicht mehr von dieſer Stelle kommen; aber weil deine Frau nicht bös war, ſo liebe ſie fortan und hauſe mit ihr getreu und unterſteh dich nicht mehr daher zu kommen, denn es

ſteht geſchrieben: "ein jeder lebe getreu mit ſeinem ge= trauten Weibe", obgleich die Kraft dieſes Gebots einſt in große Abnahme kommen wird und damit aller zeit= licher Wohlſtand der Eheleute. Nimm dieſen Schuh voll Geld von mir, geh hin und ſieh dich nicht mehr um."

51.

Tanz mit dem Waſſermann.

Valvaſſor Ehre von Crain. B. 11. u. B. 15. Cap. 19.

Zu Laibach hat in dem gleich=benannten Fluß ein Waſſer=Geiſt gewohnt, den man den Nix oder Waſ= ſermann hieß. Er hat ſich ſowohl bei Nacht den Fi= ſchern und Schiffleuten als bei Tag andern gezeigt, daß jedermann zu erzählen wußte, wie er aus dem Waſſer hervorgeſtiegen ſey und in menſchlicher Geſtalt ſich habe ſehen laſſen. Im Jahr 1547. am erſten Sonntag im Julius kam nach alter Sitte zu Laibach auf dem alten Markt bei dem Brunnen, der durch ei= ne dabeiſtehende ſchöne Linde luſtig beſchattet war, die ganze Nachbarſchaft zuſammen. Sie verzehrten in freundlicher und nachbarlicher Vertraulichkeit bei klin= gendem Spiel ihr Mahl und huben darauf mit dem Tanze an. Nach einer Weil trat ein ſchöngeſtalter, wohlgekleideter Jüngling herzu, gleich als wollte er an dem Reigen Theil nehmen. Er grüßte die ganze Ver= ſammlung höflich und bot jedem Anweſenden freundlich die Hand, welche aber ganz weich und eiskalt war

und bei der Berührung jedem ein ſeltſames Grauen erregte. Hernach zog er ein wohlaufgeſchmücktes und ſchöngebildetes, aber friſches und freches Mägdlein, von leichtfertigem Wandel, das Urſula Schäferin hieß, zum Tanze auf, die ſich in ſeine Weiſe auch meiſterlich zu fügen und in alle luſtige Poſſen zu ſchicken wußte. Nachdem ſie eine Zeit lang miteinander wild getanzt, ſchweiften ſie von dem Platz, der den Reigen zu umſchränken pflegte, immer weiter aus, von jenem Lindenbaum nach dem Sitticher Hofe zu, daran vorbei, bis zu der Laibach, wo er in Gegenwart vieler Schiffleute mit ihr hineinſprang und beide vor ihren Augen verſchwanden.

Der Lindenbaum ſtand bis ins Jahr 1638. wo er Alters halben umgehauen werden mußte.

52.

Der Waſſermann und der Bauer.

Mündlich, aus Deutſchböhmen.

Der Waſſermann ſchaut wie ein andrer Menſch; nur daß, wenn er den Mund bleckt, man ihm ſeine grüne Zähne ſieht. Auch trägt er grünen Hut. Er zeigt ſich den Mädchen, wenn ſie am Teich vorübergehen, mißt Band aus und wirfts ihnen zu.

Einmal lebte er in guter Nachbarſchaft mit einem Bauer, der unweit des Sees wohnte, beſuchte ihn manchmal und bat endlich, daß der Bauer ihn eben-

falls unten in ſeinem Gehäus beſuchen möchte. Der Bauer thats und ging mit. Da war unten im Waſſer alles wie in einem prächtigen Palaſt auf Erden, Zimmer, Säle und Kammern voll mancherlei Reichthum und Zierrath. Der Waſſermann führte den Gaſt aller Enden umher und wies ihm jedes, endlich gelangten ſie in ein kleines Stübchen, wo viel neue Töpfe umgekehrt, die Öffnung bodenwärts, ſtanden. Der Bauer fragte: was das doch wäre? "Das ſind die Seelen der Ertrunkenen, die hebe ich unter den Töpfen auf und halte ſie damit feſt, daß ſie nicht entwiſchen können." Der Bauer ſchwieg ſtill und kam hernach wieder heraus ans Land. Das Ding mit den Seelen wurmte ihm aber lange Zeit und er paßte dem Waſſermann auf, daß er einmal ausgegangen ſeyn würde. Als das geſchah, hatte der Bauer den rechten Weg hinunter ſich wohl gemerkt, ſtieg in das Waſſerhaus und fand auch jenes Stübchen glücklich wieder; da war er her, ſtülpte alle Töpfe um, einen nach dem andern, alsbald ſtiegen die Seelen der ertrunkenen Menſchen hinauf in die Höhe aus dem Waſſer und wurden wieder erlöſt.

53.

Der Waſſermann an der Fleiſcherbank.

Mündlich, aus Deutſchböhmen.

Der Waſſermann kam auch wöchentlich in die Stadt zur Fleiſcherbank, ſich da einzukaufen, und wie wohl

ſeine Kleidung etwas anders war, als der übrigen Menſchen, ließ ihn doch jeder gewähren und dachte ſich weiter nichts beſonders dabei. Allein er bezahlte immer nur mit alten durchlöcherten Groſchen. Daran merkte ihn zuletzt ein Fleiſcher und ſprach: "wart, den will ich zeichnen, daß er nicht wieder kommt." Jetzt, wie der Waſſermann wiederkam und Fleiſch kaufen wollte, erſahs der Metzger und ritzte ihn flugs mit dem Meſſer in den ausgeſtreckten Finger, worin er das Geld hinreichte, ſo daß ſein Blut floß. Seit der Zeit iſt der Waſſermann ganz weggeblieben.

54.
Der Schwimmer.

Bräuner's Curioſit. S. 37.

In Meiſſen hat es ſich zugetragen, daß etliche Beckers=Knechte am Pfingſt=Feſt unter der Predigt hinaus gegangen ſind und oberhalb der Ziegel=Scheune, gleich dem Baumgarten gegenüber, in der Elbe gebadet. Einer unter ihnen, der ſich auf ſeine Fertigkeit im Schwimmen verlaſſen, hat zu ſeinen Geſellen geſagt, wofern ſie ihm einen Thaler aufſetzten, wollte er dreimal nach einander, unausgeruht, dies Waſſer hin und her beſchwimmen. Den zwei andern kam das unglaublich vor, und ſie willigten ein. Nachdem der verwegene Menſch es zweimal vollbracht und nun zum drittenmal nach dem Sieben=Eichen=Schloß zu hin=

über ſchwimmen wollte, da ſprang ein großer Fiſch, wie ein Lachs, vor ihm in die Höhe und ſchlug ihn mit ſich ins Waſſer hinab, alſo daß er ertrinken mußte. Man hat ihn noch ſelbiges Tages geſucht und oberhalb der Brücke gefunden: am ganzen Leibe waren gezwickte Mäler, von Blut unterlaufen, zu ſehen und man konnte gar leicht die Narben erkennen, die ihm der Nix oder Waſſergeiſt gemacht.

55.

Bruder Nickel.

Cluver germ. antiq. lib. 3. c. 27.
Prätor. Weltbeſchr. I. 487. 488.
vgl. Micrälius B. 1. S. 16. Zöllner's Reiſe 259.

Auf der Inſel Rügen liegt in einem dichten Walde ein tiefer See, fiſchreich, aber trüb von Waſſer, und kann man nicht wohl darauf fiſchen. Doch aber unterſtandens vor langen Jahren etliche Fiſcher und hatten ihren Kahn ſchon auf den See gebracht. Den andern Tag hohlten ſie zu Haus ihre Netze, als ſie wiederkehrten, war das Schiffel oder der Kahn verſchwunden; da ſchaute der eine Fiſcher um und ſah das Fahrzeug oben auf einem hohen Buchbaum ſtehen, deswegen ſchrie er: "wer Teufel hat mir den Kahn auf den Baum gebracht?" Da antwortete aus der Nähe eine Stimme, aber man ſah niemand, und ſprach: "das haben nicht alle Teufel, ſondern ich mit meinem Bruder Nickel gethan!"

56.
Nixen-Brunnen.

Kornmann mons Veneris Cap. 43. p. 215.
Vormius mons danica lib. I. p. 17. 18.
Hornung cista medica p. 191.

Nicht weit von Kirchhain in Heſſen liegt ein ſehr tiefer See, welcher der Nixen-Bronn heißt, und oftmals erſcheinen die Nixen, an deſſen Geſtad ſich zu erſonnen. Die Mühle daran heißt gleichfalls die Nixen-Mühle. Auch zu Marburg ſoll 1615. in der Lahn bei der Eliſabether Mühle ein Waſſernix geſehen worden ſeyn.

57.
Magdeburger Nixen.

Prätor. Weltbeſchr. I. 497. 498.

Zu Magdeburg an einer Stelle der Elbe ließ ſich oft die Nixe ſehen, zog die überſchwimmenden Leute hinab und erſäufte ſie. Kurz vor der Verſtörung der Stadt durch Tilly ſchwomm ein hurtiger Schwimmer um ein Stück Geld hinüber, als er aber herüber wollte und an den Ort gerieth, wurde er feſtgehalten und hinuntergeriſſen. Niemand konnte ihn retten und zuletzt ſchwomm ſein Leichnam ans Ufer. Zuweilen ſoll ſich das Meerwunder am hellen Tag und bei ſcheinender Sonne zeigen, ſich ans Ufer ſetzen, oder auf die Äſte anſtehender Bäume und wie ſchöne Jungfrauen lange, goldgelbe Haare kämmen. Wenn aber Leute nahen, hüpft es ins Waſſer. Einmal, weil das Brunnenwaſſer hart zu kochen iſt, das Elbwaſſer aber weit

und mühſeelig in die Stadt getragen werden muß, wollte die Bürgerſchaft eine Waſſerleitung bauen laſſen. Man fing an, große Pfähle in den Fluß zu ſchlagen, konnte aber bald nicht weit vorrücken. Denn man ſah einen nackenden Mann in der Flut ſtehen, der mit Macht alle eingeſetzte Pfähle ausriß und zerſtreute, ſo daß man den vorgenommenen Bau wieder einſtellen mußte.

58.
Der Dönges-See.

Mündlich, aus Heſſen.

Bei dem Dorfe Dönges in Heſſen liegt der Dönges- oder Haut-See, der an einem gewiſſen Tage im Jahr ganz blutroth wird. Davon gibt es folgende Sage. Einmal war im Dorfe Dönges Kirmes und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte, aber ſchöne Jungfrauen, die mit den Bauersburſchen tanzten und ſich luſtig machten, aber Nachts zwölf Uhr verſchwunden waren, während doch Kirmes Tag und Nacht fortdauert. Indeß waren ſie am andern Tag wieder da und ein Burſche, dem es lieb geweſen, wenn ſie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handſchuhe weg. Sie tanzten nun wieder mit, bis Mitternacht herannahete, da wollten ſie fort und die eine ging und ſuchte nach ihren Handſchuhen in allen Ecken. Da ſie ſolche nirgends finden konnte, ward ſie

ängſtlich, als es aber während des Suchens zwölf Uhr ſchlug, ſo liefen ſie beide in gröſter Angſt fort, gerade nach dem See und ſtürzten ſich hinein. Am andern Tag war der See blutroth und wird es an ſelbigem noch jedesmal im Jahr. An den zurückgebliebenen Handſchuhen waren oben kleine Kronen zu ſehen.

Es wird auch erzählt, daß in einer Nacht zwei Reiter vor das Haus einer Kinderfrau kamen, ſie weckten und ſie mitgehen hießen. Als ſie ſich weigerte, brauchten ſie Gewalt, banden ſie aufs Pferd und jagten mit ihr fort zum Dönges-See, wo ſie ihrer Königin in Kindes-Nöthen Beiſtand leiſten ſollte. Sie ſah viel wunderſame Dinge, groſe Schätze und Reichthümer, mußte aber ſchwören, keinem Menſchen je etwas davon zu ſagen. Nachdem ſie einen ganzen Tag unten geblieben war, ward ſie, reichlich beſchenkt, in der Nacht wieder heraufgebracht. Nach vielen Jahren erkrankte ſie und konnte nicht ſterben, bis ſie dem Pfarrer alles entdeckt hatte.

59.

Mummel-See.

Simpliciſſimus B. 5. Cap. 10.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See, auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders, in ein Tuch bindet und hinein hängt, ſo verän-

dert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hin= ein hängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturm= winden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bei dem See ge= hütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn ver= wünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartge= frorenen See mit ſeinen Ochſen und einigen Baum= ſtämmen ohne Schaden gefahren, ſein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmänn= lein darauf ſitzen ſehen, den Schoos voll Geld und damit ſpielend; als er darauf Feuer geben wollen, ſo hat es ſich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, ſo hätte es ihn leicht reich gemacht, ſo aber er und ſeine Nachkommen in Armuth verbleiben müßten.

Eines Males iſt ein Männlein auf ſpäten Abend zu einem Bauern auf deſſen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuſcho= ber an, allein es bat ſich aus, in der Hanfräpen zu ſchlafen. "Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn dir damit gedienet iſt, magſt du wohl gar im

Weiher oder Brunnentrog ſchlafen.“ Auf dieſe Verwilligung hat es ſich gleich zwiſchen die Binſen und das Waſſer eingegraben, als ob es Heu wäre, ſich darin zu wärmen. Frühmorgens iſt es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern, und als der Bauer ſein Erſtaunen über den wunderſamen Gaſt bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl ſeyn, daß ſeines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von ſolchen Reden iſt es mit dem Bauer ſo weit ins Geſpräch kommen, daß es ſolchem vertraut, es ſey ein Waſſermännlein, welches ſein Gemahel verloren und in dem Mummelſee ſuchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es ſchon in viel Seen ſein Weib geſucht und nicht gefunden, wie es auch in ſolchen Seen beſchaffen ſey. Als ſie zum Mummelſee gekommen, hat es ſich untergelaſſen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, ſo lange, bis zu ſeiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen ſenden werde. Wie er nun ungefähr ein Paar Stunden bei dem See aufgewartet, ſo iſt der Stecken, den das Männlein gehabt, ſammt ein paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Waſſer heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft geſprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß ſolches das verheißene Wahrzeichen geweſen.

Ein Herzog zu Wirtemberg ließ ein Floß bauen, und damit auf den See fahren, deſſen Tiefe zu ergründen. Als aber die Meſſer ſchon neun Zwirneß

hinuntergelaſſen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, ſo fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu ſinken an, alſo daß ſie von ihrem Vorhaben ablaſſen und auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Vom Floß ſind noch Stücke am Ufer zu ſehen.

60.

Die Elbjungfer und das Saalweiblein.

Mündlich aus Magdeburg.
desgl. Prätorius Weltbeſchr. I. 482. 483. aus Saalfeld und Halle.
Bräuner's Curioſitäten, aus Leipzig. S. 33. 34.

Zu Magdeburg weiß man von der ſchönen Elbjungfer, die zuweilen aus dem Fluß heraufkam, um an dem Fleiſchermarkt einzukaufen. Sie trug ſich bürgerlich, aber ſehr reinlich und ſauber, hatte einen Korb in der Hand und war von ſittſamer Geberde. Man konnte ſie in nichts von andern Mädchen unterſcheiden, außer wer genau acht gab und es wußte, der eine Zipfel ihrer ſchloßen-weißen Schürze war immer naß, zum Zeichen ihrer Abkunft aus dem Fluß. Ein junger Fleiſchergeſell verliebte ſich in ſie und ging ihr nach, bis er wußte, woher ſie kam und wohin ſie zurückkehrte, endlich ſtieg er mit ins Waſſer hinab. Einem Fiſcher, der den Geliebten beiſtand und oben am Ufer wartete, hatte ſie geſagt, wenn ein hölzerner Teller mit einem Apfel aus dem Strom hervorkomme, ſeys gut, ſonſt aber nicht. Bald aber ſchoß ein rother Strahl herauf, zum Beweis, daß den Verwandten der Elb-

jungfer der Bräutigam mißfallen und ſie ihn getödtet. Es gibt aber hiervon auch abweichende andere Erzählungen, nach welchen die Braut hinabgeſtiegen und der Jüngling am Ufer ſitzen geblieben war, um ihren Beſcheid abzuwarten. Sie wollte unten bei ihren Eltern um die Erlaubniß zur Heirath bitten, oder die Sache erſt ihren Brüdern ſagen; ſtatt aller Antwort erſchien oben ein Blutflecken; ſie hatten ſie ſelbſt ermordet. —

Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleiſch auf der Bank. Man unterſchied ſie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Schweif ihrer Röcke unten. Sie ſollen vertauſchte Menſchenkinder ſeyn, ſtatt deren die Nixen ihre Wechſelbälge oben gelaſſen haben. Zu Halle vor dem Thore liegt gleichfalls ein rund Waſſer, der Nixteich genannt, aus dem die Weiber kommen in die Stadt, ihre Nothdurft zu kaufen, und ebenmäßig an ihren naſſen Kleiderſäumen zu erkennen ſind. Sonſt haben ſie Kleider, Sprache, Geld, wie wir andern auch.

Unweit Leipzig iſt ein Nixweiblein oft auf der Straße geſehen worden. Es iſt unter andern Bauersweibern auf den Wochenmarkt mit einem Tragkorbe gegangen, Lebensmittel einzukaufen. Eben ſo ging es auch wieder zurück, redete aber mit niemanden ein einziges Wort; grüßte und dankte auch keinem auf der Straße, aber, wo es etwas einkaufte, wußte es ſo genau, wie andere Weiber, zu dingen und zu handeln. Einmal gingen ihr zweie auf dem Fuß nach und ſa-

hen wie ſie an einem kleinen Waſſer ihren Tragkorb niederſetzte, der im Augenblick mit dem Weiblein verſchwunden war. In der Kleidung war zwiſchen ihr und andern kein Unterſchied, außer daß ihre Unterkleider zwei Hände breit naß waren.

61.

Waſſer-Recht.

Bräuner's Curioſitäten S. 31.
Schönfeld de ſpectris. Marburgi. 1683. p. 19.
Mündlich.

Bei Leipzig, wo die Elſter in die Pleiſſe fällt, pflegt im Sommer das junge Volk zu baden, aber das Waſſer hat da einen betrüglichen Lauf, zuweilen Untiefen, zuweilen Sandbänke, beſonders an einem Ort, welcher das Studentenbad genannt wird. Davon, wie von andern Flüſſen, iſt gemeine Sage, daß es alle Jahr einen Menſchen haben müſſe, wie auch faſt jeden Sommer ein Menſch darin ertrinkt und wird davon geglaubt, daß die Waſſer-Nixe einen hinunter ziehe.

Man erzählt, daß die Nixen vorher auf dem Waſſer zu tanzen pflegen, wann einer ertrinken wird.

Kindern, die baden wollen und am Ufer ſtehen, rufen die Eltern in Heſſen warnend zu: "der Nöcken (Nix) mögte dich hineinziehen!" Folgenden Kinderreim hat man:

Nix in der Grube,
du biſt ein böſer Bube,
waſch dir deine Beinchen
mit rothen Ziegelſteinchen!

62.

Das ertrunkene Kind.

Wilh. Meiſter. III. 501.
Nationalzeitung der Deutſchen. 1796. S. 74.

Man pflegt vielerlei von den Waſſern zu erzählen und daß der See oder der Fluß alle Jahre ein unſchuldiges Kind haben müſſe; aber er leide keinen todten Leichnam und werfe ihn früh oder ſpät ans Ufer aus, ja ſogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde geſunken ſey, müſſe wieder hervor. Einmal war einer Mutter ihr Kind im See ertrunken, ſie rief Gott und ſeine Heiligen an, ihr nur wenigſtens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen. Der nächſte Sturm brachte den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer, und nachdem alles beiſammen war, faßte die Mutter ſämmtliche Beinlein in ein Tuch und trug ſie zur Kirche. Aber, o Wunder! als ſie in den Tempel trat, wurde das Bündel immer ſchwerer, und endlich, als ſie es auf die Stufen des Altars legte, fing das Kind zu ſchreien an und machte ſich zu jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche los. Nur fehlte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand, welches aber die Mutter nachher noch ſorgfältig aufſuchte und fand. Dies Knöchelchen wurde in der Kirche unter andern Reliquien zum Gedächtniß aufgehoben. — Die Schiffer und Fiſcherleute bei Cüſtrin in der Neumark reden ebenfalls von einem den Oderſtrom beherrſchenden unbekannten Weſen, das jährlich ſein beſtimmtes Opfer

haben müſſe. Wem nun dies Schickſal zugedacht ſey, für den werde der Waſſertod unvermeidlich. Die Halloren zu Halle fürchten beſonders den Johannestag.

63.

Schlitzöhrchen.

Jäger Briefe über die hohe Rhön. 1803. Th. 3. S. 12.

Leute, die unter Mellrichſtadt über das Flüßchen Streu gehen, werden durch einen Waſſergeiſt, Schlitzöhrchen genannt, in den Fluß getaucht und oftmals erſäuft.

64.

Die Waſſer-Nixe und der Mühlknappe.

Prätorius im Glückstopf. S. 505. 506. aus mündlicher Sage.

Zwei Mühlknappen gehen an einem Fluß; als der eine ungefähr übers Waſſer ſieht, erblickt er eine Nixe darauf ſitzend und ihre Haare kämmend. Er faßt ſeine Büchſe und legt an, ſie zu ſchießen, aber die Nixe ſpringt in den Fluß, winkt mit den Fingern und verſchwindet darauf. Das alles war ſo geſchwind und unvermerkt vorgegangen, daß der andere Knappe, der voran gewandert, nichts davon geſehen und erfahren, bis es ihm ſein Gefährte bald erzählte. Drauf hat es ſich begeben, daß dieſer Gefährte am dritten Tage ertrank, wie er ſich hat baden wollen.

65.

65.

Vor den Nixen hilft Doſten und Dorant.

Prätorius Weltbeſchr. I. 106 — 108. 531 — 535.
Aehnlich in Bräuner's Curioſitäten. 34 — 36.

Eine halliſche Wehmutter erzählte, daß folgendes ihrer Lehrmeiſterin begegnet: dieſe wurde Nachts zum Thor, welches offen ſtand, von einem Manne hinaus an die Saale geführt. Unterwegs bedräute ſie der Mann, kein Wort zu ſagen und ja nicht zu muckſen, ſonſt drehte er ihr bald den Hals um, übrigens ſollte ſie nur getroſt ſeyn. Sie gedachte an Gott, der würde ſie behüten und ergab ſich drein, denn ſie ginge in ihrem Beruf. An der Saale nun that ſich das Waſſer auf und weiter hinunter auch das Erdreich, ſie ſtiegen allmälig hinab, da war ein ſchöner Pallaſt, worin ein niedliches Weiblein lag. Der half die Wehmutter in Kindsnöthen, unterdeſſen ging der Mann wieder hinaus. Nach glücklicher Verrichtung ihres Amts, redete mitleidend das Weibchen: "ach liebe Frau, nun jammert mich, daß ihr hier bleiben müßt, bis an den jüngſten Tag, nehmt euch wohl in Acht; mein Mann wird euch jetzt eine ganze Mulde voll Ducaten vorſetzen, nehmt nicht mehr, als euch auch andre Leute zu geben pflegen für eure Mühwaltung. Weiter, wenn ihr zur Stube hinauskommt und unterwegs ſeyd, greifet flugs an die Erde, da werdet ihr Doſten *) und

*) Origanum vulg. Wohlgemuth.

Dorant *) erfaſſen, ſolches haltet feſt und laſſets aus der Hand nicht fahren. Dann werdet ihr wieder auf freien Fuß kommen und zu eurer Stelle gerathen." Kaum hatte ſie ausgeredet, als der Nix, gelbkraus von Haar und bläulich von Augen, in die Stube trat; er hatte eine große Mulde voll Gold und ſetzte ſie in dem ſchönen hellen Zimmer der Wehfrau vor, ſprechend: "ſieh da, nimm ſo viel du willt." Drauf nahm ſie einen Goldgülden. Der Nix verzog ſein Geſicht und machte grauſame Augen, und ſprach: "das haſt du nicht von dir ſelber, ſondern mit eines Weibes Kalbe gepflügt, die ſoll ſchon dafür leiden! und nun komm und geh mit mir." Drauf war ſie aufgeſtanden und er führte ſie hinaus; da bückte ſie ſich flugs und griff in ihre Hand Doſten und Dorant. Der Führer ſagte dazu: "das heißt dich Gott ſprechen und das haſt du auch von meinem Weibe gelernt. Nun geh nur hin, wo du herkommen biſt." Hierauf war ſie aus dem Fluß ans Ufer geweſen, ging zur Stadt ein, deren Thore noch offen ſtanden, und erreichte glücklich ihr Haus.

Eine andere Hebamme, bürtig aus Eſchätz bei Querfurt, erzählte nachſtehendes: in ihrer Heimath war der Ehmann ausgegangen und hatte ſeine Frau als Kindbetterin zu Haus laſſen müſſen. Um Mitternacht kam der Nix vors Haus, nahm die Sprache ihres Mannes an und rief zum Gartenfenſter hinein: ſie

*) Marrubium vulg. Helfkraut, Gotteshülf.

ſolle ſchnell herauskommen, er habe ihr etwas ſonderlichs zu weiſen. Dies ſchien der Frau wunderlich und ſie antwortete: "komm du doch herein, aufzuſtehen mitten in der Nacht ſchickt ſich für mich nicht. Du weißt ja wo der Schlüſſel liegt, draußen im Loch über der Hausthür." "Das weiß ich wohl, du mußt aber herausgehen" und plagte ſie ſo lang mit Worten, daß ſie ſich zuletzt aufmachte und in den Garten trat. Das Geſpenſt ging aber vor ihr her und immer tiefer hinab; ſie folgte nach, bis zu einem Waſſer unweit des Hauſes fließend, mittlerweile ſprach der Nix:

heb auf dein Gewand
daß du nicht fallſt in Doſten und Dorant

welche Kräuter eben viel im Garten wuchſen. Indem aber erblickte ſie das Waſſer und fiel mit Fleiß ins Kräutich hinein, augenblicklich verſchwand der Nix und konnte ihr nichts mehr an- noch ab-gehaben. Nach Mitternacht kehrte der Ehmann heim, fand Thür und Stube offen, die Kindermutter nicht im Bett, hub an erbärmlich zu rufen, bis er leiſe ihre Stimme im Garten vernahm und er ſie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte. Die Wehemütter halten deshalb gar viel auf dieſe Kräuter und legen ſie allenthalben in Betten, Wiegen, Keller, tragen es an ſich und laſſen andere es bei ſich ſtecken. Die leipziger Krautweiber führen es häufig feil zu Markte.

Einmal ſoll auch ein Weib um Mittag in den Keller gegangen ſeyn, Bier abzulaſſen. Da fing ein Geſpenſt drinnen an und ſprach:

hätteſtu bei dir nicht Doſten
wollt ich dir das Bier helfen koſten.

und man hört dieſen Reim noch in andern Geſchichten wiederkehren.

66.
Des Nixes Beine.

Prätorius Weltbeſchr. I. 533.

Eine Wehmutter bürtig von Eſchätz, eine halbe Meile von Querfurt, erzählte: zu Mitternacht ſey in Merſeburg ein Weib vor ein Balbiershaus gekommen, der nahe am Waſſer gewohnet und haben dem Fenſter hineingeſchrien: die Wehemutter ſolle doch herausgehen, welches ſie anfänglich nicht thun wollen. Endlich ſey der Balbier mitgegangen, habe ein Licht bei ſich gehabt und flugs nach des befürchteten Nixes Beinen geſehen. Darauf es ſich niedergeduckt. Wie ſolches der Balbier gemerkt, da hat er es greulich ausgeſcholten und gehen heißen, darauf es verſchwunden.

67.
Die Magd bei dem Nix.

Prätorius Weltbeſchr. I. 498. 499.

Folgendes hat ſich auf einem Dorf bei Leipzig zugetragen: eine Dienſtmagd kam unter das Waſſer und diente drei Jahre lang bei dem Nix. Sie hatte es an einem guten Leben und allen Willen, ausgenommen,

daß all ihr Eſſen ungeſalzen war. Dies nahm ſie auch zur Urſache, wieder wegzuziehen. Allein ſie ſagte noch weiter: "nach dieſer Zeit habe ich nicht über ſieben Jahre zu leben, davon bleiben mir jetzo noch dreie." Sonſt war ſie immer traurig und ſimpel. Prätorius hörte die Geſchichte im Jahr 1664.

68.

Die Frau von Alvensleben.

Tenzel monatl. Unterr. 1689. S. 525.
Hammelmann oldenb. Chronik.
Der vielförmige Hinzelmann. S. 313—316.
Prätorius Weltbeſchr. I. S. 95. 101—104. u. Glückstopf S. 488. aus mündlichen Sagen und aus:
Cyriak Edinus poematiſchen Büchern, die er vom Geſchlecht der Alvensleben 158e. in 4to. herausgegeben.

Vor etlichen hundert Jahren lebte zu Calbe in dem Werder aus dem alvenslebiſchen Geſchlecht eine betagte, gottesfürchtige, den Leuten gnädige und zu dienen bereitſame Edelfrau; ſie ſtand vornämlich den Bürgersweibern bei in ſchweren Kindsnöthen und wurde in ſolchen Fällen von jedermänniglich begehrt und hochgeehret. Nun ereignete ſich aber folgendes: zu nächtlichen Zeiten kam eine Magd vor das Schloß, klopfte an und rief ängſtlich: ſie möge ihr doch nicht zuwider ſeyn laſſen, wo möglich alſobald aufzuſtehen und mit hinaus vor die Stadt zu folgen, wo eine ſchwangere Frau in Kindesnoth liege, weil die äußerſte Stunde und Gefahr da ſey und ihre Frau ihrem

Leibe gar keinen Rath wiſſe. Die Adelfrau ſprach: "es iſt gleich mitten in der Nacht, alle Stadtthore ſind geſperrt, wie wollen wir hinauskommen?" Die Magd antwortete: das Thor ſey ſchon im voraus geöffnet, ſie ſolle nur fortmachen, (doch ſich hüten, wie einige hinzuſetzen, an dem Ort, wo ſie hingeführt werden würde, nichts zu eſſen noch zu trinken, auch das ihr angebotene nicht anzurühren). Darauf ſtand die adliche Frau aus dem Bett, zog ſich an, kam herunter und ging mit der Magd fort, welche angeklopft hatte; das Thor fand ſie aufgethan und wie ſie weiter ins Feld kamen, war da ein ſchöner Gang, der mitten in einen Berg führte. Der Berg ſtand aufgeſperrt und ob ſie wohl ſah, das Ding wäre unklar, beſchloß ſie doch unerſchrocken weiter zu gehen, bis ſie endlich vor ein kleines Weiblein gelangte, das auf dem Bette lag in großen Geburtswehen. Die adliche Frau aber reichte ihr Hülfe (nach einigen brauchte ſie nur die Hand ihr auf den Leib zu legen) und glücklich wurde ein Kindlein zum Tageslicht geboren. Nach geförderter Sache ſehnte ſie ſich wieder aus dem Berg heimzugehen, nahm von der Kindbetterin Abſchied (ohne etwas von den Speiſen und Getränken, die ihr geboten waren, berührt zu haben) und die vorige Magd geſellte ſich ihr aufs neue zu und brachte ſie unverletzt nach dem Schloſſe zurück. Vor dem Thorweg aber ſtand die Magd ſtill, bedankte ſich höchlich in ihrer Frauen Namen und zog einen güldenen Ring vom Finger herab, den verehrte ſie der adlichen Frau mit

den Worten: „nehmet dies theure Pfand wohl in acht und laſſet es nicht von euch noch von euerm Geſchlecht kommen; die von Alvensleben werden blühen, ſo lange ſie dieſen Ring beſitzen, kommt er ihnen dermaleins ab, ſo muß der ganze Stamm erlöſchen.“ Hiermit verſchwand die Magd.

Dieſer Ring ſoll noch heutigestages richtig und eigentlich bei dem Hauſe verwahrt werden und zu guter Sicherheit in Lübek hinterlegt ſeyn. Andere aber behaupten, er ſey bei der Theilung in zwei Linien mit Fleiß entzwei getheilt worden. Noch andere: die eine Hälfte ſey zerſchmolzen, ſeitdem gehe es dem einen Stamm übel, die andere Hälfte liege bei dem andern Stamme zu Zichtow. Auch wird erzählt: die hülfreiche Frau war ein Ehweib, als ſie drauf den folgenden Morgen ihrem Ehherrn die Geſchichte erzählt, die ihr Nachts begegnet, habe er ihrs nicht wollen glauben, bis ſie geſprochen: „ei wollt ihr mir nicht glauben, ſo holt nur die Schlüſſel zu jener Stube vom Tiſche her, darinnen wird der Ring noch liegen.“ Es befand ſich ſo ganz richtig. Es iſt ein wunderliches um die Geſchenke, die Menſchen von den Geiſtern empfangen haben.

69.

Die Frau von Hahn und der Nix.

Prätorius Weltbeſchr. I. 100. 101.

Eine vornehme Frau von Adel aus dem Geſchlechte der von Hahn wurde einſtmal durch einer Waſſer=

nire Zofe abgerufen und genöthigt, mit unter den Fluß zur Wehmutter zu gehen. Das Waſſer theilte ſich von einander und ſie geriethen auf einem luſtigen Weg tief ins Erdreich hinein, wo ſie einem kleinen Weiblein in Kindesſchmerzen hülfreiche Hand leiſtete. Nachdem alles glücklich verrichtet und die Frau von Hahn wegfertig war, willens nach Haus zu eilen, kam ein kleiner Waſſermann herein, langte ihr ein Geſchirr voll Aſche und ſagte: ſie ſolle für ihre Mühe herausnehmen, ſo viel ihr beliebe. Sie aber weigerte ſich und nahm nichts; da ſprach der Nix: "das heißt dich Gott ſprechen, ſonſt hätte ich dich wollen umbringen." Darauf ging ſie fort und wurde von der vorigen Zofe rücklings nach Haus gebracht. Wie ſie beide da waren, zog die Magd drei Stücke Goldes hervor, verehrte ſie der adlichen Frau und ermahnte: dieſen Schatz wohl zu verwahren und nicht abhändig kommen zu laſſen, ſonſt werde ihr Haus ganz durch Armuth verderben, im andern Fall aber Hülle und Fülle in allen Sachen haben. Drauf ging die Zofe weg und die drei Stücke wurden unter die drei Söhne ausgetheilt; noch heute blühen zwei Stämme des Hauſes, die ihren Schatz ſorgſam aufheben; das dritte Stück hingegen ſoll neulich von einer Frau verwahrloſt worden ſeyn, drüber ſie armſelig in Prag verſtarb und ihre Linie eine Endſchaft genommen hat.

70.

Das Streichmaß, der Ring und Becher.

Memoires du marechal de Bassompierre († 1646.) Cologne 1666. Vol. I. p. 4—6.

Im Herzogthum Lothringen, als es noch lange zu Deutſchland gehörte, herrſchte zwiſchen Nanzig und Luenſtadt (Luneville) der letzte Graf von Orgewiler. Er hatte keine Schwertmagen mehr und vertheilte auf dem Todbette ſeine Länder unter ſeine drei Töchter und Schwiegerſöhne. Die älteſte Tochter hatte Simons von Beſtein, die mittlere Herr von Crouy und die jüngſte ein deutſcher Rheingraf geheurathet. Außer den Herrſchaften theilte er noch ſeinen Erben drei Geſchenke aus, der älteſten Tochter einen Streichlöffel (Streichmaas), der mittleren einen Trinkbecher und der dritten einen Kleinodring, mit der Vermahnung, daß ſie und ihre Nachkömmlinge dieſe Stücke ſorgfältig aufheben ſollten, ſo würden ihre Häuſer beſtändig glücklich ſeyn.

Die Sage, wie der Graf dieſe Stücke bekommen, erzählt der Marſchall von Baſſompierre (Baſſenſtein), Urenkel des Simons, ſelbſt: der Graf war vermählt, hatte aber noch eine geheime Liebſchaft mit einer wunderbaren ſchönen Frau, die wöchentlich alle Mondtage in ein Sommerhaus des Gartens zu ihm kam. Lange blieb dieſer Handel ſeiner Gemahlin verborgen, wann er ſich entfernte, bildete er ihr ein, daß er des Nachts im Wald auf den Anſtand ginge. Aber nach ein Paar

Jahren ſchöpfte die Gräfin Verdacht und trachtete die rechte Wahrheit zu erfahren. Eines Sommermorgens frühe ſchlich ſie ihm nach und kam in die Sommerlaube. Da ſah ſie ihren Gemahl ſchlafen in Armen eines wunderſchönen Frauenbilds, weil ſie aber beide ſo ſanfte ſchliefen, wollte ſie ſie nicht wecken, ſondern nahm ihren Schleier vom Haupt und breitete ihn über der Schlafenden Füße. Als die ſchöne Buhlerin erwachte und des Schleiers innen ward, that ſie einen hellen Schrei, hub an jämmerlich zu klagen und ſagte: "hinführo, mein Liebſter, ſehen wir uns nimmermehr wieder, nun muß ich hundert Meilen weit weg und abgeſondert von dir bleiben." Damit verließ ſie den Grafen, verehrte ihm aber vorher noch obgemeldte drei Gaben für ſeine drei Töchter, die möchten ſie niemals abhanden kommen laſſen.

Das Haus Baſſenſtein hatte lange Zeit durch aus der Stadt Spinal (Epinal) einen Fruchtzins zu ziehen, wozu dieſer Maaslöffel (cuilliere de la mesure) ſtets gebraucht wurde.

71.

Der Kobold.

Unterredungen vom Reich der Geiſter I. 503.
Prätorius Weltbeſchr. I. 315—320.
Luther's Tiſch-Reden S. 103.

An einigen Orten hat faſt jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, einen Kobold, der allerlei Haus-

Arbeit verrichtet, in der Küche Waſſer trägt, Holz haut, Bier holt, kocht, im Stall die Pferde ſtriegelt, den Stall miſtet und dergleichen. Wo er iſt, nimmt das Vieh zu und alles gedeiht und gelingt. Noch heute ſagt man ſprüchwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht raſch von der Hand geht: "ſie hat den Kobold." Wer ihn aber erzürnt mag ſich vorſehen.

Sie machen, eh ſie in die Häuſer einziehen wollen, erſt eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich ſchleppen ſie Säge=Späne ins Haus, in die Milchgefäße aber bringen ſie Koth von unterſchiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerſtreut, der Koth in den Gefäßen gelaſſen und daraus die Milch genoſſen wird, ſo bleibt der Kobold im Haus, ſo lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben iſt.

Hat die Köchin einen Kobold zu ihrem heimlichen Gehülfen angenommen, ſo muß ſie täglich um eine gewiſſe Zeit und an einem beſondern Ort im Haus ihm ſein zubereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen und ihren Weg wieder gehen. Thut ſie das, ſo kann ſie faullenzen, am Abend früh zu Bette gehen und wird dennoch ihre Arbeit früh Morgens beſchickt finden. Vergißt ſie das einmal, ſo muß ſie in Zukunft nicht nur ihre Arbeit ſelbſt wieder thun, ſondern ſie hat nun auch eine unglückliche Hand, indem ſie ſich im heißen Waſſer verbrennt, Töpfe und Geſchirr zerbricht, das Eſſen umſchüttet, alſo daß ſie von ihrer Herrſchaft nothwendig ausgeſcholten wird. Darüber

hat man den Kobold öfters lachen und kichern ge=
hört.

Verändert ſich auch das Geſinde, ſo bleibt er doch, ja die abziehende Magd muß ihn ihrer Nachfolgerin anempfehlen, damit dieſe ſein auch warte. Will dieſe nicht, ſo hat ſie beſtändiges Unglück, bis ſie wieder abgeht.

Man glaubt, ſie ſeyen rechte Menſchen, in Geſtalt kleiner Kinder, mit einem bunten Röcklein. Darzu etliche ſetzen, daß ſie theils Meſſer im Rücken hätten, theils noch anders und gar gräulich geſtaltet wären, je nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument vorzeiten umgebracht wären, denn ſie halten ſie für die Seelen der vorweilen im Hauſe Ermordeten.

Zuweilen iſt die Magd lüſtern, ihr Knechtchen, Kurd Chimgen oder Heinzchen, wie ſie den Kobold nennen, zu ſehen und wenn ſie nicht nachläßt, nennt der Geiſt den Ort, wo ſie ihn ſehen ſolle, heißt ſie aber zugleich einen Eimer kalt Waſſer mitbringen. Da begibt ſichs dann, daß ſie ihn etwa auf dem Boden auf einem Kißchen nackt liegen ſieht, und ein großes Schlacht=Meſſer ihm im Rücken ſteckt. Manche iſt ſo ſehr erſchrocken, daß ſie ohnmächtig niedergefallen, worauf der Kobold alsbald aufſprang und ſie mit dem kalten Waſſer über und über begoß, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kam. Darnach iſt ihr die Luſt vergangen, den Kobold zu ſehen.

72.
Der Bauer mit ſeinem Kobold.

Tenzel monatl. Unterred. Jan. 1689. S. 145.

Ein Bauer war ſeines Kobolds ganz überdrüſſig geworden, weil er allerlei Unfug anrichtete, doch mogte er es anfangen, wie er immer wollte, ſo konnte er ihn nicht wieder los werden. Zuletzt ward er Raths, die Scheune anzuſtecken, wo der Kobold ſeinen Sitz hatte und ihn zu verbrennen. Deswegen führte er erſt all ſein Stroh heraus und bei dem letzten Karrn zündete er die Scheune an, nachdem er den Geiſt wohl verſperrt hatte. Wie ſie nun ſchon in voller Glut ſtand, ſah ſich der Bauer von ungefähr um, ſiehe, da ſaß der Kobold hinten auf dem Karrn und ſprach: „es war Zeit, daß wir herauskamen! es war Zeit, daß wir herauskamen!“ Mußte alſo wieder umkehren und den Kobold behalten.

73.
Der Kobold in der Mühle.

Valvaſſor Ehre von Crain B. 3. Cap. 28. I. 420—421.
Aus mündlicher Erzählung.

Es machten einmal zwei Studenten von Rinteln eine Fußreiſe. Sie gedachten in einem Dorfe zu übernachten, weil aber ein heftiger Regen fiel und die Finſterniß ſo ſehr überhand nahm, daß ſie nicht weiter konnten, gingen ſie zu einer in der Nähe liegenden

Mühle, klopften und baten um Nacht-Herberge. Der Müller wollte anfangs nicht hören, endlich gab er ihren inſtändigen Bitten nach, öffnete die Thüre und führte ſie in eine Stube. Sie waren beide hungrig und durſtig und da auf dem Tiſch eine Schüſſel mit Speiſe und eine Kanne mit Bier ſtand, baten ſie den Müller darum und waren bereitwillig, es zu bezahlen. Der Müller aber ſchlugs ab, ſelbſt nicht ein Stück Brot wollt er ihnen geben und nur die harte Bank zum Ruh-Bett vergönnen. "Die Speiſe und der Trank, ſprach er, gehört dem Haus-Geiſt, iſt euch das Leben lieb, ſo laßt beides unberührt, ſonſt aber habt ihr kein Leid zu befürchten, lärmts in der Nacht vielleicht, ſo bleibt nur ſtill liegen und ſchlafen." Mit dieſen Worten ging er hinaus und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Die zwei Studenten legten ſich zum Schlafe nieder, aber etwa nach einer Stunde griff den einen der Hunger ſo übermächtig an, daß er ſich aufrichtete und die Schüſſel ſuchte. Der andere, ein Magiſter, warnte ihn, er ſollte dem Teufel laſſen, was dem Teufel gewidmet wäre, aber er antwortete: "ich habe ein beſſer Recht dazu als der Teufel," ſetzte ſich an den Tiſch und aß nach Herzensluſt, ſo daß wenig von dem Gemüſe übrig blieb. Darnach faßte er die Bierkanne, that einen guten, pommerſchen Zug und nachdem er alſo ſeine Begierde etwas geſtillt, legte er ſich wieder zu ſeinem Geſellen. Doch als ihn über eine Weile der Durſt aufs neue plagte, ſtand er noch einmal

auf und that einen zweiten ſo herzhaften Zug, daß er dem Haus=Geiſt nur die Neige hinterließ. Nachdem er ſichs alſo ſelbſt geſegnet und wohl bekommen geheißen, legte er ſich und ſchlief ein.

Es blieb alles ruhig bis zu Mitternacht, aber kaum war die herum, ſo kam der Kobold mit großem Lärm hereingefahren, wovon beide mit Schrecken erwachten. Er brauſte ein paar Mal in der Stube auf und ab, dann ſetzte er ſich, als wollte er ſeine Mahlzeit halten, zu dem Tiſch und ſie hörten deutlich, wie er die Schüſſel herbeirückte. Gleich drauf ſetzte er ſie, als wär er ärgerlich, hart nieder, ergriff die Kanne und drückte den Deckel auf, ließ ihn aber gleich wieder ungeſtüm zuklappen. Nun begann er ſeine Arbeit, wiſchte den Tiſch, darnach die Tiſch=Füße ſorgfältig ab und kehrte dann, wie mit einem Beſem, den Boden fleißig ab. Als das geſchehen war, ging er noch einmal zur Schüſſel und Kanne zurück, ob es jetzt vielleicht beſſer damit ſtehe, ſtieß aber beides wieder zornig hin. Darauf fuhr er in ſeiner Arbeit fort, kam zu den Bänken, wuſch, ſcheuerte, rieb ſie, unten und oben; als er zu der Stelle gelangte, wo die beiden Studenten lagen, zog er vorüber und nahm das übrige Stück unter ihren Füßen in die Arbeit. Wie er zu Ende war, fing er an der Bank oben zum zweitenmal an und überging auch zum zweitenmal die Gäſte. Zum drittenmal aber, als er an ſie kam, ſtrich er dem einen, der nichts genoſſen hatte, über die Haare und den ganzen Leib, ohne ihm im geringſten weh zu thun.

Den andern aber packte er an den Füßen, riß ihn von der Bank herab, zog ihn ein paarmal auf dem Erdboden herum, bis er ihn endlich liegen ließ und hinter den Ofen lief, wo er ihn laut auslachte. Der Student kroch zu der Bank zurück, aber nach einer Viertelſtunde begann der Kobold ſeine Arbeit von neuem: kehrte, ſäuberte, wiſchte. Die beiden lagen da, in Angſt zitternd, den einen fühlte er, als er an ihn kam, ganz lind an, aber den andern warf er wieder zur Erde und ließ hinter dem Ofen ein grobes und ſpottendes Lachen hören.

Die Studenten wollten nun nicht mehr auf der Bank liegen, ſtanden auf und erhuben vor der verſchloſſenen Thüre ein lautes Geſchrei, aber es hörte niemand darauf. Sie beſchloſſen endlich, ſich auf den platten Boden hart nebeneinander zu legen, aber der Kobold ließ ſie nicht ruhen. Er begann ſein Spiel zum drittenmal, kam und zog den ſchuldigen herum und lachte ihn aus. Dieſer war zuletzt wüthend geworden, zog ſeinen Degen, ſtach und hieb in die Ecke, wo das Gelächter her ſchallte, und forderte den Kobold mit Drohworten auf, hervor zu kommen. Dann ſetzte er ſich mit ſeiner Waffe auf die Bank, zu erwarten, was weiter geſchehen würde, aber der Lärm hörte auf und alles blieb ruhig.

Der Müller verwies ihnen am Morgen, daß ſie ſeiner Ermahnung nicht nachgelebt und die Speiſe nicht unangerührt gelaſſen; es hätte ihnen leicht das Leben koſten können.

74.

Hütchen.

Mündliche Erzählungen.
Der vielſörmige Hinzelmann 39—50.
Eraſm. Franciſci höll. Proteus 792—798.
Prätor. Weltbeſchr. I. 324. 325.
Joh. Weier de praestig. daemon. c. 22. deutſche Ueberſ. 64—66.
Happel relat. curios. 4. 246.
Stiftiſche Fehde, Leibnitz SS. RR. brunsvic. II. 791. III. 183. 258 b.
Wolks-Sagen. Eiſenach. I. 127—170. IV. 209—237.

An dem Hofe des Biſchof Bernhard von Hildesheim hielt ſich ein Geiſt auf, der ſich vor jedermann in einem Bauernkleide unter dem Schein der Freundlichkeit und Frömmigkeit ſehen ließ: auf dem Haupt trug er einen kleinen Filz-Hut, wovon man ihm den Namen Hütchen, auf Niederſächſiſch Hödeken gegeben hatte. Er wollte die Leute gern überreden, daß es ihm viel mehr um ihren Vortheil, als ihren Schaden zu thun wäre, daher warnte er bald den einen vor Unglück, bald war er dem andern in einem Vorhaben behilflich. Es ſchien, als trüge er Luſt und Freude an der Menſchen Gemeinſchaft, redete mit jedermann, fragte und antwortete gar geſprächig und freundlich.

Zu dieſer Zeit wohnte auf dem Schloſſe Winzenburg ein Graf Namens Hermann, welcher das Amt als eine eigene Grafſchaft beſaß. Einer ſeiner Diener hatte eine ſchöne Frau, auf die er ein lüſternes Auge warf und die er mit ſeiner Leidenſchaft verfolgte, aber

ſie gab ihm wenig Gehör. Da ſann er endlich auf ſchlechte Mittel und als ihr Mann einmal an einen weit entlegenen Ort verreiſt war, raubte er ihr mit Gewalt, was ſie ihm freiwillig verſagte. Sie mußte das Unrecht verſchweigen, ſo lang ihr Mann abweſend war, bei ſeiner Rückkehr aber eröffnete ſie es ihm mit großem Schmerz und wehmüthigen Gebärden. Der Edelmann glaubte, dieſer Schandflecken könne nur mit dem Blute des Thäters abgewaſchen werden, und da er die Freiheit hatte, wie ihm beliebte, in des Grafen Gemach zu gehen, ſo nahm er die Zeit wahr, wo dieſer noch mit ſeiner Gemahlin zur Ruhe lag, trat hinein, hielt ihm die begangene That mit harten Worten vor und als er merkte, daß jener ſich aufmachen und zur Gegenwehr anſchicken mögte, faſte er ſein Schwert und erſtach ihn im Bette an der Seite der Gräfin. Dieſe entrüſtete ſich aufs allerheftigſte, ſchalt den Thäter gewaltig und da ſie gerade ſchwangeres Leibes war, ſprach ſie dräuend: "derjenige, den ich unter dem Gürtel trage, ſoll dieſen Mord an dir und den Deinigen rächen, daß die ganze Nachwelt daran ein Beiſpiel nehmen wird." Der Edelmann, als er die Worte hörte, kehrte wieder um und durchſtach die Gräfin wie ihren Herrn.

Graf Hermann von Winzenburg war der letzte ſeines Stammes und demnach mit ſeinem und der ſchwangern Gräfin Tod das Land ohne Herrn. Da trat Hütchen in ſelbiger Morgenſtunde, in welcher die That geſchehen war, vor das Bett des ſchlafenden Biſchofs

Bernhard, weckte ihn und ſprach: "ſteh auf, Glatzkopf, und führe dein Volk zuſammen! die Grafſchaft Winzenburg iſt durch die Ermordung ihres Herrn ledig und verlaſſen, du kannſt ſie mit leichter Mühe unter deine Bothmäßigkeit bringen." Der Biſchof ſtand auf, brachte ſein Kriegs-Volk eilig zuſammen, und beſetzte und überzog damit die Grafſchaft, ſo daß er ſie, mit Einwilligung des Kaiſers, auf ewig dem Stift Hildesheim einverleibte.

Die mündliche Sage erzählt noch eine andere, wahrſcheinlich frühere Geſchichte. Ein Graf von Winzenburg hatte zwei Söhne, die in Unfrieden lebten; um einen Streit wegen der Erbſchaft abzuwenden, war mit dem Biſchof zu Hildesheim feſtgemacht, daß derjenige mit der Grafſchaft belehnt werden ſolle, welcher zuerſt nach des Vaters Tod ſich darum bei dem Biſchof melden würde. Als nun der Graf ſtarb, ſetzte ſich der älteſte Sohn gleich auf ſein Pferd und ritt fort zum Biſchof, der jüngſte aber hatte kein Pferd und wußte nicht, wie er ſich helfen ſollte. Da trat Hütchen zu ihm und ſprach: "ich will dir beiſtehen, ſchreib einen Brief an den Biſchof und melde dich darin um Belehnung, er ſoll eher dort ſeyn, als dein Bruder auf ſeinem jagenden Pferd." Da ſchrieb er ihm den Brief und Hütchen nahm und trug ihn auf einem Wege, der über Gebürge und Wälder geradausging, nach Hildesheim, und war in einer halben Stunde ſchon da, lange eh der älteſte herbeigeeilt kam und gewann alſo dem jüngſten das Land. Dieſer Pfad iſt

ſchwer zu finden und heißt noch immer Hütchens Renn-Pfad.

Hütchen erſchien an dem Hofe des Biſchof gar oft und hat ihn, ungefragt, vor mancherlei Gefahr gewarnt. Großen Herrn offenbarte es die Zukunft. Bisweilen zeigte es ſich, wenn es ſprach, bisweilen redete es unſichtbar. Es hatte den großen Hut aber immer ſo tief in den Kopf gedrückt, daß man niemals ſein Geſicht ſehen konnte. Die Wächter der Stadt hat es fleißig in Acht genommen, daß ſie nicht ſchlieſen, ſondern hurtig wachen mußten. Niemand fügte es etwas Leid zu, es wäre denn am erſten beſchimpft worden; wer ſeiner aber ſpottete, dem vergaß es ſolches nicht, ſondern bewies ihm wiederum einen Schimpf. Gemeinlich ging es den Köchen und Köchinnen zur Hand, ſchwatzte auch vielmal mit ihnen in der Küche. Eine Mulde im Keller war ſeine Schlafſtätte und es hatte ein Loch, wo es in die Erde gekrochen iſt. Als man nun ſeiner gar gewohnt worden und ſich niemand weiter vor ihm gefürchtet hat, begann ein Küchenjunge es zu ſpotten und höhnen, mit Läſterworten zu hudeln und ſo oft er nur vermogte, mit Dreck aus der Küche auf es loszuwerfen oder es mit Spül-Waſſer zu begießen. Das verdroß Hütchen ſehr, weshalb es den Küchenmeiſter bat, den Jungen abzuſtrafen, damit er ſolche Büberei unterwegen ließe, oder er ſelbſt müßte die Schmach an ihm rächen. Der Küchenmeiſter lachte ihn aus und ſprach: "biſt du ein Geiſt und fürchteſt dich vor dem kleinen Knaben!" Darauf ant-

wortete Hütchen: "weil du auf meine Bitten den Buben nicht abſtrafen willſt, will ich nach wenig Tagen dir zeigen, wie ich mich vor ihm fürchte;" und ging damit im Zorn weg. Nicht lange darauf ſaß der Junge nach dem Abendeſſen allein in der Küche und war vor Müdigkeit eingeſchlafen; da kam der Geiſt, erwürgte ihn und zerhackte ihn in kleine Stücke. Dann warf er ſelbige vollends in einen großen Keſſel und ſetzte ihn ans Feuer. Als der Küchenmeiſter kam und in dem Keſſel Menſchen-Glieder kochen ſah, auch aus den übrigen Umſtänden merkte, daß der Geiſt ein fremdes Gericht zurichten wolle, fing er an, ihn greulich zu ſchelten und zu fluchen. Hütchen, darüber noch heftiger erbittert, kam und zerdrückte über alle Braten, die für den Biſchof und deſſen Hofleute am Spieße zum Feuer gebracht waren, abſcheuliche Kröten, alſo daß ſie von Gift und Blut träufelten. Und weil ihn der Koch deßwegen wiederum ſchmähete und ſchändete, ſtieß er ihn, als er einſtens aus dem Thore gehen wollte, von der Brücke, die ziemlich hoch war, in den Graben. Weil man auch in Sorgen ſtand, er mögte des Biſchofs Hof und andere Häuſer anzünden, mußten alle Hüter auf den Mauern, ſowohl der Stadt, als des Schloſſes, fleißig wachen. Aus dieſer und andern Urſachen ſuchte der Biſchof Bernhard ſeiner los zu werden und zwang ihn endlich auch durch Beſchwörung, zu weichen.

Sonſt beging der Geiſt noch unterſchiedliche, abentheuerliche Streiche, welche doch ſelten jemand ſchade-

ten. In Hildesheim war ein Mann, der ein leichtfertiges Weib hatte, als er nun verreiſen wollte, ſprach er zu Hütchen: “mein guter Geſell, gib ein wenig Achtung auf mein Weib, dieweil ich aus bin, und ſiehe zu, daß alles recht zugeht.” Hütchen that es und wie das Weib, nach der Abreiſe des Mannes, ihre Buhler kommen ließ und ſich mit ihnen luſtig machen wollte, ſtellte ſich der Geiſt allzeit ins Mittel, verjagte ſie durch Schreckgeſtalten oder wenn einer ſich ins Bett gelegt, warf er unſichtbarer Weiſe ihn ſo unſauber heraus, daß ihm die Rippen krachten. So ging es einem nach dem andern, wie ſie das leichtfertige Weib in die Kammer führte, ſo daß keiner ihr nahen durfte. Endlich, als der Mann wieder nach Hauſe kam, lief ihm der ehrbare Hüter voller Freuden entgegen und ſprach: “deine Wiederkunft iſt mir trefflich lieb, damit ich der Unruhe und Mühe, die du mir aufgeladen haſt, einmal abkomme.” Der Mann fragte: “wer biſt du denn?” Er antwortete: “ich bin Hütchen, dem du bei deiner Abreiſe dein Weib in ſeine Hut anbefohlen. Dir zu gefallen habe ich ſie diesmal gehütet und vor dem Ehebruch bewahret, wiewohl mit großer und unabläſſiger Mühe. Allein ich bitte, du wolleſt ſie meiner Hut nicht mehr untergeben, denn ich will lieber der Schweine in ganz Sachſen als eines einigen ſolchen Weibes Hut auf mich nehmen und Gewährſchaft vor ſie leiſten, ſo vielerlei Liſt und Ränke hat ſie erdacht, mich zu hintergehen.”

Zu einer Zeit befand ſich zu Hildesheim ein Geiſt-

licher, welcher ſehr wenig gelernt hatte. Dieſen traf die Reihe, daß er zu einer Kirchenverſammlung von der übrigen Geiſtlichkeit ſollte verſchickt werden, aber er fürchtete ſich, daß er in einer ſo anſehnlichen Verſammlung durch ſeine Unwiſſenheit Schimpf einlegen mögte. Hütchen half ihm aus der Noth und gab ihm einen Ring, der von Lorbeer-Laub und andern Dingen zuſammen geflochten war und machte dadurch dieſen Geſandten dermaßen gelehrt und auf eine gewiſſe Zeit beredt, daß ſich auf der Kirchenverſammlung jedermann über ihn verwunderte und ihn zu den berühmteſten Rednern zählte.

Einem armen Nagelſchmiede zu Hildesheim ließ Hütchen ein Stück Eiſen zurück, woraus goldene Nägel geſchmiedet werden konnten und deſſen Tochter eine Rolle Spitzen, von der man immer abmeſſen konnte, ohne daß ſie ſich verminderte.

75.
Hinzelmann.

Aus dem Buche: der vielförmige Hinzelmann oder umſtändliche und merkwürdige Erzählung von einem Geiſt, der ſich auf dem Hauſe Hudemühlen und hernach zu Eſtrup im Lande Lüneburg unter vielfältigen Geſtalten und verwunderlicher Veränderung — ſehen laſſen. 379 S. in 12. Von dem Pfarrer Feldmann zu Eickelohe zuerſt abgefaßt.

Auf dem alten Schloſſe Hudemühlen, das im Lüneburgiſchen nicht weit von der Aller liegt und von dem nur noch Mauern ſtehen, hat ſich lange Zeit ein

wunderlicher Haus-Geiſt aufgehalten. Zuerſt ließ er ſich im Jahr 1584 hören, indem er durch bloßes Poltern und Lärmen ſich zu erkennen gab. Darnach fing er an bei hellem Tag mit dem Geſinde zu reden, welches ſich vor der Stimme, die ſich hören ließ, ohne daß jemand zu ſehen war, erſchreckte, nach und nach aber daran gewöhnte und nicht mehr darauf achtete. Endlich ward er ganz muthig und hub an vor dem Haus-Herrn ſelbſt zu reden und führte Mittags und Abends während der Mahlzeit mit den Anweſenden, fremden und einheimiſchen, allerhand Geſpräche. Als ſich nun die Furcht verlor, ward er gar freundlich und zutraulich, ſang, lachte und trieb allerlei Kurzweil ſo lang ihn niemand bös machte; dabei war ſeine Stimme zart, wie die eines Knaben oder einer Jungfrau. Als er gefragt wurde, woher er ſey und was er an dieſem Ort zu ſchaffen habe, ſagte er, daß er aus dem böhmiſchen Gebürg gekommen wäre und im Böhmer-Walde ſeine Geſellſchaft hätte, die wolle ihn nicht leiden; daher ſey er nun gezwungen, ſich ſo lang zu entfernen und bei guten Leuten Zuflucht zu ſuchen, bis ſeine Sachen wieder beſſer ſtänden. Sein Name ſey **Hinzelmann**, doch werde er auch **Lüring** genannt; er habe eine Frau, die heiße **Hille Bingels**. Wann die Zeit gekommen, wolle er ſich in ſeiner wahren Geſtalt ſehen laſſen, jetzt aber wäre es ihm nicht gelegen. Uebrigens wäre er ein guter und ehrlicher Geſelle, wie einer.

Der Haus-Herr, als er ſah, daß ſich der Geiſt

je mehr und mehr zu ihm that, empfand ein Grauen und wußte nicht, wie er ihn los werden ſollte. Auf Anrathen ſeiner Freunde entſchloß er ſich endlich, ſein Schloß auf eine Zeit zu verlaſſen und nach Hannover zu ziehen. Auf dem Weg bemerkte man eine weiße Feder, die neben dem Wagen herflog, wußte aber nicht, was ſie zu bedeuten habe. Als der Edelmann zu Hannover angelangt war, vermißte er eine goldene Kette von Werth, die er um den Hals getragen hatte, und warf Verdacht auf das Geſinde des Haus-Wirths; dieſer aber nahm ſich ſeiner Leute an und verlangte Genugthuung für die ehrenrührige Anklage. Der Edelmann, der nichts beweiſen konnte, ſaß unmuthig in ſeinem Zimmer und überlegte, wie er ſich aus dieſem verdrießlichen Handel ziehen könnte, als er auf einmal neben ſich Hinzelmanns Stimme hörte, der zu ihm ſprach: "warum biſt du ſo traurig? iſt dir etwas widerwärtiges begegnet, ſo entdecke mir's, ich weiß dir vielleicht Hülfe. Soll ich auf etwas rathen, ſo ſage ich, du biſt wegen einer verlorenen Kette verdrießlich." "Was machſt du hier? antwortete der erſchrockene Edelmann, warum biſt du mir gefolgt? weißt du von der Kette?" Hinzelmann ſagte: "freilich bin ich dir gefolgt und habe dir auf der Reiſe Geſellſchaft geleiſtet und war allzeit gegenwärtig. Haſt du mich nicht geſehen? ich war die weiße Feder, die neben deinem Wagen flog. Wo die Kette iſt, will ich dir ſagen: ſuch nur unter dem Haupt-Kiſſen in deinem Bett, da wird ſie liegen." Als ſie ſich da gefunden

hatte, ward dem Edelmann der Geiſt noch ängſtlicher und läſtiger und er redete ihn heftig an, warum er ihn durch die Kette mit dem Hauswirth in Streit gebracht, da er doch ſeinetwegen ſchon die Heimath verlaſſen. Hinzelmann antwortete: "was weichſt du vor mir? ich kann dir ja allenthalben leichtlich folgen und ſeyn, wo du biſt! Es iſt beſſer, daß du in dein Eigenthum zurückkehrſt und meinetwegen nicht daraus entweichſt. Du ſiehſt wohl, wenn ich wollte, könnte ich das deinige all hinwegnehmen, aber darauf ſteht mein Sinn nicht." Der Edelmann beſann ſich darauf und faßte den Entſchluß zurückzugehen und dem Geiſt, im Vertrauen auf Gott, keinen Fuß breit zu weichen.

Zu Hudemühlen zeigte ſich Hinzelmann nun gar zuthätig und fleißig in allerhand Arbeit. In der Küche handthierte er Nachts und wenn die Köchin Abends nach der Mahlzeit Schüſſel und Teller unabgewaſchen durch einander in einen Haufen hinſetzte, ſo waren ſie Morgens wohl geſäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingeſtellt. Daher ſie ſich auf ihn verlaſſen und gleich Abends nach der Mahlzeit ohne Sorgen zu Ruhe legen konnte. Auch verlor ſich niemals etwas in der Küche, oder war ja etwas verlegt, ſo wußte es Hinzelmann gleich in der verborgnen Ecke, wo es ſteckte, wieder zu finden und gab es ſeinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäſte zu erwarten, ſo ließ ſich der Geiſt ſonderlich hören und ſein Arbeiten dauerte die ganze Nacht: da ſcheuerte er die Keſſel, wuſch die Schüſſeln, ſäuberte Eimer und Zuber.

Die Köchin war ihm dafür dankbar, that nicht nur, was er begehrte, ſondern bereitete ihm freiwillig ſeine ſüße Milch zum Frühſtück. Auch übernahm der Geiſt die Aufſicht über die andern Knechte und Mägde, gab Achtung, was ihre Verrichtung war, und bei der Arbeit ermahnte er ſie mit guten Worten fleißig zu ſeyn. Wenn ſich aber jemand daran nicht kehrte, ergriff er auch wohl den Stock und gab ihm damit die Lehre. Die Mägde warnte er oft vor dem Unwillen ihrer Frau und erinnerte ſie an irgend eine Arbeit, die ſie nun anfangen ſollten. Eben ſo geſchäfftig zeigte ſich der Geiſt auch im Stalle: er wartete der Pferde, ſtriegelte ſie fleißig, daß ſie glatt anzuſehen waren wie ein Aal, auch nahmen ſie ſichtbarlich zu, wie in keiner Zeit, alſo daß ſich jedermann darüber verwunderte.

Seine Kammer war im oberſten Stockwerk zur rechten Seite und ſein Hausgeräthe beſtand aus drei Stücken. Erſtlich aus einem Seſſel oder Lehnſtuhl, den er ſelbſt von Stroh in allerhand Farben gar kunſtreich geflochten, voll zierlicher Figuren und Kreuze, die nicht ohne Verwunderung anzuſehen waren. Zweitens aus einem kleinen runden Tiſch, der auf ſein vielfältiges Bitten verfertigt und dahin geſetzt war. Drittens aus einer zubereiteten Bettſtatt, die er gleichfalls verlangt hatte. Man hat nie ein Merkmal gefunden, daß ein Menſch darin geruht, nur fand man ein kleines Grüblein, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Geſinde, beſonders die Köchin, täglich eine Schüſſel voll ſüßer Milch mit Brocken von Weißbrot

zubereiten und auf ſein Tiſchlein ſtellen, welche hernach rein ausgegeſſen war. Zuweilen fand er ſich an der Tafel des Hausherrn ein, wo ihm an einer beſonderen Stelle Stuhl und Teller geſetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speiſe auf ſeinen Teller und ward das vergeſſen, ſo gerieth der Haus-Geiſt in Zorn. Das vorgelegte verſchwand und ein gefülltes Glas Wein war eine Weile weg und wurde dann leer wieder an ſeine Stelle geſetzt. Doch fand man die Speiſen hernach unter den Bänken oder in einem Winkel des Zimmers liegen.

In der Geſellſchaft junger Leute war Hinzelmann luſtig, ſang und machte Reime, einer der gewöhnlichſten war:

> Ortgleß läßt du mick hier gan,
> Glücke fallſt du han;
> Wultu mick aver verdrieven
> Unglück warſt du kriegen.

wiewohl er auch die Lieder und Sprüche anderer wiederholte zur Kurzweil oder um ſie damit aufzuziehen. Als der Pfarrer Feldmann einmal auf Hudemühlen zu Gaſt geladen war und vor die Thüre kam, hörte er oben im Saal jemand ſingen, jauchzen und viel Weſens treiben, weshalb er dachte, es wären Abends vorher Fremde angekommen, die oben ihre Zimmer hätten und ſich alſo luſtig bezeigten. Er ſagte darum zu dem Hofmeier, der auf dem Platz ſtand und Holz gehackt hatte: "Johann, was habt ihr droben vor Gäſte?" Der Hofmeier antwortete: "niemand frem-

des, es iſt unſer Hinzelmann, der ſich ſo luſtig ſtellt, es wird ſonſt kein lebendiger Menſch im Saal ſeyn." Als der Pfarrer nun in den Saal hinaufſtieg, ſang ihm Hinzelmann entgegen:

"mien Dubme (Daumen), mien Dubme,
mien Ellboeg ſind twey!"

Der Pfarrer verwunderte ſich über dieſen ungewöhnlichen Geſang und ſprach zu Hinzelmann: "was ſoll das für eine Muſik ſeyn, damit du nun aufgezogen kommſt?" "Ei, antwortete der Geiſt, das Liedlein hab ich von euch gelernt, denn ihr habt es oft geſungen und ich hab es noch vor etlichen Tagen, als ihr an einem gewiſſen Ort zur Kindtauf waret, von euch gehört."

Hinzelmann neckte gern, ohne aber jemand Schaden dabei zu thun. Knechte und Arbeits-Leute, wenn ſie Abends beim Trank ſaßen, brachte er in Handgemeng und ſah ihnen dann mit Luſt zu. Wenn ihnen der Kopf ein wenig warm geworden war und es ließ einer etwa unter den Tiſch etwas fallen und bückte ſich darnach, ſo gab er ihm rückwärts eine gute Ohrfeige, ſeinen Nachbar aber zwickte er ins Bein. Da geriethen die beiden an einander, erſt mit Worten, dann mit Werken und nun miſchten ſich die andern hinein, ſo daß jeder ſeine Schläge austheilte und erhielt und am andern Morgen die blauen Augen und geſchwollenen Geſichter als Wahrzeichen überall zu ſehen waren. Daran ergötzte ſich Hinzelmann von Herzen und erzählte hernach, wie er es angefangen,

um ſie hintereinander zu bringen. Doch wußte er es immer ſo zu ſtellen, daß niemand am Leben oder an der Geſundheit Schaden litt. Auf dem fürſtlichen Schloſſe zu Ahlden wohnte zu der Zeit Otto Aſchen von Mandelsloße, Droſt und braunſchweigiſcher Rath; dieſem ſpielte Hinzelmann auch zuweilen einen Poſſen. Als einmal Gäſte bei ihm waren, ſtiftete er einen Zank, ſo daß ſie zornig auffuhren und nach ihren Degen greifen wollten. Keiner aber konnte den ſeinigen finden und ſie mußten es bei ein paar Quer-Hieben mit der dicken Fauſt bewenden laſſen. Dieſes Streichs hat ſich Hinzelmann gar ſehr gefreut und mit vielem Lachen erzählt, daß er Urheber des Zanks geweſen, vorher aber alles tödliche Gewehr verſteckt und bei Seite gebracht. Er habe dann zugeſchaut, wie ihm ſein Anſchlag ſo wohl gelungen wäre, daß ſie ſich weidlich herum geſchmiſſen.

Zu einer Zeit war ein Edelmann zu Hudemühlen eingetroffen, welcher ſich erbot, den Haus-Geiſt auszutreiben. Als er ihn nun in einem Gemach merkte, deſſen Thüren und Fenſter überall feſt geſchloſſen waren, ließ er erſt dieſe Kammer, ſo wie das ganze Haus, mit bewaffneten Leuten beſetzen und ging darauf ſelbſt, von einigen begleitet, mit gezogenem Degen hinein. Sie ſahen nichts, fingen aber an links und rechts nach allen Seiten zu hauen und zu ſtechen in der Meinung, den Hinzelmann, wo er nur einen Leib habe, damit gewißlich zu erreichen und zu tödten; indeſſen fühlten ſie nicht, daß ihre Klingen etwas anders, als die

die leere Luft durchſchnitten. Wie ſie glaubten, ihre Arbeit vollbracht zu haben und müd von dem vielen Fechten hinausgehen wollten, ſahen ſie, als ſie die Thüre des Gemachs öffneten, eine Geſtalt gleich einem ſchwarzen Marder hinausſpringen und hörten die Worte: „ei! ei! wie fein habt ihr mich doch ertappt!" Hernach hat ſich Hinzelmann über dieſe Beleidigung bitterlich beſchwert und geſagt: er würde leicht Gelegenheit haben ſich zu rächen, wenn er nicht den beiden Fräulein im Hauſe Verdruß erſparen wollte. Als dieſer Edelmann nicht lang darauf in eine leere Kammer des Hauſes ging, erblickte er auf einer wüſten Bettſtatt eine zuſammengeringelte große Schlange liegen, die ſogleich verſchwand, aber er hörte die Worte des Geiſtes: „bald hätteſt du mich erwiſcht!"

Ein anderer Edelmann hatte viel von Hinzelmann erzählen gehört und war begierig, ſelbſt etwas von ihm zu erfahren. Als er nun nach Hudemühlen kam, ward ſein Wunſch erfüllt und der Geiſt ließ ſich in dem Zimmer aus einem Winkel bei einem großen Schrank hören, wo etliche leere Wein-Krüge mit langen Hälſen hingeſetzt waren. Weil nun die Stimme zart und fein war und ein wenig heiſer, gleich als ſpräche ſie aus einem hohlen Gefäße, ſo meinte der Edelmann, er ſitze vielleicht in einem dieſer Krüge, lief hinzu, faßte ſie und wollte ſie zuſtopfen, um auf dieſe Weiſe den Geiſt zu erhaſchen. Als er damit umging, fing Hinzelmann an überlaut zu lachen und ſprach: „hätte ich nicht vorlängſt von andern Leuten gehört, daß du ein Narr

wärſt, ſo könnte ichs nun ſelbſt mit anſehen, weil du meinſt, ich ſäße in den leeren Krügen und deckſt ſie mit der Hand zu, als hätteſt du mich gefangen. Ich achte dich nicht der Mühe werth, ſonſt wollt ich dich ſchon witzigen, daß du eine Zeit lang meiner gedenken ſollteſt. Aber ein wenig gebadet wirſt du doch bald werden." Damit ſchwieg er und ließ ſich nicht wieder hören, ſo lange der Edelmann da war; ob dieſer hernach wirklich ins Waſſer gefallen, wird nicht gemeldet, doch iſts zu vermuthen.

Es kam auch ein Teufels-Banner, ihn auszujagen. Als dieſer mit ſeinen Zauber-Worten die Beſchwörung anhub, war Hinzelmann zuerſt ſtill und ließ nichts von ſich hören, aber wie jener nun die kräftigſten Sprüche gegen ihn ableſen wollte, riß er ihm das Buch aus den Händen, zerſtückelte es, daß die Blätter in dem Zimmer herum flogen, packte den Banner dann ſelbſt und drückte und kratzte ihn, daß er voll Angſt fortlief. Auch hierüber beklagte er ſich und ſprach: "ich bin ein Chriſt, wie ein anderer Menſch und hoffe ſelig zu werden." Als er gefragt wurde, ob er die Kobolde und Polter-Geiſter kenne, antwortete er: "was gehen mich dieſe an? das ſind Teufels-Geſpenſter, zu welchen ich nicht gehöre. Von mir hat ſich niemand Böſes, vielmehr alles Gute zu verſehen. Laßt mich unangefochten, ſo werdet ihr überall Glück ſpüren: das Vieh wird gedeihen, die Güter in Aufnahme kommen und alles wohl von Statten gehen."

Laſter

Laſter und Untugenden waren ihm zuwider: einen von den Haus-Genoſſen ſtrafte er wegen ſeiner Karg-heit oft mit harten Worten und ſagte den übrigen, daß er ihn um ſeines Geizes willen gar nicht leiden könnte. Einem andern verwies er ſeine Hoffahrt, die er von Herzen haſſe. Als einmal zu ihm geſagt wurde, wenn er ein guter Chriſt ſeyn wolle, ſo müßte er Gott anrufen und die Gebäte der Chriſten ſprechen, fing er an das Vater unſer zu ſagen und ſprach es bis zur ſechſten Bitte, die Worte "erlöſe uns von dem Böſen," murmelte er nur leiſe. Er ſagte auch den chriſtlichen Glauben her, aber zerriſſen und ſtammelnd. Denn als er zu den Worten gelangte: "ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben," brachte er ſie mit heiſerer und undeutlicher Stimme hervor, alſo daß man ihn nicht recht hören und verſtehen konnte. Der Prediger zu Eickelohe, weiland Hr. Marquard Feldmann, berichtet, daß ſein Vater um die Zeit der Pfingſten auf Hudemühlen zu Gaſt gebeten worden; da habe Hinzelmann den ſchönen Geſang: "nun bitten wir den heiligen Geiſt" wie eine Jungfrau oder ein junger Knabe mit ſehr hoher und nicht unangenehmer Stimme bis ganz zu Ende geſungen. Ja, nicht allein dieſen, ſondern viele andere geiſtliche Geſänge, habe er auf Verlangen angeſtimmt, beſonders wenn ihn diejenigen darum begrüßt, die er für ſeine Freunde gehalten und mit welchen er vertraulich geweſen.

Darum ward der Geiſt gewaltig bös, wenn man

ihn nicht ehrlich und nicht als einen Chriſten behan=delte. Einmal reiſte ein Edelmann aus dem Geſchlecht von Mandelsloh nach Hudemühlen. Er ſtand wegen ſeiner Gelehrſamkeit in großem Anſehen, war Domherr bei dem Stift Verden und Geſandter bei dem Kurfürſt von Brandenburg und dem Könige von Dänemark. Als er nun von dem Haus=Geiſt hörte, und daß er als ein Chriſt wollte angeſehen ſeyn, ſprach er, er könnte nicht glauben, daß es gut mit ihm ſtehe, er müſſe ihn vielmehr für den böſen Feind und den Teufel hal=ten, denn Menſchen ſolcher Art und Geſtalt habe Gott nicht erſchaffen, die Engel aber lobten Gott, ihren Herrn und ſchirmten und ſchützten die Menſchen; da=mit ſtimme das Poltern und Toben und die aben=theuerlichen Händel des Geiſtes nicht überein. Hinzel=mann, der während ſeiner Anweſenheit ſich noch nicht hatte hören laſſen, machte ein Geräuſch und ſprach: "was ſagſt du, Barthold? (alſo hieß der Edelmann) bin ich der böſe Feind? Ich rathe dir, ſage nicht zu viel, oder ich werde dir ein anderes zeigen und dir weiſen, daß du ein andermal ein beſſeres Urtheil von mir fällen ſollſt." Der Herr entſetzte ſich, als er, oh=ne jemand zu ſehen, eine Stimme ſprechen hörte, brach die Rede ab und wollte nichts mehr von ihm hören, ſondern ihn in ſeinen Würden laſſen. Zu einer andern Zeit kam ein Edelmann, welcher bei Tiſch, als er den Stuhl und den Teller für Hinzelmann ſah, ihm nicht zutrinken wollte. Darüber beſchwerte ſich der Geiſt und ſprach: "ich bin ein ſo ehrlicher und guter

Geſell als dieſer: warum trinkt er mich vorüber?" Darauf antwortete der Edelmann: "weiche von hinnen und trinke mit deinen höllischen Geſellen, hier haſt du nichts zu ſchaffen!" Als Hinzelmann das hörte, ward er ſo heftig erbittert, daß er ihn bei dem Schnall-Riemen packte, damit er nach damaliger Sitte ſeinen Mantel unter dem Halſe zugeſchnallt hatte, nieder zur Erde zog und alſo würgte und drückte, daß allen Anweſenden angſt wurde, er mögte ihn umbringen und jener, nachdem der Geiſt von ihm abgelaſſen, ſich erſt nach einigen Stunden wieder erholen konnte. Wiederum reiſte einmal ein guter Freund des Hausherrn bei Hudemühlen vorbei, trug aber Bedenken wegen des Haus-Geiſtes, von deſſen Schalkheit ihm vieles war erzählt worden, einzukehren und ſchickte ſeinen Diener, um zu melden, daß er nicht einſprechen könne. Der Haus-Herr ließ ihn inſtändig bitten, bei ihm die Mittags-Mahlzeit zu nehmen, aber der Fremde entſchuldigte ſich höflich damit, daß er ſich nicht aufhalten dürfte; doch ſetzte er hinzu, es errege ihm zu großen Schrecken, mit einem Teufels-Geſpenſt an einem Tiſch zu ſitzen, zu eſſen und zu trinken. Bei dieſer Unterredung draußen hatte ſich Hinzelmann auch eingefunden, denn man hörte, nachdem ſich der Fremde alſo geweigert, die Worte: "warte, mein guter Geſelle, die Rede ſoll dir ſchon bezahlt werden!" Als nun der Reiſende fortfuhr und auf die Brücke kam, welche über die Meiſſe geht, ſtiegen die Pferde mit den vordern Füßen in die Höhe, verwickelten ſich ins Geſchirr,

daß wenig fehlte, ſo wäre er mit Roß und Wagen ins Waſſer geſtürzt. Wie alles wieder zurecht gebracht war und der Wagen einen Schuß weit gefahren, wurde er zwiſchen Eickelohe und Hudemühlen auf ebener Erde in dem Sand umgekehrt, doch ohne daß die darin Sitzenden weiteren Schaden nahmen.

Wie Hinzelmann gern in Geſellſchaft und unter Leuten war, ſo hielt er ſich doch am liebſten bei den Frauen auf und war mit ihnen gar freundlich und umgänglich. Auf Hudemühlen waren zwei Fräulein, Anna und Katharine, welchen er beſonders zugethan war, ihnen klagte er ſein Leid, wenn er war erzürnt worden und führte ſonſt allerhand Geſpräche mit ihnen. Wenn ſie über Land reiſten, wollte er ſie nicht verlaſſen und begleitete ſie in Geſtalt einer weißen Feder allenthalben. Legten ſie ſich Nachts ſchlafen, ſo ruhte er unten zu ihren Füßen auf dem Deckbett und man ſah am Morgen eine kleine Grube, als ob ein Hündlein da gelegen hätte. Beide Fräulein verheiratheten ſich nicht, denn Hinzelmann ſchreckte alle Freier ab. Manchmal kam es ſo weit, daß eben die Verlobung ſollte gehalten werden, aber der Geiſt wußte es doch immer wieder rückgängig zu machen. Den einen, wenn er bei dem Fräulein ſeine Worte vortragen wollte, machte er ganz irre und verwirrt, daß er nicht wußte, was er ſagen wollte. Bei dem andern erregte er ſolche Angſt, daß er zitterte und bebte. Gemeinlich aber machte er an die gegenüber ſtehende weiße Wand eine Schrift mit großen goldenen Buchſtaben ihnen vor

die Augen: „nimm Jungfer Anne und laß mir Jungfer Katharine.“ Kam aber einer und wollte ſich bei Fräulein Anne beliebt machen und um ſie werben, ſo veränderte ſich auf einmal die goldene Schrift und lautete umgekehrt: „nimm Jungfer Katharine und laß mir Jungfer Anne.“ Wenn ſich jemand nicht daran kehrte und bei ſeinem Vorſatz blieb, und etwa im Hauſe übernachtete, quälte er ihn ſo und narrte ihn im Dunkeln mit Poltern, Werfen und Toben, daß er ſich aller Heiraths-Gedanken entſchlug und froh war, wenn er mit heiler Haut davon kam. Etliche hat er, wenn ſie auf dem Rückweg waren, mit den Pferden über und über geworfen, daß ſie Hals und Bein zu brechen meinten und nicht wußten, wie ihnen geſchehen. Alſo blieben die zwei Fräulein unverheirathet, erreichten ein hohes Alter und ſtarben beide innerhalb acht Tagen.

Einmal hatte eine dieſer Fräulein von Hudemühlen einen Knecht nach Rethem geſchickt, dies und jenes einzukaufen. Während deſſen Abweſenheit fing der Geiſt in dem Gemache der Fräulein plötzlich an wie ein Storch zu klappern und ſprach dann: „Jungfer Anne, heut magſt du deine Sachen im Mühlen-Graben wieder ſuchen!“ Sie wußte nicht, was das heißen ſollte, bald aber trat der Knecht ein und erzählte, daß er auf dem Heimritt unterwegs einen Storch nicht weit von ſich ſitzen geſehen, auf den er aus langer Weile geſchoſſen. Es habe auch nicht anders geſchienen, als ob er ihn getroffen, der Storch aber wäre

Digitized by Google

dennoch ſitzen geblieben und, nachdem er angefangen laut zu klappern, endlich fortgeflogen. Nun zeigte ſich, daß Hinzelmann das gewußt, bald aber traf auch ſeine Weißagung ein. Der Knecht, einigermaßen berauſcht, wollte ſein von Schweiß und Staub bedecktes Pferd rein baden und ritt es in das vor dem Schloß liegende Mühlen-Waſſer, verfehlte aber in der Trunkenheit des rechten Orts, gerieth in einen tiefen Abgrund und, da er ſich nicht auf dem Pferd erhalten konnte, fiel er hinab und ertrank. Die geholten Sachen hatte er noch nicht abgelegt, daher ſie ſammt dem Leichnam aus dem Waſſer mußten herausgeſucht werden.

Auch andern hat Hinzelmann die Zukunft voraus geſagt und ſie gewarnt. Es kam ein Oberſter nach Hudemühlen, der bei dem König Chriſtian III. von Dänemark in beſonderm Anſehen ſtand und in den Kriegen mit der Stadt Lübeck tapfere Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer war ein guter Schütze und großer Liebhaber der Jagd, alſo daß er manche Stunde damit zubrachte, in dem umliegenden Gehölze den Hirſchen und wilden Sauen nachzuſtellen. Als er ſich eben wieder zu einer Jagd bereitete, kam Hinzelmann und ſprach: "Thomas, (das war ſein Name) ich warne dich, daß du im Schießen dich vorſiehſt, ſonſt haſt du in kurzem ein Unglück." Der Oberſt achtete nicht darauf und meinte, das hätte nichts zu bedeuten. Wenige Tage hernach, als er auf ein Reh losbrannte, zerſprang die Büchſe von dem Schuß und ſchlug ihm

den Daumen aus der linken Hand. Wie es geſchehen war, fand ſich gleich Hinzelmann bei ihm und ſprach: "ſieh, nun haſt du's, wovor ich dich gewarnt: hätteſt du dich dieſe Zeit über des Schießens enthalten, der Unfall wäre dir nicht begegnet."

Es war ein andermal ein Herr von Falkenberg, auch ein Kriegsmann, zum Beſuch auf Hudemühlen angelangt. Da er ein friſches und fröhliches Herz hatte, fing er an, den Hinzelmann zu necken und allerhand kurzweilige Reden zu gebrauchen. Dies wollte dem Geiſt in die Länge nicht gefallen, ſondern er begann ſich unwillig zu gebährden und fuhr endlich mit den Worten heraus: "Falkenberg, du machſt dich jetzt trefflich luſtig über mich, aber komm nur hin vor Magdeburg, da wird man dir die Kappe ausbürſten, daß du deiner Spott-Reden vergeſſen wirſt." Der Edelmann erſchrak, glaubte daß mehr hinter dieſen Worten ſtecke, brach die Unterredung mit Hinzelmann ab und zog bald darauf fort. Nicht lange nachher begann die Belagerung von Magdeburg unter dem Churfürſt Moriz; wobei auch dieſer Herr von Falkenberg unter einem vornehmen deutſchen Fürſten zugegen war. Die Belagerten wehrten ſich tapfer und gaben Tag und Nacht mit Doppel-Haken und anderm Geſchütz Feuer und es traf ſich, daß dieſem Falkenberg von einer Falkonett-Kugel das Kinn ganz hinweggeſchoſſen wurde und er drei Tage darauf, nach den größten Schmerzen an dieſer Wunde ſtarb.

Ein Mann aus Hudemühlen war einmal ſammt

andern Arbeits=Leuten und Knechten im Feld und mähte Korn, ohne an etwas unglückliches zu denken. Da kam Hinzelmann zu ihm auf den Acker und rief: „lauf! lauf in aller Eile nach Haus, und hilf deinem jüngſten Söhnlein, das iſt eben jetzt mit dem Geſicht ins Feuer gefallen und hat ſich ſehr verbrennt.“ Der Mann legte erſchrocken ſeine Senſe nieder und eilte heim, zu ſehen, ob Hinzelmann die Wahrheit geredet. Kaum aber war er über die Thürſchwelle geſchritten, als man ihm ſchon entgegen lief und das Unglück erzählte, wie er denn auch ſein Kind über das ganze Geſicht elendiglich verbrannt ſah. Es hatte ſich auf einen kleinen Stuhl bei das Feuer geſetzt, wo ein Keſſel überhing. Als es nun mit einem Löffel hineinlangen wollte und ſich mit dem Stuhl vorwärts überbog, fiel es mit dem Geſicht mitten ins Feuer. Indeß, weil die Mutter in der Nähe war, lief ſie herzu und riß es aus den Flammen wieder heraus, alſo daß es zwar etwas verbrannt war, doch aber dem Tode noch entriſſen ward. Merkwürdig iſt, daß faſt in demſelben Augenblick, wo das Unglück geſchehen, der Geiſt es auch ſchon dem Vater im Felde verkündigte und ihn zur Rettung aufmahnte.

Wen der Geiſt nicht leiden konnte, den plagte er oder ſtrafte ihn für ſeine Untugenden. Den Schreiber zu Hudemühlen beſchuldigte er gar zu großer Hoffahrt, ward ihm darum gehäſſig und that ihm Tag und Nacht mancherlei Drangſal an. Einsmals erzählte er ganz fröhlich, er habe dem hochmüthigen Schreiber ei=

ne rechtſchaffene Ohrfeige gegeben. Als man den Schreiber darum fragte, und ob der Geiſt bei ihm geweſen, antwortete er: "ja mehr als zu viel iſt er bei mir geweſen, er hat mich dieſe Nacht gequält, daß ich vor ihm nicht zu bleiben wußte." Er hatte aber eine Liebſchaft mit dem Kammer-Mädchen, und als er ſich nun einmal Nachts bei ihr zu einem vertraulichen Geſpräch eingefunden und ſie in größter Luſt beiſammen ſaßen und meinten, daß niemand als die vier Wände ſie ſehen könnte, kam der argliſtige Geiſt, trieb ſie aus einander und ſtöberte den guten Schreiber unſanft zur Thüre hinaus, ja er faßte überdem einen Beſenſtiel und ſetzte ihm nach, der über Hals und Kopf nach ſeiner Kammer eilte und ſeine Liebe ganz vergaß. Hinzelmann ſoll ein Spott-Lied auf den unglücklichen Liebhaber gemacht, ſolches zur Kurzweil oft geſungen und den Durchreiſenden unter Lachen vorgeſagt haben.

Es war jemand zu Hudemühlen plötzlich gegen Abend von heftigem Magenweh angefallen und eine Magd in den Keller geſchickt, einen Trunk Wein zu holen, darin der Kranke die Arznei nehmen ſollte. Als nun die Magd vor dem Faſſe ſaß und eben den Wein zapfen wollte, fand ſich Hinzelmann neben ihr und ſprach: "du wirſt dich erinnern, daß du mich vor einigen Tagen geſcholten und geſchmäht haſt, dafür ſollſt du dieſe Nacht zur Strafe im Keller ſitzen. Mit dem Kranken hat es ohnehin keine Noth, in einer halben Stunde wird all ſein Weh vorüber ſeyn und der Wein, den du ihm brächteſt, würde ihm eher ſchaden, als

nützen. Bleib nur hier ſitzen, bis der Keller wieder aufgemacht wird.“ Der Kranke wartete lang, als der Wein nicht kam, ward eine andere hinabgeſchickt, aber ſie fand den Keller außen mit einem Häng=Schloß feſt verwahrt, und die Magd darin ſitzen, die ihr erzählte, daß Hinzelmann ſie alſo eingeſperrt habe. Man wollte zwar den Keller öffnen und die Magd herausſhaben, aber es war kein Schlüſſel zu dem Schloß aufzufinden, ſo fleißig auch geſucht ward. Folgenden Morgen war der Keller offen und Schloß und Schlüſſel lagen vor der Thüre, ſo daß die Magd wieder herausgehen konnte. Bei dem Kranken hatten, wie der Geiſt geſagt, nach einer halben Stunde ſich alle Schmerzen verloren.

Dem Haus=Herrn zu Hudemühlen hat ſich der Geiſt niemals gezeigt, wenn er ihn bat, er mögte ſich, wo er wie ein Menſch geſtaltet ſey, vor ihm ſehen laſſen, antwortete er, die Zeit wäre noch nicht gekommen, er ſolle warten, bis es ihm anſtändig ſey. Als der Herr in einer Nacht ſchlaflos im Bette lag, merkte er ein Geräuſch an der einen Seite der Kammer und vermuthete, es müßte der Geiſt gegenwärtig ſeyn. Er ſprach demnach: „Hinzelmann, biſt du da, ſo antworte mir.“ „Ja ich bin es, erwiederte er, was willſt du?“ Da eben vom Mondſchein die Kammer ziemlich erhellt war, däuchte den Herrn, als ob an dem Orte, wo der Schall herkam, der Schatten einer Kindes=Geſtalt zu ſehen wäre. Als er nun merkte, daß ſich der Geiſt ganz freundlich und vertraulich anſtellte, ließ er

ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und ſprach endlich: "laß dich doch einmal von mir ſehen und anfühlen." Hinzelmann aber wollte nicht. "So reich mir wenigſtens deine Hand, damit ich erkennen kann, ob du Fleiſch und Bein haſt, wie ein Menſch." "Nein, ſprach Hinzelmann, ich traue dir nicht, du biſt ein Schalk, du mögteſt mich ergreifen und hernach nicht wieder gehen laſſen." Nach langem Anhalten aber und als er ihm bei Treu und Glauben verſprochen, ihn nicht zu halten, ſondern alſobald wieder gehen zu laſſen, ſagte er: "ſiehe da iſt meine Hand!" Wie nun der Herr darnach griff, däuchte ihn, als wenn er die Finger einer kleinen Kinder-Hand fühlte; der Geiſt aber zog ſie gar geſchwind wieder zurück. Der Herr begehrte ferner, er ſollte ihn nun ſein Angeſicht fühlen laſſen, worin er endlich willigte und wie jener darnach taſtete, kam es ihm vor, als ob er gleichſam an Zähne oder an ein fleiſchloſes Todten-Gerippe rührte; das Geſicht aber zog ſich ebenfalls im Augenblick zurück, alſo daß er ſeine eigentliche Geſtalt nicht wahrnehmen konnte; nur bemerkte er, daß es, wie die Hand, kalt und ohne menſchliche Lebens-Wärme war.

Die Köchin, welche mit ihm gar vertraulich war, meinte, ſie dürfte ihn wohl um etwas bitten, wo es ein anderer unterlaſſen müßte und als ihr nun die Luſt kam, den Hinzelmann, den ſie täglich reden hörte, mit Eſſen und Trinken verſorgte, leiblich zu ſehen, bat ſie ihn inſtändig, ihr das zu gewähren. Er aber wollte nicht und ſagte, dazu wäre jetzt noch nicht die

Gelegenheit, nach Ablauf gewiſſer Zeit wollte er ſich von jedermann ſehen laſſen. Aber durch dieſe Weigerung ward ihre Luſt nur noch heftiger erregt und ſie lag ihm je mehr und mehr an, ihr die Bitte nicht zu verſagen. Er ſagte, ſie würde den Vorwitz bereuen, wenn er ihrer Bitte nachgeben wollte, als dies aber nichts fruchtete und ſie gar nicht abſtehen wollte, ſprach er endlich: "Morgen vor Aufgang der Sonne komm in den Keller und trag in jeder Hand einen Eimer voll Waſſer, ſo ſoll dir deine Bitte gewährt werden." Die Magd fragte: "wozu ſoll das Waſſer?" "Das wirſt du erfahren, antwortete der Geiſt, ohne das würde dir mein Anblick ſchädlich ſeyn." Am andern Morgen war die Köchin in aller Frühe bereit, nahm in jede Hand einen Eimer mit Waſſer und ging in den Keller hinab. Sie ſah ſich darin um ohne etwas zu erblicken, als ſie aber die Augen auf die Erde warf, ward ſie vor ſich eine Mulde gewahr, worin ein nacktes Kind, der Größe nach etwa von dreien Jahren, lag: in ſeinem Herzen ſteckten zwei Meſſer kreuzweis übereinander und ſein ganzer Leib war mit Blut beſloſſen. Von dieſem Anblick erſchrak die Magd dermaßen, daß ihr alle Sinne vergingen und ſie ohnmächtig zur Erde fiel. Alsbald nahm der Geiſt das Waſſer, das ſie mitgebracht und goß es ihr über den Kopf aus, wodurch ſie wieder zu ſich ſelber kam. Sie ſah ſich nach der Mulde um, aber es war alles verſchwunden und ſie hörte nur Hinzelmanns Stimme, der zu ihr ſprach: "ſiehſt du nun, wie nützlich das Waſſer

dir geweſen, war ſolches nicht bei der Hand, ſo wärſt du hier im Keller geſtorben. Ich hoffe, nun wird deine heiße Begierde, mich zu ſehen, abgekühlt ſeyn.“ Er hat hernach die Köchin oft mit dieſem Streich geneckt und ihn Fremden mit vielem Lachen erzählt.

Der Prediger Feldmann von Eickelohe ſchreibt in einem Brief vom 14. December 1597, Hinzelmann habe eine kleine Hand, gleich der eines Knaben oder einer Jungfrau, öfters ſehen laſſen, ſonſt aber hätte man nichts von ihm erblicken können.

Unſchuldigen, ſpielenden Kindern hat er ſich immer gezeigt. Der Pfarrer Feldmann wußte ſich zu beſinnen, daß, als er 14 bis 15 Jahr alt geweſen und ſich nicht ſonderlich um ihn bekümmert, er den Geiſt in Geſtalt eines kleinen Knaben die Treppe gar geſchwind hinaufſteigen geſehen. Wenn ſich Kinder um das Haus Hudemühlen verſammelten und mit einander ſpielten, fand er ſich unter ihnen ein und ſpielte mit in der Geſtalt eines kleinen ſchönen Kindes, alſo daß alle anderen Kinder ihn deutlich ſahen und hernach daheim ihren Eltern erzählten, wie, wenn ſie im Spiel begriffen wären, ein fremdes Kindlein zu ihnen käme und mit ihnen Kurzweil treibe. Dies bekräftigte eine Magd, die einmal in ein Gemach getreten, wo vier oder ſechs Kinder mit einander geſpielt; unter dieſen hat ſie ein unbekanntes Knäblein geſehen von ſchönem Angeſicht mit gelben, über die Schulter hängenden, krauſen Haaren, in einen rothen Sammt-Rock gekleidet, welches, wie ſie es recht betrachten wollte, aus dem Haufen

ſich verlor und verſchwand. Auch von einem Narren, der ſich dort aufhielt und Claus hieß, hat ſich Hinzelmann ſehen laſſen und allerhand Kurzweil mit ihm getrieben. Wenn man den Narren nirgends finden konnte und hernach befragte, wo er ſo lange geweſen, antwortete er: "ich war bei dem kleinen Männlein und habe mit ihm geſpielt." Fragte man weiter, wie groß das Männlein geweſen, zeigte er mit der Hand eine Größe, wie etwa eines Kindes von vier Jahren.

Als die Zeit kam, wo der Haus-Geiſt wieder fortziehen wollte, ging er zu dem Herrn und ſprach: "ſiehe, da will ich dir etwas verehren, das nimm wohl in acht und gedenk meiner dabei." Damit überreichte er ihm erſtlich ein kleines Kreuz (es iſt ungewiß nach des Verfaſſers Worten, ob aus Seide oder Saiten) gar artig geflochten. Es war eines Fingers lang, inwendig hohl und gab, wenn man es ſchüttelte, einen Klang von ſich. Zweitens einen Stroh-Hut, den er gleichfalls ſelbſt verfertigt hatte und worin, gar künſtlich, Geſtalten und Bilder durch das bunte Stroh zu ſehen waren. Drittens einen ledernen Handſchuh mit Perlen beſetzt, die wunderbare Figuren bildeten. Dann fügte der Geiſt die Weißagung hinzu: "ſo lange dieſe Stücke unzertheilt bei deinem Hauſe in guter Verwahrung bleiben, wird das ganze Geſchlecht blühen und ihr Glück immer höher ſteigen. Werden dieſe Geſchenke aber zergliedert, verloren oder verſchleudert, ſo wird euer Geſchlecht abnehmen und ſinken." Und als er wahrnahm, daß der Herr keinen ſonderlichen Werth

auf die Geſchenke zu legen ſchien, ſprach er weiter: "ich fürchte, daß du dieſe Dinge nicht viel achteſt und ſie abhanden kommen läſſeſt, darum will ich dir rathen, daß du ſie deinen beiden Schweſtern Anne und Katharine aufzuheben übergibſt, die beſſer dafür ſorgen werden." Darauf gab der Haus-Herr dieſe Geſchenke ſeinen Schweſtern, welche ſie annahmen und in guter Verwahrung hielten und nur aus ſonderlicher Freundſchaft jemand zeigten. Nach ihrem Tode fielen ſie auf den Bruder zurück, der ſie zu ſich nahm und bei dem ſie, ſo lang er lebte, blieben. Dem Pfarrer Feldmann hat er ſie bei einer vertraulichen Unterredung auf ſeine Bitte gezeigt. Als dieſer Herr auch ſtarb, kamen ſie auf deſſen einzige Tochter Adelheid, an L. v. H. verheirathet, mit andern Erbſchafts-Sachen und blieben eine Zeitlang in ihrem Beſitz. Wo dieſe Geſchenke des Haus-Geiſtes hernach hingekommen, hat ſich der Sohn des Pfarrers Feldmann vielfach erkundigt und erfahren, daß der Strohhut dem Kaiſer Ferdinand II. ſey verehrt worden, der ihn für etwas gar wunderbares geachtet. Der lederne Handſchuh war noch zu ſeiner Zeit in Verwahrung eines Edelmanns. Er war kurz und reichte genau nur über die Hand, oben über der Hand iſt mit Perlen eine Schnecke geſtickt. Wohin das kleine Kreuz gekommen, blieb unbekannt.

Der Geiſt ſchied freiwillig, nachdem er vier Jahr zu Hudemühlen ſich aufgehalten, vom Jahr 1584 bis 1588. Ehe er von dannen gezogen, hat er noch geſagt, er werde einmal wiederkommen, wenn das Geſchlecht

in Abnahme gerathe, und dann werde es aufs neue wieder blühen und aufſteigen.

76.
Klopfer.

Fränkiſche Sage. Reizenſtein. Leipz. 1778. I. 76.

Im Schloß zu Flügelau hauſte ein guter Geiſt, der den Mädchen alles zu Gefallen that; ſie durften nur ſagen: "Klopfer hols!" ſo wars da. Er trug Briefe weg, wiegte die Kinder und brach das Obſt. Aber wie man einmal von ihm haben wollte, er ſollte ſich ſehen laſſen, und nicht nachließ, bis ers that, fuhr er feurig durch den Rauchfang hinaus und das ganze Schloß brannte ab, das noch nicht wieder aufgebaut iſt. Es iſt kurze Zeit vor dem Schwedenkriege geſchehn.

77.
Stiefel.

Mündlich.

In dem Schloſſe Calenberg hauſte ein kleiner Geiſt Namens Stiefel. Er war einmal an einem Bein beſchädigt worden und trug ſeitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es mögte ihm ausgeriſſen werden.

78.

Ekerken.

Weier von der Zauberei. VI. 15.

Bei dem Dorf Elten, eine halbe Meile von Emmerich im Herzogthum Cleve, war ein Geiſt, den die gemeinen Leute Ekerken (Eichhörnchen) zu nennen pflegten. Es ſprang auf der Landſtraße umher und neckte und plagte die Reiſenden auf alle Weiſe. Etliche ſchlug es, andere warf er von den Pferden ab, anderen kehrte er Karrn und Wagen unterſt zu oberſt. Man ſah aber mit Augen von ihm nichts, als eine menſchlich geſtaltete Hand.

79.

Nacht-Geiſt zu Kendenich.

Mündlich, aus Cöln.

Auf dem alten Ritterſitz Kendenich, etwa zwei Stunden von Cöln am Rhein, iſt ein mooriger, von Schilf und Erlenſträuchen dicht bewachſener Sumpf. Dort ſitzt eine Nonne verborgen und keiner mag am Abend an ihr vorübergehen, dem ſie nicht auf den Rücken zu ſpringen ſucht. Wen ſie erreicht, der muß ſie tragen, und ſie treibt und jagt ihn durch die ganze Nacht, bis er ohnmächtig zur Erde ſtürzt.

80.

Der Alp.

Mündliche Erzählungen.
Prätorius Weltbeſchr. I. 1—40. II. 160—162.
Bräunner's Curioſitäten 126—137.

Wenn gleich vor den Alpen Fenſter und Thüre verſchloſſen werden, ſo können ſie durch die kleinſten Löcher doch hereinkommen, welche ſie mit ſonderlicher Luſt aufſuchen. Man kann in der Stille der Nacht das Geräuſch hören, welches ſie dabei in der Wand machen. Steht man nun geſchwind auf und verſtopft das Loch, ſo müſſen ſie bleiben, können auch nicht von dannen, ſelbſt wenn Thür und Thor geöffnet würden. Man muß ihnen hierauf das Verſprechen abnehmen, daß ſie dieſen Ort niemals beunruhigen wollen, bevor man ſie in Freiheit ſetzt. Sie haben bei ſolchen Gelegenheiten erbärmlich geklagt, wie ſie zu Haus ihre Kinderchen hätten, die verſchmachten müßten, ſo ſie nicht los kämen.

Der Trud oder Alp kommt oft weit her bei ſeinen nächtlichen Beſuchen. Einsmals ſind Hirten mitten in der Nacht im Felde geweſen und haben nicht weit von einem Waſſer ihrer Herden gewartet. Da kommt ein Alp, ſteigt in den Kahn, löſt ihn vom Ufer ab und rudert mit einer ſelbſt mitgebrachten Schwinge hinüber, ſteigt alsdann aus, befeſtiget den Kahn jenſeits und verfolgt ſeinen Weg. Nach einer Weile kehrt er zu-

rück und rudert eben ſo herüber. Die Hirten aber, nachdem ſie ſolchem mehrere Nächte zugeſehen und es geſchehen laſſen, bereden ſich, dieſen Kahn wegzunehmen. Wie nun der Alp wiederkommt, ſo hebt er an kläglich zu winſeln und droht den Hirten, den Kahn gleich herüber zu ſchaffen, wenn ſie Frieden haben wollten; welches ſie auch thun müſſen.

Jemand, um den Alp abzuhalten, legte eine Hechel auf den Leib, aber der Alp drehte ſie gleich um und drückte ihm die Spitzen in den Leib. Ein beſſeres Mittel iſt es, die Schuhe vor dem Bette umzukehren, alſo daß die Hacken das Spannbett am nächſten bei ſich haben. Wenn er drückt und man kann den Daumen in die Hand bringen, ſo muß er weichen. Nachts reitet er oft die Pferde, ſo daß man ihnen Morgens anmerkt, wie ſie abgemattet ſind. Mit Pferdeköpfen kann er auch vertrieben werden. Wer vor dem Schlafengehen ſeinen Stuhl nicht verſetzt, den reitet der Mahr des Nachts. Gern machen ſie den Leuten Weichſel-Zöpfe (Schrötleins-Zöpfe, Mahren-Flechten), indem ſie das Haar ſaugen und verflechten. Wenn die Muhme ein Kind windelt, muß ſie ein Kreuz machen und einen Zipfel aufſchlagen, ſonſt windelt es der Alp noch einmal.

Sagt man zu dem drückenden Alp:

Trud komm Morgen,
ſo will ich borgen!

weicht er alsbald und kommt am andern Morgen in Geſtalt eines Menſchen, etwas zu borgen. Oder ruft

man ihm nach: „komm Morgen und trink mit mir,“ ſo muß derjenige kommen, der ihn geſandt hat.

Nach Prätorius ſtoßen ſeine Augenbraunen in gleichen Linien zuſammen, andere erzählen, daß Leute, denen die Augenbraunen auf der Stirne zuſammengewachſen ſind, andern, wenn ſie Zorn oder Haß auf ſie haben, den Alp mit bloßen Gedanken zuſchicken können. Er kommt dann aus den Augenbraunen, ſieht aus wie ein kleiner weißer Schmetterling und ſetzt ſich auf die Bruſt des andern Schlafenden.

81.

Der Wechſelbalg.

Bräuner's Curioſitäten S. 6. 7.
Prätor. Weltbeſchr. I. 363. 364.

Zu Heßloch, bei Odernheim im Gau gelegen, hat ſichs zugetragen, daß der Kellner eines geiſtlichen Herrn mit der Köchin wie ſeiner Ehefrau gelebt, nur daß er ſich nicht durfte öffentlich einſegnen laſſen. Sie zeugten ein Kind miteinander, aber das wollte nicht wachſen und zunehmen, ſondern es ſchrie Tag und Nacht und verlangte immer zu eſſen. Endlich hat ſich die Frau berathen und wollte es gen Neuhauſen auf die Cyriaks-Wieſe tragen und wiegen laſſen und aus dem Cyriaks-Brunnen ihm zu trinken geben, ſo mögte es beſſer mit ihm werden. Denn es war damals Glauben, ein Kind müſſe dann nach neun Tagen ſich zum

Leben oder Tod verändern *). Wie nun die Frau bei Weſthofen in den Klauer kommt mit dem Kind auf dem Rücken, welches ihr ſo ſchwer geworden, daß ſie keucht und der Schweis ihr übers Angeſicht lauft, begegnet ihr ein fahrender Schüler, der redet ſie an: "ei Frau, was tragt ihr da für ein wüſtes Geſchöpf, es wäre kein Wunder, wenn es euch den Hals eindrückte." Sie antwortete, es wäre ihr liebes Kind, das wollte nicht gedeihen und zunehmen, daher es zu Neuhauſen ſollte gewogen werden. Er aber ſprach: "das iſt nicht euer Kind, es iſt der Teufel **), werft ihn in den Bach!" Als ſie aber nicht wollte, ſondern beharrte, es wäre ihr Kind und es küßte, ſprach er weiter: "euer Kind ſtehet daheim in der Stuben-Kammer hinter der Arke in einer neuen Wiege, werfet dieſen Unhold in den Bach!" da hat ſie es mit Weinen und Jammern gethan. Alſobald iſt ein Geheul und Gemurmel unter der Brücke, auf der ſie ſtand, gehört worden, gleich wie von Wölfen und Bären. Und als die Mutter heimgekommen, hat ſie ihr Kindlein friſch und geſund und lachend in einer neuen Wiege gefunden.

---

*) Ein Wechſelbalg wird gewöhnlich nicht älter als ſieben Jahre; nach andern jedoch ſollen ſie 18 — 19 Jahre leben.

**) Denn der Teufel nimmt die rechten Kinder aus der Wiege, führt ſie fort und legt ſeine dafür hinein. Daher der Name: Wechſelbalg.

82.

Die Wechſelbälge im Waſſer.

Kirchhof's Wendunmuth V. 314. Nr. 258.
Bräuner's Curioſitäten 9.
Hildebrand Entdeckung der Zauberei S. 109.
Fiſchart im wilden Teufels Heer.
Luther's Tiſch-Reden 105 b. 106 a.

Bei Halberſtadt hatte ein Bauer einen Kielkropf, der ſeine Mutter und fünf Muhmen ausgeſogen, dabei unmäßig gegeſſen hatte (denn ſie eſſen mehr, als zehn andere Kinder), und ſich ſo angeſtellt, daß ſie ſeiner gar müd geworden. Es ward ihm der Rath gegeben, er ſolle das Kind zur Wallfahrt gen Heckelſtadt zur Jungfrau Maria geloben und daſelbſt wiegen laſſen. Dieſem Rath folgte der gute Bauer, ſetzte es in einen Rückkorb und trug es hin. Wie er aber über ein Waſſer geht und auf der Brücke iſt, rufts unten im Waſſer: "Kielkropf! Kielkropf!" Da antwortet das Kind in dem Korbe, das niemals zuvor ein Wort geredet hatte: "ho! ho!" Deſſen war der Bauer ungewohnt und ſehr erſchrocken. Darauf fragte der Teufel im Waſſer ferner: "wo willt du hin?" Der Kielkropf oben antwortete: "ick well gen Heckelſtadt to unſer leven Fruggen:

mik laten wigen
dat ick möge gedigen" (gedeihen).'

Wie der Bauer hörte, daß der Wechſelbalg ordentlich reden konnte, ward er zornig und warf ihn ſammt dem Korb ins Waſſer. Da ſind die zwei Teufel zu-

ſammengefahren, haben geſchrien: "ho! ho! ha!" mit einander geſpielt und ſich überworfen und ſind darnach verſchwunden.

83.

Der Alraun.

Simplicissimi Galgen=Männlein. Im dritten Theil.
Iſrael Fronſchmidt vom Galgen=Männlein.
Rollenhagen's Indian. Reiſen. Magdeb. 1605. S. 271. 272.
Bräuner's Curioſit. S. 226 – 235.
Prätorius Weltbeſchr. II. 215. 216. Weihnachtsfr. 155. 156.
Harsdörfer's Mordgeſchichten Nr. 45. S. 151.
Chr. Gotfr. Roth diss. de imagunculis Germanor. magicis, quas Alraunas vocant. Helmst. 1737. 8.

Es iſt Sage, daß, wenn ein Erb=Dieb, dem das Stehlen durch Herkunft aus einem Diebs=Geſchlecht angeboren iſt, oder deſſen Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger ging, geſtolen, wenigſtens groß Gelüſten dazu gehabt, (nach andern, wenn er zwar ein unſchuldiger Menſch, in der Tortur aber ſich für einen Dieb bekennet) und der ein reiner Jüngling iſt, gehenkt wird und das Waſſer läßt (aut sperma in terram effundit), ſo wächſt an dem Ort der Alraun oder das Galgen=Männlein. Oben hat er breite Blätter und gelbe Blumen. Bei der Ausgrabung deſſelben iſt große Gefahr, denn wenn er herausgeriſſen wird, ächzt, heult und ſchreit er ſo entſetzlich, daß der, welcher ihn ausgräbt, alsbald ſterben muß. Um ihn daher zu erlangen, muß man am Freitag vor Sonnen=Aufgang,

nachdem man die Ohren mit Baumwolle, Wachs oder Pech wohl verſtopft, mit einem ganz ſchwarzen Hund, der keinen andern Flecken am Leib haben darf, hinausgehen, drei Kreuze über den Alraun machen und die Erde rings herum abgraben, ſo daß die Wurzel nur noch mit kleinen Faſern in der Erde ſtecken bleibt. Darnach muß man ſie mit einer Schnur dem Hund an den Schwanz binden, ihm ein Stück Brot zeigen und eilig davon laufen. Der Hund, nach dem Brot gierig, folgt und zieht die Wurzel heraus, fällt aber, von ihrem ächzenden Geſchrei getroffen, alsbald todt hin. Hierauf nimmt man ſie auf, wäſcht ſie mit rothem Wein ſauber ab, wickelt ſie in weiß und rothes Seiden-Zeug, legt ſie in ein Käſtlein, badet ſie alle Freitag und gibt ihr alle Neumond ein neues weißes Hemdlein. Fragt man nun den Alraun, ſo antwortet er und offenbart zukünftige und heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen. Der Beſitzer hat von nun an keine Feinde, kann nicht arm werden und hat er keine Kinder, ſo kommt Eheſeegen. Ein Stück Geld, das man ihm Nachts zulegt, findet man am Morgen doppelt; will man lang ſeines Dienſtes genießen und ſicher gehen, damit er nicht abſtehe oder ſterbe, ſo überlade man ihn nicht, ein halben Thaler mag man kühnlich alle Nacht ihm zulegen, das höchſte iſt ein Ducaten, doch nicht immer, ſondern nur ſelten.

Wenn der Beſitzer des Galgen-Männleins ſtirbt, ſo erbt es der jüngſte Sohn, muß aber dem Vater ein Stück Brot und ein Stück Geld in den Sarg le-

gen und mit begraben laſſen. Stirbt der Erbe vor dem Vater, ſo fällt es dem älteſten Sohn anheim, aber der jüngſte muß eben ſo ſchon mit Brot und Geld begraben werden.

84.
Spiritus familiaris.

Trutz Simplex Leben der Landſtörzerin Courage. Cap. 18. u. 23.
Der Leipziger Avanturieur. Fkft. u. Lpz. 1756. Th. 2. S. 38—42.

Er wird gemeinlich in einem wohlverſchloſſenen Gläslein aufbewahrt, ſieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt ſich aber ohne Unterlaß. Wer ihn kauft, in deſſen Taſche bleibt er, er mag das Fläſchlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von ſelbſt zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze ſehen, macht bei Freunden geliebt, bei Feinden gefürchtet, im Krieg feſt wie Stahl und Eiſen, alſo daß ſein Beſitzer immer den Sieg hat, auch behütet es vor Haft und Gefängniß. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden, wie ein Galgen-Männlein.

Wer ihn aber behält, bis er ſtirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum ſucht ihn der Beſitzer wieder zu verkaufen. Er läßt ſich aber nicht anders verkaufen, als immer wohlfeiler, damit ihm einer bleibe, der ihn nämlich mit der geringſten Münze eingekauft hat.

Ein Soldat, der ihn für eine Krone gekauft und den gefährlichen Geiſt kennen lernte, warf ihn ſeinem

vorigen Beſitzer vor die Füße und eilte fort; als er zu Haus ankam, fand er ihn wieder in ſeiner Taſche. Nicht beſſer ging es ihm, als er ihn in die Donau warf.

Ein Augsburgiſcher Roßtäuſcher und Fuhrmann zog in eine berühmte deutſche Stadt ein. Der Weg hatte ſeine Thiere ſehr mitgenommen, im Thor fiel ihm ein Pferd, im Gaſthaus das zweite und binnen wenig Tagen die übrigen ſechs. Er wußte ſich nicht zu helfen, ging in der Stadt umher und klagte den Leuten mit Thränen ſeine Noth. Nun begab ſichs, daß ein anderer Fuhrmann ihm begegnete, dem er ſein Unglück erzählte. Dieſer ſprach: "ſeyd ohne Sorgen, ich will euch ein Mittel vorſchlagen, deſſen ihr mir danken ſollt." Der Roßtäuſcher meinte, das wären leere Worte. "Nein, nein, Geſell, euch ſoll geholfen werden. Geht in jenes Haus und fraget nach einer Geſellſchaft, die er ihm nannte, der erzählt euern Unfall und bittet um Hilfe." Der Roßtäuſcher folgte dem Rath, ging in das Haus und fragte einen Knaben, der da war, nach der Geſellſchaft. Er mußte auf Antwort warten, endlich kam der Knabe wieder und öffnete ihm ein Zimmer, in welchem etliche alte Männer an einer runden Tafel ſaßen. Sie redeten ihn mit Namen an und ſagten: "dir ſind acht Pferde gefallen, darüber biſt du niedergeſchlagen und nun kommſt du, auf Anrathen eines deiner Geſellen, zu uns, um Hilfe zu ſuchen: du ſollſt erlangen, was du begehrſt." Er mußte ſich an einen Neben-Tiſch ſetzen

und nach Verlauf weniger Minuten überreichten ſie ihm ein Schächtelein mit den Worten: “dies trage bei dir und du wirſt von Stund an reich werden, aber hüte dich, daß du die Schachtel, wo du nicht wieder arm werden willſt, niemals öffneſt.” Der Roßtäuſcher fragte, was er für dieſes Schächtelein zu zahlen habe, aber die Männer wollten nichts dafür; nur mußte er ſeinen Namen in ein großes Buch ſchreiben, wobei ihm die Hand geführt ward. Der Roßtäuſcher ging heim, kaum aber war er aus dem Haus getreten, ſo fand er einen ledernen Sack mit dreihundert Ducaten, womit er ſich neue Pferde kaufte. Ehe er die Stadt verließ, fand er in dem Stalle, wo die neuen Pferde ſtanden, noch einen großen Topf mit alten Thalern. Kam er ſonſt wohin und ſetzte das Schächtlein auf die Erde, ſo zeigte ſich da, wo Geld verloren oder vorzeiten vergraben war, ein hervordringendes Licht, alſo daß er es leicht heben konnte. Auf dieſe Weiſe erhielt er ohne Diebſtal und Mord große Schätze zuſammen.

Als die Frau des Roßtäuſchers von ihm vernahm, wie es zuging, erſchrack ſie und ſprach: “du haſt etwas böſes empfangen, Gott will nicht, daß der Menſch durch ſolch verbotene Dinge reich werde, ſondern hat geſagt, im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen. Ich bitte dich um deiner Seeligkeit willen, daß du wieder nach der Stadt zurückreiſeſt und der Geſellſchaft deine Schachtel zuſtellſt.” Der Mann, von dieſen Worten bewogen, entſchloß ſich und ſendete einen Knecht mit dem Schächtelein hin, um es

zurückzuliefern, aber der Knecht brachte es wieder mit der Nachricht zurück, daß dieſe Geſellſchaft nicht mehr zu finden ſey, auch niemand wiſſe, wo ſie ſich gegenwärtig aufhalte. Hierauf gab die Frau genau Acht, wo ihr Mann das Schächtlein hinſetze und bemerkte, daß er es in einem beſonders von ihm gemachten Täſchchen in dem Bund ſeiner Beinkleider verwahrte. In einer Nacht ſtand ſie auf, zog es hervor und öffnete es: da flog eine ſchwarze ſumſende Fliege heraus und nahm ihren Weg durch das Fenſter hin. Sie machte den Deckel wieder darauf und ſteckte es an ſeinen Ort, unbeſorgt, wie es ablaufen würde. Allein von Stund an verwandelte ſich all das vorige Glück in das empfindlichſte Unglück. Die Pferde fielen um oder wurden geſtolen. Das Korn auf dem Boden verdarb, das Haus brannte zu dreienmalen ab und der eingeſammelte Reichthum verſchwand zuſehends. Der Mann gerieth in Schulden und ward ganz arm, ſo daß er in Verzweiflung erſt ſeine Frau mit einem Meſſer tödtete, dann ſich ſelbſt eine Kugel durch den Kopf ſchoß.

85.

Das Vogelneſt.

Michaeler Vorrede zum Iwein. Wien 1786. S. 54.
Simpliciſſimus Springinsfeld cap. 23.

Noch jetzt herrſcht in mehrern Gegenden der Glaube, daß es gewiſſe Vogelneſter (auch Zwiſſel- und Zeiſ-

ſelneſtlein genannt) gebe, die, ſelbſt gewöhnlich unſichtbar, jeden, der ſie bei ſich trägt, unſichtbar machen. Um ſie nun zu finden, muß man ſie zufällig in einem Spiegel oder Waſſer erblicken. Vermuthlich hängt die Sage mit dem Namen einer Gattung des Zweiblatts, bifoglio, zuſammen, die in faſt allen europäiſchen Sprachen Vogelneſt heißt und etwas alraunhaft zu ſeyn ſcheint. Den näheren Verlauf ergibt der angeführte Roman des 17. J.H. am deutlichſten, gewiß aus volksmäßiger Quelle:

Unter ſolchem Geſpräch ſah ich am Schatten oder Gegenſchein eines Baums im Waſſer etwas auf der Zwickgabel liegen, das ich gleichwohl auf dem Baum ſelbſt nicht ſehen konnte, ſolches wies ich meinem Weib Wunderswegen. Als ſie ſolches betrachtet und die Zwickgabel gemerkt, darauf es lag, kletterte ſie auf den Baum und holets herunter, was wir im Waſſer geſehen hatten. Ich ſah ihr gar eben zu und wurde gewahr, daß ſie in demſelben Augenblick verſchwand, als ſie das Ding, deſſen Schatten (Abbild) wir im Waſſer erblickt, in die Hand genommen hatte; allein ich ſah noch wohl ihre Geſtalt im Waſſer, wie ſie nämlich den Baum wieder abkletterte und ein kleines Vogelneſt in der Hand hielt, das ſie vom Zwickaſt herunter genommen. Ich fragte ſie: was ſie für ein Vogelneſt hätte? Sie hingegen fragte mich: ob ich ſie denn ſähe? Ich antwortete: "auf dem Baum ſelbſt ſehe ich dich nicht, aber wohl deine Geſtalt im Waſſer." "Es iſt gut, ſagte ſie, wenn ich herunterkomme, wirſt

du ſehen, was ich habe.“ Es kam mir gar verwunderlich vor, daß ich mein Weib ſollte reden hören, die ich doch nicht ſah, und noch ſeltſamer, daß ich ihren Schatten an der Sonne wandeln ſah und ſie ſelbſt nicht. Und da ſie ſich beſſer zu mir in den Schatten näherte, ſo daß ſie ſelbſt keinen Schatten mehr warf, weil ſie ſich nunmehr außerhalb dem Sonnenſchein im Schatten befand, konnte ich gar nichts mehr von ihr merken, außer, daß ich ein kleines Geräuſch vernahm, welches ſie beides mit ihrem Fußtritt und ihrer Kleidung machte, welches mir vorkam, als ob ein Geſpenſt um mich her geweſen wäre; ſie ſetzte ſich zu mir und gab mir das Neſt in die Hand, ſobald ich daſſelbige empfangen, ſah ich ſie wiederum, hingegen ſie aber mich nicht; ſolches probirten wir oft mit einander und befanden jedesmal, daß dasjenige, ſo das Neſt in Händen hatte, ganz unſichtbar war. Drauf wickelte ſie das Neſtlein in ein Naſentüchel, damit der Stein, oder das Kraut oder Wurzel, welches ſich im Neſt befand und ſolche Wirkung in ſich hatte, nicht herausfallen ſollte und etwan verloren würde, und nachdem ſie ſolches neben ſich gelegt, ſahen wir einander wiederum, wie zuvor, ehe ſie auf den Baum geſtiegen; das Neſtnastüchel ſahen wir nicht, konnten es aber an demjenigen Ort wohl fühlen, wohin ſie es geleget hatte.

86.
Der Brutpfenning.

Happel relat. curios. I. 522.

Der Brutpfenning oder Heckegroſchen ſoll auf folgende heilloſe Weiſe erlangt werden: die ſich dem Teufel verbinden wollen, gehen auf Weihnachts-Abend, ſo es beginnet zu dunkeln, nach einem Scheideweg unter dem offenbaren Himmel. Mitten auf dieſem Flecken legen ſie dreißig Pfenninge oder auch Groſchen, Thaler, in einem runden Ring der Reihe nach neben einander hin und heben an, die Stücke vorwärts und rückwärts zu zählen. Dies Zählen muß gerade geſchehen in der Zeit, wenn man zur Meſſe läutet. In dem Zählen nun ſucht der hölliſche Geiſt durch allerhand ſchreckliche Geſichter von glühenden Ofen, ſeltſamen Wagen und hauptloſen Menſchen irre zu machen, denn wenn der Zählende im geringſten wankt und ſtolpert, wird ihm der Hals umgedreht. Wofern er aber richtig vor- und nachgezählt, ſo wirft der Teufel zu den dreißig Stükken das ein und dreißigſte in gleicher Münze hin. Dieſer ein und dreißigſte Pfenning hat die Eigenſchaft, daß er alle und jede Nacht einen gleichen ausbrütet.

Eine Bäuerin zu Pantſchdorf bei Wittenberg, die einen ſolchen Brutpfenning hatte, wurde auf dieſe Art als Hexe kund gemacht: ſie mußte einmal nothwendig ausgehen und hieß die Magd, die Milch von der gemelkten Kuh (eh ſie die andern melkte) alsbald ſieden, auf weiß Brot in einer daſtehenden Schüſſel gie-

ßen und in eine gewiſſe Kiſte ſetzen, welche ſie ihr zeigte. Die Dienſtmagd vergaß das entweder oder dachte, es wäre gleichviel, ob ſie die Milch vor oder nach dem Melken der anderen Kühe aufkochte, und that alſo erſt ihre ganze Arbeit. Nachher nahm ſie die ſiedende Milch vom Feuer und in der einen Hand den Topf haltend, mit der andern im Begriff, die bezeichnete Kiſte zu öffnen, ſah ſie in dieſer ein pechſchwarz Kalb ſitzen, das den Mund aufſperrte. Vor Schrecken goß ſie die geſottene Milch in ſeinen Rachen und in ſelbem Augenblick floh das Kalb davon und ſteckte das ganze Haus in Brand. Die Frau wurde eingezogen und bekannte; ihren Brutpfenning haben die Bauern noch lange Zeit in der gemeinen Caſſa aufbewahret.

87.

Wechſelkind mit Ruthen geſtrichen.

Prätorius Weltbeſchr. I. 365. 366.

Im Jahr 1580. hat ſich folgende wahrhaftige Geſchichte begeben: nahe bei Breslau wohnet ein nahmhaftiger Edelmann, der hat im Sommer viel Heu und Grumінet aufzumachen, dazu ihm ſeine Unterthanen fröhnen müſſen. Unter dieſen ward auch berufen eine Kindbetterin, ſo kaum acht Tage im Kindbett gelegen. Wie ſie nun ſiehet, daß es der Junker haben wollte und ſie ſich nicht weigern kann, nimmt ſie ihr Kind mit ihr hinaus, legt es auf ein Häuflein Gras, geht

von

von ihm und wartet dem Heumachen ab. Als ſie ein gute Weile gearbeitet, und ihr Kindlein zu ſäugen gehet, ſiehet ſie es an, ſchreiet heftig und ſchlägt die Hände überm Kopf zuſammen, und klaget männiglich, dies ſey nicht ihr Kind, weil es geizig ihr die Milch entziehe und ſo unmenſchlich heule, das ſie an ihrem Kinde nicht gewohnt ſey. Wie dem allen, ſo behielt ſie es etlich Tag über, das hielt ſich ſo ungebührlich, daß die gute Frau gar nahe zu Grund gerichtet wäre. Solches klaget ſie dem Junker, der ſagt zu ihr: "Frau, wenn es euch bedünket, daß dies nicht euer Kind, ſo thut eins und tragt es auf die Wieſe, da ihr das vorige Kind hingeleget habt, und ſtreichet es mit der Ruthe heftig, ſo werdet ihr Wunder ſehen."

Die Frau folget dem Junker, ging hinaus und ſtrich das Wechſelkind mit der Ruthe, daß es ſehr geſchrien hat; da brachte der Teufel ihr geſtolen Kind und ſprach: "da haſts!" und mit dem nahm er ſein Kind hinweg.

Dieſe Geſchicht iſt lautbar und beiden Jung und Alten in derſelbigen Gegend um und in Breslau landkündig.

88.

Das Schauen auf die Kinder.

Prätorius Weltbeſchr. I. 124.

Ein glaubwürdiger Bürger aus Leipzig erzählte: als ſein erſtes Kind ſchon etliche Wochen alt geweſen,

habe man es zu drei unterſchiedlichen Nächten in der Wiege aufgedeckt und in der Quer liegend gefunden, da doch die Wiege hart vor dem Wochenbette der Mutter geſtanden. Der Vater nahm ſich alſo vor, in der vierten Nacht aufzubleiben und auf ſein Kind gute Acht zu haben. Er harrte eine lange Weile und wachte ſtetig bis nach Mitternacht, da war dem Kinde noch nichts begegnet, deswegen, weil er es *ſelber betrachtet und angeſchauet* hatte. Aber indem fielen ihm die Augen ein wenig zu und als die Mutter kurz darauf erwachte und ſich umſah, war das Kind wieder in die Quer gezogen und das Deckbett von der Wiege mitten über ihr Bett geworfen, da ſie es ſonſten nur immer aufzuſchlagen und zu Füßen des Kinds in der Wiege zu legen pflegen, nach allgemeinem Gebrauche. Denke einer in ſo geſchwinder Eile, daß ſich alle verwundern mußten. Aber weiter hatte das Ungethüm keine Macht zum Kinde gehabt.

89.

Die Roggen-Muhme.

Scharfander (G. W. Wegner) Schauplatz I. 433. 434.
Prätorius Weltbeſchr. I. 125. 126.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggen-Muhme, die im Kornfeld ſtecke, weshalb die Kinder ſich hineinzugehen fürchten.

Im Jahr 1662 erzählte auch die ſaalfelder Frau dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von ſeinen Unterthanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges, ſäugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, zu Boden. Ueber eine Weile ſah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin tauſchen. Dieſes falſche Kind hob an zu ſchreien, die Bäuerin eilte herzu, es zu ſtillen, aber der Edelmann wehrte ihr und hieß ſie zurückbleiben, er wolle ihr ſchon ſagen, wanns Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte ſo der fleißigeren Arbeit wegen und fügte ſich mit großem Kummer. Das Kind ſchrie unterdeſſen unaufhörlich fort, da kam die Roggen-Mutter von neuem, nahm das weinende Kind zu ſich und legte das geſtohlene wieder hin. Nachdem alles das der Edelmann mit angeſehen, rief er der Bäuerin und hieß ſie nach Hauſe gehen. Seit der Zeit nahm er ſich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Dienſten zu zwingen.

90.

Die zwei unterirdiſchen Weiber.

Prätorius Weltbeſchr. I. 123. 124.

Folgende Begebenheit hat Prätorius von einem Studenten erfahren, deſſen Mutter geſagt hatte, ſie ſey zu Deſſau geſchehen.

Nachdem eine Frau ein Kind zur Welt gebracht, hat ſie es bei ſich gelegt und iſt noch vor deſſen Taufe in einen tiefen Schlaf verfallen. Zur Mitternacht ſind zwei *unterirdiſche Weiber* gekommen, haben Feuer auf dem Hausheerde gemacht, einen Keſſel voll Waſſer übergeſetzet, ihr mitgebrachtes Kind darin gebadet und abgewaſchen, ſolches hernach in die Stube getragen und mit dem andern ſchlafenden Kind ausgetauſchet. Hierauf ſind ſie damit weggegangen, bei dem nächſten Berg aber um das Kind in Streit gerathen, darüber es eine der andern zugeworfen und gleichſam damit geballet haben, bis das Kind darüber geſchrien und die Magd im Hauſe erwachet. Als ſie der Frauen Kind angeblickt und die Verwechſelung gemerkt, iſt ſie vors Haus gelaufen und hat die Weiber noch alſo mit dem geſtohlenen Kind handthieren gefunden, darauf ſie hinzugetreten und hat mit gefangen, ſobald ſie aber das Kind in ihre Arme bekommen, iſt ſie eilends nach Haus gelaufen und hat die Wechſelbutte vor die Thür geleget, welche darauf die Bergfrauen wieder zu ſich genommen.

91.

König Grünewald.

Heſſ. Denkwürdigk. IV. 2, 295—297. vom Prof. *Schwarz* aus der Sage alter Leute aufgenommen.

Auf dem Chriſtenberg in Oberheſſen wohnte vor Alters ein König und ſtand da ſein Schloß. Und er

hatte auch eine einzige Tochter, auf die er gar viel hielt und die wunderbare Gaben beſaß. Nun kam einmal ſein Feind, ein König, der hieß Grünewald und belagerte ihn in ſeinem Schloſſe, und als die Belagerung lange dauerte, ſo ſprach dem König im Schloſſe ſeine Tochter immer noch Muth ein. Das währte bis zum Maientag. Da ſah auf einmal die Tochter, wie der Tag anbrach, das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen. Da wurde es ihr angſt und bang, denn ſie wußte, daß alles verloren war und ſagte ihrem Vater:

Vater gebt euch gefangen,
der grüne Wald kommt gegangen!

Darauf ſchickte ſie ihr Vater ins Lager König Grünewalds, bei dem ſie ausmachte, daß ſie ſelbſt freien Abzug haben ſollte und noch dazu mitnehmen dürfte, was ſie auf einen Eſel packen könnte. Da nahm ſie ihren eigenen Vater, packte ihn drauf ſammt ihren beſten Schätzen und zog nun fort. Und als ſie eine gute Strecke in einem fortgegangen waren, ſprach die Königstochter: "hier wollemer ruhen!" Daher hat ein Dorf den Namen, das dort liegt (Wollmar, eine Stunde vom Chriſtenberg, in der Ebene). Bald zogen ſie weiter durch Wildniſſe hin ins Gebirg, bis ſie endlich einen Flecken fanden; da ſagte die Königstochter: "hier hat's Feld!" und da blieben ſie und bauten ein Schloß und nannten es Hatsfeld. Dort ſind noch bis auf den heutigen Tag die Ueberbleibſel und die Stadt dabei hat auch von der Burg den Namen.

(Hatzfeld, ein Städtchen an der Eder, im Gebirg, gegen vier Stunden vom Chriſtenberge weſtlich).

92.

Blümelis-Alp.

Scheuchzer Naturgeſch. der Schweiz. Zürch 1746. II. 85.
Wyß Volksſagen. Bern 1815. aus mündl. Ueberlieferung.

Mehr als eine Gegend der Schweiz erzählt die Sage von einer jetzt in Eis und Felstrümmern überſchütteten, vor alten Zeiten aber beblümten, herrlichen und fruchtbaren Alpe. Zumal im Berner Oberland wird ſie von den Klariden (einem Gebirg) berichtet:

Ehmals war hier die Alpweide reichlich und herrlich, das Vieh gedieh über alle Maaßen, jede Kuh wurde des Tages dreimal gemolken und jedesmal gab ſie zwei Eimer Milch, den Eimer von dritthalb Maas. Dazumal lebte am Berg ein reicher, wohlhabender Hirte, und hob an, ſtolz zu werden und die alte einfache Sitte des Lands zu verhöhnen. Seine Hütte ließ er ſich ſtattlicher einrichten und buhlte mit Cathrine, einer ſchönen Magd, und im Uebermuth baute er eine Treppe ins Haus aus ſeinen Käſen und die Käſe legte er aus mit Butter und wuſch die Tritte ſauber mit Milch. Ueber dieſe Treppe gingen Cathrine, ſeine Liebſte, und Brändel, ſeine Kuh, und Rhyn, ſein Hund, aus und ein.

Seine fromme Mutter wußte aber nichts von dem

Frevel und eines Sonntags im Sommer wollte ſie die Senne ihres Sohns beſuchen. Vom Weg ermüdet ruhte ſie oben aus und bat um einen Labetrunk. Da verleitete den Hirten die Dirne, daß er ein Milchfaß nahm, ſaure Milch hineinthat und Sand darauf ſtreute, das reichte er ſeiner Mutter. Die Mutter aber, erſtaunt über die ruchloſe That, ging raſch den Berg hinab und unten wandte ſie ſich, ſtand ſtill und verfluchte die Gottloſen, daß ſie Gott ſtrafen mögte.

Plötzlich erhob ſich ein Sturm und ein Gewitter verheerte die geſegneten Fluren. Senne und Hütte wurden verſchüttet, Menſchen und Thiere verdarben. Des Hirten Geiſt, ſammt ſeinem Hausgeſinde, ſind verdammt, ſo lange, bis ſie wieder erlöſt worden, auf dem Gebirg umzugehen, „ich und min Hund Rhyn, und mi Chuh Brandli und mine Kathry, müſſen ewig uf Klaride ſyn!" Die Erlöſung hangt aber daran, daß ein Senner auf Charfreitag die Kuh, deren Euter Dornen umgeben, ſtillſchweigend ausmelke. Weil aber die Kuh, der ſtechenden Dörner wegen, wild iſt und nicht ſtill hält, ſo iſt das eine ſchwere Sache. Einmal hatte einer ſchon den halben Eimer vollgemolken, als ihm plötzlich ein Mann auf die Schulter klopfte und fragte: „ſchäumts auch wacker?" Der Melker aber vergaß ſich und antwortete: „o ja!" da war alles vorbei und Brändlein, die Kuh, verſchwand aus ſeinen Augen.

93.

Die Lilie.

Aug. Lercheimer Bedenken von der Zauberei. Bl. 14. u. 15.

Im Land zu H. war ein Edelmann, A. v. Th. genannt, der konnte Köpfe abhauen und wieder aufſetzen. Er hatte bei ſich beſchloſſen, hinfort des teufliſchen, gefährlichen Dings müßig zu gehen, eh er einmal darüber in ein Unglück geriethe, wie dann doch geſchahe. Bei einer Gaſterei ließ er ſich von guten Geſellen überreden, dieſe Ergötzlichkeit ihnen noch einmal zu guter Letzt zu zeigen. Nur wollte, wie leicht zu erachten, niemand gern ſeinen Kopf dazu leihen; letztlich ließ ſich der Haus-Knecht dazu brauchen, doch mit dem gewiſſen Geding, daß ihm ſein Kopf wieder feſt gemacht würde. Nun hieb ihm der Edelmann den Kopf ab, aber das Wieder-Aufſetzen wollte nicht gehen. Da ſprach er zu den Gäſten: „es iſt einer unter euch, der mich verhindert, den will ich vermahnt haben und gewarnt, daß er es nicht thue." Darauf verſuchte ers abermal, konnte aber nichts ausrichten. Da vermahnte und dräute er zum anderumal, ihn unverhindert zu laſſen. Da das auch nicht half und er beim drittenmal den Kopf nicht wieder aufſetzen konnte, ließ er auf dem Tiſch eine Lilie wachſen, der hieb er das Haupt und die Blume oben ab. Alsbald fiel einer von den Gäſten hinter ſich von der Bank und war ihm der Kopf ab. Nun ſetzte er dem Haus-Knecht

den ſeinen wieder auf und flohe aus dem Lande, bis die Sache vertragen ward und er Verzeihung erhielt.

94.
Johann von Paſſau.

Luther's Tiſch-Reden. 105.
Prätorius Weltbeſchr. I. 357. 358.
Wendunmuth. V. 312. Nr. 256.

Doctor Martinus Luther erzählt: ein Edelmann hatte ein ſchön jung Weib gehabt, die war ihm geſtorben, und auch begraben worden. Nicht lange darnach, da liegt der Herr und der Knecht in einer Kammer beieinander, da kommt des Nachts die verſtorbene Frau und lehnet ſich über des Herren Bette, gleich als redete ſie mit ihm. Da nun der Knecht ſah, daß ſolches zweimal nach einander geſchah, fraget er den Junkherrn, was es doch ſey, daß alle Nacht ein Weibsbild in weißen Kleidern vor ſein Bett komme, da ſaget er nein, er ſchlafe die ganze Nacht aus, und ſehe nichts. Als es nun wieder Nacht ward, gibt der Junker auch acht drauf und wachet im Bette, da kömmt die Frau wieder vor das Bett, der Junker fraget: wer ſie ſey und was ſie wolle? Sie antwortet: ſie ſey ſeine Hausfrau. Er ſpricht: "biſt du doch geſtorben und begraben!" Da antwortet ſie: "ja, ich habe deines Fluchens halben und um deiner Sünden willen ſterben müſſen, willſt du mich aber wieder zu dir haben, ſo will ich wieder deine Hausfrau werden." Er ſpricht: "ja, wenns nur ſeyn könnte;" aber ſie bedingt aus

und vermahnet ihn, er müſſe nicht fluchen, wie er denn einen ſonderlichen Fluch an ihm gehabt hatte, denn ſonſt würde ſie bald wieder ſterben; dieſes ſagt ihr der Mann zu, da blieb die verſtorbene Frau bei ihm, regierte im Haus, ſchlief bei ihm, aß und trank mit ihm und zeugete Kinder.

Nun begibt ſichs, daß einmal der Edelmann Gäſte kriegt und nach gehaltener Mahlzeit auf den Abend das Weib einen Pfefferkuchen zum Obſt aus einem Kaſten holen ſoll und bleibet lange außen. Da wird der Mann ſcheltig und fluchet den gewöhnlichen Fluch, da verſchwindet die Frau von Stund an und war mit ihr aus. Da ſie nun nicht wieder kommt, gehen ſie hinauf in die Kammer, zu ſehen, wo die Frau bliebe. Da liegt ihr Rock, den ſie angehabt, halb mit den Ermeln in dem Kaſten, das ander Theil aber heraußen, wie ſich das Weib hatte in den Kaſten gebücket, und war das Weib verſchwunden und ſider der Zeit nicht geſehen worden.

95.

Das Hündlein von Bretta.

Mündlich.

In der Rheinpfalz, beſonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede iſt: "es geſchieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten." Die Volksſage davon muß ſchon alt ſeyn und namentlich ſpielt auch Fiſchart an zwei verſchiedenen Stellen darauf an.

In dem Städtchen Bretten lebte vorzeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Dienſt abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuſchicken, gab ihm einen Korb ins Maul, worin ein beſchriebener Zettel mit dem nöthigen Gelde lag, und ſo langte es Fleiſch und Bratwurſt beim Metzger, ohne je einen Biſſen davon anzurühren. Einmal aber ſandte es ſein Herr, der evangeliſch war, an einem Freitag zu einem Metzger, der catholiſch war und ſtreng auf die Faſten hielt. Als nun der Metzger auf dem Zettel eine Wurſt beſtellt fand, hielt er das Hündlein feſt, haute ihm den Schwanz ab und legte den in den Korb mit den Worten: "da haſt du Fleiſch!" Das Hündlein aber, beſchimpft und verwundet, trug den Korb treulich über die Gaſſe nach Haus, legte ſich nieder und verſtarb. Die ganze Stadt trauerte und das Bild eines Hündleins ohne Schwanz wurde in Stein ausgehauen übers Stadtthor geſetzt.

Andere erzählen ſo: es habe ſeinem armen Herrn Fleiſch und Würſte geſtohlen zugetragen, bis es endlich ein Fleiſcher ertappt und mit dem Verluſt des Schwanzes geſtraft.

96.

Das Dorf am Meer.

Mündlich, aus Holſtein.

Eine Heilige ging am Strand, ſah nur zum Himmel und bätete, da kamen die Bewohner des Dorfs

Sonntags Nachmittag, ein jeder geputzt in ſeidenen Kleidern, ſeinen Schatz im Arm, und ſpotteten ihrer Frömmigkeit. Sie achtete nicht darauf und bat Gott, daß er ihnen dieſe Sünde nicht zurechnen wolle. Am andern Morgen aber kamen zwei Ochſen und wühlten mit ihren Hörnern in einem nahgelegenen großen Sandberg bis es Abend war; und in der Nacht kam ein mächtiger Sturmwind und wehte den ganzen aufgelokkerten Sandberg über das Dorf hin, ſo daß es ganz zugedeckt wurde und alles darin, was Athem hatte, verdarb. Wenn die Leute aus benachbarten Dörfern herbeikamen und das verſchüttete aufgraben wollten, ſo war immer, was ſie Tags über gearbeitet, Nachts wieder zugeweht. Das dauert bis auf den heutigen Tag.

97.
Die verſchütteten Silber-Gruben.

Mündlich, am Harz.

Die reichſten Silberbergwerke am Harz waren die ſchon ſeit langen Jahren eingegangenen beiden Gruben: der große Johann und der goldene Altar (bei Andreasberg?). Davon geht folgende Sage. Vorzeiten, als die Gruben noch bebaut wurden, war ein Steiger darüber geſetzt, der hatte einmal, als der Gewinn groß war, ein paar reiche Stufen bei Seite gelegt, um, wenn der Bau ſchlechter und ärmer ſeyn würde, damit das fehlende zu erſetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Was er alſo in guter Abſicht gethan,

das ward von andern, die es bemerkt hatten, als ein Verbrechen angeklagt, und er zum Tode verurtheilt. Als er nun niederkniete und ihm das Haupt ſollte abgeſchlagen werden, da betheuerte und beſchwur er nochmals ſeine Unſchuld und ſprach: “ſo gewiß bin ich unſchuldig, als mein Blut ſich in Milch verwandeln und der Bau der Grube aufhören wird; wann in dem gräflichen Haus, dem dieſe beiden Bergwerke zugehörten, ein Sohn geboren wird mit Glas-Augen und mit Reh-Füßen, und er bleibt am Leben, ſo wird der Bau wieder beginnen, ſtirbt er aber nach ſeiner Geburt, ſo bleiben ſie auf ewig verſchüttet.” Als der Scharfrichter den Hieb gethan und das Haupt herabfiel, da ſprangen zwei Milchſtröme ſtatt des Bluts ſchneeweiß aus dem Rumpf in die Höhe und bezeugten ſeine Unſchuld. Auch die beiden Gruben gingen alsbald ein. Nicht lange nachher ward ein junger Graf mit Glas-Augen und Reh-Füßen geboren, aber er ſtarb gleich nach der Geburt und die Silberbergwerke ſind nicht wieder aufgethan, ſondern bis auf dieſen Tag verſchüttet.

98.

Die Fundgrübner.

Happel relat. curios. I. 758—760.

Die reichſten Berggänge pflegen von armen und geringen Grübnern entdeckt zu werden, darüber es mancherlei Sagen hat. In dem böhmiſchen Bergwerk auf

der Eule war ein Bergmann, des Namens der rothe Leu, ſo reich geworden, daß er König Wenzel zu Gaſt lud, ihm eine Tonne Goldes ſchenkte, und dem König Carl hundert geharniſchte Reuter ausrüſtete. Dieſer rothe Leu hatte anfangs ſein ganzes Vermögen zugeſetzt und ſchon ſein Weib ihren Schleier (ihr eingebrachtes) verkaufen müſſen. Eines Tags ſtieß ſich die Frau von ungefähr blutrünſtig in die Ferſe an einem großen Knauer. Der Mann wollte ihn wegſtufen und traf auf gediegenes Gold, wodurch er plötzlich reich wurde. Aber Stolz und Hochmuth kamen über ihn, in ſeinem Hauſe mußte alles ſeiden, ſilbern und golden ſeyn und das Weib ſprach: es wäre Gott unmöglich, daß ſie wieder arm werden ſollten. Nach und nach wurde der rothe Leu bettelarm und ſtarb auf dem Miſthaufen.

Im ſalzburger Werk zu Gaſtein und Rauriß lebte ein mächtiger Fundgrübner, genannt der alte Weitmoſer. In der Stunde, wo er ſeinen Schuldnern entlaufen wollte und ſchon in der Thür ſtand, wurde ihm reicher Ausbruch und Handſtein entgegen gebracht. Die hielten Gold und Silber, wurden mit Macht geſchüttet und gaben ihm und anderen bald große Reichthümer. Und da ihm auf ſeinem Sterbebette ſchöne Handſteine neuerdings aus der Grube getragen wurden, ſagte er doch: "der rechte und ſchönſte Gang iſt Jeſus mein Herr und Heiland, auf dem will ich bald eingehen ins ewige Leben."

99.

Ein geſpenſtiger Reuter.

H. Speidel in notabil. polit. f. 397.
Prätorius im Glückstopf. S. 173. 174.
Happel relat. curios. III. 521.

Ein unbekannter Mann hat ſich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bei einem Grafen von Roggensdorf zum Bereiter angegeben und wurde, nach geleiſteter Probe, zu Dienſten angenommen und ihm eine ehrliche Beſtallung gemacht. Es begab ſich aber, daß einer von Adel bei Hof anlangte und mit dieſem Bereiter an die Tafel geſetzt wurde. Der Fremde erſah ihn mit Erſtaunen, war traurig und wollte keine Speiſe zu ſich nehmen, ob ihm wohl der Graf deßwegen freundlichſt zugeſprochen. Nachdem nun die Tafel aufgehoben war und der Graf den Fremden nochmals nach der Urſache ſeines Trauerns befragte, erzählte er, daß dieſer Bereiter kein natürlicher Menſch, ſondern vor Oſtende ihm an der Seite erſchoſſen ſey, auch von ihm, dem Erzähler, ſelbſt zu Grabe begleitet worden. Er gab auch alle Umſtände an: des Todten Vaterland, Namen, Alter und das traf alles mit dem, was der Bereiter von ſich ſelbſt geſagt, ein, ſo daß der Graf daran nicht zweifeln konnte. Er nahm daher Urſach, dieſem Geſpenſt Urlaub zu geben mit Vorwenden, daß ſeine Einkünfte geringert und er ſeine Hofhaltung einzuziehen geſonnen. Der Bereiter ſagte, daß ihn zwar der Gaſt verſchwätzt, weil aber der

Graf nicht Urſache hätte ihn abzuſchaffen, und er ihm getreue Dienſte geleiſtet und noch leiſten wolle, bitte er ihn ferner an dem Hofe zu erdulden. Der Graf aber beharrte auf dem einmal gegebenen Urlaub. Deßwegen begehrte der Bereiter kein Geld, wie bedingt war, ſondern ein Pferd und Narren-Kleid mit ſilbernen Schellen, welches ihm der Graf gerne geben ließ und noch mehr wollte reichen laſſen, das der Bereiter anzunehmen verweigerte.

Es fügte ſich aber, daß der Graf nach Ungarn verreiſte und bei Raab, auf der Schütt, dieſen Bereiter mit vielen Kuppel-Pferden in dem Narren-Kleid antraf, welcher ſeinen alten Herrn, wie er ihn erblickte, mit großen Freuden begrüßte und ein Pferd zu verehren anbot. Der Graf bedankt ſich und will es nicht nehmen, als der Bereiter aber einen Diener erſieht, den er ſonſt am Hof wohl gekannt, gibt er dieſem das Pferd. Der Diener ſetzt ſich mit Freuden drauf, hat es aber kaum beſtiegen, ſo ſpringt das Pferd in die Höh und läßt ihn halb todt auf die Erde fallen. Zugleich iſt der Roßtäuſcher mit ſeiner ganzen Kuppel verſchwunden.

100.
Der falſche Eid.

M. Schneider Titius contin. L. 11. sect. 2. cap. 3. p. 416.

Im Odenwald beim Kloſter Schönau liegt ein Ort, genannt zum falſchen Eid. Da hat auf eine Zeit ein

ein Bauer geſchworen, der Acker gehöre ſein, alsbald öffnete ſich der Erdboden unter ſeinen Füßen und er verſank, daß nichts übrig blieb, als ſein Stab und zwei Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonſt weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichten Finger erſtarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß ſie verſchwarzen; auch daß ſie nach dem Tod der Leute zum Grab herauswachſen.

101.

Zwölf ungerechte Richter.

Zeilleri epist. 58.
Hilſcher Zungen-Sünde. S. 455.

Nah bei weſtphäliſch Minden liegt ein Grund, davon wird erzählt, zwölf Richter hätten den Boden einem zugeſprochen, dem er nicht gehörig, darüber ſich die Erde aufgethan und ſie bis an die Knie alsbald verſchluckt; wie deſſen noch Wahrzeichen vorhanden ſind.

102.

Die heiligen Quellen.

Morgenblatt. 1808. Nr. 247. S. 987.

Das ſchweizer Landvolk redet noch von den heiligen Quellen, die im Rütli plötzlich entſprungen, als

da der große Eidſchwur geſchah, und wie einem der Schwörenden, der den Bund verrathen, ſogleich Feuer zu Mund und Naſe ausgefahren ſey, auch ſein Haus von ſelbſt angefangen habe zu brennen.

103.

Der quillende Brunnen.

Happel relat. curios. V. 43. aus Mich. Piccard. orat. acad. 4.

An einem Berge in Franken quillet ein Brunnen, wobei ein vornehmes adliches Geſchlecht ſein Stammhaus hat. Das ganze Jahr über hat er ſchönes, lauteres, überflüſſiges Waſſer, das nicht eher aufhöret, als wenn jemand aus demſelbigen Geſchlecht ſoll ſterben. Alsdann vertrocknet er ſo gar, daß man auch faſt kein Zeichen oder Spur mehr findet, es ſey jemals ein Brunn daſelbſt geweſen. Als zur Zeit ein alter Herr des gedachten adlichen Stammes in fremden Landen tödlich niederlag, und bereits achtzigjährig ſeinen baldigen Tod muthmaßte, fertigte er in ſeine Heimath einen Boten ab, der ſich erkundigen ſollte: ob der Brunn vertrockne? Bei der Ankunft des Boten war das Waſſer verſiegt, allein man gebot ihm ernſtlich, es dem alten Herrn zu verſchweigen, vielmehr zu ſagen: der Brunn befinde ſich noch richtig und voll Waſſers; damit ihm keine traurige Gedanken erweckt würden. Da lachte der Alte und ſtrafte ſich ſelbſt, daß er von dem Brunnen abergläubiſch zu wiſ-

ſen geſuchet, was im Wohlgefallen Gottes ſtånde, ſchickte ſich zu einem ſeeligen Abſchied an. Plötzlich aber wurde es beſſer mit ſeiner Krankheit und nicht lange, ſo kam er dieſes Lagers völlig wieder auf. Damit der Brunnen nicht vergebens verſiegte und ihm ſeine ſeit langen Jahren eingetroffene Bedeutung beſtünde, trug es ſich zu, daß des Geſchlechts ein Junger von Adel von einem untreuen Pferde abgeworfen, gleich zu der nämlichen Zeit Todes verfuhr.

104.
Hunger-Quelle.

Dreyhaupt Hall. Chronik. I. 1106.
vgl. Stalder Schweiz. Idiot. v. Hunger-Brunnen.

Zu Halle auf dem Markt an dem rothen Thurn iſt ein Quell-Brunnen, der an der Mitternacht-Seite zu Tag ausfließet und für eine Hunger-Quelle ausgegeben wird, indem aus deſſen ſtarkem oder ſchwachem Ueberlaufen der gemeine Mann Theurung oder wohlfeile Zeit weißagt.

105.
Der Liebenbach.

Mündlich, aus Heſſen.

Die Stadt Spangenberg in Heſſen erhålt ihr Trinkwaſſer durch einen Bach, welcher die gute Quelle des gegenüber liegenden Bergs herbeileitet. Von der Ent-

ſtehung dieſes Bachs wird folgendes erzählt. Ein Jüngling und ein Mädchen in der Stadt liebten ſich herzlich, aber die Eltern wollten lange nicht zu ihrer Verheirathung einwilligen. Endlich gaben ſie nach, unter der Bedingung, daß die Hochzeit erſt dann ſolle gefeiert werden, wenn die zwei Liebenden die gute, friſche Quelle von dem gegenüber liegenden Berge ganz allein herüber geleitet hätten: dadurch würde die Stadt Trinkwaſſer erhalten, woran ſie bisher Mangel gelitten. Da fingen beide an, den Bach zu graben und arbeiteten ohn Unterlaß. So haben ſie vierzig Jahre gegraben, als ſie aber fertig waren, ſtarben ſie beide in demſelben Augenblick.

106.

Der Helfenſtein.

Grundmann Geſchichtſchule. Görlitz. 1677. S. 779—782.

Eine Meile von Trautenau in Böhmen, auf dem Rieſenberg, liegt der Helfenſtein, ein hoher Fels, auf dem ſonſt ein Raubſchloß geſtanden, nachher aber verſunken iſt und weiß niemand, wo die Menſchen, die darin lebten, hingekommen ſind. Im Jahr 1614 war, viertelwegs davon, zu Maeſcheudorf, eine junge Magd, die ging nicht weit von dieſem Fels Vieh hüten und hatte noch mehr Kinder bei ſich. Zu dieſen ſprach ſie: "kommt, laßt uns hin zum Helfenſtein, ob wir ihn vielleicht offen finden und das große Weinfaß ſehen." Da ſie hingehen, iſt der Felſen offen und eine Eiſen=

thür aufgethan, daran ein Schloß mit vielen Schlüſſeln hängt. Aus Neugierde treten ſie näher und endlich hinein. Es iſt ein ziemlich weites Vorgemach, aber hinten wieder eine Thür. Sie gehen durch, in dem zweiten Gemach liegt allerhand Hausrath, beſonders ein groß zehneimerig Faß Wein, davon waren die meiſten Tauben abgefallen, allein es hatte ſich eine Fingersdicke Haut angeſetzt, ſo daß der Wein nicht herauslaufen konnte. Als ſie es alle vier mit Händen angriffen, ſchlotterte es und gab nach, wie ein Ei mit weichen Schalen. Indem ſie nun ſolches betrachten, kommt ein wohlgeputzter Herr aus einer ſchönen Stube, rothen Federbuſch auf dem Hut, in der Hand eine große zinnerne Kanne, Wein zu holen. Beim Thür-Aufmachen hatten ſie geſehen, daß es in der Stube luſtig hergehet, an zwei Tiſchen ſchöne Manns- und Weibsbilder, haben Muſik und ſind fröhlig. Der aber den Wein zapft, heißt ſie willkommen und in die Stube gehen. Sie erſchrecken und wünſchen ſich weit davon, doch ſpricht die eine, ſie wären zu unſauber und nicht angeſchickt, zu ſo wohlgeputzten Leuten zu gehen. Er bietet ihnen dennoch Trinken an und reicht die Kanne. Wie ſie ſich entſchuldigt, heißt er ſie warten, bis er für ſie eine andere Kanne geholt. Als er nun weg iſt, ſpricht die Älteſte: "laßt uns hinausgehen, es möchte nicht gut werden; man ſagt, die Leute ſeyen in den Bergen hie verfallen." Da gehen ſie eilends heraus, hinter ſich hören ſie nach wenig Schritten ein Knallen und Fallen, daß ſie heftig erſchrecken.

Nach einer Stunde ſagt die Älteſte wieder: "laßt uns noch einmal hin und ſehen, was das geweſen iſt, das ſo gekracht hat." Die andern wollten nicht, da aber die Große ſo kühn war, allein hinzugehen, folgten die andern nach. Sie ſehen aber weder Eingang noch eiſerne Thür, der Fels war feſt zu. Wie ſie das Vieh eingetrieben, erzählen ſie alles den Eltern, dieſe berichten es dem Verwalter; allein der Fels blieb zu, ſo oft man ihn auch in Augenſchein genommen.

107.

Die Wiege aus dem Bäumchen.

Wiener Litter. Zeitung. 1813. Sept. 277.
vgl. Gottſchalk Ritterburgen. II. 103 — 105. aus Geheis Wanderungen um Wien. 1803.

Bei Baden in Oeſterreich ſtehen die Trümmer des alten Bergſchloſſes Rauheneck. In dieſen ſoll ein großer Schatz verborgen liegen, den aber nur der heben kann, der als Kind in einer Wiege geſchaukelt ſeyn wird, die aus dem Holz des Baumes gezimmert worden iſt, der jetzt nur erſt als ein ſchwaches Reiß aus der Mauer des hohen Thurmes zu Rauheneck ſprießt. Verdorrt das Bäumchen oder wird es abgehauen, ſo muß die Hebung des Schatzes warten, bis es von neuem ausſchlägt und wieder wächſt.

108.

Heſſenthal.

Münchhauſen im Freymüthigen. 1806. Nr. 47. S. 186.

Die alte Burg Schellenpyrmont liegt nun in Trümmern, da ſoll der Sage nach vormals Thusneldens Sitz geweſen ſeyn. Thusnelde hatte einen Vogel, der reden konnte. Eines Tags kam er aus dem Heſſenthal, einem Waldgrunde am Burgberg, herauf und ſchrie in einem fort:

"Heſſenthal blank, Heſſenthal blank!"

damit die in dies Thal ſchon vorgedrungenen Römer in ihren blanken Rüſtungen anzudeuten, und die Deutſchen gewannen nun Zeit, ſich gegen den Ueberfall des Feindes zu rüſten.

109.

Reinſtein.

Happel relat. curios. III, 784.

Unter der uralten Burg Reinſtein unweit Blankenburg am Harz liegt ein großes Felſenloch, angefüllt mit allerhand kleinen Steinen, wie man ſie ſonſt nicht auf Gebürgen, ſondern blos in Ebenen findet. Wenn jemand von ſolchen Steinen viel oder wenig nimmt, führt, oder trägt, ſo kommen ſie doch wieder an denſelben Ort, da ſie ſind weggenommen worden, ſo daß die Höhle immer voll von Steinen bleibt.

Es ſoll aber noch keinem gefrommt haben, dergleichen Steine wegzubringen. Auf dem Fels, ſonderlich um die Gegend der Höhle, hört man zur Mittagsſtunde oft Schellen läuten, zuweilen auch ein Gehämmer wie von vielen Schmieden.

110.

Der ſtillſtehende Fluß.

Winkelmann Beſchr. von Heſſen. S. 59.

Von der Fulde heißt es, ſo oft ein Fürſt aus dem Lande Heſſen, ſonderlich ein regierender Herr oder deſſen Gemahlin bald ſterben ſoll, daß ſie wider ihren natürlichen Lauf ganz ſtill ſtehe und gleichſam der Strom ſeine Trauer zu erkennen gebe. Man hält das für eine ſichere Todesanzeige und haben es die Einwohner mehrmals beobachtet.

111.

Arendſee.

Prätorius Weltbeſchr. I. 97. aus mündlicher Sage.

Von dem Arendſee in der Altmark wird folgendes erzählt: an der Stelle, wo jetzt der See und der Ort dieſes Namens liegt, ſtand vor Alters ein großes Schloß. Dieſes ging urplötzlich unter und nicht mehr kam davon, als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, ſah ſich das Weib ungefähr um und

ward der ſchleunigen Veränderung innen. Verwundert brach ſie in die Worte aus: "Arend ſee!" (Arend ſieh! denn jenes war ihres Mannes Name) und darum gab man nachher dem Städtlein die Benennung, das an dem See auferbaut wurde. In dieſem See ragt der feinſte, weiße Streuſand hervor und wann die Sonne hell ſcheint, ſoll man (wie auch beim See Brok neben dem Oſſenberg) noch alle Mauern und Gebäude des verſunkenen Schloſſes ſehen. Einige haben einmal vorgehabt, das Waſſer zu gründen, und ein Seil eingelaſſen; wie ſie das herauszogen, fand ſich ein Zettel dran mit dem Gebote: laſſet ab von euerem Unternehmen, ſonſt wird euerm Orte widerfahren, was dieſem geſchehen iſt.

112.

Der Ochſenberg.

Prätorius Weltbeſchr. I. 96. aus mündlicher Erzählung ſeiner Mutter, die in der Gegend gebürtig war.

In der alten Mark, nicht weit vom zertrümmerten Schloß Alvensleben, liegt ein großes, wacker luſtiges, Dorf, mit Namen Ursleben. Einen Büchſenſchuß hinter dem Dorf ſtehet ein großer See, genannt Brock (Bruch), an deſſen Stätte war vor alten Zeiten ein ſchönes Schloß, das hernach unterging und ſeitdem war das große Waſſer aufgekommen. Nämlich es ſollen alle Leute drinnen verſunken ſeyn, ausgenommen

eine einzige Edeljungfer, die ein Traum kurz vorher warnete. Als nun das Vieh und die Hühner ſonderlich traurige Zeichen eines bevorſtehenden großen Unglücks laut werden ließen, ſetzte ſich dieſe Jungfrau auf einen Ochſen und ritt davon. Mit genauer Noth erreichte ſie einen dabei gelegenen Hügel, hinter ihr drein ſank das Schloß zuſammen, und wie ſie auf dem Ochſen ſitzend ſich vom Hügel umſah, war das Gewäſſer überall aufgeſtiegen. Davon heißt der Hügel noch Oſſenberg bis auf den heutigen Tag.

113.

Die Moor-Jungfern.

Jäger Briefe über die hohe Rhön. I. 144. II. 36—39.

Auf der Rhöne iſt ein Sumpf, genannt das rothe Moor. Nach der Volksſage ſtand daſelbſt vorzeiten ein Dorf, Namens Poppenrode, das iſt nunmehr verſunken. Auf der Moorfläche bei Nacht ſchweben Lichtchen, das ſind Moor-Jungfern. An einem andern Ort ebendaſelbſt liegt auch das ſchwarze Moor, ſchon in alten Urkunden ſo genannt, und die Sage weiß auch hier von einem verſunkenen Dorf, von welchem noch ein Pflaſter übrig iſt, Namens: die ſteinerne Brücke.

114.

Andreas-Nacht.

Mündlich.
Eraſm. Francisci höll. Proteus.
Bräuner's Curioſitäten S. 91 — 93.
Goldſchmid's höll. Morpheus. Hamb. 1698. S. 173. 174.

Es iſt Glaube, daß ein Mädchen in der Andreas-Nacht, Thomas-Nacht, Chriſt-Nacht und Neujahrs-Nacht ſeinen zukünftigen Liebſten einladen und ſehen kann. Es muß einen Tiſch für zwei decken, es dürfen aber keine Gabeln dabei ſeyn. Was der Liebhaber beim Weggehen zurückläßt, muß ſorgfältig aufgehoben werden, er kommt dann zu derjenigen, die es beſitzt und liebt ſie heftig. Es darf ihm aber nie wieder zu Geſicht kommen, weil er ſonſt der Qual gedenkt, die er in jener Nacht von übermenſchlicher Gewalt gelitten und er des Zaubers ſich bewußt wird, wodurch großes Unglück entſteht.

Ein ſchönes Mädchen in Öſtreich begehrte einmal um Mitternacht, unter den nöthigen Gebräuchen, ſeinen Liebſten zu ſehen, worauf ein Schuſter mit einem Dolche daher trat, ihr denſelben zuwarf und ſchnell wieder verſchwand. Sie hob den nach ihr geworfenen Dolch auf und ſchloß ihn in eine Truhe. Bald kam der Schuſter und hielt um ſie an. Etliche Jahre nach ihrer Verheirathung ging ſie einſtmals Sonntags, als die Veſper vorbei war, zu ihrer Truhe, etwas hervorzuſuchen, das ſie folgenden Tag zur Arbeit vorneh-

men wollte. Als ſie die Truhe geöffnet, kommt ihr Mann zu ihr und will hineinſchauen; ſie hält ihn ab, aber er ſtößt ſie mit Gewalt weg, ſieht in die Truhe und erblickt ſeinen verlornen Dolch. Alsbald ergreift er ihn und begehrt kurz zu wiſſen, wie ſie ſolchen bekommen, weil er ihn zu einer gewiſſen Zeit verloren hätte. Sie weiß in der Beſtürzung und Angſt ſich auf keine Ausrede zu beſinnen, ſondern bekennt frei, es ſey derſelbe Dolch, den er ihr in jener Nacht hinterlaſſen, wo ſie ihn zu ſehen begehrt. Da ergrimmte der Mann und ſprach mit einem fürchterlichen Fluch: "Hur! ſo biſt du die Dirne, die mich in jener Nacht ſo unmenſchlich geängſtiget hat!" und ſtößt ihr damit den Dolch mitten durchs Herz.

Dieſe Sage wird an verſchiedenen Orten von andern Menſchen erzählt. Mündlich: von einem Jäger, der ſeinen Hirſchfänger zurückläßt; in dem erſten Wochenbett ſchickt ihn die Frau über ihren Kaſten, Weißzeug zu holen und denkt nicht, daß dort das Zauber-Geräth liegt, das er findet und womit er ſie tödtet.

115.

Der Liebhaber zum Eſſen eingeladen.

Prätorius Weihnachtsfratzen. prop. 53.
Bräuner's Curioſitäten. 97.
Valvaſſor Ehre von Crain. II. 479.

Zu Saalfeld in Thüringen war eine Schöſſerin (Steuereinnehmerin), die ſich heimlich in ihren Schrei-

der verliebte. Durch Zauberei aber wollte ſie ihn gewinnen; ließ ein friſches Brot backen und ſteckte mitten in der heiligen Chriſtnacht kreuzweiſe zwei Meſſer hinein, indem ſie etliche Worte dazu murmelte. Darauf kam der Schreiber aus dem Schlafe ganz nackigt zur Stube hereingeſprungen, ſetzte ſich nieder am Tiſch und ſah ſie ſcharf an. Sie ſtand auf und lief davon, da zog er beide Meſſer aus dem Brot und warf ſie hinter ihr drein und hätte ſie bald ſehr verletzet. Hernach ging er wieder zurück; eine Muhme, die in der Stube zugegen war, erſchrack ſo heftig, daß ſie etliche Wochen krank niederliegen mußte. Der Schreiber ſoll den folgenden Tag zu den Hausleuten geſagt haben: er möchte nur gern wiſſen, welche Frau ihn verwichene Nacht ſo geängſtet habe; er wäre ſo abgemattet, daß er es kaum ſagen könne, denn er hätte ſollen mit fortkommen und ſich nicht gnugſam erwehren können; er hätte auch bäten mögen, was er gewollt, ſo wäre er getrieben worden.

Dieſelbe alte Frau, die dieſe Geſchichte erzählte, fügte hinzu: auch zu Coburg haben einmal einige Edeljungfrauen von neunerlei Eſſen etwas aufgehoben und um Mitternacht aufgeſtellt und ſich dabei zu Tiſche geſetzt. Darauf kamen ihre Liebſten alle, jeder brachte ein Meſſer mit und wollten ſich zu ihnen niederlaſſen. Darüber entſetzten ſich die Jungfrauen und flohen; einer aber nahm das Meſſer und warf hinterher; ſie ſchaute um, blickte ihn an und hob das Meſſer auf. Ein andermal ſoll ſtatt des eingeladenen Buhlen der

leibhaftige Tod in die Stube gekommen ſeyn und ſein Stundenglas bei einer niedergeſetzt haben, die denn auch das Jahr über verſtarb.

In Schleſien haben ſich drei Hof=Fräulein in einer heiligen Nacht an einen gedeckten Tiſch geſetzt und ihre zukünftige Liebhaber erwartet, deren jedem ein Teller hingeſtellt war. Sie ſind auch auf dieſe Einladung erſchienen, aber nur zweie, die ſich zu zwei Jungfrauen geſetzt; der dritte iſt ausgeblieben. Als nun die verlaſſene darüber traurig und ungeduldig geworden, endlich nach langem vergeblichem Warten aufgeſtanden und ſich ans Fenſter geſtellt, hat ſie gegenüber einen Sarg erblickt, darin eine Jungfrau gelegen, ihr ganz gleich geſtaltet, worüber ſie erkrankte und bald darauf ſtarb. Nach einer mündlichen Erzählung kommt die Todtenlade in die Stube, ſie geht darauf zu, die Bretter thun ſich auf und ſie fällt todt hinein.

116.

Die Chriſtnacht.

Prätorius Weihnachtsfratzen Nr. 60. 61. 64.

Abergläubiſche Mägde, um Träume von ihren Liebſten zu bekommen, kaufen frühe des Tags vor dem heiligen Abend um einen Pfennig Semmel und zwar das letzte Stößchen, das auf einem Ende zu iſt. Weiter ſchneiden ſie ein bischen Rinde unten ab, binden es unter den rechten Arm und gehen fleißig den

ganzen Tag damit herum. Hernach beim Schlafengehen legen ſie es unter den Kopf in der Chriſtnacht und ſprechen dabei:

„jetzt hab ich mich gelegt und Brot bei mir,
wenn doch nun mein Feinslieb käme und äße mit mir!"

Darüber ſoll es geſchehen, daß zur Mitternacht von ſolcher Semmelrinde etwas genagt wird, und daran kann man frühmorgens erkennen, daß der Liebſte ſie das Jahr über heirathen werde. Iſt aber das Brot unverletzt gelaſſen, ſo haben ſie ſchlechte Hoffnung. Alſo ſoll es ſich begeben haben (1657 zu Leipzig), daß da ihrer zwei beieinander in einem Bette ſchliefen, die eine hatte ſolches Brot unter ſich liegen, die andere nicht. Dieſe hörte Nachts ein Knarren und Nagen, fürchtete ſich und rüttelte ihre Geſpielin, die aber in feſtem Schlaf lag und nichts gewahr wurde, bis ſie aus den Träumereien erwachte. Als ſie nun Morgens das Brot beſichtigten, war ein Creuz hineingefreſſen. Das Weibsbild ſoll bald darauf einen Soldaten zum Mann bekommen haben.

Die alte ſaalfelder Frau erzählte, daß andere ein Gefäß mit Waſſer nehmen und es mit einem gewiſſen kleinen Maaß in ein ander Gefäß meſſen. Sie thun dies aber etlichemal und ſehen zu, ob ſie in den wiederhohlten Bemeſſungen mehr Waſſer antreffen, als zuerſt. Daraus ſchließen ſie, daß ſie das folgende Jahr über zunehmen werden an Haab und Gütern. Befinden ſie einerlei Maaß, ſo glauben ſie, daß ihr Schickſal ſtillſtehe, und ſie weder Glück

noch Unglück haben werden. Iſt aber zuletzt **weniger Waſſer**, ſo entnehmen ſie, daß ihr gutes Wohlergehn und Gedeihen zurückgehe. Der ſaalfelder Frau war das mittelſte einmal zu Händen gekommen.

Andere nehmen einen Erbſchlüſſel und einen Knäul Zwirn, binden den Zwirn feſt an den Schlüſſel und bewinden das Knaul, damit es nicht weiter ablaufe, als ſie es vorher haben laufen laſſen. Sie laſſen es aber bei ein Ellen oder ſechs los; dann ſtecken ſie dies Gebäumel zum Fenſter aus und bewegen es von einer Seite zur andern an den äußerlichen Wänden und ſprechen dabei: „horch! horch!“ ſo ſollen ſie von der Seite und Gegend oder dem Orte her eine Stimme vernehmen, dahin ſie werden zu freien und zu wohnen kommen. Andere greifen zur Thüre hinaus und haben, wenn ſie die Hand hereinziehen, einige Haare von ihrem zukünftigen Liebſten darin.

117.

Das Hemdabwerfen.

Prätorius Weihnachtsfratzen. Nr. 62.

Zu Coburg ſaßen am Weihnachtabend mehrere Mädchen zuſammen, waren neugierig und wollten ihre künftige Liebhaber erkündigen. Nun hatten ſie Tags vorher neunerlei Holz geſchnitten und als die Mitternacht kam, machten ſie ein Feuer im Gemach und die erſte zog ihre Kleider ab, warf ihr Hemd vor die

Stuben-

Stubenthüre hinaus und ſprach bei dem Feuer ſitzend:

"hier ſitz ich ſplitterfaſenackt und bloß,
wenn doch mein Liebſter käme
und würfe mir mein Hemde in den Schooß!"

Hernach wurde ihr das Hemd wieder hereingeworfen und ſie merkte auf das Geſicht deſſen, der es that; dies kam mit dem überein, der ſie nachdem freite. Die andern Mädchen kleideten ſich auch aus, allein ſie fehlten darin, daß ſie ihre Hemder zuſammen in einen Klump gewickelt hinauswarfen. Da konnten ſich die Geiſter nicht finden, ſondern huben an zu lärmen und zu poltern, dermaßen, daß den Mädchen grauſete. Flugs goſſen ſie ihr Feuer aus und krochen zu Bette bis frühe, da lagen ihre Hemder vor der Thüre in viel tauſend kleine Fetzen zerriſſen.

118.

Kryſtall-Schauen.

Joh. Rüſt Zeitverkürzung. S. 255 ff.
Eraſm. Franciſci Sitten-Spiegel. Bl. 64 ff.
Bräuner's Curioſitäten S. 72 — 80.

Eine ſchöne und adliche Jungfrau und ein edler Jüngling trugen heftige Liebe zu einander, ſie aber konnte von ihren Stief-Eltern die Erlaubniß zur Verheirathung nicht erlangen, worüber ſie beide in großer Trauer lebten. Nun begab ſich, daß ein altes Weib, welches Zutritt im Hauſe hatte, zu der Jungfrau kam, ſie tröſtete und ſprach: der, den ſie liebe, werde ihr

gewiß noch zu Theil werden. Die Jungfrau, die das gern hörte, fragte, wie ſie das wiſſen könne? “Ei, Fräulein, ſprach die Alte, ich habe die Gnade von Gott, zukünftige Dinge vorher zu entdecken, darum kann mir dieſes ſo wenig, als viel anderes, verborgen ſeyn. Euch allen Zweifel zu benehmen, will ich euch, wie es damit gehen wird, in einem Kryſtall ſo klärlich weiſen, daß ihr meine Kunſt loben ſollt. Aber wir müſſen eine Zeit dazu wählen, wo eure Eltern nicht daheim ſind; dann ſollt ihr Wunder ſehen.”

Die Jungfrau wartete, bis ihre Eltern auf ein Landgut gefahren waren und ging dann zu dem Lehrer ihres Bruders, dem Johann Rüſt, der hernach als Dichter berühmt geworden, vertraute ihm ihr Vorhaben und bat ihn gar ſehr, mit zu gehen und dabei zu ſeyn, wenn ſie in den Kryſtall ſchaue. Dieſer ſuchte ihr einen ſolchen Vorwitz als ſündlich auszureden, der Urſache zu großem Unglück werden könne; aber es war vergeblich, ſie blieb bei ihrem Sinn, ſo daß er ſich endlich auf ihr inſtändiges Bitten bewegen ließ, ſie zu begleiten. Als ſie in die Kammer traten, war das alte Weib beſchäfftigt, ihre Geräthſchaften aus einem kleinen Korbe herauszuziehen, ſah aber ungern, daß dieſer Rüſt die Jungfrau begleitete und ſagte, ſie könne ihm an den Augen abſehen, daß er von ihrer Kunſt nicht viel halte. Hierauf hub ſie an und breitete ein blau ſeiden Tüchlein, darein wunderliche Bilder von Drachen, Schlangen und anderm Gethier eingenäht waren, über die Tafel, ſetzte auf dieſes Tuch

eine grüne gläſerne Schale, legte darein ein anderes goldfarbenes Seiden-Tuch und ſetzte endlich auf dieſes eine ziemlich große kryſtallene Kugel, welche ſie aber mit einem weißen Tuche wieder deckte. Dann begann ſie, unter wunderlichen Gebährden, etwas bei ſich ſelbſt zu murmeln und nachdem das geendigt war, nahm ſie mit großer Ehrerbietung die Kugel, rief die Jungfrau und ihren Begleiter, zu ſich ans Fenſter und hieß ſie hineinſchauen.

Anfangs ſahen ſie nichts, nun aber trat in dem Kryſtall die Braut hervor in überaus köſtlicher Kleidung; eben ſo prächtig angethan, als wäre heut ihr Hochzeittag. So herrlich ſie erſchien, ſo ſah ſie doch betrübt und traurig aus, ja ihr Antlitz hatte eine ſolche Todten-Farbe, daß man ſie ohne Mitleid nicht betrachten konnte. Die Jungfrau ſchaute ihr Bild mit Schrecken an, der aber bald noch größer ward, als gerade gegenüber ihr Liebſter hervorkam, mit ſo grauſamen und gräßlichen Geſichtszügen, der ſonſt ein ſo freundlicher Mensch war, daß man hätte erzittern mögen. Er trug, wie einer der von einer Reiſe kommt, Stiefel und Sporn und hatte einen grauen Mantel mit goldnen Knöpfen um. Er holte daraus zwei neublinkende Piſtolen hervor und, indem er in jede Hand eine faßte, richtete er die eine auf ſein Herz, die andere ſetzte er der Jungfrau an die Stirne. Die Zuſchauer wußten vor Angſt weder aus noch ein, ſahen aber, wie er die eine Piſtole, die er an die Stirne ſeiner Liebſten geſetzt, losdrückte, wobei ſie einen dum-

pfen, fernen Schall vernahmen. Nun geriethen ſie in ſolches Grauſen, daß ſie ſich nicht bewegen konnten, bis ſie endlich zitternd und mit ſchwankenden Tritten zur Kammer hinausgelangten und ſich etwas wieder erholten.

Dem alten Weib, welches nicht gedacht, daß die Sache alſo ablaufen würde, war ſelbſt nicht ganz wohl zu Muth; es eilte daher über Hals und Kopf hinaus und ließ ſich ſo bald nicht wieder ſehen. Bei der Jungfrau konnte der Schrecken die Liebe nicht auslöſchen, aber die Stief-Eltern beharrten auch bei dem Entſchluß, ihre Einwilligung zu verweigern. Ja, ſie brachten es endlich durch Drohen und Zwang dahin, daß ſie ſich mit einem vornehmen Hofbeamten in der Nachbarſchaft verloben mußte: daraus erwuchs der Jungfrau erſt das rechte Herzeleid, denn ſie verbrachte nun ihre Zeit in nichts als Seufzen und Weinen, und ihr Liebſter wurde faſt in die äußerſte Verzweifelung geriſſen.

Inzwiſchen ward die Hochzeit angeſetzt und, da einige fürſtliche Perſonen zugegen ſeyn ſollten, um ſo viel herrlicher zugerichtet. Als der Tag kam, wo die Braut im größten Gepränge ſollte abgeholt werden, ſchickte dazu die Fürſtin ihren mit ſechs Pferden beſpannten Leibwagen ſammt einigen Hof-Dienern und Reutern; an welchen Zug ſich die vornehmſten Anverwandte und Freunde der Braut anſchloſſen und alſo in ſtattlicher Ordnung auszogen. Dieſes alles hatte der erſte Liebhaber ausgekundſchaftet und war als ein Verzweifelter entſchloſſen, dem andern ſeine Liebſte leben-

dig nicht zu überlaſſen. Er hatte zu dem Ende ein paar gute Piſtolen gekauft und wollte mit der einen die Braut, mit der andern hernach ſich ſelbſt tödten. Zu dem Ort der Ausführung war ein etwa zehn bis zwölf Schritte von dem Thor gelegenes Haus, bei welchem die Braut vorbei mußte, von ihm auserſehen. Als nun der ganze prächtige Zug von Wagen und Reutern, den eine große Menge Volks begleitete, daher kam, ſchoß er mit der einen Piſtole in den Braut-Wagen hinein. Allein der Schuß geſchah ein wenig zu früh, alſo daß die Braut unverſehrt blieb, einer andern Edelfrau aber, die im Schlag ſaß, ihr etwas hoher Kopf-Putz herabgeſchoſſen ward. Da dieſe in Ohnmacht ſank und jedermann herbei eilte, hatte der Thäter Zeit, durch das Haus zur Hinterthür hinaus zu entfliehen und, indem er über ein ziemlich breites Waſſer glücklich ſprang, ſich zu retten. Sobald die Erſchrockene wieder zu ſich ſelbſt gebracht war, ſetzte ſich der Zug aufs neue in Bewegung und die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert. Doch die Braut hatte dabei ein trauriges Herz, welche nun der Kryſtall-Schauung nachdachte und ſich den Erfolg davon zu Gemüthe zog. Auch war ihre Ehe unglücklich, denn ihr Mann war ein harter und böſer Menſch, der das tugendhafte und holdſelige Fräulein, ungeachtet ihm ein liebes Kind geboren ward, auf das grauſamſte behandelte.

119.

Zauber-Kräuter kochen.

Bräuner's Curioſitäten S. 58—61. aus mündlicher Erzählung.

Im Jahr 1672 hat ſich zu Erfurt begeben, daß die Magd eines Schreiners und ein Färbers-Geſell, die in einem Hauſe gedient, einen Liebeshandel mit einander angefangen, welcher in Leichtfertigkeit einige Zeit gedauert. Hernach ward der Geſell deſſen überdrüſſig, wanderte weiter und ging in Langenſalza bei einem Meiſter in Arbeit. Die Magd aber konnte die Liebesgedanken nicht los werden und wollte ihren Buhlen durchaus wieder haben. Am heiligen Pfingſt-Tage, da alle Haus-Genoſſen, der Lehr-Jung ausgenommen, in der Kirche waren, that ſie gewiſſe Kräuter in einen Topf, ſetzte ihn zum Feuer und ſobald ſolche zu ſieden kamen, hat auch ihr Buhle zugegen ſeyn müſſen. Nun trug ſich zu, daß, als der Topf beim Feuer ſtand und brodelte, der Lehr-Junge, unwiſſend, was darin iſt, ihn näher zur Glut rückt und ſeine Pfanne mit Leim an deſſen Stelle ſetzt. Sobald jener Topf mit den Kräutern näher zu der Feuer-Hitze gekommen, hat ſich etliche mal darin eine Stimme vernehmen laſſen und geſprochen: "komm, komm, Hanſel, komm! komm, komm, Hanſel, komm!" Indem aber der Bube ſeinen Leim umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack und als er ſich umſchaut, ſieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmer-

lich Geſchrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wohnende Leute, zu ſehen, warum der Bube ſo heftig geſchrien, und fanden den guten Geſellen als einen aus tiefem Schlaf erwachten Menſchen alſo im Hemde liegen. Indeſſen ermunterte er ſich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes ſchwarzes Thier, ganz zottigt, wie ein Bock geſtaltet, zu ihm vor ſein Bett gekommen und habe ihn alſo geängſtigt, daß es ihn alsbald auf ſeine Hörner gefaßt und zum großen Fenſter mit ihm hinausgefahren. Wie ihm weiter geſchehen, wiſſe er nicht, auch habe er nichts ſonderliches empfunden, nun aber befinde er ſich ſo weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langenſalza im Bett gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Catharine, ſeine vorige Liebſte, dieſes zu Wege gebracht, indem ſie bei ſeiner Abreiſe zu ihm geſprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wollte ſie ihn auf dem Bock holen laſſen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedroht, ſie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, anfangen herzlich zu weinen und geſtanden, daß ein altes Weib, deſſen Namen ſie auch nannte, ſie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben, mit der Unterweiſung: wenn ſie die ſachte würde kochen laſſen, müſſe ihr Buhle erſcheinen, er ſey auch ſo weit er immer wolle.

120.

Der Salz-Knecht in Pommern.

Bräuner's Curioſit. S. 67. 68.

In Pommern hatte ein Salz-Knecht ein altes Weib, das eine Zauberin war, bei dem er nicht gerne bliebe und darum einsmals vorgab, er wolle nach Heſſen, in ſeine Heimath, wandern, allda ſeine Freunde zu beſuchen. Weil ſie aber beſorgte, er würde nicht wiederkommen, wollte ſie ihn nicht weglaſſen, nichtsdeſtoweniger reiſte er fort. Wie er nun etliche Tage zurückgelegt, kommt hinter ihm auf dem Weg ein ſchwarzer Bock, ſchlupft ihm zwiſchen die Beine, erhebt und führt ihn wieder zurück und zwar, nicht über die Landwege, ſondern geradezu durch dick und dünn, durch Feld und Wald, über Waſſer und Land, und ſetzt ihn in wenig Stunden vor dem Thor nieder, in Angſt, Zittern, Schweiß und Ohnmacht. Das Weib aber heißt ihn mit höhniſchen Worten willkommen und ſpricht: "ſchau! biſt du wieder da? ſo ſoll man dich lehren daheim bleiben!" Hierauf that ſie ihm andere Kleider an und gab ihm zu eſſen, daß er wieder zu ſich ſelbſt käme.

121.

Jungfer Eli.

Mündlich, aus dem Münſterland.

Vor hundert und mehr Jahren lebte in dem münſteriſchen Stift Frekenhorſt eine Abtiſſin, eine ſehr from-

me Frau, bei dieſer diente eine Haushälterin, Jüngfer Eli genannt, die war bös und geizig und wenn arme Leute kamen, ein Allmoſen zu bitten, trieb ſie ſie mit einer Peitſche fort und band die kleine Glokke vor der Thüre feſt, daß die Armen nicht läuten konnten. Endlich ward Jungfer Eli todtkrank, man rief den Pfarrer, ſie zum Tode vorzubereiten und als der durch der Abtiſſin Baumgarten ging, ſah er Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Apfelbaum ſitzen, wie er aber ins Haus kam, lag ſie auch wieder in ihrem Bette und war böſe und gottlos, wie immer, wollte nichts von Beſſerung hören, ſondern drehte ſich um nach der Wand, wenn ihr der Pfarrer zureden wollte und ſo verſchied ſie. Sobald ſie die Augen ſchloß, zerſprang die Glocke und bald darauf fing ſie an, in der Abtei zu ſpuken. Als eines Tags die Mägde in der Küche ſaßen und Vizebohnen ſchnitten, fuhr ſie mit Gebraus zwiſchen ihnen her, gerade wie ſie ſonſt leibte und lebte und rief: "ſchniet ju nich in de Finger, ſchniet ju nich in de Finger!" und gingen die Mägde zur Milch, ſo ſaß Jungfer Eli auf dem Stege und wollte ſie nicht vorbeilaſſen, wenn ſie aber riefen: "in Gottes Namen gah wi derher" mußte ſie weichen und dann lief ſie hinterher, zeigte ihnen eine ſchöne Torte und ſprach: "Tart! Tart!" wollten ſie die nun nicht nehmen, ſo warf ſie die Torte mit hölliſchem Gelächter auf die Erde und da wars ein Kuhfladen. Auch die Knechte ſahen ſie, wenn ſie Holz haueten, da flog ſie immer

von einem Baumzweig im Wald zum andern. Nachts polterte ſie im Hauſe herum, warf Töpfe und Schüſſeln durcheinander und ſtörte die Leute aus dem Schlaf. Endlich erſchien ſie auch der Abtiſſin ſelbſt auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, die Abtiſſin aber ſprach: "ich hab nichts zu ſchaffen mit dir, haſt du Uebel gethan, ſo iſts nicht mein Wille geweſen," Jungfer Eli wollte ſich aber nicht abweiſen laſſen. Da warf die Abtiſſin einen Handſchuh aus dem Wagen und befahl ihr, den wieder aufzuheben und während ſie ſich bückte, trieb die Abtiſſin den Fuhrmann an und ſprach: "fahr zu, ſo ſchnell du kannſt und wenn auch die Pferde drüber zu Grunde gehen." So jagte der Fuhrmann und ſie kamen glücklich nach Warendorf. Die Abtiſſin endlich, des vielen Lärmens überdrüſſig, berief alle Geiſtliche der ganzen Gegend, die ſollten Jungfer Eli verbannen. Die Geiſtlichen verſammelten ſich auf dem Herren-Chor und fingen an, das Geſpenſt zu citiren, allein ſie wollte nicht erſcheinen und eine Stimme rief: "he kickt, he kickt!" Da ſprach die Geiſtlichkeit: "hier muß jemand in der Kirche verborgen ſeyn, der zulauſcht;" ſuchten und fanden einen kleinen Knaben, der ſich aus Neugierde drin verſteckt hatte. Sobald der Knabe hinausgejagt war, erſchien Jungfer Eli und ward in die Davert verbannt. Die Davert iſt aber ein Wald im Münſterſchen, wo Geiſter umgehen und wohin alle Geſpenſter verwieſen werden. Alle Jahr einmal fährt nun noch, wie die Sage geht, Jungfer

Eli über die Abtei zu Freckenhorſt mit ſchrecklichem Gebraus und ſchlägt einige Fenſterſcheiben ein oder dergleichen und alle vier Hochzeiten kommt ſie wieder einen Hahnenſchritt näher.

122.

Die weiße Frau.

Schotus Magia univers. p. 339.
Bekker's bezauberte Welt. I. 289.

Die ſchloßweiße Frau erſcheint in Wäldern und auf Wieſen, bisweilen kommt ſie in Pferdeſtälle mit brennenden Wachskerzen, kämmt und putzt die Pferde und Wachstropfen fallen auf die Mähnen der Pferde. Sie ſoll, wann ſie ausgehet, hell ſehen, in ihrer Wohnung aber blind ſeyn.

123.

Taube zeigt einen Schatz.

Aus Ottokar von Horneck. S. 197 a. Cap. 225.

Als Herzog Heinrich von Breslau die Stadt Cracau erobert hatte, ging er in das Münſter daſelbſt, kniete als ein frommer Mann vor dem Altar unſerer Frauen nieder und dankte ihr, daß ſie ihm Gnade erzeigt und ſein Leid in Freud gewendet hätte. Und als er aufgeſtanden war, erblickte er eine Taube, ſah ihrem Flug nach und bemerkte, wie ſie ſich über einem

Pfeiler auf das Geſims eines Bogen ſetzte. Dann nahm er wahr, wie ſie mit dem Schnabel in die Mauer pickte und mit den Füßen Mörtel und Stein hinter ſich ſchob. Bald darauf lag unten ein Goldſtück, das herabgefallen war. Der Herzog nahm es auf und ſprach: "das hat die Taube herausgeſtochen, deß ſollte leicht noch mehr da ſeyn." Alsbald ließ er eine Leiter holen und ſchickte nach einem Maurer, der ſollt ſehen, was ſich oben fände. Der Maurer ſtieg hinauf, nahm den Meißel in die Hand und bei dem erſten Schlag in die Wand entdeckte er, daß da ein großer Schatz von Gold lag. Da rief er: "Herr, gebt mir einen guten Lohn, hier liegt des glänzenden Goldes unmaßen viel." Der Herzog ließ die Mauer aufbrechen und den Hort herabnehmen, den Gott ihm gab. Als man es wog, waren es fünfzig tauſend Mark.

124.

Taube hält den Feind ab.

Mündlich, aus Hörter.

Im dreißigjährigen Krieg wurde die Stadt Hörter oder Hurar im Corvei'ſchen von den kaiſerlichen Soldaten eingeſchloſſen und konnte nicht eingenommen werden; endlich kam der Befehl, ſie ſollte mit ſchwerem Geſchütz geängſtigt und gezwungen werden. Wie nun bei einbrechender Nacht der Fähndrich die erſte Kanone losbrennen wollte, flog eine Taube und pickte

ihm auf die Hand, ſo daß er das Zündloch verfehlte. Da ſprach er: „es iſt Gottes Willen, daß ich nicht ſchießen ſoll“ und ließ ab. In der Nacht kamen die Schweden und die Käiſerlichen mußten abziehen; ſo war die Stadt diesmal gerettet.

125.

Der Glockenguß zu Breslau.

Ungariſcher Simpliciſſim. 1683. S. 43. 44.

Als die Glocke zu S. Maria Magdalena in Breslau gegoſſen werden ſollte und alles dazu faſt fertig war, ging der Gießer zuvor zum Eſſen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkeſſel anzurühren. Der Lehrjung aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch ausſehen möge und indem er ſo den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchſt beſtürzt weiß ſich der arme Jung gar nicht zu helfen, endlich wagt ers doch und geht weinend in die Stube und bekennt ſeinem Meiſter, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meiſter aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und erſticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will ſehen, was noch vom Werk zu retten ſey und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, ſiehe, ſo war die ganze Glocke treff-

lich wohl ausgegoſſen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meiſter in die Stube zurück und ſah nun erſt, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjung war verblichen, der Meiſter wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Immittelſt war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glokkengießer flehentlich: ob ſie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Reſonanz auch wohl hören, da er ſie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehr vor ſeinem letzten End von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren und ſeit der Zeit wird mit dieſer Glocke allen armen Sündern, wenn ſie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet. Die Glocke iſt ſo ſchwer, daß wenn man funfzig Schläge gezogen hat, ſie andere funfzig von ſelbſt gehet.

126.

Der Glockenguß zu Attendorn.

Simpliciſſimus, Rathſtübel cap. 8.

Zu Attendorn, einem cölniſchen Städtchen in Weſtphalen, wohnte bei Menſchengedenken eine Wittwe, die ihren Sohn nach Holland ſchickte, dort die Handlung zu lernen. Dieſer ſtellte ſich ſo wohl an, daß er alle Jahr ſeiner Mutter von dem Erwerb ſchicken konnte. Einmal ſandte er ihr eine Platte von purem Gold, aber ſchwarz angeſtrichen, neben andern Waaren. Die Mutter, von dem Werth des Geſchenks unberichtet,

ſtellte die Platte unter eine Bank in ihrem Laden, allwo ſie ſtehen blieb, bis ein Glockengießer ins Land kam, bei welchem die Attendorner eine Glocke gießen und das Metall dazu von der Bürgerſchaft erbetteln zu laſſen beſchloſſen. Die, ſo das Erz ſammelten, bekamen allerhand zerbrochene eherne Häfen, und als ſie vor dieſer Wittib Thür kamen, gab ſie ihnen ihres Sohnes Gold, weil ſie es nicht kannte und ſonſt kein zerbrochen Geſchirr hatte.

Der Glockengießer, ſo nach Arensberg verreiſt war, um auch dort einige Glocken zu verfertigen, hatte einen Geſellen zu Attendorn hinterlaſſen, mit Befehl, die Form zu fertigen und alle ſonſtige Anſtalten zu treffen, doch den Guß einzuhalten, bis zu ſeiner Ankunft. Als aber der Meiſter nicht kam und der Geſell ſelbſt gern eine Probe thun wollte, ſo fuhr er mit dem Guß fort und verfertigte den Attendornern eine von Geſtalt und Klang ſo angenehme Glocke, daß ſie ihm ſolche bei ſeinem Abſchied (denn er wollte zu ſeinem Meiſter nach Arensberg, ihm die Zeitung von der glücklichen Verrichtung zu bringen) ſo lang nachläuten wollten, als er ſie hören könnte. Ueber das folgten ihm etliche nach, mit Kannen in den Händen und ſprachen ihm mit dem Trunk zu. Als er nun in ſolcher Ehr und Fröhlichkeit bis auf die ſteinerne Brükke (zwiſchen Attendorn und dem fürſtenbergiſchen Schloß Schnellenberg) gelanget, begegnet ihm ſein Meiſter, welcher alſobald mit den Worten: "was haſt du gethan, du Beſtia!" ihm eine Kugel durch den Kopf

jagte. Zu den Geleitsleuten aber ſprach er: "der Kerl hat die Glocke gegeſſen, wie ein anderer Schelm, er wäre erbietig, ſolche umzugießen und der Stadt ein ander Werk zu machen." Ritte darauf hinein und wiederholte ſeine Reden, als ob er den Handel gar wohl ausgerichtet. Aber er wurde wegen der Mordthat ergriffen und gefragt, was ihn doch dazu bewogen, da ſie mit der Arbeit des Geſellen doch vollkommen zufrieden geweſen? Endlich bekannte er, wie er an dem Klang abgenommen, daß eine gute Maſſe Gold bei der Glocke wäre, ſo er nicht dazu kommen laſſen, ſondern weggezwackt haben wollte, dafern ſein Geſell befohlnermaßen mit dem Guß ſeine Ankunft abgewartet, weswegen er ihm den Reſt gegeben.

Hierauf wurde dem Glockenmeiſter der Kopf abgeſchlagen, dem Geſell aber auf der Brücke, wo er ſein End genommen, ein eiſern Kreuz zum ewigen Gedächtniß aufgerichtet. Unterdeſſen konnte niemand erſinnen, woher das Gold zu der Glocke gekommen, bis der Wittib Sohn mit Freuden und großem Reichthum beladen nach Haus kehrte und vergeblich betrauerte, daß ſein Gold zween um das Leben gebracht, einen unſchuldig und einen ſchuldig, gleichwohl hat er dieſes Gold nicht wieder verlangt, weil ihn Gott anderwärts reichlich geſegnet.

Längſt hernach hat das Wetter in den Kirchthurm geſchlagen und wie ſonſt alles verzehret, außer dem Gemäuer, auch die Glocke geſchmelzt. Worauf in der Aſche Erz gefunden worden, welches an Gehalt den Gold-

Goldgülden gleich geweſen, woraus derſelbige Thurn wieder hergeſtellt und mit Blei gedeckt worden.

127.

Die Müllerin.

Mündlich, aus Oeſtreich und nach einem fliegenden Blatt.

Zwiſchen Ems und Wels in Oeſtreich auf einer einſamen Mühle lebte ein Müller, der war an einem Sonntag Morgen, nach üblicher Weiſe, mit allen ſeinen Knechten in die Kirche gegangen und nur ſeine Frau, die ihre Niederkunft bald erwartete, daheim geblieben. Als die Müllerin ſo allein ſaß, kam die Hebamme, gleichſam zum Beſuch, zu ſehen, wie es mit ihr ſtehe. Die Müllerin war ihr freundlich, trug etwas auf und ſie ſetzten ſich zuſammen an den Tiſch. Während ſie aßen, ließ die Hebamme das Meſſer fallen und ſprach: "hebt mir einmal das Meſſer auf!" "Ei! antwortete die Müllerin, ihr redet wunderlich, ihr wißt doch, daß mir das Bücken ſaurer wird, als euch," doch ließ ſie's hingehen, hob das Meſſer auf, reichte es ihr, und wie ſie es reichte, noch im Bücken, faßte die Hebamme das Meſſer in die Fauſt, zückte und ſprach: "nun gebt mir euer Geld, das baar bei euch liegt, oder ich ſtech euch die kalte Klinge in die Bruſt!" Die Müllerin erſchrack, faßte ſich aber und ſagte: "kommt mit mir hinüber in die Kammer, da liegt im Schrank, was wir haben, und nehmts." Die

Hebamme folgte ihr, nahm das Geld aus dem Schrank und, weil es ihrer Habſucht nicht genug war, ſuchte ſie noch weiter in andern Gefächern. Dieſen Augenblick benutzte die Müllerin, trat ſchnell hinaus und ſchloß die Thüre feſt zu, und da vor den Fenſtern ſtarke eiſerne Gitter ſtanden, ſo war die Hebamme in der Kammer eingefangen. Nun rief die Frau ihr ſiebenjähriges Söhnlein und ſprach: "eil dich und lauf zum Vater in die Kirche, ich bät ihn, eilends mit ſeinen Knechten heimzukommen, ich wär in großer Gefahr." Das Kind lief fort, aber nicht weit von der Mühle traf es auf den Mann der Hebamme, der verabredetermaßen kam, den Raub fortzutragen. Als er das Kind ſah, faßte er's und riß es mit ſich zur Mühle zurück. Die Müllerin, die, ihren Mann erwartend, am Fenſter ſtand, ſah ihn kommen, verſchloß alsbald die Hausthüre und ſchob alle Riegel vor. Als der Mann heran war, rief er, ſie ſollte ihm die Thüre öffnen, und, da ſie es nicht that, ſtieß er wüthend dagegen und hoffte ſie einzutreten. Die Müllerin ſchrie nun mit allen Kräften zu einem Fenſter hinaus nach Hülfe, aber, weil die Mühle zu fern, auch mit Gebüſch umwachſen lag, ward ſie von niemand gehört. Indeß wich die Thüre den Stößen des Mannes nicht und da er ſah, in welche Gefahr er und ſeine Frau gerathe, wenn er ſich ſo lang aufhalte, bis der Müller aus der Kirche komme, zog er ſein Meſſer und rief der Müllerin: "wo ihr nicht gleich öffnet, ſo ſtech ich das Kind vor euern Augen nieder und zünde die Mühle euch über

dem Kopf an;" faßte auch das Kind, daß es laut zu ſchreien anfing. Da eilte die Müllerin und wollte die Thüre öffnen, aber wie ſie davor ſtand, ging ihr der Gedanken durchs Herz, daß der Mörder ſie nur herauslocken wolle, um ſie ſelbſt und mit ihr das Kind in ihrem Leibe zu tödten, ſo daß ſie ein paar Augenblicke ſchwankte. Der Mann zauderte nicht, ſtach dem Knaben das Meſſer in die Bruſt, lief dann um die Mühle und ſuchte einen Eingang. Da fiel der Müllerin, die von dem allem nichts wußte, ein, ſie wollte die Räder in Bewegung ſetzen, vielleicht lockte das am Sonntag ungewöhnliche Klappern Menſchen zu ihrer Hülfe herbei. Der Mörder aber wollte gerade durch das ſtehende Rad in die Mühle ſich eindrängen, hatte eben den Fuß auf eine Speiche geſetzt und wär ohne Zweifel hineingeſchlüpft, als in dem nämlichen Augenblick, nach Gottes wundervoller Schickung, das losgelaſſene Rad anhub ſich zu drehen, ihn hinunterſchlug und jämmerlich zermalmte.

Bald darauf kam der Müller mit ſeinen Knechten heim. Als er die Kammer aufſchloß, worin die Hebamme gefangen war, lag ſie todt auf der Erde und war vor Angſt und Schrecken vom Schlag gerührt.

129.

Johann Hübner.

Stilling's Leben. I. 51—54.

Auf dem Geiſſenberge in Weſtphalen ſtehen noch die Mauern von einer Burg, da vor Alters Räuber

gewohnt. Sie gingen Nachts in's Land umher, ſtahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof, wo ein großer Stall war und darnach verkauften ſie's weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiſerne Kleider an und war ſtärker als alle andere Männer im ganzen Land. Er hatte nur ein Auge und einen großen krauſen Bart und Haare. Am Tage ſaß er mit ſeinen Knechten in einer Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenſter ſieht, da tranken ſie zuſammen. Johann Hübner ſah mit dem einen Auge ſehr weit durchs ganze Land umher; wenn er dann einen Reuter ſah, da rief er: "heloh! da reitet ein Reuter! ein ſchönes Roß! Heloh!" Dann zogen ſie hinaus, gaben acht, wann er kam, nahmen ihm das Roß und ſchlugen ihn todt. Nun war ein Fürſt von Dillenburg, der ſchwarze Chriſtian genannt, ein ſehr ſtarker Mann, der hörte viel von den Räubereien des Johann Hübners, denn die Bauern kamen immer und klagten über ihn. Dieſer ſchwarze Chriſtian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hanns Flick, den ſchickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupaſſen. Der Fürſt aber lag hinten im Giller und hielt ſich da mit ſeinen Reutern verborgen, dahin brachten ihm auch die Bauern Brot und Butter und Käſe. Hanns Flick aber kannte den Johann Hübner nicht, ſtreifte im Land umher und fragte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beſchlagen wurden, da ſtunden viele Wagenräder an der Wand, die auch beſchlagen

werden ſollten. Auf dieſelben hatte ſich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eiſernes Wams an. Hanns Flick ging zu ihm und ſagte: "Gott grüß dich, eiſerner Wams-Mann mit einem Auge! heißeſt du nicht Johann Hübner vom Geiſſenberg?" Der Mann antwortete: "Johann Hübner vom Geiſſenberg liegt auf dem Rad." Hanns Flick verſtunde das Rad auf dem Gerichtsplatz und ſagte: "war das kürzlich?" "Ja, ſprach der Mann, erſt heut." Hanns Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann ſagte dem Schmied ins Ohr, er ſollte ihm ſein Pferd verkehrt beſchlagen, ſo daß das vorderſte Ende des Hufeiſens hinten käme. Der Schmied that es und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufſaß, ſagte er dem Hanns Flick: "Gott grüß dich, braver Kerl, ſage deinem Herrn, er ſolle mir Fäuſte ſchicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren laufen." Hanns Flick blieb ſtehen und ſah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu ſehen, wo er bliebe. Er wollte ſeiner Spur nachgehen, aber Johann Hübner ritt hin und her, die Kreuz und Queer und Hanns Flick wurde bald in den Fußtapfen des Pferdes irre, denn wo jener hingeritten war, da gingen die Fußtapfen zurück. Alſo verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte er ihn doch, wie er Nachts bei Mondenſchein mit ſeinen Knechten auf der Heide im Wald lag und geraubt Vieh hütete. Da eilte er und ſagte

es dem Fürſten Chriſtian, der ritt in der Stille mit ſeinen Kerlen unten durch den Wald und ſie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden. So kamen ſie nah herbei, ſprangen auf ihn zu und kämpften miteinander. Der ſchwarze Chriſtian und Johann Hübner ſchlugen ſich auf die eiſernen Hüte und Wämſer, daß es klang, endlich aber blieb Johann Hübner todt und der Fürſt zog in das Schloß auf dem Geiſſenberg. Den Johann Hübner begruben ſie in einer Ecke, der Fürſt legte viel Holz um den großen Thurm und ſie untergruben ihn auch. Am Abend, als im Dorfe die Kühe gemolken wurden, fiel der Thurm um und das ganze Land zitterte von dem Fall. Man ſieht noch die Steine den Berg hinunter liegen. Der Johann Hübner erſcheint oft um Mitternacht, mit ſeinem einen Auge ſitzt er auf einem ſchwarzen Pferd und reitet um den Wall herum.

129.

Eppela Gaila.

Fiſchart im Garg. (ſpringen) über Eppelins Heuwagen.
Rentſch Antiquitäten des Burggrafthums oberhalb Gebirg, aus einer ihm 1684 vom Pfarrer Meyer zu Muggendorf mitgetheilten Nachricht.
Beſchreibung des Fichtelbergs. Lpz. 1716. S. 149.
Edward Brown ſonderbare Reiſen S. 67.
E. M. Arnde Bruchſt einer Reiſe von Baireuth nach Wien im Sommer 1798 Leipz. 1801. 8. S. 27. 28. 56.
Eppelein von Gailingen, ein Schauſpiel von Hanſing. Leipz. 1795. 8.

Vor nicht lang ſangen die nürnberger Gaſſenbuben noch dieſen alten Reim:

Eppela Gaila von Dramaus
reit allzeit zum vierzehnt aus;

und:

Da reit der Nürnberger Feind aus
Eppela Gaila von Dramaus.

In alten Zeiten wohnte im Baireuthiſchen bei Drameyſel (einem kleinen, nach Muggendorf eingepfarrten Dörfchen) Eppelin von Gailing, ein kühner Ritter, der raubte und heerte dort herum und ſonderlich aufgeſeſſen war er den Nürnbergern, denen ſchadete er, wo er mochte. Er verſtand aber das Zaubern und zumal ſo hatt' er ein Rößlein, das konnte wohl reiten und traben, damit ſetzte er in hohen Sprüngen über Felſen und Riſſe und ſprengte es über den Fluß Wieſent, ohne das Waſſer zu rühren, und über Heuwagen auf der Wieſe ritt er, daß ſeines Roſſes Huf kein Hälmlein verletzte. Zu Gailenreuth lag ſein Hauptſitz, aber rings herum hatte er noch andere ſeiner Burgen und im Nu wie der Wind flog er von einer zur andern. Von einer Bergſeite war er flugs an der gegenüber ſtehenden und ritt oftmals nach Sanct Lorenz in Muggendorf. Zu Nürnberg hielten ihn weder Burgmauern auf, noch der breite Stadtgraben und viel ander Abentheuer hat er ausgeübt. Endlich aber fingen ihn die Nürnberger und zu Neumarkt ward er mit ſeinen Helfershelfern an den Galgen gehängt. In der nürnberger Burg ſtehen noch ſeine Waffen zur Schau und an der Mauer iſt noch die Spur vom Huf ſeines Pferdes zu ſehen, die ſich eingedrückt hatte, als er darüber ſprang.

130.
Der Blumenſtein.

Kurheſſ. Magazin 1804. Nr. 30

Als auf dem Blumenſtein bei Rotenburg in Heſſen noch Ritter lebten, wettete eines Abends ein junges, muthiges Bauernmädchen in dem benachbarten Dorf Höhnebach, daß es um Mitternacht bei Mondſchein hinaus auf die furchtbare Burg gehen und ein Ziegelſtück herabholen wollte. Sie wagte auch den Gang, holte das Wahrzeichen und wollte eben wieder zurückgehen, als ihr ein Hufſchlag in der ſtillen Nacht entgegenklang. Schnell ſprang ſie unter die Zugbrücke und kaum ſtand ſie darunter, ſo kam auch ſchon der Ritter herein und hatte eine ſchöne Jungfrau vor ſich, die er geraubt und deren köſtliche Kleidungsſtücke er hinten aufgepackt hatte. Indem er über die Brücke ritt, fiel ein Bündel davon herab, den hob das Bauernmädchen auf und eilte ſchnell damit fort. Kaum aber hatte ſie die Hälfte des Spiſſes, eines Berges, der zwiſchen Höhnebach und dem Blumenſtein liegt, erſtiegen, ſo hörte ſie, wie der Ritter ſchon wieder über die Zugbrücke ausritt und wahrſcheinlich den verlorenen Bündel ſuchen wollte. Da blieb ihr nichts übrig, als den Weg zu verlaſſen und ſich in den dikken Wald zu verbergen, bis er vorüber war. Und ſo rettete es ſeine Beute und brachte das Wahrzeichen glücklich nach Haus.

131.

Seeburger See.

Neues hanöv. Magazin 1807. St. 13. u. St. 40.

Zwei kleine Stunden von Göttingen liegt der ſeeburger See. Er vermindert ſich jährlich, iſt jetzt 30 –40 Fuß tief und von einer guten halben Stunde Umkreis. In der Gegend ſind noch mehr Erdfälle und gefährliche Tiefen, die auf das Daseyn eines unterirdiſchen Fluſſes vermuthen laſſen. Die Fiſcher erzählen folgende Sage.

In alten Zeiten ſtand da, wo jetzt der See iſt, eine ſtolze Burg, auf welcher ein Graf, Namens Iſang, wohnte, der ein wildes und gottloſes Leben führte. Einmal brach er durch die heiligen Mauern des Kloſters Lindau, raubte eine Nonne und zwang ſie, ihm zu Willen zu ſeyn. Kaum war die Sünde geſchehen, ſo entdeckte ſich, daß diejenige, die er in Schande gebracht, ſeine bis dahin ihm verborgen gebliebene Schweſter war. Zwar erſchrack er und ſchickte ſie mit reicher Buße ins Kloſter zurück, aber ſein Herz bekehrte ſich doch nicht zu Gott, ſondern er begann aufs neue nach ſeinen Lüſten zu leben. Nun geſchah es, daß er einmal ſeinen Diener zum Fiſchmeiſter ſchickte, einen Aal zu holen, der Fiſchmeiſter aber dafür eine ſilber-weiße Schlange gab. Der Graf, der etwas von der Thier-Sprache verſtand, war damit gar wohl zufrieden, denn er wußte, daß, wer von einer ſolchen Schlange eſſe, zu allen Geheimniſſen

jener Sprache gelange. Er hieß ſie zubereiten, verbot aber dem Diener bei Lebensſtrafe, nichts davon zu genießen. Darauf aß er ſo viel, als er vermogte, aber ein weniges blieb übrig und wurde auf der Schüſſel wieder hinausgetragen; da konnte der vom Verbot gereizte Diener ſeiner Luſt nicht widerſtehen und aß es. Dem Grafen aber fielen nach dem Genuß alsbald alle je begangenen Sünden und Frevel aufs Herz und ſtanden ſo hell vor ihm, daß die Gedanken ſich nicht davon abwenden konnten und er vor Angſt ſich nicht zu laſſen wußte. "Mir iſt ſo heiß, ſprach er, als wenn ich die Hölle angeblaſen hätte!" Er ging hinab in den Garten, da trat ihm ein Bote entgegen und ſprach: "eben iſt eure Schweſter an den Folgen der Sünde, zu der ihr ſie gezwungen habt, geſtorben." Der Graf wendete ſich in ſeiner Angſt nach dem Schloßhof zurück, aber da ging alles Gethier, das darin war: die Hühner, Enten, Gänſe, auf und ab und ſprachen untereinander von ſeinem ruchloſen Leben und entſetzlichen Frevel, den er all vollbracht, und die Sperlinge und die Tauben auf dem Dache mengten ſich in das Geſpräch und riefen Antwort herab. "Nun aber, ſagten ſie, haben die Sünden ihr volles Maas und das Ende iſt gekommen: in kurzer Stunde werden die prächtigen Thürme umfallen und die ganze Burg wird verſunken ſeyn." Eben als der Hahn gewaltig auf dem Dache krähte, trat der Diener, der von der Schlange gegeſſen hatte, herzu und der Graf, der ihn verſuchen wollte, fragte: "was ruft der Hahn?" Der Diener,

der in der Angſt ſich vergaß und es wohl verſtand, antwortete: “er ruft: eil! eil! eh die Sonne untergeht, willſt du dein Leben retten, eil! eil! aber zieh allein!” “O du Verräther, ſprach der Graf, ſo haſt du doch von der Schlange gegeſſen, packe zuſammen, was du haſt, wir wollen entfliehen.” Der Diener lief haſtig ins Schloß, aber der Graf ſattelte ſich ſelbſt ſein Pferd und ſchon war er aufgeſeſſen und wollte hinaus, als der Diener zurückkam, leichen-blaß und athemlos ihm in die Zügel fiel und flehentlich bat, ihn mitzunehmen. Der Graf ſchaute auf und als er ſah, wie die letzte Sonnen-Röthe an den Spitzen der Berge glühte und hörte, wie der Hahn laut kreiſchte: “eil! eil! eh die Sonne untergeht, aber zieh allein!” da nahm er ſein Schwert, zerſpaltete ihm den Kopf und ſprengte über die Zugbrücke hinaus. Er ritt auf eine kleine Anhöhe bei dem Städtchen Gieboldehauſen, da ſchaute er ſich um, und als er die Thurmſpitzen ſeines Schloſſes noch im Abendroth glänzen ſah, däuchte ihm alles ein Traum und eine Betäubung ſeiner Sinne. Plötzlich aber fing die Erde an, unter ſeinen Füßen zu zittern, erſchrocken ritt er weiter und als er zum zweitenmal ſich umſchaute, waren Wall, Mauern und Thürme verſchwunden und an des Schloſſes Stelle ein großer See.

Nach dieſer wundervollen Errettung bekehrte ſich der Graf und büßte ſeine Sünden im Kloſter Gieboldehauſen, welchem er ſeine übrigen reichen Beſitzungen ſchenkte. Nach ſeiner Verordnung werden noch jetzt

reuigen Sündern an einem gewiſſen Tage Seelenmeſſen geleſen. In dem Dorfe Berenshauſen ſtiftete er den Chor und die Altarſtühle, worüber ſogar noch ein Schenkungs=Brief da ſeyn ſoll. Auch werden noch jetzt aus dem See behauene Quadern und Eichenbohlen herausgeholt; vor einiger Zeit ſogar zwei ſilberne Töpfe mit erhabenen Kränzen in getriebener Arbeit, von denen der Wirth in Seeburg einen gekauft hat.

132.

Der Burgſee und Burgwall.

Koſegarten Rhapſodien. II. 110.

In der Stubniz auf der pommerſchen Inſel Rügen liegt ein mächtiger Erdwall, von hohen Buchen bewachſen und einen langrunden Kreis umſchließend, in deſſen Mitte mancherlei Baumwurzeln und Steine verſtreut liegen. Hart neben dem öſtlichen Rande des Walles fließt in einem runden und tiefen Keſſel ein See, der ſchwarze See, oder Burgſee genannt. Jener Wall heißt der Burgwall. Nach der Landſage ſoll in dieſem Wall vor alten Zeiten der Teufel angebetet und zu ſeinem Dienſt eine Jungfrau unterhalten worden ſeyn. Wann er der Jungfrau überdrüſſig wurde, ſo führten ſie ſeine Prieſter zu dem ſchwarzen See und erſäuften ſie darin.

133.
Der heil. Niclas und der Dieb.

Prätorius Weltbeſchr. I. 200. 201. aus Michael Saxe alphab. hist. p. 383.

Zu Greifswald in Pommern ſtund in einer Kirche St. Niclaſen Bild. Eines Nachts brach ein Dieb ein, wollte den Gotteskaſten berauben und rief den Heiligen an: "o heiliger Niclaus, iſt das Geld mein oder dein? komm, laß uns wettlaufen darum, wer zuerſt zum Gotteskaſten kommt, ſoll gewonnen haben." Hub damit zu laufen an, aber das Bild lief auch und überlief den Dieb zum drittenmal; der antwortete und ſprach: "mein heil. Niclaus, du haſts redlicher gewonnen, aber das Geld iſt dir doch nicht nutz, biſt von Holz und bedarfſt keines; ich wills nehmen und guten Muth dabei haben." — Bald darauf geſchah, daß dieſer Räuber ſtarb und begraben wurde, da kamen die Teufel aus der Hölle, holten den Leib aus dem Grab, warfen ihn bei den beraubten Gotteskaſten und hängten ihn zuletzt vor der Stadt an eine Windmühle auf. Dieſe Windmühle ſoll nachher immer links umgelaufen ſeyn.

134.
Rieſenſteine.

Prätorius Weltbeſchr. I. 591—593.

Man findet hin und wieder greuliche Steine, worin die Male von Händen und Füßen eingedrückt ſind

und wovon die Sage iſt, dieſes rühre von Rieſen her, die ſich vor Alters damit geworfen, oder darauf geſtanden. Ein ſolcher Stein liegt zu Leipzig beim Kuhthurm am Wege und die Spur einer großen Hand mit ſechs Fingern ſteht daraufgedruckt. Ein anderer großer Stein iſt auf dem Wege von Leipzig nach dem Dorf Hohentiegel zu finden, dem Dorfe näher als der Stadt, darauf man ein Schmarre ſieht, als wäre ſie mit einem Schlachtſchwerte eingehauen.

Als Salzwedel vor uralters hart belagert wurde von einem grauſamen Feind, der ſie doch nicht einbekommen mochte, weil Engel auf der Stadtmauer hin und hergegangen, die Pfeile auffingen und die Stadt behüteten; da erbitterte der Feldherr und wie im Lager ein großer Stein vor ihm lag, zog er ſein Schlachtſchwert und ſprach: "ſoll ich die Stadt nicht gewinnen, ſo gebe Gott, daß ich in dieſen Stein haue, wie in einen Butterweck." Als er nun hieb, gab der Stein nach, als ob er ganz weich wäre. Dieſer Stein wurde dem Prätorius an derſelben Stelle im Jahr 1649 gezeigt, auf dem Wege zwiſchen Salzwedel und Tielſen, und er betaſtete ihn und ſah mit eigenen Augen die tiefe Spalte, die er durch die Mitte hatte.

135.
Spuren im Stein.

Mündlich, aus Heſſen.

Bei der Mindner Glashütte iſt ein Wald, der heißt der Geismar-Wald, da hat vor dem dreißigjäh-

rigen Krieg eine Stadt Namens Geismar geſtanden. Daneben iſt ein anderer Berg, welcher der Todtenberg heißt und dabei iſt eine Schlacht vorgefallen. Der Feldherr war anfänglich geſchlagen, hatte ſich in den Geismar-Wald zurückgezogen, ſaß da auf einem Stein und dachte nach, was zu thun am beſten wäre. Da kam einer ſeiner Hauptleute und wollte ihn bereden, die Schlacht von neuem anzufangen und den Feind muthig anzugreifen, wo er jetzt noch ſiege, ſey alles gerettet. Der Feldherr aber antwortete: "nein, ich kann ſo wenig ſiegen, als dieſer Stein, auf dem ich ſitze, weich werden kann!" Mit dieſen Worten ſtand er auf, aber ſeine Beine und ſelbſt die Hand, womit er ſich beim Aufſtehen auf den Stein geſtützt, waren darin eingedrückt. Wie er das Wunder ſah, ließ er zur Schlacht blaſen, griff den Feind mit friſcher Tapferkeit an und ſiegte. Noch heut zu Tag ſteht der Stein und man ſieht die Spuren darin ausgedrückt.

136.

Der Rieſen-Finger.

vgl. Taſchenbuch für Freundſchaft und Liebe 1815. S. 279—281.

Am Strand der Saale, beſonders aber in der Nähe von Jena, lebte ein wilder und böſer Rieſe; auf den Bergen hielt er ſeine Mahlzeit und auf dem Landgrafenberg heißt noch ein Stück der Löffel, weil er da ſeinen Löffel fallen ließ. Er war auch gegen

ſeine Mutter gottlos und wenn ſie ihm Vorwürfe über ſein wüſtes Leben machte, ſo ſchalt er ſie und ſchmähte und ging nur noch ärger mit den Menſchen um, die er Zwerge hieß. Einmal, als ſie ihn wieder ermahnte, ward er ſo wüthend, daß er mit den Fäuſten nach ihr ſchlug. Aber bei dieſem Gräuel verfinſterte ſich der Tag zu ſchwarzer Nacht, ein Sturm zog daher und der Donner krachte ſo fürchterlich, daß der Rieſe niederſtürzte. Alsbald fielen die Berge über ihn her und bedeckten ihn, aber zur Strafe wuchs der kleine Finger ihm aus dem Grabe heraus. Dieſer Finger aber iſt ein langer ſchmaler Thurm auf dem Hausberg, den man jetzt den Fuchsthurm heißt.

137.

Rieſen aus dem Unterberge.

Brixener Volksbuch.

Alte Männer aus dem Dorfe Feldkirchen, zwei Stunden von Salzburg, haben im Jahr 1645 erzählt, als ſie noch unſchuldige Buben geweſen, hätten ſie aus dem Wunderberge Rieſen herabgehen geſehen, die ſich an die nächſt dieſes Berges ſtehende Grödicher Pfarrkirche angelehnt, daſelbſt mit Männern und Weibern geſprochen, dieſelben eines chriſtlichen Lebens und zu guter Zucht ihrer Kinder ermahnt, damit dieſe einem bevorſtehenden Unglück entgingen. Sodann hätten ſich dieſe Rieſen wiederum nach ihrem Wunderberg begeben.

geben. Die Grödither Leute waren von den Rieſen oft ermahnt, durch erbauliches Leben ſich gegen verdientes Unglück zu ſichern.

138.
Der Jetten-Bühel zu Heidelberg.

Freher orig. palat. I. 50.
Kaiſer Schauplatz von Heidelberg S. 19. 20. u. 169. 170. und andere.

Der Hügel bei Heidelberg, auf dem jetzt das Schloß ſtehet, wurde ſonſt der Jetten-Hügel genannt und dort wohnte ein altes Weib, Namens Jetta, in einer Capelle, von der man noch Ueberreſte geſehen, als der Pfalzgraf Friedrich Kurfürſt geworden war und ein ſchönes Schloß (1544) baute, das der neue Hof hieß. Dieſe Jetta war wegen ihres Wahrſagens ſehr berühmt, kam aber ſelten aus ihrer Capelle und gab denen, die ſie befragten, die Antwort zum Fenſter heraus, ohne daß ſie ſich ſehen ließ. Unter andern verkündigte ſie, wie ſie es in ſeltſamen Verſen vorbrachte, es wäre über ihren Hügel beſchloſſen, daß er in künftigen Zeiten von königlichen Männern, welche ſie mit Namen nannte, ſollte bewohnt, beehrt und geziert und das Thal unter demſelben mit vielem Volk beſetzt werden.

Als Jetta einſt bei einem ſchönen Tag nach dem Brunnen ging, der ſehr luſtig am Fuß des Geißbergs nah am Dorf Schlürbach, eine halbe Stunde von

Heidelberg liegt und trinken wollte, wurde ſie von einem Wolf, der Junge hatte, zerriſſen. Daher er noch jetzt der Wolfsbrunnen heißt. Nah dabei iſt unter der Erde ein gewölbter Gang, von dem Volk das Heidenloch genannt.

139.

Rieſe Haym.

Matth. Holzwart Luſtgart newer deutſcher Poeterei. Straſsb. 1568. f. S. 164—166.
Pighius hercules prodic. 167.
vgl. Joh. Müller Schweiz. Geſch. I. 98. N. 81.

Es war vor Zeiten ein Rieſe, genannt Haym oder Haymon. Als nun ein giftiger Drache in der Wildniß des Innthals hauſte und den Einwohnern großen Schaden that, ſo machte ſich Haymon auf, ſuchte und tödtete ihn. Dafür unterwarfen ſich die Bewohner des Innthals ſeiner Herrſchaft. Darnach erwarb er noch größern Ruhm, indem er die Brücke über den Inn, daher die Stadt Innsbruck den Namen führt, feſter baute, weshalb ſich viel fremde Leut unter ihn begaben. Der Biſchof von Chur aber taufte ihn und Haymon erbaute zu Chriſti Ehren das Kloſter Wilten, wo er bis an ſein Ende lebte und begraben liegt.

Zu Wilten iſt ſein Grab zu ſehen, vierzehen Schuh, drei Zwergfinger lang, auf dem Grab iſt ſeine Geſtalt in Rüſtung aus Holz geſchnitten. Auch zeigt man in

der Sacriſtei die Drachen=Zunge, ſammt einem alten Kelch, worauf die Paſſion abgebildet iſt, den man vor mehr als 1100 Jahren, wie man das Fundament des Kloſters grub, in der Erde gefunden, alſo daß der Kelch bald nach Chriſti Himmelfahrt gemacht war. Neben Haymes Grab hängt eine Tafel, worauf ſein Leben beſchrieben ſteht.

140.
Die tropfende Rippe.

Wiener Litter. Zeitung. 1813. Febr. col. 191. 192.

Im Cillerkreiſe der Steiermark liegt ein Ort Oberburg, auf ſlaviſch Gornigrad, in deſſen Kirche hangt eine ungeheure Rippe, dergleichen kein jetzt bekanntes Landthier hat. Man weiß nicht, wann ſie ausgegraben worden, die Volksſage ſchreibt ſie einer Heidenjungfrau (ſlaviſch: ajdowſka dekliza) zu, mit der Anmerkung, daß von dieſer Rippe alljährlich ein einziger Tropfen abfällt und der jüngſte Tag in der Zeit komme, wo ſie ganz vertröpfelt ſeyn wird.

141.
Jungfrau=Sprung.

Nach Abraham a St. Clara.

Unweit Grätz in Steier liegt ein Ort, insgemein die Wand genannt, daſelbſt iſt ein hoher Berg, wel=

cher den Namen Jungfrauſprung ſchon von etli- chen hundert Jahren her führt. Als nämlich auf eine Zeit ein üppiger und gottloſer Geſell einem ehrbaren Bauer-Mägdlein lang und ungeſtüm nachſtrebte und er ſie zuletzt nach vielen Ausſpähungen auf beſagtem Berg ertappte, erſchrack ſie und wagte einen Sprung. Sie ſprang von dem Berg über den ganzen Fluß, Mur genannt, bis auf einen andern hohen Bühel jen- ſeits. Davon heißt der Berg Jungfrauſprung.

142.

Der Stierenbach.

Scheuchzer iter alp. p. 12. u. Kupfertafel 11.
Alpenroſen. 1813. S. 28. 29.

Mitten durch das Thal der Surenalp ergießt ſich der Stierenbach, der aus dem Surenerſee entſpringt und einer gemeinen Sage nach, die ſowohl die Leute in Uri, als in Engelsberg erzählen, durch folgende Geſchichte den Namen erhalten haben ſoll. Vor meh- rern hundert Jahren lebte hier ein Alpenhirt, der in ſeiner Heerde ein Lamm hatte, worauf er beſonders viel hielt und dem er ſo zugethan war, daß er dar- auf verfiel, es taufen zu laſſen und ihm einen Chri- ſtennamen beizulegen. Was geſchieht? Der Himmel, um dieſen Frevel zu rächen, wandelte das Lamm in ein ſcheußliches Geſpenſt, welches bei Tag und Nacht auf der fruchtbaren Alpe umherging, alle Gräſer und

Kräuter abweidete und den Strich ſo verheerte, daß die Engelsberger fürder kein Vieh mehr darauf halten konnten. Zu denen von Uri kam aber ungefähr ein fahrender Schüler und rieth, wie ſie das Unthier zu vertreiben hätten. Nämlich ſie ſollten neun Jahr lang ein Stier=Kalb mit purer Milch auffüttern, das erſte Jahr von einer einzigen Kuh, das zweite von der Milch zweier, das dritte dreier Kühe und ſo fort; nach Ablauf der neun Jahre den ſolchergeſtalt mit Milch auferzogenen Ochſen durch eine reine Jungfrau auf die Alpe führen laſſen. Die Urer hofften auf guten Lohn von den Engelsbergern und nährten einen ſolchen Stier auf der Alpe Waldnacht, wo man noch heut zu Tag ſeinen Stall weiſt, genannt den Stiergaden. Wie nun der Stier zu ſeinen Jahren gekommen war, leitete ihn eine unbefleckte Jungfrau über den Felſengrat und ließ ihn da laufen. Der Stier, als er ſich frei ſah, ging ſogleich auf das Geſpenſt los und fing einen Kampf mit ihm an. Der Streit war ſo hart und wüthig, daß der Stier zwar das Ungeheuer zuletzt überwand, aber der Schweiß von ſeinem Leib heruntertroff. Da ſtürzte er zu einem vorbeifließenden Bach und trank ſo viel Waſſer, daß er auf der Stelle des Todes war. Davon hat der Bach ſeitdem den Namen Stierenbach und außerdem zeigen die Einwohner noch jetzo die Felſen und Steine vor, in denen ſich die Hinterklauen des Stiers, während des heftigen Kampfes, eingedrückt haben.

143.

Die Männer im Zottenberg.

Seyfried's medulla. p. 478—481.
Nic. Henelius ab Hennenfeld in Silesiographia renovata c. 11. §. 13.
Beſchreibung des Fichtelbergs. Leipz. 1716. S. 59—63.
Valvaſſor Ehre von Crain I. 247.

Im 16. Jahrhundert lebte in Schweidnitz ein Mann, Johannes Beer genannt. Im Jahr 1570, als er ſeiner Gewohnheit nach zu ſeiner Luſt auf den nah gelegenen Zottenberg ging, bemerkte er zum erſtenmal eine Oeffnung, aus der ihm beim Eingang ein gewaltiger Wind entgegenwehte. Erſchrocken ging er zurück, bald darauf aber, am Sonntag Quaſimodogeniti, beſchloß er von neuem die Höhle zu unterſuchen. Er kam in einen engen, geraden Felſengang, ging einem fernſchimmernden Lichtſtrahl nach und gelangte endlich zu einer beſchloſſenen Thüre, in der eine Glasſcheibe war, die jenes wunderſame Licht warf. Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet und er ſah in der Höhle an einem runden Tiſch drei lange abgemergelte Männer in altdeutſcher Tracht ſitzen, betrübte und zitternde. Vor ihnen lag ein ſchwarzſammtenes, goldbeſchlagenes Buch. Hierauf redete er ſie mit: "pax vobis!" an und bekam zur Antwort: "hic nulla pax!" Weiter vorſchreitend rief er nochmals: "pax vobis in nomine domini!" erzitternd mit kleiner Stimme verſetzten ſie: "hic non pax." Indem er vor den Tiſch kam, wiederholte er: "pax vobis in nomine

domini nostri Jesu Christi!" worauf ſie verſtummten und ihm jenes Buch vorlegten, welches geöffnet den Titel hatte: liber obedientiae. Auf Beer's Frage: wer ſie wären? gaben ſie zur Antwort: ſie kennten ſich ſelber nicht. "Was ſie hier machten?" — "Sie erwarteten in Schrecken das jüngſte Gericht und den Lohn ihrer Thaten." — "Was ſie bei Leibes-Leben getrieben?" Hier zeigten ſie auf einen Vorhang, hinter dem allerlei Mordgewehre hingen, Menſchen-Gerippe und Hirnſchädel. "Ob ſie ſich zu dieſen böſen Werken bekennten?" — "Ja!" — "Ob es gute oder böſe?" — "Böſe." — "Ob ſie ihnen leid wären?" Hierauf ſchwiegen ſie ſtill, aber erzitterten: "ſie wüßtens nicht!"

Die ſchleſiſche Chronik gedenkt eines Raubſchloſſes auf dem Zottenberge, deſſen Ruinen noch zu ſehen ſind.

144.

Verkündigung des Verderbens.

Prätorius Weltbeſchr. II. 38.

Als die Magdeburger im Jahr 1550 am 22. September mit dem Herzog Georg von Mecklenburg Schlacht halten ſollten, iſt ihnen bei ihrem Auszuge vor dem Dorf Barleben, eine Meile Wegs von der Stadt ein langer, anſehnlicher, alter Mann, der Kleidung nach einem Bauersmanne nicht unähnlich, begegnet und hat gefragt, wo ſie mit dem Kriegs-Volk und der Kriegs-

Rüſtung hinausgedächten? Und da er ihres Vorhabens berichtet worden, hat er ſie gleich mit aufgehobenen Händen herzlich gebäten und gewarnt, von ihrem Vorſatze abzuſtehen, wieder heim zu kehren, ihre Stadt in Acht zu nehmen und ja des Orts und ſonderlich in dieſer Zeit nichts zu beginnen, weil eben auch vor zweihundert Jahren die Magdeburger auf den St. Moriz Tag und an demſelben Orte, an dem Waſſer Ohra geſchlagen worden; wie ein jeder, der es wüßte, in der Tafel der St. Johannes Kirche zu Magdeburg leſen könnte. Und würde ihnen, wofern ſie fortführen, gewiß auch diesmal glücklicher nicht ergehen. Ob nun wohl etliche ſich über das Weſen und die Rede des Mannes verwunderten, ſo haben doch ihrer ſehr viel ihn geſpottet und die Warnung höhniſch verlacht, von welchen Spöttern hernach doch keiner in der Schlacht unerſchlagen oder ungefangen geblieben ſeyn ſoll. Man ſagt, er ſey als ein gar alter eis=grauer Mann erſchienen, aber ſolches ſchönen, holdſeligen, röthlichen und jungen Angeſichtes, daß es zu verwundern geweſen. Und demnach es leider gefolgt, wie er geweißagt, hat man allenthalben Nachforſchung nach ſolchem Manne gehabt, aber niemand erfahren können, der ihn zuvor oder nachher geſehen hätte.

145.
Das Männlein auf dem Rücken.

Prätorius Weltbeſchr. II. 584. 585.

Als im März 1669 nach Torgau hin ein Seiler ſeines Wegs gewandelt, hat er einen Knaben auf dem Felde angetroffen, der auf der Erde zum Spiel nie- dergeſeſſen und ein Bret vor ſich gehabt. Wie nun der Seiler ſolches im Ueberſchreiten verrückt, hat das Knäblein geſprochen: „warum ſtoßt ihr mir mein Bret fort? mein Vater wirds euch danken!“ Der Seiler geht immer weiter und nach hundert Schritten begegnet ihm ein klein Männlein, mit grauem Bart und ziemli- chem Alter, von ihm begehrend, daß er es tragen mö- ge, weil es zum Gehen ermüdet ſey. Dieſe Anma- ßung verlacht der Seiler, allein es ſpringet auf ſeine Schultern, ſo daß er es ins nächſte Dorf hocken muß. Nach zehn Tagen ſtirbt der Seiler. Als darüber ſein Sohn kläglich jammert, kommt das kleine Bübchen zu ihm, mit dem Bericht, er ſolle ſich zufrieden geben, es ſey dem Vater ſehr wohl geſchehen. Weiter wolle er ihn, benebenſt der Mutter, bald nachholen, denn es würde in Meißen eine ſchlimme Zeit erfolgen.

146.
Gottſchee.

Volks-Sagen. Eiſenach. 1795. 173—188.

In der unter-crainiſchen Stadt Gottſchee wohnen Deutſche, die ſich in Sprache, Tracht und Sitten ſehr

von den anderen Crainern unterſcheiden. Nahe dabei liegt eine alte, denſelben Namen tragende und dem Fürſten Auerſperg zuhörende Burg, von der die umwohnenden Leute mancherlei Dinge erzählen. Noch jetzt wohnt ein Jägersmann mit ſeinen Hausleuten in dem bewohnbaren Theil der verfallenen Burg und deſſen Vorfahren einem ſoll einmal ganz beſonders mit den da hauſenden Geiſtern folgendes begegnet ſeyn.

Die Frau dieſes Jägers war in die Stadt hinunter gegangen, er ſelbſt, von Schläfrigkeit befallen, hatte ſich unter eine Eiche vor dem Schloß geſtreckt. Plötzlich ſo ſah er den älteſten ſeiner beiden Knaben, die er ſchlafend im Haus verlaſſen, auf ſich zukommen, wie als wenn er geführt würde. Zwar keinen Führer erblickte er, aber das fünfjährige Kind hielt die Linke ſtets in der Richtung, als ob es von jemanden daran gefaßt wäre. Mit ſchnellen Schritten eilte es vorbei und einem jähen Abgrund zu. Erſchrocken ſprang der Vater auf, ſein Kind zu retten Willens, faßte es raſch und mühte ſich, die linke Hand von dem unſichtbaren Führer loszumachen. Mit nicht geringer Anſtrengung bewerkſtelligte er das zuletzt und riß die Hand des Kindes los aus einer andern, die der Jäger nicht ſah, aber eiskalt zu ſeyn fühlte. Das Kind war übrigens unerſchrocken und erzählte: wie daß ein alter Mann gekommen ſey, mit langem Bart, rothen Augen, in ſchwarze Kleider angethan und ein ledernes Käppchen auf, habe ſich freundlich angeſtellt und ihm viel ſchöne Sachen verſprochen, wenn es mit

ihm gehen wolle, darauf ſey es ihm an der Hand gefolgt.

Abends deſſelben Tags hörte der Jäger ſich bei ſeinem Namen rufen; als er die Thüre aufmachte, ſtand der nämliche Alte draußen und winkte. Der Jäger folgte und wurde an eben denſelben Abgrund geleitet. Der Felſen that ſich auf, ſie ſtiegen eine Steintreppe ab. Unterwegs begegnete ihnen eine Schlange, nachher gelangten ſie in eine immer heller werdende Gruft. Sieben Greiſe, mit kahlen Häuptern, in tiefem Schweigen ſaßen in einem länglichten Raume. Weiter ging der Jäger durch einen engen Gang in ein kleines Gewölbe, wo er einen kleinen Sarg ſtehen ſah, dann in ein größeres, wo ihm der Greis 28 große Särge zeigte, in den Särgen lagen Leichname beiderlei Geſchlechts. Unter den Verblichenen fand er einige bekannte Geſichter, wovon er ſich jedoch nicht zu erinnern wußte, wo ſie ihm vorgekommen waren. Nach dieſem wurde der Jäger in einen hellerleuchteten Saal geführt, worin 38 Menſchen ſaßen, worunter vier ſehr junge Frauen, und ein Feſt begingen. Allein alle waren todtenblaß und keiner ſprach ein Wort. Durch eine rothe Thür führte der Alte den Jäger zu einer Reihe altfränkiſch gekleideter Leute, deren verſchiedene der Jäger auch zu erkennen meinte, der Greis küßte den erſten und den letzten. Nunmehr beſchwor der Jäger den Führer, ihm zu ſagen, wer dieſe alle ſeyen und ob ein Lebendiger ihnen die noch entbehrte Ruhe wiedergeben könne? "Lauter Bewohner dieſes Schloſſes

ſind es, verſetzte hohlſtimmig der Alte, die weitere Bewandniß kannſt du aber jetzt noch nicht erfahren, ſondern wirſt es demnächſt einmal.“ Nach dieſen Worten wurde der Jäger ſanft hinausgeſchoben und merkte, daß er in einem naßfeuchten Gewölbe war. Er fand eine alte verfallene Treppe und dieſe in die Höhe ſteigend gelangte er in einen etwas weiteren Raum, von wo aus er durch ein kleines Loch vergnügt den Himmel und die Sterne erblickte. Ein ſtarkes Seil, woran er ſtieß und das Rauſchen von Waſſer ließ ihn muthmaßen, er befinde ſich auf dem Grunde einer hinter dem Schloſſe befindlichen Ciſterne, von wo aus man das Waſſer mittelſt eines Rades hinaufwand. Allein unglücklicherweiſe kam niemand in drei ganzen Tagen zum Brunnen, erſt am Abend des vierten ging des Jägers Frau hin, die ſehr ſtaunte, als ſie in dem ſchweren Eimer ihren todtgeglaubten Mann herauszog.

Die Verheißung des alten Wegweiſers blieb indeſſen unerfüllt, doch erfuhr der Jäger, daß er ihn in dem Vorgeben, dieſe Geiſter ſeyen die alten Schloßbewohner, nicht belogen hätte. Denn als er einige Zeit darauf in dem fürſtlichen Saal die Bilder der Ahnen betrachtete, erkannte er in ihren Geſichtszügen die in der Höhle geſehenen Leute und Leichen wieder.

147.

Die Zwerge auf dem Baum.

Mündlich aus dem Haslithal, in Wyß Volksſagen S. 320.

Des Sommers kam die Schaar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal und geſellte ſich entweder hülfreich oder doch zuſchauend den arbeitenden Menſchen, namentlich zu den Mädern im Heuet (der Heuernte). Da ſetzten ſie ſich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Aſt eines Ahorns ins ſchattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und ſägten bei Nacht den Aſt durch, daß er blos noch ſchwach am Stamme hielt, und als die argloſen Geſchöpfe ſich am Morgen darauf niederließen, krachte der Aſt vollends entzwei, die Zwerge ſtürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten ſich heftig und ſchrien:

O wie iſt der Himmel ſo hoch
und die Untreu' ſo groß!
heut hierher und nimmermehr!

Sie hielten Wort und ließen ſich im Lande niemals wiederſehen.

148.

Die Zwerge auf dem Felsſtein.

Mündlich aus der Gegend von Gadmen mitgetheilt durch Wyß S. 310.

Es war der Zwerglein Gewohnheit, ſich auf einen großen Felsſtein zu ſetzen und von da den Heu-

ern zuzuſchauen. Aber ein Paar Schälke machten Feuer auf den Stein, ließen ihn glühend werden und fegten dann alle Kohlen hinweg. Am Morgen kam das winzige Volk und verbrannte ſich jämmerlich; rief voll Zornes:

„O böſe Welt, o böſe Welt!"

und ſchrie um Rache und verſchwand auf ewig.

149.

Die Füße der Zwerge.

Aus dem Mund eines berneriſchen Bauern mitgetheilt in Wyß Volksſagen S. 101—118.

Vor alten Zeiten wohnten die Menſchen im Thal und rings um ſie in Klüften und Höhlen die Zwerge, freundlich und gut mit den Leuten, denen ſie manch ſchwere Arbeit Nachts verrichteten; wenn nun das Landvolk frühmorgens mit Wägen und Geräthe herbeizog und erſtaunte, daß alles ſchon gethan war, ſteckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daß vielleicht kein Hälmlein dem Verderben entronnen ſeyn würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie entflohen und ſeitdem hat ſie

kein Aug wieder erblickt. Die Urſache war dieſe: ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirſchbaum ſtehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab ſich, daß dreimal hintereinander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obſt auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt ſonſt die Kirſchen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorf ſprachen: “das thut niemand anders, als die redlichen Zwerglein, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen daher getrippelt, leiſe wie Vögel und ſchaffen den Menſchen emſig ihr Tagwerk. Schon vielmal hat man ſie heimlich belauſcht, allein man ſtört ſie nicht, ſondern läßt ſie kommen und gehen.” Durch dieſe Reden wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge ſo ſorgfältig ihre Füße bärgen und ob dieſe anders geſtaltet wären, als Menſchenfüße. Da nun das nächſte Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirſchen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Aſche und ſtreute die rings um den Baum herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er ſah unten in der Aſche die Spuren von vielen Gänsfüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und ſpottete, daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüſteten dieſe ihre Häuſer und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menſchengeſchlecht und verſagen ihm ihre Hülfe. Jener Hirt,

der ſie verrathen hatte, wurde ſiech und blödſinnig fortan bis an ſein Lebensende.

150.

Die wilden Geiſter.

Hormaier's Geſchichte Tyrols. I. 141. 142.

Unter den vicentiniſchen und veroneſiſchen Deutſchen wagts von der zweiten Hälfte December bis gegen das Ende der erſten Jännerhälfte ſelbſt der kühnſten Jäger keiner, die Wildbahn zu beſuchen. Sie fürchten den wilden Mann und die Waldfrau. Die Hirten treiben zu dieſer Zeit das Vieh nicht, Kinder hohlen das Waſſer in irdenen Gefäßen von der nächſten Quelle und die Heerden werden im Stall getränkt. Auch ſpinnen die Weiber der Waldfrau ein Stück Haar 'am Rocken und werfen es ihr ins Feuer, um ſie zu verſühnen. Am Vorabend des Feſtes wird die Hausküche und jeder Ort, wo ein Rauchfang iſt oder eine Öffnung aus der Luft herabfährt, mit Aſche beſtreut. Dann achtet man auf die Fußtritte in der Aſche und ſieht an ihrer Lage, Größe und zumal daran: ob ſie ein= oder ausgehen? welche gute oder böſe Geiſter das Haus beſuchen.

151.

151.
Die Heilingszwerge.

Spieß Vorrede zu ſeinem Hans Heiling.

Am Fluß Eger zwiſchen dem Hof Wildenau und dem Schloſſe Aicha ragen ungeheuer große Felſen hervor, die man vor Alters den Heilingsfelſen nannte. Am Fuß derſelben erblickt man eine Höhle, inwendig gewölbt, auswendig aber nur durch eine kleine Oeffnung, in die man den Leib gebückt kriechen muß, erkennbar. Dieſe Höhle wurde von kleinen Zwerglein bewohnt, über die zuletzt ein unbekannter alter Mann, des Namens Heiling, als Fürſt geherrſcht haben ſoll. Einmal vorzeiten ging ein Weib aus dem Dorfe Taſchwitz bürtig, am Vorabend von Peter Pauli, in den Forſt und wollte Beeren ſuchen; es wurde ihr Nacht und ſie ſah neben dieſem Felſen ein ſchönes Haus ſtehen. Sie trat hinein und als ſie die Thüre öffnete, ſaß ein alter Mann an einem Tiſche, ſchrieb emſig und eifrig. Die Frau bat um Herberge und wurde willig angenommen. Außer dem alten Mann war aber kein lebendes Weſen im ganzen Gemach, allein es rumorte heftig in allen Ecken, der Frau ward greulich und ſchauerlich und ſie fragte den Alten: "wo bin ich denn eigentlich?" Der Alte verſetzte: "daß er Heiling heiße, bald aber auch abreiſen werde, denn zwei Drittel meiner Zwerge ſind ſchon fort und entflohen." Dieſe ſonderbare Antwort machte das Weib nur noch unruhiger und ſie wollte mehr fragen, allein er ge-

bot ihr Stillſchweigen und ſagte nebenbei: “wäret ihr nicht gerade in dieſer merkwürdigen Stunde gekommen, ſolltet ihr nimmer Herberge gefunden haben.” Die furchtſame Frau kroch demüthig in einen Winkel und ſchlief ſanft und wie ſie den Morgen mitten unter den Felsſteinen erwachte, glaubte ſie geträumt zu haben, denn nirgends war ein Gebäude da zu erſehen. Froh und zufrieden, daß ihr in der gefährlichen Gegend kein Leid widerfahren ſey, eilte ſie nach ihrem Dorfe zurück, es war alles ſo verändert und ſeltſam. Im Dorf waren die Häuſer neu und anders aufgebaut, die Leute, die ihr begegneten, kannte ſie nicht und wurde auch nicht von ihnen erkannt. Mit Mühe fand ſie endlich die Hütte, wo ſie ſonſt wohnte, und auch die war beſſer gebaut; nur dieſelbe Eiche beſchattete ſie noch, welche einſt ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Aber wie ſie in die Stube treten wollte, ward ſie von den unbekannten Bewohnern als eine Fremde vor die Thüre gewieſen und lief weinend und klagend im Dorf umher. Die Leute hielten ſie für wahnwitzig und führten ſie vor die Obrigkeit, wo ſie verhört und ihre Sache unterſucht wurde; ſiehe da, es fand ſich in den Gedenk- und Kirchenbüchern, daß grad vor hundert Jahren an eben dieſem Tag eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forſt in die Beeren gegangen, nicht wieder heimgekehrt ſey und auch nicht mehr zu finden geweſen war. Es war alſo deutlich erwieſen, daß ſie volle hundert Jahr im Felſen geſchlafen hatte und die Zeit über nicht älter geworden

war. Sie lebte nun ihre übrigen Jahre ruhig und ſorgenlos aus und wurde von der ganzen Gemeinde anſtändig verpflegt zum Lohn für die Zauberei, die ſie hatte erdulden müſſen.

152.

Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke.

Otmar's Volksſagen.

Die kleinen Höhlen in den Felſen, welche man auf der Südſeite des Harzes, ſonderlich in einigen Gegenden der Grafſchaft Hohenſtein findet, und die größtentheils ſo niedrig ſind, daß erwachſene Menſchen nur hineinkriechen können, theils aber einen räumigen Aufenthaltsort für größere Geſellſchaften darbieten, waren einſt von Zwergen bewohnt und heißen nach ihnen noch jetzt Zwerglöcher. Zwiſchen Walkenried und Neuhof in der Grafſchaft Hohenſtein hatten einſt die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß ſeine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weiſen Frau bei einbrechender Nacht an ſeinem Erbſenfelde auf und ab und ſchlug mit einem dünnen Stabe über daſſelbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unſichtbar machenden Nebelkappen abgeſchlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und

bekannten: daß ihr Volk es ſey, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerſte Noth ſie zwänge. Die Nachricht von den eingefange= nen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk ſandte endlich Abgeordnete und bot Lö= ſung für ſich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlaſſen. Doch die Art des Abzuges erregte neuen Streit. Die Landeseinwoh= ner wollten die Zwerge nicht mit ihren geſammelten und verſteckten Schätzen abziehen laſſen und das Zwerg= volk wollte bei ſeinem Abzuge nicht geſehen ſeyn. End= lich kam man dahin überein, daß die Zwerge über ei= ne ſchmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin geſtelltes Gefäß einen be= ſtimmten Theil ſeines Vermögens, als Abzugszoll wer= fen ſollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geſchah. Doch einige Neugierige hatten ſich unter die Brücke geſteckt, um den Zug der Zwer= ge wenigſtens zu hören. Und ſo hörten ſie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menſchen; es war ihnen als wenn eine ſehr große Heerde Schaa= fe über die Brücke ging. — Seit dieſer letzten großen Auswanderung des Zwergvolks laſſen ſich nur ſelten einzelne Zwerge ſehen. Doch zu den Zeiten der Elter= väter ſtahlen zuweilen einige in den Berghöhlen zu= rückgebliebene aus den Häuſern der Landesbewohner kleine kaum geborene Kinder, die ſie mit Wechſelbäl= gen vertauſchten.

153.

Der Zug der Zwerge über den Berg.

Otmar's Volksſagen.

Auch auf der Nordſeite des Harzes wohnten einſt viele tauſend Zwerge oder Kröpel, in den Felsklüften und den noch vorhandenen Zwerglöchern. Bei Seehauſen, einem magdeburgiſchen Städtchen, zeigt man ebenfalls ſolche Kröppellöcher. Aber nur ſelten erſchienen ſie den Landesbewohnern in ſichtbarer Geſtalt, gewöhnlich wandelten ſie, durch ihre Nebelkappen geſchützt, ungeſehen und ganz unbemerkt unter ihnen umher. Manche dieſer Zwerge waren gutartig und den Landesbewohnern unter gewiſſen Umſtänden ſehr behülflich; bei Hochzeiten und Kindtaufen borgten ſie mancherlei Tiſchgeräthe aus den Höhlen der Zwerge. Nur durfte ſie niemand zum Zorn reizen, ſonſt wurden ſie tückiſch und bösartig und thaten dem, der ſie beleidigte, allen möglichen Schaden an. In dem Thal zwiſchen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einmal ein Becker, daß ihm immer einige der gebackenen Brote fehlten und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieſer beſtändig fortdauernde geheime Diebſtahl machte, daß der Mann allmählig verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, die Zwerge könnten an ſeinem Unheil Schuld ſeyn. Er ſchlug alſo mit einem Geflechte von ſchwanken Reiſern ſo lange um ſich her, bis er die Nebelkappen einiger Zwerge traf, die ſich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man er=

tappte bald noch mehrere Zwerge auf Diebereien und nöthigte endlich den ganzen Ueberreſt des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner einigermaßen für das geſtohlene zu entſchädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem jetzt ſogenannten Kirchberg bei dem Dorfe Thale, wo ſonſt Wendhauſen lag, ein groß Gefäß hingeſtellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geld werfen mußte. Dieſes Faß fand ſich nach dem Abzuge der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt. So groß war ihre Zahl. Das Zwergvolk zog über Wahrnſtedt (unweit Quedlinburg) immer nach Morgen zu. Seit dieſer Zeit ſind die Zwerge aus der Gegend verſchwunden. Selten ließ ſich ſeitdem hier und da ein einzelner ſehen.

154.

Die Zwerge bei Dardesheim.

Otmar.

Dardesheim iſt ein Städtchen zwiſchen Halberſtadt und Braunſchweig. Dicht an ſeiner nordöſtlichen Seite fließt ein Quell des ſchönſten Waſſers, welcher der Smansborn (Leßmannsborn) heißt und aus einem Berge quillt, in dem vormals die Zwerge wohnten. Wenn die ehmaligen Einwohner der Gegend ein Feierkleid oder zu einer Hochzeit ein ſeltenes Geräthe brauchten, ſo gingen ſie vor dieſen Zwergberg, klopf-

ten dreimal an und ſagten mit deutlicher, vernehmlicher Stimme ihr Anliegen, und

frühmorgens eh die Sonn aufgeht,
ſchon alles vor dem Berge ſteht.

Die Zwerge fanden ſich hinlänglich belohnt, wenn ihnen etwas von den feſtlichen Speiſen vor den Berg hingeſetzt wurde. Nachher allmälig ſtörten Streitigkeiten das gute Vernehmen des Zwergvolks und der Landeseinwohner. Anfangs auf kurze Zeit, aber endlich wanderten die Zwerge aus, weil ihnen die Neckworte und Spöttereien vieler Bauern unerträglich waren, ſo wie der Undank für erwieſene Gefälligkeiten. Seit der Zeit ſieht und hört man keine Zwerge mehr.

155.

Schmidt Riechert.

Otmar.

Den darbesheimer Zwergberg zieht auf der öſtlichen Seite ein Stück Acker hinan. Dieſes Feld hatte einſt ein Schmidt, Namens Riechert, mit Erbſen beſtellt. Er bemerkte, als ſie am wohlſchmeckendſten waren, daß ſie häufig ausgepflückt wurden. Um dem Erbſendieb aufzulauern, baute ſich Riechert ein Hüttchen auf ſeinen Acker und wachte Tags und Nachts dabei; bei Tage entdeckte er keine Veränderung, aber alle Morgen ſah er, daß ſeines Wachens unerachtet über Nacht das Feld beſtohlen war. Voll Verdruß

über ſeine mißlungene Mühe, beſchloß er, die noch übrigen Erbſen auf dem Acker auszudreſchen. Mit Tagesanbruch begann Schmidt Riechert ſeine Arbeit. Aber noch hatte er nicht die Hälfte der Erbſen ausgedreſchen, ſo hörte er ein klägliches Schreien, und beim Nachſuchen fand er auf der Erde unter den Erbſen einen der Zwerge, dem er mit ſeinem Dreſchflegel den Schädel eingeſchlagen hatte, und der nun ſichtbar wurde, weil ihm ſeine Nebelkappe verloren gegangen war. Der Zwerg floh eilends in den Berg zurück.

156.

Grinken-Schmidt.

Mündlich, im Münſterland.

In den Detterberge, drei Stunden von Mönſter, do wuhrnde vor ollen Tieden en wilden Man, de hedde Grinken-Schmidt, un de lag in en deip Lok unner de Erde, dat is nu ganz met Greß un Strüker bewaſſen; men man kann doch noch ſeihn, wo et weſt is. In düt Lok hadde he ſine Schmiede, un he mock ſo eiſlike-rohre Saken, de duerden ewig, un ſine Schlörter konn kien Menſk orpen kriegen ſonner Schlürtel. An de Kerkendöhr to Nienberge ſall auk en Schlott von em ſien, do ſind de Deiwe all vör weſt, men ſe könnt et nich to Schande maken. Wenn der denn ne Hochtied was, queimen de Bueren un lenden von Grienken en Spitt, do moſten ſe em en Broden vör

gierwen. Kam auk es en Buer vör dat Lok un ſede: "Grinken-Schmidt, giff mi en Spitt" — "krigſt kien Spitt, giff mi en Broden" — "krigſt kinen Broden, holt dien Spitt." Do word Grienken ſo hellig aße der to, un reep: "wahr du, dat ik kienen Broden nierme." De Buer gonk den Berg enbilink no ſin Hues, do lag ſien beſte Perd in en Stall ùn een Been was em utrierten, dat was Grinken-Schmidt ſien Broden.

---

wuhrnde, nierme, utrierten: wohnte, nehme, ausgeriſſen. **eiſlike-rohr:** ſehr rar. **ſunner:** ohne. **Spitt:** Spieß. **Broden:** Braten. **ſo hellig aße der to:** ſo böſe als möglich. **enbilink:** entlang.

157.

Die Hirtenjungen.

Spieß Vorrede zum Hans Heiling.

Am Johannistag kamen zwei Hirtenknaben, indem ſie den jungen Vögeln nachſtellten, in die Gegend des Heilingsfelſen und erblickten unten an demſelben eine kleine Thüre offenſtehen. Die Neugierde trieb ſie hinein; in der Ecke ſtanden zwei große Truhen, eine geöffnet, die andere verſchloſſen. In der offnen lag ein großer Haufen Geld, ſie griffen haſtig danach und füllten ihre Brotſäcklein voll. Drauf kams ihnen greulich; ſie eilten nach der Thüre, glücklich trat der erſte durch. Als aber der zweite folgte, knarrten die

ſo ſeltſam empfangen und abgewieſen worden, daß es ſeithero niemand weiter gelüſtet; beſonders nach ihrer Eröffnung, daß der Schatz keinem zu Theil werden könne, der nur ein einziges mal Weibermilch getrunken. Vor kurzer Zeit noch wäre ein Mägdlein aus ihrem Dorf nebſt etlichen Geiſen an den Ort zu weiden geweſen, und, als deren eine ſich in das Gemäuer verlaufen, nachgefolgt. Da ſey eine Jungfrau inwendig im Hof geweſen und habe es angeredet: was es da zu ſchaffen? auch nach erhaltenem Beſcheid, auf ein Körblein Kirſchen weiſend, weiter geſagt: "ſo gehe und nimm dort von dem, was du vor dir ſieheſt, mit ſammt deiner Gais, komm aber nicht wieder, noch ſieh dich um, damit dir nichts Arges beſchehe!" Darauf habe das erſchrockene Kind ſieben Kirſchen ertappet und ſey in Angſt aus der Mauer gekommen; die Kirſchen ſeyen aber ſogleich zu Geld geworden.

160.

Das quellende Silber.

Happel relat. curios. III, 529.

Im Februar des Jahrs 1605. unter dem Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig trug ſich zu, daß eine Meile Wegs von Quedlinburg, zum Thal genannt, ein armer Bauer ſeine Tochter in den nächſten Buſch ſchickte, Brenn-Holz aufzuleſen. Das Mädchen nahm dazu einen Trag-Korb und einen Hand-Korb

mit und als es beide angefüllt hatte und nach Haus gehen wollte, trat ein weißgekleidetes Männlein zu ihm hin und fragte: "was trägſt du da?" "Aufgeleſenes Holz, antwortete das Mädchen, zum Heizen und Kochen." "Schütte das Holz aus, ſprach weiter das Männlein, nimm deine Körbe und folge mir; ich will dir etwas zeigen, das beſſer und nützlicher iſt, als das Holz." Nahm es dabei an der Hand, führte es zurück an einen Hügel und zeigte ihm einen Platz, etwa zweier gewöhnlichen Tiſche breit, ein ſchön lauter Silber von kleiner und großer Münze von mäßiger Dicke, darauf ein Bild, wie eine Maria geſtaltet und rings herum ein Gepräge von uralter Schrift. Als dieſes Silber in großer Menge gleichſam aus der Erde hervorquoll, entſetzte ſich das Mägdlein davor und wich zurück; wollte auch nicht ſeinen Hand-Korb von Holz ausſchütten. Hierauf thats das weiße Männlein ſelbſt, füllte ihn mit dem Geld und gab ihn dem Mägdlein und ſprach: "das wird dir beſſer ſeyn, als Holz." Es nahm ihn voll Beſtürzung und als das Männlein begehrte, es ſollte auch ſeinen Trag-Korb ausſchütten und Silber hinein faſſen, wehrte es ab und ſprach: es müſſe auch Holz mit heim bringen, denn es wären kleine Kinder daheim, die müßten eine warme Stube haben und dann müßte auch Holz zum Kochen da ſeyn." Damit war das Männlein zufrieden und ſprach: "nun ſo ziehe damit hin" und verſchwand darauf.

Das Mädchen brachte den Korb voll Silber nach Haus und erzählte, was ihm begegnet war. Nun

lieſen die Bauern haufenweis mit Hacken und anderm Geräth in das Wäldchen und wollten ſich ihren Theil vom Schatz auch holen, aber niemand konnte den Ort finden, wo das Silber hervorgequollen war.

Der Fürſt von Braunſchweig hat ſich von dem geprägten Silber ein Pfund holen laſſen, ſo wie ſich auch ein Bürger aus Halberſtadt, N. Everkan, eins gelöſt.

161.

Goldſand auf dem Unterberg.

Brixener Volksbuch.

Im Jahr 1753. ging ein ganz mittelloſer, beim Hofwirth zu St. Zeno ſtehender Dienſtknecht, Namens Paul Mayr, auf den Berg. Als er unweit dem Brunnenthal faſt die halbe Höhe erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Sand lag. Weil er ſchon ſo manches gehört hatte und nicht zweifelte, daß es Goldſand wäre, füllte er ſich alle Taſchen damit und wollte voll Freude nach Haus gehen; aber in dem Augenblick ſtand ein fremder Mann vor ſeinem Angeſicht und ſprach: "was tragſt du da?" Der Knecht wußte vor Schrecken und Furcht nichts zu antworten, aber der fremde Mann ergriff ihn, leerte ihm die Taſchen aus und ſprach: "jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, ſondern einen andern und ſofern du dich hier wieder ſehen läßt, wirſt du nicht mehr lebend davon kommen." Der gute Knecht ging

heim, aber das Gold reizte ihn alſo, daß er beſchloß, den Sand noch einmal zu ſuchen, und einen guten Geſellen mitnahm. Es war aber alles umſonſt und dieſer Ort ließ ſich nimmermehr finden.

Ein andermal verſpätete ſich ein Holzmeiſter auf dem Berge und mußte in einer Höhle die Nacht zubringen. Anderen Tages kam er zu einer Steinklippe, aus welcher ein glänzend ſchwerer Goldſand herabrieſelte. Weil er aber kein Geſchirr bei ſich hatte, ging er ein ander Mal hinauf und ſetzte das Krüglein unter. Und als er mit dem angefüllten Krüglein hinweg ging, ſah er unweit dieſes Orts eine Thüre ſich öffnen, durch die er ſchaute, und da kam es ihm natürlich vor, als ſehe er in den Berg hinein und darin eine beſondere Welt mit einem Tageslicht, wie wir es haben. Die Thüre blieb aber kaum eine Minute lang offen; wie ſie zuſchlug, hallte es in den Berg hinein, wie in ein großes Weinfaß. Dieſes Krüglein hat er ſich allzeit angefüllt nach Haus tragen können, nach ſeinem Tode aber iſt an dem Gold kein Seegen geweſen. Jene Thüre hat in folgender Zeit niemand wieder geſehen.

162.

Gold-Kohlen.

Brixener Volksbuch.

Im Jahr 1753 ging von Salzburg eine Kräutel-Brockerin auf den Wunderberg; als ſie eine Zeit lang

auf demſelben herumgegangen war, kam ſie zu einer Steinwand, da lagen Brocken, grau und ſchwarz, als wie Kohlen. Sie nahm davon etliche zu ſich und als ſie nach Haus gekommen, merkte ſie, daß in ſolchen klares Gold vermiſcht war. Sie kehrte alsbald wieder zurück auf den Berg, mehr davon zu holen, konnte aber alles Suchens ungeachtet den Ort nicht mehr finden.

163.

Der Brunnen zu Steinau.

Bange thüring. Chronik. Bl. 105.

Im Jahr 1271. waren dem Abt Berold zu Fulda ſeine eignen Unterthanen feind und verſchworen ſich wider ſein Leben. Als er einmal in der St. Jacobs Capelle Meſſe las, überfielen ihn die Herrn von Steinau, von Eberſtein, Albrecht von Brandau, Ebert von Spala, und Ritter Conrad und erſchlugen ihn. Bald hernach wurden dieſe Räuber ſelbdreißig, mit zwanzig Pferden, zu Haſſelſtein auf dem Kirchenraub betrappt; mit dem Schwert hingerichtet und ihre Wohnungen zerbrochen. Dieſer That halben haben die Herrn von Steinau in ihrem Wappen hernachmals drei Räder mit drei Scheermeſſern führen müſſen und an der Stätte, da ſie das Verbündniß über den Abt gemacht, nämlich bei Steinau (an der Straße im Hanauiſchen) an einem Brunnen auf einem Raſen wächſt noch zur Zeit kein Gras.

164.

164.

Die fünf Kreuze.

Mündlich, aus Hörter.

Vor dem Klausthor in Hörter, welches nach Pyrmont führt, gleich linker Hand ſtehen an dem Wege fünf alte Steine, welche die fünf Kreuze heißen, vermuthlich weil es verſunkene Kreuze ſind. Nun geht die Sage, es ſeyen fünf Hühnen dabei erſchlagen worden; nach andern fünf Grafen von Reiſchach; wieder nach andern ſind fünf Bürger von Tilly im dreißigjährigen Krieg aufgehängt worden.

165.

Der Schwerttanz zu Weißenſtein.

Winkelmann heſſ. Chronik S. 375. aus dem Mund alter Leute.

Unſern Marburg liegt ein Dorf Wehre und dabei ein ſpitzer Berg, auf dem vor alten Zeiten eine Raubburg geſtanden haben ſoll, genannt der Weißenſtein, und Trümmer davon ſind noch übrig. Aus dieſem Schloß wurde den Umliegenden großer Schaden zugefügt, allein man konnte den Räubern nicht beikommen, wegen der Feſte der Mauer und Höhe des Bergs. Endlich verfielen die Bauern aus Wehre auf eine Liſt. Sie verſahen ſich heimlich mit allerhand Wehr und Waffen, gingen zum Schloß hinauf und gaben den

Edelleuten vor, daß ſie ihnen einen Schwerttanz *) bringen wollten. Unter dieſem Schein wurden ſie eingelaſſen; da entblößten ſie ihre Waffen und hieben das Raubvolk tapfer nieder, bis ſich die Edelleute auf Gnaden ergaben und von den Bauern ſammt der Burg ihrem Landesfürſten überliefert wurden.

166.

Der Steintiſch zu Bingenheim.

Winkelmann Beſchr. von Heſſen S. 184. aus dem Mund des dauernheimer Paſtors Draud.

In dem heſſiſchen Ort Bingenheim in der Wetterau wurden ehmals vor dem Rathhaus unter der Linde jährlich drei Zentgerichte gehalten, wozu ſich viel vornehmer Adel, der in der fuldiſchen Mark angeſeſſen war, leiblich einfand. Unter der Linde ſtand ein ſteinerner Tiſch, von dem erzählt wurde: er ſey aus dem hohen Berg, einem gegen Staden hin gelegenen Walde, dahin gebracht worden. In dieſem Walde hätten früherhin wilde Leute gehauſt, deren Handgriffe man noch in den Steinen ſähe und von denen ſich noch drei ausgehöhlte Steinſitze vorfänden. Im Jahr 1604. bei Sommerszeit habe man in gedachtem Wald an hellem Tag drei Leute in weißer Geſtalt umwandern ſehen.

*) Die Sitte des heſſiſchen Schwerttanzes, ſammt dem Lied der Schwerttänzer wird anderswo mitgetheilt werden.

167.

Der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof.

Widmann in der Höfer Chronik.

Vor dieſem Sterben (der Peſt zu Hof im Jahr 1519.) hat ſich bei Nacht ein großer, ſchwarzer, langer Mann in der Mordgaſſe ſehen laſſen, welcher mit ſeinen ausgebreiteten Schenkeln die zwei Seiten der Gaſſen betreten und mit dem Kopf hoch über die Häuſer gereicht hat; welchen meine Ahnfrau Walburg Widmännin, da ſie einen Abend durch gedachte Gaſſe gehen müſſen, ſelbſt geſehen, daß er den einen Fuß bei der Einfurt des Wirthshauſes, den andern gegenüber auf der andern Seite bei dem großen Haus gehabt. Als ſie aber vor Schrecken nicht gewußt, ob ſie zurück oder fortgehen ſollen, hat ſie es in Gottes Namen gewagt, ein Kreuz vor ſich gemacht, und iſt mitten durch die Gaſſe und alſo zwiſchen ſeinen Beinen hindurch gegangen, weil ſie ohne das beſorgen müſſen, ſolch Geſpenſt mögte ihr nacheilen. Da ſie kaum hindurch gekommen, ſchlägt das Geſpenſt ſeine beiden Beine hinter ihr ſo hart zuſammen, daß ſich ein ſolch groß Geraſſel erhebet, als wann die Häuſer der ganzen Mordgaſſe einfielen. Es folgte darauf die große Peſt und fing das Sterben in der Mordgaſſe am erſten an.

168.

Krieg und Frieden.

Gottfr. Schulz Chronik. S. 542.
Bräuner's Curioſitäten S. 279.
Prätorius Weltbeſchr. I. 665.

Im Jahr 1644. am achtzehnten Auguſt zog Kurfürſt Johann Georg der Erſte an der Stadt Chemnitz vorbei. Da fingen ſeine Leute in dem Gehölz der Gegend ein wildes Weiblein, das nur eine Elle groß, ſonſt aber recht menſchlich geſtaltet war. Angeſicht, Hände und Füße waren glatt, aber der übrige Leib rauch. Es fing an zu reden und ſagte: "ich verkündige und bringe den Frieden im Lande." Der Kurfürſt befahl, man ſollte es wieder frei gehen laſſen, weil vor etwa fünf und zwanzig Jahren auch ein Männlein von gleicher Geſtalt gefangen worden, welches den Unfrieden und Krieg verkündiget.

169.

Rodenſteins Auszug.

Mündlich.
vgl. Zeitung f. die eleg. Welt. 1811. Nr. 126.
und Reichsanzeiger 1806. Nr. 129. 160. 198. 206.

Nah an dem zum gräflich erbachiſchen Amt Reichenberg gehörigen Dorf Oberkainsbach, unweit dem Odenwald, liegen auf einem Berge die Trümmer des alten Schloſſes Schnellerts; gegenüber eine Stunde da-

von, in der rodſteiner Mark, lebten ehemals die Herrn von Rodenſtein, deren männlicher Stamm erloſchen iſt. Noch ſind die Ruinen ihres alten Raubſchloſſes zu ſehen.

Der letzte Beſitzer deſſelben hat ſich beſonders durch ſeine Macht, durch die Menge ſeiner Knechte und des erlangten Reichthums berühmt gemacht; von ihm geht folgende Sage. Wenn ein Krieg bevorſteht, ſo zieht er von ſeinem gewöhnlichen Aufenthalts-Ort Schnellerts bei grauender Nacht aus, begleitet von ſeinem Hausgeſind und ſchmetternden Trompeten. Er zieht durch Hecken und Geſträuche, durch die Hofraithe und Scheune Simon Daum's zu Oberkainsbach bis nach dem Rodenſtein, flüchtet gleichſam als wolle er das ſeinige in Sicherheit bringen. Man hat das Knarren der Wagen und ein ho! ho! Schreien, die Pferde anzutreiben, ja ſelbſt die einzelnen Worte gehört, die einherziehendem Kriegsvolk vom Anführer zugerufen werden und womit ihm befohlen wird. Zeigen ſich Hoffnungen zum Frieden, dann kehrt er in gleichem Zuge vom Rodenſtein nach dem Schnellerts zurück, doch in ruhiger Stille und man kann dann gewiß ſeyn, daß der Frieden wirklich abgeſchloſſen wird *). Ehe Napoleon

*) Bei dem erbachiſchen Amt Reichenberg zu Reichelsheim hat man viele Perſonen deshalb abgehört; die Protokolle fangen mit dem Jahr 1742 an und endigen mit 1764. Im Juli 1792 war ein Auszug. Im Jahr 1816 erneuern ſich in der Rheingegend ähnliche Gerüchte und Ausſagen. Einige nennen ſtatt des Rodenſteiners den Lindenſchmied, von dem das bekannte Volkslied anhebt: es iſt noch nicht

im Frühjahr 1815. landete, war beſtimmt die Sage, der Rodenſteiner ſey wieder in die Kriegburg ausgezogen.

170.
Der Tannhäuſer.

Nach dem alten Volkslied in Prätorius Blocksberg. Lpzg. 1668. S. 19 25.
Agricola Sprichwort 667. p. m. 322 b.

Der edle Tannhäuſer, ein deutſcher Ritter, hatte viele Länder durchfahren und war auch in Frau Venus Berg zu den ſchönen Frauen gerathen, das große Wunder zu ſchauen. Und als er eine Weile darin gehauſt hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich ſein Gewiſſen, wieder herauszugehen in die Welt und begehrte Urlaub. Frau Venus aber bot alles auf, um ihn wankend zu machen: ſie wolle ihm eine ihrer Geſpielen geben zum ehlichen Weibe und er möge gedenken an ihren rothen Mund, der lache zu allen Stunden. Tannhäuſer antwortete: kein ander Weib gehre er, als die er ſich in den Sinn genommen, wolle nicht ewig in der Hölle brennen und gleichgültig ſey ihm ihr rother Mund, könne nicht länger bleiben,

---

lang, daß es geſchah, daß man den Lindenſchmied reiten ſah auf ſeinem hohen Roſſe, er ritt den Rheinſtrom auf und ab, er hats gar wohl genoſſen." Andere ſagen, daß Schnellert aus ſeiner Burg nach dem Rodenſtein auszöge, um ſeinen geſchwornen Todfeind, den Rodenſteiner, auch noch als Geiſt zu befehden.

denn ſein Leben wäre krank geworden. Und da wollte ihn die Teufelin in ihr Kämmerlein locken, der Minne zu pflegen, allein der edle Ritter ſchalt ſie laut und rief die himmliſche Jungfrau an, daß ſie ihn ſcheiden laſſen mußte. Reuevoll zog er die Straße nach Rom zu Papſt Urban, dem wollte er alle ſeine Sünde beichten, damit ihm Buße aufgelegt würde und ſeine Seele gerettet wäre. Wie er aber beichtete, daß er auch ein ganzes Jahr bei Frauen Venus im Berg geweſen, da ſprach der Papſt: "wann dieſer dürre Stecken grünen wird, den ich in der Hand halte, ſollen dir deine Sünden verziehen ſeyn, und nicht anders." Der Tannhäuſer ſagte: "und hätte ich nur noch ein Jahr leben ſollen auf Erden, ſo wollte ich ſolche Reu und Buße gethan haben, daß ſich Gott erbarmt hätte;" und vor Jammer und Leid, daß ihn der Papſt verdammte, zog er wieder fort aus der Stadt und von neuem in den teufliſchen Berg, ewig und immerdar drinnen zu wohnen. Frau Venus aber hieß ihn willkommen, wie man einen langabweſenden Buhlen empfängt; danach wohl auf den dritten Tag hub der Stecken an zu grünen und der Papſt ſandte Botſchaft in alle Land, ſich zu erkundigen, wohin der edle Tannhäuſer gekommen wäre. Es war aber nun zu ſpät, er ſaß im Berg und hatte ſich ſein Lieb erkoren, daſelbſt muß er nun ſitzen, bis zum jüngſten Tag, wo ihn Gott vielleicht anderswohin weiſen wird. Und kein Prieſter ſoll einem ſündigen Menſchen Mißtroſt geben, ſondern verzeihen, wenn er ſich anbietet zu Buß und Reue.

171.

Der wilde Jäger Hackelberg.

Hans Kirchhof im Wendunmuth. IV. Nr. 283. S. 342. 343.

Vorzeiten ſoll im Braunſchweiger Land ein Jägermeiſter geweſen ſeyn, Hackelberg genannt, welcher zum Waidwerk und Jagen ſolch große Luſt getragen, daß, da er jetzt an ſeinem Todbett lag, und vom Jagen ſo ungern abgeſchieden, er von Gott ſoll begehrt und gebeten haben (ohnzweifellich aus Urſach ſeines chriſtlichen und gottſeeligen Lebens halber, ſo er bisher geführt), daß er für ſein Theil Himmelreich bis zum jüngſten Tag am Solling mögt jagen. Auch deßwegen in ermeldte Wildniß und Wald ſich zu begraben befohlen, wie geſchehen. Und wird ihm ſein gottloſer, ja teufliſcher Wunſch verhängt, denn vielmal wird ein gräulich und erſchrecklich Hornblaſen und Hundsgebell die Nacht gehört: jetzt hie, ein andermal anderswo in dieſer Wildniß, wie mich diejenigen, die ſolch Gefährd auch ſelbſt angehört, berichtet. Zudem ſoll es gewiß ſeyn, daß, wenn man Nachts ein ſolch Jagen vermerkt und am folgenden Tag gejagt wird, einer ein Arm, Bein, wo nicht den Hals gar bricht, oder ſonſt ein Unglück ſich zuträgt.

Ich bin ſelbſt (iſt mir recht im Jahr 1558), als ich von Einbeck übern Solling nach Ußlar geritten und mich verirrte, auf des Hackelbergers Grab ungefähr geſtoßen. War ein Platz, wie eine Wieſe, doch von unartigem Gewächs und Schilf in der Wildniß, etwas

länger denn breit, mehr denn ein Acker zu achten; darauf kein Baum ſonſt ſtund wie um die Ende. Der Platz kehrte ſich mit der Länge nach Aufgang der Sonne, unten am Ende lag die Zwerch, ein erhabener rother (ich halt Wacken=) Stein, bei acht oder neun Schuhen lang und fünfe, wie mich däuchte, breit. Er war aber nicht, wie ein anderer Stein, gegen Oſten, ſondern mit dem einen Vorhaupt gegen Süden, mit dem andern gegen Norden gekehret.

Man ſagte mir, es vermögte niemand dieſes Grab aus Vorwitz oder mit Fleiß, wie hoch er ſich deß unterſtünde, zu finden, käme aber jemand ungefähr, lägen etliche gräuliche ſchwarze Hunde daneben. Solches Geſpenſts und Wuſts ward ich aber im geringſten nicht gewohr, ſonſt hatte ich wenig Haare meines Haupts, die nicht empor ſtiegen.

172.

Der wilde Jäger und der Schneider.

Mündlich, aus Münſter.

Ein Schneider ſaß einmal auf ſeinem Tiſche am Fenſter und arbeitete, da fuhr der wilde Jäger mit ſeinen Hunden über das Haus her und das war ein Lärmen und Bellen, als wenn die Welt verginge. Man ſagt ſonſt den Schneidern nach, ſie ſeyen furchtſam, aber dieſer war es nicht, denn er ſpottete des wilden Jägers und ſchrie: "huhu, huhu, klifſklaff, klifſklaff!"

und hetzte die Hunde noch mehr an; da kam aber ein Pferdefuß ins Fenſter hereingefahren und ſchlug den Schneider vom Tiſche herab, daß er wie todt niederfiel. Als er wieder zur Beſinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

> wuſt du met mi jagen,
> dan ſoſt du auk met mi knagen!

ich weiß gewiß, er wird nie wieder den wilden Jäger geneckt haben.

173. Der Hoſelberg *).

Bange thüring. Chronik fol. 57.
Kornmann mons Veneris Cap. 74. p. 374.
Seyfried medulla p. 482.
vgl. Agricola Sprüchwort 301.

Im Lande zu Thüringen nicht fern von Eiſenach liegt ein Berg, genannt der Hòſelberg, worin der Teufel hauſt und zu dem die Hexen wallfahrten. Zuweilen erſchallt jämmerliches Heulen und Schreien her daraus, das die Teufel und armen Seelen ausſtoßen; im Jahr 1398. am hellen Tage erhoben ſich bei Eiſenach drei große Feuer, brannten eine Zeitlang in der Luft, thaten ſich zuſammen und wieder von einander und fuhren endlich alle drei in dieſen Berg. Fuhrleu-

*) Man findet gleichbedeutig: Horſel- Hurſel- Hoſel- Oſelberg. Die eigentliche Ableitung von Urſel, Uſel (favilla) liegt nahe.

te, die ein andermal mit Wein vorbeigefahren kamen, lockte der böſe Feind mit einem Geſicht hinein und wies ihnen etliche bekannte Leute, die bereits in der hölliſchen Flamme ſaßen.

Die Sage erzählt: einmal habe ein König von Engelland mit ſeiner Gemahlin, Namens Reinſchweig, gelebt, die er aus einem geringen Stand, blos ihrer Tugend willen, zur Königin erhoben. Als nun der König geſtorben war, den ſie aus der Maßen lieb hatte, wollte ſie ihrer Treu an ihm nicht vergeſſen, ſondern gab Almoſen und betete für die Erlöſung ſeiner Seele. Da war geſagt, daß ihr Herr ſein Fegfeuer zu Thüringen im Höſelberg hätte, alſo zog die fromme Königin nach Deutſchland und baute ſich unten am Berg eine Capelle, um zu beten, und rings umher entſtand ein Dorf. Da erſchienen ihr die böſen Geiſter, und ſie nannte den Ort Satansſtedt, woraus man nach und nach Sattelſtedt gemacht hat.

174.

Des Rechenbergers Knecht.

Agricola im Sprüchw. 301. Bl. 172.
Kirchhof's Wendunmuth V. Nr. 247—249. S. 304. 305.
Luther's Tiſch-Reden. 106.

Es ſagte im Jahr 1520. Herr Hans von Rechenberg in Beiſeyn Sebaſtians Schlick und anderer viel ehrlicher und rechtlicher Leute, wie ſeinem Vater und ihm ein Knecht zur Zeit, da König Matthias in Un-

garn gegen den Türken geſtritten, treulich und wohl gedienet hätte viel Jahr, alſo daß ſie nie einen beſſern Knecht gehabt. Auf eine Zeit aber ward ihm Botſchaft an einen großen Herrn auszurichten vertrauet und da Herr Hans meinte, der Knecht wäre längſt hinweg, ging er von ohngefähr in den Stall, da fand er den Knecht auf der Streu bei den Pferden liegen und ſchlafen, ward zornig und ſprach, wie das käme? Der Knecht ſtand auf und zog einen Brief aus dem Buſen, ſagte: „da iſt die Antwort.“ Nun war der Weg ferne und unmöglich einem Menſchen, daß er da ſollte geweſen ſeyn. Dabei ward der Knecht erkannt, daß es ein Geiſt geweſen wäre. Bald nach dieſem wurde er auf eine Zeit bedrängt von den Feinden, da hob der Knecht an: „Herr, erſchrecket nicht, gebt eilends die Flucht, ich aber will zurückreiten und Kundſchaft von den Feinden nehmen.“ Der Knecht kam wieder, klingelte und klapperte feindlich in ſeinen vollgepfropften Taſchen. „Was haſt du da?“ ſprach der Herr. „Ich hab allen ihren Pferden die Eiſen abgebrochen und weggenommen, die bring ich hier.“ Damit ſchüttete er die Hufeiſen aus und die Feinde konnten Herrn Hanſen nicht verfolgen.

Herr Hans von Rechenberg ſagte auch: der Knecht wäre zuletzt wegkommen, niemand wüßte wohin, nachdem man ihn erkannt hätte.

Kirchhof, welcher von einem andern Edelmann, der ſich aus dem Stegreif ernährt, die Sage erzählt, hat noch folgende Züge. Einmal ritt ſein Herr fort

und befahl ihm ein Pferd, das ihm ſehr lieb war: er ſollt deſſen fleißig warten. Als der Junker weg war, führte der Knecht das Pferd auf einen hohen Thurm, höher denn zehn Stufen; wie aber der Herr wieder kam, vernahm und kannte es ihn im Hineinreiten, ſteckte den Kopf oben im Thurm zum Fenſter hinaus und fing an zu ſchreien, daß er ſich gar ſehr verwunderte und es mit Stricken und Seilen mußte vom Thurm herablaſſen.

Auf eine andere Zeit lag der Edelmann um eines Todſchlags willen gefangen und rief den Knecht an, daß er ihm hülfe. Sprach der Knecht: "obſchon es ſchwer iſt, will ichs doch thun, doch müßt ihr nicht viel mit den Händen vor mir flattern und Schirmſtreich brauchen." Damit meinte er ein Kreuz vor ſich machen und ſich ſegnen. Der Edelmann ſprach, er ſollte nur fortfahren, er wollte ſich damit recht halten. Was geſchah? Er nahm ihn mit Ketten und Feſſeln, führte ihn in der Luft daher; wie ſich aber der Edelmann in der Höhe fürchtet und ſchwindelt und rief: "hilf Gott! hilf! wo bin ich!" ließ er ihn herunter in einen Pfuhl fallen, kam heim und zeigte es der Frau an, daß ſie ihn holen und heilen ließ, wie ſie that.

175.

Geiſter-Kirche.

Widmann's Höfer Chronik.
Mündliche Erzählungen aus dem Paderbörniſchen.

Um das Jahr 1516 hat ſich eine wunderbare, doch wahrhaftige Geſchichte in St. Lorenz Kirche und auf deſſelben Kirchhof zugetragen. Als eine andächtige, alte, fromme Frau, ihrer Gewohnheit nach, einsmals früh Morgens vor Tag hinaus gen St. Lorenz in die Engelmeſſe gehen wollen, in der Meinung, es ſey die rechte Zeit, kommt ſie um Mitternacht vor das obere Thor, findet es offen und geht alſo hinaus in die Kirche, wo ſie dann einen alten, unbekannten Pfaffen die Meſſe vor dem Altar verrichten ſieht. Viele Leut, mehrers Theils unbekannte, ſitzen hin und wieder in den Stühlen zu beiden Seiten, eines Theils ohne Köpf, auch unter denſelben etliche, die unlängſt verſtorben waren und die ſie in ihrem Leben wohl gekannt hatte.

Das Weib ſetzt ſich mit großer Furcht und Schrecken in der Stühle einen und, weil ſie nichts denn verſtorbene Leute, bekannte und unbekannte, ſiehet, vermeint, es wären der Verſtorbenen Seelen; weiß auch nicht, ob ſie wieder aus der Kirche gehen oder drinnen bleiben ſoll, weil ſie viel zu früh kommen wär, und Haut und Haar ihr zu Berge ſteigen. Da geht eine aus dem Haufen, welche bei Leben, wie ſie meinte, ihre Gevatterin geweſen und vor dreien Wochen ge-

ſtorben war, ohne Zweifel ein guter Engel Gottes, hin zu ihr, zupfet ſie bei der Kurſen (Mantel), beutet ihr einen guten Morgen und ſpricht: "ei! liebe Gevatterin, behüt uns der allmächtige Gott, wie kommt ihr daher? Ich bitte euch um Gottes und ſeiner lieben Mutter willen, habt eben acht auf, wann der Prieſter wandelt oder ſegnet, ſo laufet, wie ihr laufen könnt und ſehet euch nur nicht um, es koſtet euch ſonſt euer Leben." Darauf ſie, als der Prieſter wandeln will, aus der Kirche geeilet, ſo ſehr ſie gekonnt, und hat hinter ihr ein gewaltig Praſſeln, als wann die ganze Kirche einfiele, gehöret, iſt ihr auch alles Geſpenſt aus der Kirche nachgelaufen und hat ſie noch auf dem Kirchhof erwiſcht, ihr auch die Kurſen (wie die Weiber damals trugen) vom Hals geriſſen, welche ſie dann hinter ſich gelaſſen und iſt ſie alſo unverſehret davon kommen und entronnen. Da ſie nun wiederum zum obern Thor kommt und herein in die Stadt gehen will, findet ſie es noch verſchloſſen, dann es etwa um ein Uhr nach Mitternacht geweſen: mußt derowegen wohl bei dreien Stunden in einem Haus verharren bis das Thor geöffnet wird und kann hieraus vermerken, daß kein guter Geiſt ihr zuvor durch das Thor geholfen habe und daß die Schweine, die ſie anfangs vor dem Thor geſehen und gehört, gleich als wenn es Zeit wäre, das Vieh auszutreiben, nichts anders, dann der leidige Teufel geweſen. Doch, weil es ein beherztes Weib ohne das geweſen und ſie dem Unglück entgangen, hat ſie ſich des Dings nicht mehr

angenommen, ſondern iſt zu Haus gegangen und am Leben unbeſchädigt blieben, obwohl ſie wegen des eingenommenen Schreckens zwei Tag zu Bett hat liegen müſſen. Denſelben Morgen aber, da ihr ſolches zu Handen geſtoßen, hat ſie, als es nun Tag worden, auf den Kirchhof hinausgeſchicket und nach ihrer Kurſen, ob dieſelbe noch vorhanden, umſehen und ſuchen laſſen; da iſt dieſelbe zu kleinen Stücklein zerriſſen gefunden worden, alſo daß auf jedem Grabe ein kleines Flecklein gelegen, darob ſich die Leut, die haufenweis derohalben hinaus auf den Kirchhof liefen, nicht wenig wunderten.

Dieſe Geſchichte iſt unſern Eltern ſehr wohl bekannt geweſen, da man nicht allein hie in der Stadt, ſondern auch auf dem Land in den benachbarten Orten und Flecken davon zu ſagen gewußt, wie dann noch heutiges Tags Leute gefunden werden, die es vor der Zeit von ihren Eltern gehört und vernommen haben. —

Nach mündlichen Erzählungen hat es ſich in der Nacht vor dem Aller-Seelen-Tag zugetragen, an welchem die Kirche feierlich das Gedächtniß der abgeſchiedenen Seelen begeht. Als die Meſſe zu Ende iſt, verſchwindet plötzlich alles Volk aus der Kirche, ſo voll ſie vorher war, und ſie wird ganz leer und finſter. Sie ſucht ängſtlich den Weg zur Kirchthüre und wie ſie heraustritt, ſchlägt die Glocke im Thurm ein Uhr und die Thüre fährt mit ſolcher Gewalt gleich hinter ihr zu, daß ihr ſchwarzer Regenmantel eingeklemmt wird. Sie läßt ihn, eilt fort und als ſie am Morgen

kommt,

kommt, ihn zu holen, iſt er zerriſſen und auf jedem Grabhügel liegt ein Stücklein davon.

176.

Geiſter-Mahl.

Bräuner's Curioſitäten S. 336 — 340.
Eraſm. Francisci höll. Proteus. S. 426.

Als König Friedrich der Dritte von Dänemark eine öffentliche Zuſammenkunft nach Flensburg ausgeſchrieben, trug ſich zu, daß ein dazu herbeigereiſter Edelmann, weil er ſpät am Abend anlangte, in dem Gaſthaus keinen Platz finden konnte. Der Wirth ſagte ihm, alle Zimmer wären beſetzt, bis auf ein einziges großes, darin aber die Nacht zuzubringen wolle er ihm ſelbſt nicht anrathen, weil es nicht geheuer und Geiſter darin ihr Weſen trieben. Der Edelmann gab ſeinen unerſchrockenen Muth lächelnd zu erkennen und ſagte, er fürchte keine Geſpenſter und begehre nur ein Licht, damit er, was ſich etwa zeige, beſſer ſehen könne. Der Wirth brachte ihm das Licht, welches der Edelmann auf den Tiſch ſetzte und ſich mit wachenden Augen verſichern wollte, daß Geiſter nicht zu ſehen wären. Die Nacht war noch nicht halb herum, als es anfing, im Zimmer hier und dort ſich zu regen und rühren und bald ein Raſcheln über das andere ſich hören ließ. Er hatte anfangs Muth, ſich wider den anſchauernden Schrecken feſt zu halten, bald aber,

als das Geräuſch immer wuchs, ward die Furcht Meiſter, ſo daß er zu zittern anfing, er mogte widerſtreben, wie er wollte. Nach dieſem Vorſpiel von Getöſe und Getümmel kam durch ein Kamin, welches im Zimmer war, das Bein eines Menſchen herabgefallen, bald auch ein Arm, dann Leib, Bruſt und alle Glieder, zuletzt, wie nichts mehr fehlte, der Kopf. Alsbald ſetzten ſich die Theile nach ihrer Ordnung zuſammen und ein ganz menſchlicher Leib, einem Hof-Diener ähnlich, hob ſich auf. Jetzt fielen immer mehr und mehr Glieder herab, die ſich ſchnell zu menſchlicher Geſtalt vereinigten, bis endlich die Thüre des Zimmers aufging und der helle Haufen eines völligen königlichen Hofſtaats eintrat.

Der Edelmann, der bisher wie erſtarrt am Tiſch geſtanden, als er ſah, daß der Zug ſich näherte, eilte zitternd in einen Winkel des Zimmers; zur Thür hinaus konnte er vor dem Zuge nicht.

Er ſah nun, wie mit ganz unglaublicher Behendigkeit die Geiſter eine Tafel deckten; alsbald köſtliche Gerichte herbeitrugen und ſilberne und goldene Becher aufſetzten. Wie das geſchehen war, kam einer zu ihm gegangen und begehrte, er ſolle ſich als ein Gaſt und Fremdling zu ihnen mit an die Tafel ſetzen und mit ihrer Bewirthung vorlieb nehmen. Als er ſich weigerte, ward ihm ein großer ſilberner Becher dargereicht, daraus Beſcheid zu thun. Der Edelmann, der vor Beſtürzung ſich nicht zu faſſen wußte, nahm den Becher und es ſchien auch, als würde man ihn ſonſt da-

zu nöthigen, aber als er ihn anſetzte, kam ihn ein ſo innerliches, Mark und Bein durchdringendes Grauſen an, daß er Gott um Schutz und Schirm laut anrief. Kaum hatte er das Gebät geſprochen, ſo war in einem Augenblick alle Pracht, Lärm und das ganze glänzende Mahl mit den herrlich ſcheinenden ſtolzen Geiſtern verſchwunden.

Indeſſen blieb der ſilberne Becher in ſeiner Hand, und wenn auch alle Speiſen verſchwunden waren, blieb doch das ſilberne Geſchirr auf der Tafel ſtehen, auch das eine Licht, das der Wirth ihm gebracht. Der Edelmann freute ſich und glaubte, das alles ſey ihm gewonnenes Eigenthum, allein der Wirth that Einſpruch, bis es dem König zu Ohren kam, welcher erklärte, daß das Silber ihm heimgefallen wäre und es zu ſeinen Handen nehmen ließ. Woher es gekommen, hat man nicht erfahren können, indem auch nicht, wie gewöhnlich, Wappen und Namen eingegraben war.

177.

Der Dachdecker.

Mündlich.

Ein junger Dachdecker ſollte ſein Meiſterſtück machen und auf der Spitze eines glücklich fertigen Thurms die Rede halten. Mitten im Spruch aber fing er an zu ſtocken und rief plötzlich ſeinem unten unter vielem Volk ſtehenden Vater zu: "Vater, die Dörfer, Berge

und Wälder dort, die kommen zu mir her!" Da fiel der Vater ſogleich nieder auf die Knie und betete für die Seele ſeines Sohns und ermahnte die Leute, ein gleiches zu thun. Bald auch ſtürzte der Sohn todt herab. — Es ſoll auch nach ihren Rechten dem Vater zukommen, wenn der Sohn das erſtemal vor ihm aufſteigt und anfängt irr zu reden, ihn gleich zu faſſen und ſelbſt herabzuwerfen, damit er im Sturz nicht ſelbſt mit geriſſen wird.

178.
Die Spinnerin am Creuz.

Mündlich, in Oeſtreich.

Dicht bei Wien, wenn man die Vorſtadt Landſtraße hinausgeht, ſtehet ein ſteinernes, gut gearbeitetes Heiligenbild, unbedenklich über zwei Jahrhunderte alt. Davon geht die Sage: eine arme Frau habe zu Gottes Ehren dieſes Heilthum wollen aufrichten laſſen, und alſo ſo lang geſponnen, bis ſie für ihren Verdienſt nach und nach das zum Bau nöthige Geld zuſammengebracht.

179.
Buttermilchthurm.

Fricke's Kupferwerk von Marienburg, nach mündl. Sagen.

Vom Buttermilchthurm zu Marienburg in Preußen wird erzählt, einſtmal habe der Deutſchmeiſter auf ei=

nem nahgelegenen Dorfe etwas Buttermilch für ſich fordern laſſen. Allein die Bauern ſpotteten ſeines Boten und ſandten Tags drauf zwei Männer in die Burg, die brachten ein ganzes Faß voll Buttermilch getragen. Erzürnt ſperrte der Deutſchmeiſter die beiden Bauern in einen Thurm und zwang ſie, ſo lang drin zu bleiben, bis ſie die Milch ſämmtlich aus dem Faß gegeſſen hätten. Seitdem hat der Burgthurm den Namen.

Andere aber berichten folgendes: Die Einwohner eines benachbarten Dorfs mußten bis zu dem Bauplatz einen Weg mit Mariengroſchen legen und ſo viel Buttermilch herbeiſchaffen, als zur Bereitung des Kalks, ſtatt Waſſers, nöthig war und mit dieſem Mörtel wurde hernach der Thurm aufgemauert.

180.

Der heilige Winfried.

Heſſ. Denkwürdigk. II. 3. 4.

Als der heil. Winfried, genannt Bonifacius, die Heſſen bekehren wollte, kam er auf einen Berg, wo ein heidniſches Gotteshaus ſtand, das ließ er umreißen und die erſte chriſtliche Kirche bauen. Seitdem heißt der Berg Chriſtenberg, (vier Stunden von Marburg) und zweihundert Schritte von der Kirche weiſen die Leute noch heutigestags einen Fußtritt im Stein, der von Bonifacius herrührt, als er vor heiligem Ei-

fer auf den Boden ſtampfte. Wie er nach Thüringen kam, ließ er zu Großvargula eine Kirche bauen, die er ſelbſt einweihen ſollte. Da ſteckte er ſeinen dürren Stab in die Erde, trat in die Kirche und las die Meſſe; nach vollbrachtem Gottesdienſt hatte der Stab gegrünt und Sproſſen getrieben.

181.

Der Hülfenberg.

Mündlich in Heſſen, vergl. Sagittarius thür. Heidenthum S. 165. 166.

Eine Stunde von Wanfried liegt der Hülfenberg, auf dieſen Berg befahl der heilige Bonifaz eine Capelle zu bauen. Unter dem Bauen kam nun oft ein Mann gegangen, der fragte: was es denn geben ſollte? Die Zimmerleute antworteten immer: "ei, eine Scheuer ſolls geben." Da ging er wieder ſeiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig und der Altar aufgebaut und das Creuz glücklich geſteckt. Wie nun der böſe Feind wiederkam und das alles ſehen mußte, ergrimmte er und fuhr aus, oben durch den Giebel; und das Loch, das er da gemacht, iſt noch bis den heutigen Tag zu ſehen und kann nimmer zugebaut werden. Auch iſt er inwendig in den Berg gefahren und ſuchte die Kirche zu zertrümmern, es war aber eitel und vergebens. Das Loch, worin er verſchwand, nennt man das Stuffensloch, (wie den ganzen Berg auch Stuffensberg) und es ſoll zu

Zeiten daraus dampfen und Nebel aufſteigen. Von dieſer Capelle wird weiter erzählt: ſie ſey einer Heiligen geweiht, rühre ein Kranker deren Gewand an, ſo geneſe er zur Stunde. Dieſe Heilige aber wäre vordem eine wunderſchöne Prinzeſſin geweſen, in die ſich ihr eigener Vater verliebt. In der Noth hätte ſie aber zu Gott im Himmel um Beiſtand gebätet, da wäre ihr plötzlich ein Bart gewachſen und ihre irdiſche Schönheit zu Ende gegangen.

182.

Das Teufelsloch zu Goslar.

Müchler Spiele müß. Stunden. 1810. Th. 4.

In der Kirchenmauer zu Goslar ſieht man einen Spalt und erzählt davon ſo: Der Biſchof von Hildesheim und der Abt von Fuld hatten einmal einen heftigen Rangſtreit, jeder wollte in der Kirche neben dem Kaiſer ſitzen und der Biſchof behauptete den erſten Weihnachtstag die Ehrenſtelle. Da beſtellte der Abt heimlich bewaffnete Männer in die Kirche, die ſollten ihn den morgenden Tag mit Gewalt in Beſitz ſeines Rechtes ſetzen. Dem Biſchof wurde das aber verkundſchaftet und ordnete ſich auch gewappnete Männer hin. Tags drauf erneuerten ſie den Rangſtreit, erſt mit Worten, dann mit der That, die gewaffneten Ritter traten hervor und fochten; die Kirche glich einer Wahlſtätte, das Blut floß ſtromweiſe zur Kirche hinaus,

auf den Gottesacker. Drei Tage dauerte der Streit und während des Kampfes ſtieß der Teufel ein Loch in die Wand und ſtellte ſich den Kämpfern dar. Er entflammte ſie zum Zorn und von den gefallenen Helden hohlte er manche Seele ab. So lang der Kampf währte, blieb der Teufel auch da, hernach verſchwand er wieder, als nichts mehr für ihn zu thun war. Man verſuchte hernachmals, das Loch in der Kirche wieder zuzumauern und das gelang bis auf den letzten Stein; ſobald man dieſen einſetzte, fiel alles wieder ein und das Loch ſtand ganz offen da. Man beſprach und beſprengte es vergebens mit Weihwaſſer, endlich wandte man ſich an den Herzog von Braunſchweig und erbat ſich deſſen Baumeiſter. Dieſe Baumeiſter mauerten eine ſchwarze Katze mit ein und beim Einſetzen des letzten Steins bedienten ſie ſich der Worte: "willſt du nicht ſitzen in Gottes Namen, ſo ſitz ins Teufels Namen!" Dieſes wirkte und der Teufel verhielt ſich ruhig, blos bekam in der folgenden Nacht die Mauer eine Ritze, die noch zu ſehen iſt bis auf den heutigen Tag.

Nach Aug. Lercheimer von der Zauberei, ſollen der Biſchof und Abt darüber geſtritten haben, wer dem Erzbiſchof von Mainz zunächſt ſitzen dürfe. Nachdem der Streit geſtillet war, habe man in der Meſſe ausgeſungen: "hunc diem gloriosum fecisti." Da fiel der Teufel unterm Gewölb mit grober, lauter Stimme ein und ſang: "hunc diem bellicosum ego feci."

183.
Die Teufelsmühle.

Otmar S. 189—194.
Quedlinburger Sammlung.

Auf dem Gipfel des Rammberges liegen theils zerſtreute, theils geſchichtete Granitblöcke, welche man des Teufels Mühle heißt. Ein Müller hatte ſich am Abhang des Bergs eine Windmühle erbaut, der es aber zuweilen an Wind fehlte. Da wünſchte er ſich oft eine, die oben auf dem Berggipfel ſtünde und beſtändig im Gang bliebe. Menſchenhänden war ſie aber unmöglich zu erbauen. Weil der Müller keine Ruh darüber hatte, erſchien ihm der Teufel und ſie dingten lange mit einander. Endlich verſchrieb ihm der Müller ſeine Seele gegen dreißig Jahre langes Leben und eine tadelfreie Mühle von ſechs Gängen, auf dem Gipfel des Rammbergs, die aber in der nächſtfolgenden Nacht vor Hahnenſchrei fix und fertig gebaut ſeyn müßte. Der Teufel hielt ſein Wort und hohlte nach Mitternacht den Müller ab, daß er die fertige Mühle beſichtigen und übernehmen wolle. Der Müller fand alles in vollkommner Ordnung und war zitternd bereit, ſie zu übernehmen, als er eben noch entdeckte, daß einer von den unentbehrlichen Steinen fehlte. Der Teufel geſtand den Mangel und wollte ihn augenblicklich erſetzen. Und ſchon ſchwebte er durch die Lüfte mit dem Stein, da krähte der Hahn auf der untern Mühle. Wüthend faßte der böſe Feind das Gebäude, riß Flügel, Räder und Wellen herab und ſtreute

ſie weit umher. Dann ſchleuderte er auch die Felſen, daß ſie den Rammberg bedeckten. Nur ein kleiner Theil der Grundlage blieb ſtehen zum Angedenken ſeiner Mühle.

184.

Der Herrgottstritt.

Würtenbergiſch. Lang's Taſchenbuch für 1800. S. 129—136.
Prätorius Weltbeſchr. II. 599.
Zeiller II. epist. 60.
Seyfried's medulla. p. 429.
vgl. Sattler Topographie Würtembergs.

Auf einem Felſen des Alb bei Heuberg, in einem anmuthigen, von der Rems durchfloſſenen Thal, liegen Trümmer der Burg Roſenſtein, und unlängſt ſah man da Spur eines ſchönen menſchlichen Fußes im Stein, den aber die Regierung mit Pulver hat verſprengen laſſen, weil Aberglauben damit getrieben wurde. Gegenüber auf dem Scheulberg *) ſtehet die ähnliche Spur eines Tritts landeinwärts, wie die auf dem Roſenſtein auswärts. Gegenüber im Walde iſt die Capelle der wunderthätigen Maria vom Beißwang **). Links eine Kluft, geheißen Teufelsklinge, aus der bei anhaltendem Regen trübes Waſſer fließt; hinterm Schloß ein gehöhlter Felſen, Namens Scheuer.

*) Bey Seyfried: Schawelberg. Jenes der linke, dieſes der rechte Fuß.

**) Geſtiftet von Friedrich mit dem Biß in der Wange.

Vor grauer Zeit zeigte von dieſem Berge herab der Verſucher Chriſto die ſchöne Gegend und bot ſie ihm an, wenn er vor ihm kniebeugen wollte. Alsbald befahl Chriſtus der Herr ihm, zu entweichen und der Satan ſtürzte den Berg hinab. Allein er wurde verflucht, tauſend Jahre in Ketten und Banden in der Teufelsklinge zu liegen und das trübe Waſſer, das noch daraus ſtrömt, ſind ſeine teufliſchen Thränen. Chriſtus that aber einen mächtigen Schritt übers Gebirg und wo er ſeine Füße hingeſetzt, drückten ſich die Spuren ein *).

Später lang darauf bauten die Herrn von Roſenſtein hier eine Burg und waren Raubritter, welche das Raubgut in der Scheuer bargen. Einmal gab ihnen der Teufel ein, daß ſie die Waldcapelle ſtürmen möchten. Kaum aber waren ſie mit dem Kirchengut heimgekehrt, als ſich ein ungeheurer Sturm hob und das ganze Raubneſt zertrümmerte. Indem hörte man den Teufel laut lachen.

185.
Die Sachſenhäuſer Brücke zu Frankfurt.

Mündlich, aus Frankfurt.

In der Mitte der Sachſenhäuſer Brücke ſind zwei Bogen oben zum Theil nur mit Holz zugelegt, damit

*) Zeiler erzählt abweichend: Chriſtus auf der Flucht vor den Juden habe die Merkzeichen eingedrückt. Die Leute holen ſich allda Augenwaſſer.

dieſ in Kriegszeiten weggenommen und die Verbindung leicht, ohne etwas zu ſprengen, gehemmt werden kann. Davon gibt es folgende Sage.

Der Baumeiſter hatte ſich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer beſtimmten Zeit zu vollenden. Als dieſe herannahte, ſah er, daß es unmöglich war, und, wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angſt den Teufel an und bat um ſeinen Beiſtand. Der Teufel erſchien und erbot ſich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu bauen, wenn ihm der Baumeiſter dafür das erſte lebendige Weſen, das darüber ging, überliefern wollte. Der Vertrag wurde geſchloſſen und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menſchenauge in der Finſterniß ſehen konnte, wie es zuging, die Brücke ganz richtig fertig. Als nun der erſte Morgen anbrach, kam der Baumeiſter und trieb einen Hahn über die Brücke vor ſich her und überlieferte ihn dem Teufel. Dieſer aber hatte eine menſchliche Seele gewollt und wie er ſich alſo betrogen ſah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entſtanden ſind, die bis auf den heutigen Tag nicht können zugemauert werden, weil alles in der Nacht wieder zuſammenfällt, was Tags daran gearbeitet iſt. Ein goldner Hahn auf einer Eiſenſtange ſteht aber noch jetzt zum Wahrzeichen auf der Brücke.

186.

Der Wolf und der Tannenzapf.

Mündlich.

Zu Achen im Dom zeigt man an dem einen Flügel des ehernen Kirchenthors einen Spalt und das Bild eines Wolfs nebſt einem Tannenzapfen, beide gleichfalls aus Erz gegoſſen. Die Sage davon lautet: vor Zeiten, als man dieſe Kirche zu bauen angefangen, habe man mitten im Werk einhalten müſſen aus Mangel an Geld. Nachdem nun die Trümmer eine Weile ſo dageſtanden, ſey der Teufel zu den Rathsherrn gekommen, mit dem Erbieten, das benöthigte Geld zu geben unter der Bedingung, daß die erſte Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Thüre hineinträte, ſein eigen würde. Der Rath habe lang gezaudert, endlich doch eingewilligt und verſprochen, den Inhalt der Bedingung geheim zu halten. Darauf ſey mit dem Höllengeld das Gotteshaus herrlich ausgebaut, immittelſt aber auch das Geheimniß ruchtbar geworden. Niemand wollte alſo die Kirche zuerſt betreten und man ſann endlich eine Liſt aus. Man fing einen Wolf im Wald, trug ihn zum Hauptthor der Kirche und an dem Feſttag, als die Glocken zu läuten anhuben, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein und erwiſchte das, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß er betrogen war und man ihm eine bloße Wolfsſeele geliefert hatte, erzürnte er

und warf das eherne Thor ſo gewaltig zu, daß der eine Flügel ſprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat. Zum Andenken goß man den Wolf und ſeine Seele, die dem Tannenzapf ähnlich ſeyn ſoll. — Andere erzählen es von einer ſündhaften Frau, die man für das Wohl der ganzen Stadt dem Teufel geopfert habe und erklären die Frucht durch eine Artiſchocke, welche der Frauen arme Seele bedeuten ſoll.

187.
Der Teufel von Ach.

Agricola Sprichw. 301.
Schottel Grammat. S. 1134.

Zu Achen ſteht ein großer Thurm in der Stadtmauer, genannt Ponellenthurm, darin ſich der Teufel mit viel Wunders-Geſchrei, Glockenklingen und anderm Unfug oftmals ſehen und hören läßt, und iſt die Sage, er ſey hinein verbannt und da muß er bleiben, bis an den jüngſten Tag. Darum, wenn man daſelbſt von unmöglichen Dingen redet, ſo ſagt man: "ja es wird geſchehen, wann der Teufel von Ach kommt," das iſt, nimmermehr.

188.
Die Teufelsmauer.

Döderlin de antiqq. in Nordgavia romanis p. 29.

Von der nordgauer Pfahlhecke erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld: der Teufel habe

von Gott dem Herrn einen Theil der Erde gefordert und dieſer inſoweit dreingewilligt: dasjenige Stück Lands, das er vor Hahnenkrat mit Mauer umſchloſſen habe, ſolle ihm zufallen. Der böſe Feind habe ſich ſtracks ans Werk gemacht, doch eh er die letzte Hand angelegt und den Schlußſtein aufgeſetzt, der Hahn gekrähet. Vor Zorn nun, daß das Geding und ſeine Hoffnung zunicht geworden, ſey er ungeſtüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine übern Haufen geworfen. Noch jetzt ſpuke es auf dieſer Teufelsmauer.

189.

Des Teufels Tanzplatz.

Otmar S. 175—178.

Auf dem nördlichen Harz, zwiſchen Blankenburg und Quedlinburg, ſiehet man ſüdwärts vom Dorfe Thale eine Felſenfläche, die das Volk: des Teufels Tanzplatz nennt und nicht weit davon Trümmer einer alten Mauer, denen gegenüber nordwärts vom Dorfe ſich ein großes Felſenriff erhebt. Jene Trümmer und dieſes Riff nennt das Volk: Teufelsmauer. Der Teufel ſtritt lange mit dem lieben Gott um die Herrſchaft der Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die Felſen, wo jetzt der Tanzplatz iſt, ſollten die Grenze ſcheiden und der Teufel erbaute unter lautem Jubeltanz ſeine Mauer. Aber bald erhub der Nimmerſatte neuen Zank, der damit

endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felſens be-legene Thal zugegeben wurde. Darauf thürmte er noch eine zweite Teufelsmauer.

190.
Die Teufelscanzel.

Homilien des Teufels. Frankf. 1800.

Unweit Baden ſteht eine Felſenreihe. Die Leute nennen ſie Teufelscanzel und behaupten, der böſe Feind habe einsmals darauf gepredigt.

191.
Das Teufelsohrkiſſen.

Morgenblatt. 1811. Nr. 208. S. 830.

Am Fuße des Schloſſes Bentheim ſtehen einige ſonderbare, glatte Felſen. Einer derſelben, oben flach, wie ein aufrechtſtehender runder Pfühl, wird Teufels-ohrkiſſen genannt, weil der Teufel einmal drauf ge-ſchlafen habe. Die Spuren ſeines Ohrs drückten ſich in den Stein und ſind noch ſichtbar darauf.

192.
Der Teufelsfelſen.

Beſchreibung des Fichtelbergs. Leipz. 1716. S. 128. 129.

Die Fichtelberger erzählen: es habe der Satan den Herrn Chriſtus auf den Cößeinfelſen geführt und ihm die

die Reiche der Welt gezeigt, auch alle zu ſchenken verheißen, wenn er ihn anbeten wolle, außer die Dörfer N. und R. nicht, welche ſein Leibgeding. —

Die Einwohner dieſer Dörfer ſind rauh und mißgeſtalt; die Gegend dabei iſt unfreundlich und heißt Türkei und Tartarei bei einigen Leuten.

193.

Teufelsmauer.

Arndt's Reiſe von Baireuth nach Wien. Leipz. 1801. S. 169. 170.

Dieſe Teufelsmauer lauft an der Donau hinter Mölk nach Wien zu. Einſt wollte der Teufel die Donau zumauern, aber die Steine entglitten ihm immer, wenn er ſie zuſammenfügen wollte.

194.

Teufelsgitter.

Mündlich.

Zu Wismar in der Marienkirche um den Taufſtein herum geht ein überkünſtliches Gitter, das ſollte ein Schmidt bauen. Als er ſich aber dran zerarbeitete und es nicht konnte zuſtand bringen, brach er unmuthig aus: "ich wollte, daß es der Teufel fertig machen müßte!" Auf dieſen Wunſch kam der Teufel und baute das Gegitter fertig.

195.

Teufelsmühle.

Tradit. Corbeienses p. 559.
Jäger Briefe über die hohe Rhön. II. 51.

Im Wolfenbüttliſchen zwiſchen Peſtorf und Grave an der Weſer liegt eine Mühle, die der Teufel, der Volksſage nach, gebaut und durch ein Felſenwaſſer das Rad in Trieb geſetzt. Eine Teufelsmühle liegt auch auf der Rhöne.

196.

Teufelskirche.

Jäger Briefe über die hohe Rhön. II. 49.
Meliſſantes Bergſchlöſſer S. 181.

Auf der Rhöne ſtehen oben Baſaltfelſen gethürmt. Der Teufel, als man im Thal eine Kirche bauen wollte, zürnte und trug alle Bauſteine hin auf den Berg, wo er ſie nebeneinander aufſtellte und kein Menſch ſie wieder heruntertragen konnte.

Man erzählt, da wo der Teufel ſeinen Stein einmal hingelegt habe, könne man ihn nicht wegbringen, denn ſo oft man ihn auch wegnehme, lege der Teufel einen andern oder denſelben wieder eben dahin.

197.

Teufelsſtein bei Reichenbach. (Felsenmeer.)

Winkelmann's heſſiſche Chronik S. 34.

Nicht weit von Reichenbach, dem hohen Steine gegenüber, in einem Walde liegt der Teufelsſtein. Er

ſieht aus, als wären etliche hundert Karrn Steine kunſtreich zuſammengeſchüttet, indem ſich wunderbarlich Gemächer, Keller und Kammern von ſelbſt gebildet, in welchen bei ſchweren und langen Kriegen die Bewohner der Gegend mit ihrem ganzen Haushalt gewohnt. Dieſen Stein ſoll der Teufel in einer einzigen Nacht, nach der gemeinen Sage, alſo gebildet haben.

198.
Teufelsſtein zu Cöln.

Rhein. Antiquarius S. 725.

Zu Cöln bei der Kirche liegt ein ſchwerer Stein, genannt Teufelsſtein, man ſieht darauf noch die Kralle des böſen Feindes eingedruckt. Er warf ihn nach der Capelle der heiligen drei Könige und wollte ſie niederſchmettern, es iſt ihm aber mißlungen.

199.
Süntelſtein zu Osnabrück.

Strodtmann Idioticon S. 236.

Bei Osnabrück liegt ein uralter Stein, dreizehn Fuß aus der Erde ragend, von dem die Bauern ſagen, der Teufel hätte ihn durch die Luft geführt und fallen laſſen. Sie zeigen auch die Stelle daran, in welcher die Kette geſeſſen, woran er ihn gehalten, nennen ihn den **Süntelſtein**.

200.

Der Lügenſtein.

Otmar's Volksſagen.

Auf dem Domplatz zu Halberſtadt liegt ein runder Fels von ziemlichem Umfang, den das Volk nennet den Lügenſtein. Der Vater der Lügen hatte, als der tiefe Grund zu der Domkirche gelegt wurde, große Felſen hinzugetragen, weil er hoffte, hier ein Haus für ſein Reich entſtehen zu ſehen. Aber als das Gebäude aufſtieg und er merkte, daß es eine chriſtliche Kirche werden würde, da beſchloß er, es wieder zu zerſtören. Mit einem ungeheuern Felsſtein ſchwebte er herab, Gerüſt und Mauer zu zerſchmettern. Allein man beſänftigte ihn ſchnell durch das Verſprechen, ein Weinhaus dicht neben die Kirche zu bauen. Da wendete er den Stein, ſo daß er neben dem Dom auf dem geebneten Platz niederfiel. Noch ſieht man daran die Höhle, die der glühende Daumen ſeiner Hand beim Tragen eindrückte.

201.

Die Felſenbrücke.

Mündlich, aus Oberwallis.

Ein Hirt wollte Abends ſpat ſeine Geliebte beſuchen und der Weg führte ihn über die Visper, da wo ſie in einer tiefen Felſenſchlucht rauſcht, worüber nur eine ſchmale Bretterbrücke hängt. Da ſah er, der Chilthbube, was ihm ſonſt niemals widerfahren war,

einen Haufen ſchwarze Kohlen mitten auf der Brücke liegen, daß ſie den Weg verſperrten; ihm war dabei nicht recht zu Muthe, doch faßte er ſich ein Herz und that einen tüchtigen Sprung über den tiefen Abgrund von dem einen Ende glücklich bis zu dem andern. Der Teufel, der aus dem Dampf des zerſtobenen Kohlenhaufens auffuhr, rief ihm nach: “das war dir gerathen, denn wärſt du zurückgetreten, hätt ich dir den Hals umgedreht, und wärſt du auf die Kohlen getreten, ſo hätteſt du unter ihnen verſinken und in die Schlucht ſtürzen müſſen.” Zum Glück hatte der Hirt, trotz der Gedanken an ſeine Geliebte, nicht unterlaſſen, vor dem Capellchen der Mutter Gottes hinter St. Niklas, an dem er vorbeikam, wie immer ſein Ave zu beten.

202.

Das Teufelsbad bei Daſſel.

Letzner Daſſeliſche Chronik. Erfurt 1596. Buch V. c. 13. Buch VIII. c. 9.

Unweit Daſſel, in einem grundloſen Meerpfuhl, welcher der bedeſſiſche oder beſſoiſche heißt, ſoll eine ſchöne und wohlklingende Glocke liegen, die der leibhaftige Teufel aus der Kirche zum Portenhagen dahin geführt hat, und von der die alten Leute viel wunderbare Dinge erzählen. Sie iſt von lauterem Golde und der böſe Feind brachte ſie aus Neid weg, damit ſich die Menſchen ihrer nicht mehr zum Gottesdienſt bedienen können, weil ſie beſonders kräftig und heilig

geweſen. Ein Taucher erbot ſich, hinabzufahren und ſie mit Stricken zu faſſen, dann ſollten die Leute oben getroſt ziehen und ihrer Glocke wieder mächtig werden. Allein er kam unverrichteter Sachen heraus und ſagte, daß unten in der Tiefe des Meerpfuhls eine grüne Wieſe wäre, wo die Glocke auf einem Tiſch ſtehe und ein ſchwarzer Hund dabei liege, welcher nicht geſtatten wolle, ſie anzurühren. Auch habe ſich daneben ein Meerweib ganz erſchrecklich ſehen und hören laſſen, die geſagt: es wäre viel zu früh, dieſe Glocke von dannen abzuholen. Ein achtzigjähriger Mann erzählte von dieſem Teufelsbad: einen Sonnabend habe ein Bauer aus Leuthorſt unfern des Pfuhls länger als Brauch geweſen, nachdem man ſchon zur Veſper geläutet, gepflügt, und beides Pferde und Jungen mit Fluchen und Schlägen genöthigt. Da ſey ein großer, ſchwarzer und ſtarker Gaul aus dem Waſſer ans Land geſtiegen. Der gottloſe und tobende Bauer habe ihn genommen und ins Teufels Namen vor die andern Pferde geſpannt, in der Meinung, nicht ehnder Feierabend zu machen, bis der Acker herumgepflüget wäre. Der Junge hub an zu weinen und wollte lieber nach Haus, aber der Bauer fuhr ihn hart an. Da ſoll der ſchwarze Gaul friſch und gewaltig die armen ausgemergelten Pferde, mitſammt Pflug, Jung und Bauer, in das grundloſe Loch und Teufelsbad gezogen haben und nimmermehr von Menſchen geſehen worden ſeyn. Wer den Teufel fordert, muß ihm auch Werk ſchaffen.

203.

Der Thurm zu Schartfeld.

Letzner Daſſelſche Chronik. Buch VI. c. 1.

Von dem Thurm auf Schartfeld berichten viel alter Leute, daß er keine Dachung leide, der Teufel darin hauſen und Nachts viel Gerumpels droben ſeyn ſolle. Vorzeiten trug Kaiſer Heinrich der Vierte unziemliche Liebe zu eines Herrn auf Schartfeld Ehweib, konnte lange ſeinen Willen nicht vollführen. Da kam er ins Kloſter Pölde in der Grafſchaft Lutterberg und ein Münch machte ihm einen Anſchlag. Er ließ den Herrn von Schartfeld zu ſich fordern ins Kloſter, und trug ihm eine weite Reiſe mit einer Werbung auf. Der Ritter war dem Kaiſer unterthan und gehorſam. Tags darauf zog der Kaiſer mit dem Mönch in weltlichen Kleidern auf die Jagd, kam insgeheim vor das Haus Schartfeld und wurde von dem Mönch bis vor der Edelfrau Kemenate geleitet. Da überfiel ſie Heinrich und nöthigte ſie zu ſeinem Willen. Da ſoll der Teufel die Dachung vom Thurm abgeworfen und in der Luft hinfahrend über den Mönch geſchrien haben, daß er an dieſer Unthat ſchuldiger ſey, als der Kaiſer. Der Mönch war ſeit der Zeit im Kloſter ſtets traurig und unfroh.

204.
Der Dom zu Cöln.

Mündliche Erzählungen aus der Stadt.

Als der Bau des Doms zu Cöln begann, wollte man gerade auch eine Waſſerleitung ausführen. Da vermaß ſich der Baumeiſter und ſprach: “eher ſoll das große Münſter vollendet ſeyn, als der geringe Waſſerbau!” Das ſprach er, weil er allein wußte, wo zu dieſem die Quelle ſprang, und er das Geheimniß niemanden, als ſeiner Frau entdeckt, ihr aber zugleich bei Leib und Leben geboten hatte, es wohl zu bewahren. Der Bau des Doms fing an und hatte guten Fortgang, aber die Waſſerleitung konnte nicht angefangen werden, weil der Meiſter vergeblich die Quelle ſuchte. Als deſſen Frau nun ſah, wie er ſich darüber grämte, verſprach ſie ihm Hilfe, ging zu der Frau des andern Baumeiſters und lockte ihr durch Liſt endlich das Geheimniß heraus, wornach die Quelle gerade unter dem Thurm des Münſters ſprang; ja, jene bezeichnete ſelbſt den Stein, der ſie zudeckte. Nun war ihrem Manne geholfen; folgenden Tags ging er zu dem Stein, klopfte darauf und ſogleich drang das Waſſer hervor. Als der Baumeiſter ſein Geheimniß verrathen ſah und mit ſeinem ſtolzen Verſprechen zu Schanden werden mußte, weil die Waſſerleitung ohne Zweifel nun in kurzer Zeit zu Stande kam, verfluchte er zornig den Bau, daß er nimmermehr ſollte vollendet werden, und ſtarb darauf vor Traurigkeit. Hat

man fortbauen wollen, ſo war, was an einem Tag zuſammengebracht und aufgemauert ſtand, am andern Morgen eingefallen, und wenn es noch ſo gut eingefügt war und aufs feſteſte haftete, alſo daß von nun an kein einziger Stein mehr hinzugekommen iſt.

Andere erzählen abweichend. Der Teufel war neidig auf das ſtolze und heilige Werk, das Herr Gerhard, der Baumeiſter, erfunden und begonnen hatte. Um doch nicht ganz leer dabei auszugehn, oder gar die Vollendung des Doms noch zu verhindern, ging er mit Herrn Gerhard die Wette ein: er wolle ehr einen Bach von Trier nach Cöln, bis an den Dom, geleitet, als Herr Gerhard ſeinen Bau vollendet haben; doch müſſe ihm, wenn er gewänne, des Meiſters Seele zugehören. Herr Gerhard war nicht ſäumig, aber der Teufel kann teufelsſchnell arbeiten. Eines Tags ſtieg der Meiſter auf den Thurm, der ſchon ſo hoch war, als er noch heut zu Tag iſt, und das erſte, was er von oben herab gewahrte, waren Enten, die ſchnatternd von dem Bach, den der Teufel herbeigeleitet hatte, aufflogen. Da ſprach der Meiſter in grimmem Zorn: "zwar haſt du, Teufel, mich gewonnen, doch ſollſt du mich nicht lebendig haben!" So ſprach er und ſtürzte ſich Hals über Kopf den Thurm herunter, in Geſtalt eines Hundes ſprang ſchnell der Teufel hintennach, wie beides in Stein gehauen noch wirklich am Thurme zu ſchauen iſt. Auch ſoll, wenn man ſich mit dem Ohr auf die Erde legt, noch heute der Bach zu hören ſeyn, wie er unter dem Dome wegfließt.

Endlich hat man eine dritte Sage, welche den Teufel mit des Meiſters Frau Buhlſchaft treiben läßt, wodurch er vermuthlich, wie in der erſten, hinter das Baugeheimniß ihres Mannes kam.

205.

Des Teufels Hut.

vgl. Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft 1816. S. 237. 238.

Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ehrenberg liegt ein mächtiger Stein, ſo groß und ſchwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vorzeiten trieb der Teufel ſein Spiel damit, indem er ihn auf den Kopf ſich legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal ſprach er in Stolz und Hochmuth: "wer kann wie ich dieſen Stein tragen? ſelbſt der ihn erſchaffen, vermags nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!" Da erſchien Chriſtus der Herr, nahm den Stein, ſteckte ihn an ſeinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beſchämt und gedemüthigt wich der Teufel und ließ ſich nie wieder an dieſem Orte erblikken. Und noch heute ſieht man in dem Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger.

206.

Des Teufels Brand.

Erasm. Rotterodam. epist. fam. L. 27. c. 20.
Nic. Remigii daemonolatria p. 335. 336.

Es liegt ein Städtlein im Schweizerland mit Namen Schiltach, welches im Jahr 1533 am zehnten

April plötzlich in den Grund abgebrannt iſt. Man ſagt, daß dieſer Brand folgender Weiſe, wie die Bürger des Orts vor der Obrigkeit zu Freiburg angezeigt, entſtanden ſey. Es hat ſich in einem Hauſe oben hören laſſen, als ob jemand mit linder, liſpelnder Stimme einem andern zuriefe und winkete, er ſolle ſchweigen. Der Hausherr meint, es habe ſich ein Dieb verborgen, geht hinauf, findet aber niemand. Darauf hat er es wiederum von einem höheren Gemach her vernommen, er geht auch dahin und vermeint den Dieb zu greifen. Wie aber niemand vorhanden iſt, hört er endlich die Stimme im Schornſtein. Da denkt er, es müſſe ein Teufels-Geſpenſt ſeyn und ſpricht den ſeinigen, die ſich fürchten, zu, ſie ſollten getroſt und unverzagt ſeyn, Gott werde ſie beſchirmen. Darauf bat er zwei Prieſter zu kommen, damit ſie den Geiſt beſchwüren. Als dieſe nun fragten, wer er ſey, antwortete er: "der Teufel." Als ſie weiter fragten, was ſein Beginnen ſey, antwortete er: "ich will die Stadt in Grund verderben!" Da bedräuen ſie ihn, aber der Teufel ſpricht: "euere Drohworte gehen mich nichts an, einer von euch iſt ein liederlicher Bube; alle beide aber ſeyd ihr Diebe." Bald darauf hat er ein Weib, mit welchem jener Geiſtliche vierzehn Jahre zuſammengelebt, hinauf in die Luft geführt, oben auf einen Schornſtein geſetzt, ihr einen Keſſel gegeben und ſie geheißen, ihn umkehren und ausſchütten. Wie ſie das gethan, iſt der ganze Flecken vom Feuer ergriffen worden und in einer Stunde abgebrannt.

207.

Die Teufels-Hufeiſen.

Prätorius Weltbeſchr. II. 362.
Einigermaßen ausführlicher und mit andern Umſtänden erzählt in Franciſci luſt. Schaubühne Th. I. S. 801. und in der Zungenſünde S. 173—175.

Zu Schwarzenſtein, eine halbe Meile von Raſtenburg in Preußen, hangen zwei große Hufeiſen in der Kirche, davon eine gemeine Sage iſt: es war daſelbſt eine Krügerin (Bierwirthin), die den Leuten das Bier ſehr übel zumaß, die ſoll der Teufel des Nachts vor die Schmiede geritten haben. Ungeſtüm weckte er den Schmied auf und rief: "Meiſter, beſchlagt mir mein Pferd!" Der Schmied war nun gerade der Bierſchenkin Gevatter, daher, als er ſich über ſie hermachte, raunte ſie ihm heimlich zu: "Gevattermann, ſeyd doch nicht ſo raſch!" Der Schmied, der ſie für ein Pferd angeſehen, erſchrack heftig, als er dieſe Stimme hörte, die ihm bekannt däuchte und gerieth aus Furcht in Zittern. Dadurch verſchob ſich der Beſchlag und der Hahn krähte. Der Teufel mußte zwar das Reißaus nehmen, allein die Krügerin iſt lange nachher krank geblieben. Sollte der Teufel alle Bierſchenken, die da knapp meſſen, beſchlagen laſſen, würde das Eiſen gar theuer werden.

208.

Der Teufel führt die Braut fort.

Godelmann von Zauberern, Hexen und Unholden überſ. von Nigrin. 1592, S. 9. lat. Ausg. de magis &c. Francof. 1591. p. 12—13.

Hilſcher's Zungen-Sünde. S. 200. 201.

In Sachſen hatte eine reiche Jungfrau einem ſchönen, aber armen Jüngling die Ehe verheißen. Dieſer, weil er ſahe, was kommen würde, da ſie reich und nach ihrer Art wankelmüthig war, ſprach zu ihr, ſie werde ihm nicht Glauben halten. Sie fing an ſich zu verſchwören mit dieſen Worten: "wann ich einen andern denn dich nehme, ſo hole mich der Teufel auf der Hochzeit!" Was geſchieht? Nach geringer Zeit wird ſie anderes Sinnes und verſpricht ſich einem andern mit Verachtung des erſten Bräutigams, welcher ſie ein- oder etliche Mal der Verheißung und des großen Schwurs erinnerte. Aber ſie ſchlug alles in den Wind, verließ den erſten und hielt Hochzeit mit dem andern.

Am hochzeitlichen Tage, als die Verwandten, Freunde und Gäſte fröhlich waren, ward die Braut, da ihr das Gewiſſen aufwachte, trauriger, als ſie ſonſt zu ſeyn pflegte. Endlich kommen zwei Edelleute in das Brauthaus geritten, werden als fremde, geladene Gäſte empfangen und zu Tiſch geführt. Nach Eſſens Zeit wird dem einen von Ehren wegen, als einem Fremden, der Vorreigen mit der Braut gebracht, mit

welcher er einen Reihen oder zwei thät und ſie endlich vor ihren Eltern und Freunden mit großem Seufzen und Heulen zur Thür hinaus in die Luft führte.

Des andern Tages ſuchten die betrübten Eltern und Freunde die Braut, daß ſie ſie, wo ſie etwan herabgefallen, begraben mögten. Siehe! da begegneten ihnen eben die Geſellen und brachten die Kleider und Kleinode wieder mit dieſen Worten: „über dieſe Dinge hatten wir von Gott keine Gewalt empfangen, ſondern über die Braut.“

209.

Das Glücksrad.

Grundmann Geſchichtſchule S. 228—230.
D. Siegfried Saccus, aus dem Munde eines der Schatzgräber ſelbſt, zu Magdeburg.
Prätorius Wünſchelruthe 88. 90.

Zwölf Landsknechte kamen aus dem ditmarſer Krieg und hatten wenig vor ſich gebracht. Da ſie nun traurig und kleinmüthig im Land umher ſtrichen und heut nicht wußten, was ſie morgen zu beißen hatten, begegnete ihnen ein Grauröcklein, that ſeinen Gruß und fragte: „woher des Wegs und wohin?“ Sie aber ſagten: „daher aus dem Krieg und dahin, wo wir reich werden ſollen, können aber den Ort nicht finden.“ Das Grauröcklein ſagte: „die Kunſt ſoll euch offenbar werden, wenn ihr mir folgen wollt, begehr auch nichts dafür zu haben.“ Die Landsknechte mein-

ten: was es denn wäre? "Man heißt es das Glücks-
rad, das ſteht mir zu Gebot und wen ich darauf
bringe, der lernt wahrſagen den Leuten und graben
den Schatz aus der Erde; doch nicht anders vermag ich
euch drauf zu ſetzen, als mit dem Beding, daß ich
Macht und Gewalt habe, einen aus eurem Haufen mit
mir wegzuführen."

Sie begehrten nun zu wiſſen: welchen von ihnen
er zu nehmen Willens ſey? Der Graurock antworte-
te: "zu welchem ich Luſt trage, das wird ſich her-
nach zeigen, voraus weiß ichs nicht." Drauf nahmen
die Landsknechte eine lange Ueberlegung, ſollten ſie's
thun oder aber laſſen? ſchloſſen endlich: ſterben muß
der Menſch doch einmal, wie nun, ſo wir in Diet-
marſen gefallen wären in der Schlacht, oder die Peſt
uns weggerafft hätte; wir wollen dies wagen, was viel
leichter iſt und nur einen einzigen trifft. Ergaben ſich
alſo miteinander in des Mannes Hand, mit dem Be-
ding, daß er ſie aufs Glücksrad brächte und dafür zum
Lohn einen aus ihnen hinhätte, den, der ihm dazu
gefiele.

Nach dieſem ſo führte ſie der Graurock hin an
die Stelle, wo ſein Rad ſtund, das war ſo groß, daß
wie ſie alle darauf kamen, jeglicher drei Klaftern weit
ab vom andern ſaß; eins aber verbot er ihnen: daß
ja keiner den andern anſähe, ſo lange ſie auf dem
Rad ſäßen, wer das nicht thue, dem bräche er den
Hals. Als ſie nun ordnungsmäßig aufgeſeſſen, packte
der Meiſter das Rad mit den Klauen, die er beides

an Händen und Füßen hatte, und hub zu drehen an bis es umgedreht war, zwölf Stunden nacheinander und alle Stunden einmal. Ihnen aber däuchte, als ob unter ihnen helles Waſſer ſey, gleich einem Spiegel, worin ſie alles ſehen konnten, was ſie vorhatten, gutes oder böſes und wen ſie von Leuten da ſahen, erkannten ſie und wußten ihre Namen zu nennen. Ueber ihnen aber war es wie Feuer und glühende Zapfen hingen herab.

Wie ſie nun zwölf Stunden ausgehalten hatten, rückte der Glücksmeiſter einen feinen jungen Menſchen vom Rade, der eines Burgermeiſters Sohn aus Meiſſen war und führte ihn mitten durch die Feuerflamme mit ſich hin. Die elf andern wußten nicht wie ihnen geſchehen und ſanken betäubt nieder in tiefen Schlaf, und als ſie etliche Stunden lang unter freiem Himmel gelegen, wachten ſie auf, aber ihre Kleider auf dem Leibe und ihre Hemder die waren ganz mürb geworden und zerfielen beim Angreifen, von der großen Hitze wegen, die auf dem Rad geweſen war.

Darauf erhoben ſie ſich und gingen jeder ſeines Wegs, in der Hoffnung, ihr Lebtag alles gnug und eitel Glück zu haben, waren aber nach wie vor arm und mußten das Brot vor anderer Leute Hausthüre ſuchen.

210.

Der Teufel als Fürſprecher.

D. Mengering Soldaten-Teufel. Cap. 8. S. 153.
Hilſcher Zungen-Sünde. S. 189.
Luther's Tiſch-Reden S. 113.
Prätorius Wünſchelruthe 101 — 103.

In der Mark geſchah es, daß ein Landsknecht ſeinem Wirth Geld aufzuheben gab und als er es wiederforderte, dieſer etwas empfangen zu haben ableugnete. Da der Landsknecht darüber mit ihm uneins ward und das Haus ſtürmte, ließ ihn der Wirth gefänglich einziehen und wollte ihn übertäuben, damit er das Geld behielte. Er klagte daher den Landsknecht zu Haut und Haar, zu Hals und Bauch an, als einen, der ihm ſeinen Haus-Frieden gebrochen hätte. Da kam der Teufel zu ihm ins Gefängniß und ſprach: "Morgen wird man dich vor Gericht führen und dir den Kopf abſchlagen, darum daß du den Haus-Frieden gebrochen haſt, willſt du mein ſeyn mit Leib und Seel, ſo will ich dir davon helfen." Aber der Landsknecht wollte nicht. Da ſprach der Teufel: "ſo thue ihm alſo: wann du vor Gericht kommſt und man dich hart anklagt, ſo beruhe darauf, daß du dem Wirth das Geld gegeben und ſprich, du ſeyeſt übel beredt, man wolle dir vergönnen einen Fürſprecher zu haben, der dir das Wort rede. Alsdann will ich nicht weit ſtehen in einem blauen Hut mit weißer Feder und dir deine Sache führen." Dies geſchah alſo; aber da der Wirth hartnäckig leugnete, ſo ſagte des Lands-

knechts Anwalt im blauen Hut: „lieber Wirth, wie magſt du es doch leugnen! das Geld liegt in deinem Bette unter dem Haupt=Pfühl: Richter und Schöffen, ſchicket hin, ſo werdet ihr es befinden.“ Da verſchwur ſich der Wirth und ſprach: „hab ich das Geld empfangen, ſo führe mich der Teufel hinweg!“ Als nun das Geld gefunden und gebracht war, ſprach der im blauen Hütlein mit weißer Feder: „ich wußte wohl, ich ſollte einen davon haben, entweder den Wirth oder den Gaſt;“ drehte damit dem Wirth den Kopf um und führte ihn in der Luft davon.

211.

Traum vom Schatz auf der Brücke.

Agricola Sprichwort 623.
Der ungewiſſenhafte Apotheker S. 132.
Prätorius Wünſchelruthe 372. 373.

Es hat auf ein Zeit einem getraumt, er ſolle gen Regensburg gehen auf die Brücken, da ſollt er reich werden. Er iſt auch hingangen und da er einen Tag oder vierzehn allda gangen hat, iſt ein reicher Kaufmann zu ihm kommen, der ſich wunderte, was er alle Tag auf der Brücke mache und ihn fragte: waß er da ſuche? Dieſer antwortete: „es hat mir getraumt, ich ſoll gen Regensburg auf die Brücke gehen, da würde ich reich werden.“ „Ach, ſagte der Kaufmann, was redeſt du von Träumen, Träume ſind Schäume und Lügen; mir hat auch getraumt, daß unter jenem gros

ßen Baume (und zeigte ihm den Baum) ein großer Keſſel mit Geld begraben ſey, aber ich acht ſein nicht, denn Träume ſind Schäume.“ Da ging der andere hin, grub unter dem Baum ein, fand einen großen Schatz, der ihn reich machte und ſein Traum wurde ihm beſtätigt.

Agricola fügt hinzu: “das hab ich oftmals von meinem lieben Vater gehört.“ Es wird aber auch von andern Städten erzählt, wie von Lübeck (Kempen), wo einem Beckerknecht träumt, er werde einen Schatz auf der Brücke finden. Als er oft darauf hin und hergeht, redet ihn ein Bettler an und fragt nach der Urſache, und ſagt hernach, ihm habe geträumt, daß auf dem Kirchhof zu Möllen unter einer Linde (zu Dordrecht unter einem Strauche) ein Schatz liege, aber er wolle den Weg nicht daran wenden. Der Beckerknecht antwortet: “ja es träumt einem oft närriſch Ding, ich will mich meines Traums begeben und euch meinen Brückenſchatz vermachen;“ geht aber hin und hebt den Schatz unter der Linde.

212.

Der Keſſel mit dem Schatz.

Mündlich, aus Bibesheim und aus Wernigerode.

An einem Winterabend ſaß vor vielen Jahren der Wagnermeiſter Wolf zu Großbieberau im Odenwald mit Kindern und Geſinde beim Ofen und ſprach von

dieſem und jenem. Da ward auf einmal ein verwunderlich Geräuſch vernommen und ſiehe, es drückte ſich unter dem Stubenofen plötzlich ein großer Keſſel voll Geldes hervor. Hätte nun gleich einer ſtillſchweigends ein wenig Brot oder einen Erdſchollen darauf geworfen, dann wäre es gut geweſen; aber nein, der Böſe war dabei und da mußt es wohl verkehrt gehen. Des Wagners Töchterlein hatte nie ſo viel Geld beiſammen geſehen und rief laut: "blitz, Vater, was Geld, was Geld!" Der Vater kehrte ſich nicht ans Schreien, weil er beſſer wußte, was hier zu thun wäre. Schnell nahm er's Heft vom großen Naben-Bohrer und ſteckt es raſch durch den Keſſelring. Doch es war vorbei, der Keſſel verſank und nur der Ring blieb zurück. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde der Keſſelring noch gezeigt.

Zu Quedlinburg ſteht ein Haus, in deſſen Grundtiefen ſich große Goldſchätze befinden ſollen. Vor Jahren wohnte ein Kupferſchmidt darin, deſſen Frau den Lehrjungen verſchiedenes Handwerksgeräth in Ordnung bringen hieß, beſonders ſollte er einen großen Keſſel im Hintergebäude rein machen. Als am Abend der Junge mit der Arbeit zu Ende gekommen war und jetzt zum großen Keſſel trat, fand er dieſen bis oben gefüllt mit glänzenden Goldſtücken. Vor Freude erſchrocken, griff er einige Stücke heraus, eilte damit zur Meiſterin und erzählte ihr, was er geſehen. Sie lief mit hin, aber noch waren beide nicht über die Schwelle der Thüre zum Hintergebäude gekommen,

als ſie ein plötzliches Krachen, Rauſchen und Klingen hörten; und drinnen ſahen ſie noch, wie ſich der große Keſſel in ſeiner alten Fuge bewegte und dann ſtill ſtand. Als ſie aber hinzutraten, war er ſchon wieder leer und das Gold hinabgeſunken.

213.

Der Wärwolf.

Mündlich in Heſſen.
vgl. Bräuner's Curioſit. S. 252. 253.
Nic. Remigii daemonolatria &c. Francof. 1598. p. 263. 264.

Ein Soldat erzählte folgende Geſchichte, die ſeinem eigenen Großvater begegnet ſeyn ſoll. Dieſer, ſein Großvater, ſey einmal zu Wald holzhauen gegangen, mit einem Gevatter und noch einem dritten, welchen dritten man immer im Verdacht gehabt, daß es nicht ganz richtig mit ihm geweſen; doch ſo hätte man nichts gewiſſes davon zu ſagen gewußt. Nun hätten die dreie ihre Arbeit gethan und wären müde geworden, worauf dieſer dritte vorgeſchlagen: ob ſie nicht ein bischen ausſchlafen wollten. Das ſey denn nun ſo geſchehen, jeder hätte ſich nieder an den Boden gelegt; er, der Großvater, aber nur ſo gethan, als ſchlief er und die Augen ein wenig aufgemacht. Da hätte der dritte erſt recht um ſich geſehen, ob die andern auch ſchliefen und als er ſolches geglaubt, auf einmal den Gürtel abgeworfen und wäre ein Wärwolf geweſen, doch ſehe ein ſolcher Wärwolf nicht ganz aus, wie ein natürlicher Wolf, ſondern etwas anders.

Darauf wäre er weggelaufen zu einer nahen Wieſe, wo gerade ein jung Füllen gegraſet, das hätte er angefallen und gefreſſen mit Haut und Haar. Hernach wäre er zurückgekommen, hätte den Gürtel wieder umgethan und nun, wie vor, in menſchlicher Geſtalt dagelegen. Nach einer kleinen Weile, als ſie alle zuſammen aufgeſtanden, wären ſie heim nach der Stadt gegangen und wie ſie eben am Schlagbaum geweſen, hätte jener Dritte über Magenweh geklagt. Da hätte ihm der Großvater heimlich ins Ohr geraunt: "das will ich wohl glauben, wenn man ein Pferd mit Haut und Haar in den Leib gegeſſen hat;" — jener aber geantwortet: "hätteſt du mir das im Wald geſagt, ſo ſollteſt du es jetzo nicht mehr ſagen."

Ein Weib hatte die Geſtalt eines Wärwolfs angenommen und war alſo einem Schäfer, den ſie gehaßt, in die Heerde gefallen und hatte ihm großen Schaden gethan. Der Schäfer aber verwundete den Wolf durch einen Beil-Wurf in die Hüfte, ſo daß er in ein Gebüſch kroch. Da ging der Schäfer ihm nach und gedachte ihn ganz zu überwältigen, aber er fand ein Weib, beſchäfftigt, mit einem abgeriſſenen Stück ihres Kleides das aus der Wunde ſtrömende Blut zu ſtillen.

Zu Lüttich wurden im Jahr 1610 zwei Zauberer hingerichtet, weil ſie ſich in Wärwölfe verwandelt und viel Kinder getödtet. Sie hatten einen Knaben bei ſich von zwölf Jahren, welchen der Teufel zum Raben machte, wenn ſie Raub zerriſſen und gefreſſen.

214.
Der Wärwolf-Stein.

Otmar S. 270—276.

Bei dem magdeburgiſchen Dorfe Eggenſtedt, unweit Sommerſchenburg und Schöningen, erhebt ſich auf dem Anger nach Seehauſen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolf- oder Wärwolfs-Stein nennet. Vor langer, langer Zeit hielt ſich an dem brandsleber Holze, das ſonſt mit dem Hackel und dem Harz zuſammenhing, ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er ſey, noch woher er ſtamme. Ueberall bekannt unter dem Namen des Alten kam er öfters ohne Aufſehen in die Dörfer, bot ſeine Dienſte an und verrichtete ſie zu der Landleute Zufriedenheit. Beſonders pflegte er die Hütung der Schafe zu übernehmen. Es geſchah, daß in der Heerde des Schäfers Melle zu Neindorf ein niedliches, buntes Lamm fiel; der Unbekannte bat den Schäfer dringend und ohn Ablaß, es ihm zu ſchenken. Der Schäfer wollt' es nicht laſſen. Am Tag der Schur brauchte Melle den Alten, der ihm dabei half; bei ſeiner Zurückkunft fand er zwar alles in Ordnung und die Arbeit gethan, aber weder den Alten noch das bunte Lamm. Niemand wußte geraume Zeitlang von dem Alten. Endlich ſtand er einmal unerwartet vor dem Melle, welcher im Kattenthal weidete und rief höhniſch: "guten Tag, Melle, dein bunt Lamm läßt dich grüßen!" Ergrimmt griff der Schäfer ſeinen Krumm-

ſtab und wollte ſich rächen. Da wandelte plötzlich der Unbekannte die Geſtalt und ſprang ihm als Wärwolf entgegen. Der Schäfer erſchrack, aber ſeine Hunde fielen wüthend auf den Wolf, welcher entfloh; verfolgt rann er durch Wald und Thal bis in die Nähe von Eggenſtadt. Die Hunde umringten ihn da und der Schäfer rief: "nun ſollſt du ſterben!" Da ſtand der Alte wieder in Menſchengeſtalt, flehte bittend um Schonung und erbot ſich zu allem. Aber wüthend ſtürzte der Schäfer mit ſeinem Stock auf ihn ein, — urplötzlich ſtand vor ihm ein aufſprießender Dornſtrauch. Auch ſo ſchonte der Rachſüchtige nicht, ſondern zerhieb grauſam die Zweige. Noch einmal wandelte ſich der Unbekannte in einen Menſchen und bat um ſein Leben. Allein der hartherzige Melle blieb unerbittlich. Da ſuchte er als Wärwolf zu entfliehen, aber ein Streich des Melle ſtreckte ihn todt zur Erde. Wo er fiel und beigeſcharrt wurde, bezeichnet ein Felsſtein den Ort und heißt nach ihm auf ewige Zeiten.

215.

Die Wärwölfe ziehen aus.

Pucerus de divinatione p. 170.
Bräuner's Curioſitäten 251. 255.

In Liefland iſt folgende Sage. Wann der Chriſt-Tag verfloſſen iſt, ſo geht ein Junge, der mit einem Bein hinkt, herum und fordert alle dem Böſen ergebene, deren eine große Anzahl iſt, zuſammen und heißt ſie nachfolgen. Zaudern etliche darunter und ſind

ſäumig, ſo iſt ein anderer großer langer Mann da, der mit einer von Eiſen-Drath und Kettlein geflochtenen Peitſche auf ſie haut und mit Zwang forttreibt. Er ſoll ſo grauſam auf die Leute peitſchen, daß man nach langer Zeit Flecken und Narben auf ihrem Leib ſehen kann, wovon ſie viel Schmerzen empfinden.

Sobald ſie anheben, ihm zu folgen, gewinnt es das Anſehen, als ob ſie ihre vorige Geſtalt ablegten und in Wölfe verwandelt würden. Da kommen ihrer ein paar tauſende zuſammen: der Führer, mit der eiſernen Geiſſel in der Hand, geht voran. Wenn ſie nun aufs Feld geführt ſind, fallen ſie das Vieh grauſam an und zerreißen, was ſie nur ergreifen können, womit ſie großen Schaden thun. Doch Menſchen zu verletzen, iſt ihnen nicht vergönnt. Kommen ſie an ein Waſſer, ſo ſchlägt der Führer mit ſeiner Ruthe oder Geiſſel hinein und theilt es voneinander, ſo daß ſie trockenes Fußes übergehen können. Sind zwölf Tage verfloſſen, ſo legen ſie die Wärwolfs-Geſtalt ab und werden wieder zu Menſchen.

216.

Der Drache fährt aus.

Scheuchzer itinera per alpinas regiones. III. 386. 387. 396.
Valvaſſor Ehre von Crain III. c. 32.
Seyfried in medulla p. 629. N. 5.
vgl. Gesta rom. c. 114.

Das Alpenvolk in der Schweitz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter

Zeit auf dem Gebirge hauſten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jezt, wenn ein ungeſtümer Waldſtrom über die Berge ſtürzt, Bäume und Felſen mit ſich reißt, pflegt es in einem tiefſinnigen Sprüchwort zu ſagen: "es iſt ein Drach ausgefahren." Folgende Geſchichte iſt eine der merkwürdigſten:

Ein Binder aus Lucern ging aus, Daubenholz für ſeine Fäſſer zu ſuchen. Er verirrte ſich in eine wüſte, einſame Gegend, die Nacht brach ein und er fiel plözlich in eine tiefe Grube, die jedoch unten ſchlammig war, wie in einen Brunnen hinab. Zu beiden Seiten auf dem Boden waren Eingänge in große Höhlen; als er dieſe genauer unterſuchen wollte, ſtießen ihm zu ſeinem großen Schrecken zwei ſcheußliche Drachen auf. Der Mann betete eifrig, die Drachen umſchlangen ſeinen Leib verſchiedenemal, aber ſie thaten ihm kein Leid. Ein Tag verſtrich und mehrere, er mußte vom 6. November bis zum 10. April in Geſellſchaft der Drachen harren. Er nährte ſich gleich ihnen von einer ſalzigten Feuchtigkeit, die aus den Felſenwänden ſchwizte. Als nun die Drachen witterten, daß die Winterzeit vorüber war, beſchloſſen ſie auszufliegen. Der eine that es mit großem Rauſchen und während der andere ſich gleichfalls dazu bereitete, ergriff der unglückſeelige Faßbinder des Drachen Schwanz, hielt feſt daran und kam aus dem Brunnen mit heraus. Oben ließ er los, wurde frei und begab ſich wieder in die Stadt. Zum Andenken ließ er die ganze

Begebenheit auf einen Prieſterſchmuck ſticken, der noch jezt in des heil. Leodagars Kirche zu Lucern zu ſehen iſt. Nach den Kirchenbüchern hat ſich die Geſchichte im Jahr 1420 zugetragen.

217.

Winkelried und der Lindwurm.

Etterlin's Chronik. Baſel 1764. S. 12. 13.
Stumpf chron. Helvet. VII. cap. 2.
Joh. Müller Schweiz. Geſch. I. 514.
Scheuchzer l. c. p. 389. 390.

In Unterwalden beim Dorf Wyler hauſte in der alten Zeit ein ſcheußlicher Lindwurm, welcher alles was er ankam, Vieh und Menſchen tödtete und den ganzen Strich verödete, dergeſtalt, daß der Ort ſelbſt davon den Namen Ödwyler empfing. Da begab es ſich, daß ein Eingeborener, Winkelried geheißen, als er einer ſchweren Mordthat halben landesflüchtig werden müſſen, ſich erbot, den Drachen anzugreifen und umzubringen, unter der Bedingung, wenn man ihn nachher wieder in ſeine Heimath laſſen würde. Da wurden die Leute froh und erlaubten ihm wieder in das Land; er wagt' es und überwand das Ungeheuer, indem er ihm einen Bündel Dörner in den aufgeſperrten Rachen ſtieß. Während es nun ſuchte dieſen auszuſpeien und nicht konnte, verſäumte das Thier ſeine Vertheidigung, und der Held nutzte die Blößen. Frohlockend warf er den Arm auf,

womit er das bluttriefende Schwert hielt und zeigte den Einwohnern die Siegesthat, da floß das giftige Drachenblut auf den Arm und an die bloße Haut und er mußte alsbald das Leben laſſen. Aber das Land war errettet und ausgeſöhnt; noch heutigestags zeigt man des Thieres Wohnung im Felſen und nennt ſie die Drachenhöhle.

218.

Der Lindwurm am Brunnen.

Mündlich von einem Bauer aus Oberbirbach.

Zu Frankenſtein, einem alten Schloſſe anderthalb Stunden weit von Darmſtadt, hauſten vor alten Zeiten drei Brüder zuſammen, deren Grabſteine man noch heutiges Tags in der oberbirbacher Kirche ſiehet. Der eine der Brüder hieß Hans und er iſt ausgehauen, wie er auf einem Lindwurm ſteht. Unten im Dorfe fließt ein Brunnen, in dem ſich ſowohl die Leute aus dem Dorf als aus dem Schloß ihr Waſſer holen müſſen; dicht neben den Brunnen hatte ſich ein gräßlicher Lindwurm gelagert, und die Leute konnten nicht anders Waſſer ſchöpfen, als dadurch, daß ſie ihm täglich ein Schaf oder ein Rindvieh brachten; ſo lang der Drache daran fraß, durften die Einwohner zum Brunnen. Um dieſen Unfug aufzuheben, beſchloß Ritter Hans, den Kampf zu wagen; lange ſtritt er, endlich gelang es ihm, dem Wurme den Kopf abzuhauen.

Nun wollte er auch den Rumpf des Unthiers, der noch zappelte, mit der Lanze durchſtechen, da kringelte ſich der ſpitzige Schweif um des Ritters rechtes Bein und ſtach ihn gerade in die Kniekehle, die einzige Stelle, welche der Panzer nicht deckte. Der ganze Wurm war giftig und Hans von Frankenſtein mußte ſein Leben laſſen.

219.

Das Drachenloch.

Scheuchzer l. c. III. p. 383. 384.
Cysati Beſchr. des IV. Waldſtädterſee p. 175. aus Jac. Man. hist. Austriae.
Athanas. Kircher mund. subt. VIII. p. 94. aus Cyſat.
Wagner hist. nat. Helvetiae p. 246.
Joh. Müller Schweizer-Geſch. II. 440. Not. 692.

Bei Burgdorf im Berniſchen liegt eine Höhle, genannt das Drachenloch, worin man vor alten Zeiten bei Erbauung der Burg zwei ungeheure Drachen gefunden haben ſoll. Die Sage berichtet: Als im Jahr 712. zwei Gebrüder Syntram und Beltram (nach andern Guntram und Waltram genannt), Herzöge von Lensburg, ausgingen zu jagen, ſtießen ſie in wilder und wüſter Waldung auf einen hohlen Berg. In der Höhlung lag ein ungeheurer Drache, der das Land weit umher verödete. Als er die Menſchen gewahrte, fuhr er in Sprüngen auf ſie los und im Augenblick verſchlang er Bertram, den jüngeren Bruder, lebendig.

Sintram aber ſetzte ſich kühn zur Wehr und bezwang nach heißem Kampf das wilde Gethier, in deſſen geſpaltenem Leib ſein Bruder noch ganz lebendig lag. Zum Andenken ließen die Fürſten am Orte ſelbſt eine Capelle der heil. Margaretha gewidmet bauen und die Geſchichte abmahlen, wo ſie annoch zu ſehen iſt.

220.

Die Schlangenkönigin.

Wyß S. 148 — 184.

Ein Hirtenmädchen fand oben auf dem Fels eine kranke Schlange liegen, die wollte verſchmachten. Da reichte es ihr mitleidig ſeinen Milchkrug, die Schlange leckte begierig und kam ſichtbar zu Kräften. Das Mädchen ging weg und bald drauf geſchah es, daß ihr Liebhaber um ſie warb, allein ihrem reichen, ſtolzen Vater zu arm war und ſpöttiſch abgewieſen wurde, bis er auch einmal ſo viel Heerden beſäße, wie der alte Hirt. Von der Zeit an hatte der alte Hirt kein Glück mehr, ſondern lauter Unfall; man wollte des Nachts einen feurigen Drachen über ſeinen Fluren ſehen und ſein Gut verdarb. Der arme Jüngling war nun eben ſo reich und warb nochmals um ſeine Geliebte, die wurde ihm jetzt zu Theil. An dem Hochzeittag trat eine Schlange ins Zimmer, auf deren gewundenem Schweif eine ſchöne Jungfrau ſaß, die ſprach, daß ſie es wäre, der einſtmal die gute Hirtin in der

Hungersnoth ihre Milch gegeben, und aus Dankbarkeit nahm ſie ihre glänzende Krone vom Haupt ab und warf ſie der Braut in den Schooß. Sodann verſchwand ſie, aber die jungen Leute hatten großen Segen in ihrer Wirthſchaft und wurden bald wohlhabend.

221.

Die Jungfrau im Oſelberg.

Cruſii analecta paralipom. c. 17. p. 68.

Zwiſchen Dinkelsbühl und Hahnkamm ſtand auf dem Oſelberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine einige Jungfrau gelebt, die ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüſſel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich iſt ſie mit den Mauern verfallen und umkommen, und das Geſchrei kam aus, daß ihr Geiſt um das Gemäuer ſchwebe und Nachts an den vier Quatembern in Geſtalt einer Fräulein, die ein Schlüſſelbund an der Seite trägt, erſcheine. Dagegen ſagen alte Bauern dieſer Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben, dieſe Jungfer ſey eines alten Heiden Tochter geweſen und in eine abſcheuliche Schlange verwünſcht worden; auch werde ſie in Weiſe einer Schlange, mit Frauenhaupt und Bruſt, ein Gebund Schlüſſel am Hals, zu jener Zeit geſehen.

222.

Der Krötenſtuhl *).

Die Brautſchau, ein Mährlein von C. F. W. Magdeburg 1796.

Auf Nothweiler, einer elſäßiſchen Burg im Wasgau, lebte vor alten Zeiten die ſchöne Tochter eines Herzogs, die aber ſo ſtolz war, daß ſie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand und viele umſonſt das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde ſie dafür verwünſcht und muß ſo lang auf einem öden Felſen hauſen, bis ſie erlöſt wird. Nur einmal die Woche, nämlich den Freitag, darf ſie ſichtbar erſcheinen, aber einmal in Geſtalt einer Schlange, das zweitemal als Kröte. und das drittemal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag waſcht ſie ſich auf dem Felſen, der noch heutigestags der Krötenſtuhl heißt, an einem Quellborn und ſieht ſich dabei in die Weite um, ob niemand nahe, der ſie erlöſe. Wer das Wagſtück unternehmen will, der findet oben auf dem Krötenſtuhl eine Muſchel mit drei Wahrzeichen: einer Schlangenſchuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Dieſe drei Dinge bei ſich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die wüſte Burg ſteigen, warten bis ſie ſich zu waſchen kommt und ſie drei Wochen hintereinander in jeder ihrer Erſcheinungen auf den Mund küſſen, ohne zu entfliehen. Wer das

*) In den gemeinen Mundarten heißt der Waldſchwamm: Kröten-, oder Paddenſtuhl.

das aushält, bringt ſie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze. Mancher hat ſchon die Merkzeichen gefunden und ſich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele ſind vor Furcht und Greuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Burſch ſchon den Mund der Schlange berührt und wollte auf die andre Erſcheinung warten, da ergriff ihn Entſetzen und er rannte bergab; zornig und raſchelnd verfolgte ſie ihn als Kröte bis auf den Krötenſtuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit hindurch wie ſie war und altert nimmer. Als Schlange iſt ſie am gräßlichſten und nach dem Spruch des Volks "groß wie ein Wieſchbaum (Heubaum), als Krott groß wie ein Bachofen und da ſpaucht ſie Feuer."

223.

Die Wieſenjungfrau.

Mündlich, aus Heſſen.

Ein Bube von Auerbach an der Bergſtraße hütete ſeines Vaters Kühe auf der ſchmalen Thalwieſe, von der man das alte Schloß ſehen kann. Da ſchlug ihn auf einmal von hintenher eine weiche Hand ſanft an den Backen, daß er ſich umdrehte, und ſiehe, eine wunderſchöne Jungfrau ſtand vor ihm, von Kopf zu den Füßen weiß gekleidet, und wollte eben den Mund aufthun, ihn anzureden. Aber der Bub erſchrack, wie vor dem Teufel ſelbſt, und nahm das Reißaus ins

Dorf hinein. Weil indeſſen ſein Vater bloß die eine Wieſe hatte, mußte er die Kühe immer wieder zu derſelben Weide treiben, er mochte wollen oder nicht. Es währte lange Zeit, und der Junge hatte die Erſcheinung bald vergeſſen, da raſchelte etwas in den Blättern an einem ſchwülen Sommertag und er ſah eine kleine Schlange kriechen, die trug eine blaue Blume in ihrem Mund und fing plötzlich zu ſprechen an: "hör, guter Jung, du könnteſt mich erlöſen, wenn du dieſe Blume nähmeſt, die ich trage, und die ein Schlüſſel iſt zu meinem Kämmerlein droben im Schloß, da würdeſt du Gelds die Fülle finden." Aber der Hirtenbub erſchrack, da er ſie reden hörte, und lief wieder nach Haus. Und an einem der letzten Herbſttage hütete er wieder auf der Wieſe, da zeigte ſie ſich zum drittenmal in der Geſtalt der erſten weißen Jungfrau und gab ihm wieder einen Backenſtreich, bat auch flehentlich, er möchte ſie doch erlöſen, wozu ſie ihm alle Mittel und Wege angab. All ihr Bitten war für nichts und wider nichts, denn die Furcht überwältigte den Buben, daß er ſich kreuzte und ſegnete und wollte nichts mit dem Geſpenſt zu thun haben. Da hohlte die Jungfrau einen tiefen Seufzer und ſprach: "weh, daß ich mein Vertrauen auf dich geſetzt habe; nun muß ich neuerdings harren und warten, bis auf der Wieſe ein Kirſchenbaum wachſen und aus des Kirſchenbaums Holz eine Wiege gemacht ſeyn wird. Nur das Kind, das in der Wiege zuerſt gewiegt werden wird, kann mich dereinſt erlöſen." Darauf ver-

ſchwand ſie und der Bub, heißt es, ſey nicht gar alt geworden; woran er geſtorben, weiß man nicht.

224.

Das Nieſen im Waſſer.

Mündlich, aus Heſſen.

An einem Brücklein, das über die Auerbach geht, hörte jemand etwas im Waſſer dreimal nieſen, da ſprach er dreimal: "Gott helf!" und damit wurde der Geiſt eines Knaben erlöſt, der ſchon dreißig Jahre auf dieſe Worte gelauert hatte. Oberhalb demſelben Brücklein hörte, nach einer andern Erzählung, ein anderer dreimal aus dem Bach herausnieſen. Zweimal ſagte er: "Gott helf!" beim drittenmal aber: "der Teufel hohl dich!" Da that das Waſſer einen Wall, wie wenn ſich einer mit Gewalt darin umdrehte.

225.

Die arme Seele.

Mündlich, aus Paderborn.

Et ſit en arme Seele unner de Brügge för Hartshuſen-Hove to Paderborn, de pruſtet unnerwielen. Wenn nu ter ſülvtigen Tiet en Wage der över fårt un de Fohrmann ſegd nich: "Gott ſeegen!" ſo mot de Wage ümfallen. Un hät oll manig Mann Arm un Bein terbroken.

226.

Die verfluchte Jungfer.

Eiſenacher Volks-Sagen II. 179. 180.

Unweit Eiſenach in einer Felſenhöhle zeigt ſich zuweilen um die Mittagsſtunde ein Fräulein, die nur dadurch erlöſt werden kann, daß ihr jemand auf dreimaliges Nieſen dreimal: "helf Gott!" zuruft. Sie war eine halsſtarrige Tochter und wurde vorzeiten von ihrer guten Mutter im Zorn dahin verwünſcht.

227.

Das Fräulein von Staufenberg.

Otmar's Sammlung.

Auf dem Harz bei Zorge, einem braunſchweigiſchen Dorfe, liegt der Staufenberg, ehdem mit einer Burg bebaut. Man ſieht jetzo eine Klippe da, auf der ein Menſchenfuß eingedrückt ſtehet. Dieſe Fußtapfe drückte einſt die Tochter des alten Burgherrn in den Fels, auf dem ſie oft lange ſtand, weil es ihr Lieblingsplätzchen war. Noch von Zeit zu Zeit zeigt ſich dort das verzauberte Fräulein in ihren goldgelben, geringelten Haaren.

228.

Der Jungferſtein.

Meliſſantes Orograph. h. v.

In Meißen, unweit der Feſtung Königſtein, liegt ein Felſen, genannt Jungferſtein, auch Pfaffenſtein.

Einſt verfluchte eine Mutter ihre Tochter, welche Sonntags nicht zur Kirche, ſondern in die Heidelbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein und iſt ihr Bild gegen Mittag noch zu ſehen.

Im dreißigjährigen Krieg flüchteten dahin die Leute vor den Soldaten.

229.

Das ſteinerne Brautbett.

Spieß Biograph. der Wahnſinn. Th. 3. n. 4. aus der Volksſage.

In Deutſchböhmen thürmt ſich ein Felſen, deſſen Spitze in zwei Theile getheilt gleichſam ein Lager und Bett oben bildet. Davon hört man ſagen: es habe ſonſt da ein Schloß geſtanden, worin eine Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter lebte. Dieſe liebte wider den Willen der Mutter einen jungen Herrn aus der Nachbarſchaft und die Mutter wollte niemals leiden, daß ſie ihn heirathete. Aber die Tochter übertrat das Gebot und verſprach ſich heimlich ihrem Liebhaber, mit der Bedingung, daß ſie auf den Tod der Mutter warten und ſich dann vermählen wollten. Allein die Mutter erfuhr noch vor ihrem Tode das Verlöbniß, ſprach einen ſtrengen Fluch aus und bat Gott inbrünſtig, daß er ihn hören und der Tochter Brautbett in einen Stein verwandeln möge. Die Mutter ſtarb, die ungehorſame Tochter reichte dem Bräutigam die Hand und die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Felſenſchloß gefeiert. Um Mitter-

nacht, wie ſie in die Brautkammer gingen, hörte die Nachbarſchaft ringsumher einen fürchterlichen Donner ſchlagen. Am Morgen war das Schloß verſchwunden, kein Weg und Steg führte zum Felſen und auf dem Gipfel ſaß die Braut in dem ſteinernen Bette, welches man noch jetzt deutlich ſehen und betrachten kann. Kein Menſch konnte ſie erretten, und jeder der verſuchen wollte, die Steile zu erklettern, ſtürzte herab. So mußte ſie verhungern und verſchmachten; ihren todten Leichnam fraßen die Raben.

230.

Zum Stehen verwünſcht.

Prätorius Weltbeſchr. I. 659—661.

Im Jahr Chriſti 1545. begab ſichs zu Freiberg in Meißen, daß Lorenz Richter, ein Weber ſeines Handwerks, in der Wein-Gaſſe wohnend, ſeinem Sohn, einem Knaben von vierzehn Jahren, befahl, etwas eilend zu thun; der aber verweilte ſich, blieb in der Stube ſtehen und ging nicht bald dem Worte nach. Deßwegen der Vater entrüſtet wurde und im Zorn ihm fluchte: "ei ſtehe, daß du nimmermehr könnſt fortgehen!" Auf dieſe Verwünſchung blieb der Knabe alsbald ſtehen, konnte von der Stelle nicht kommen und ſtand ſo fort drei ganzer Jahre an dem Ort, alſo daß er tiefe Gruben in die Dielen eindrückte, und ward ihm ein Pult untergeſetzt, darauf er mit Haupt und

Armen ſich lehnen und ruhen konnte. Weil aber die Stelle, wo er ſtand, nicht weit von der Stubenthüre und auch nahe am Ofen war, und deshalb den Leuten, welche hineinkamen, ſehr hinderlich, ſo haben die Geiſtlichen der Stadt auf vorhergehendes fleißiges Gebät ihn von ſelbem Ort erhoben und gegenüber in den andern Winkel glücklich und ohne Schaden, wiewohl mit großer Mühe, fortgebracht. Denn wenn man ihn ſonſt forttragen wollen, iſt er alsbald mit unſäglichen Schmerzen befallen und wie ganz raſend worden. An dieſem Ort, nachdem er niedergeſetzt worden, iſt er ferner bis ins vierte Jahr geſtanden und hat die Dielen noch tiefer durchgetreten. Man hatte nachgehends einen Umhang um ihn geſchlagen, damit ihn die aus- und eingehenden nicht alſo ſehen konnten, welches auf ſein Bitten geſchehen, weil er gern allein geweſen iſt und vor ſtäter Traurigkeit nicht viel geredet. Endlich hat der gütige Gott die Strafe in etwas gemildert, ſo daß er das letzte halbe Jahr ſitzen und ſich in das Bett, das neben ihn geſtellt worden, hat niederlegen können. Fragte ihn jemand, was er mache, ſo gab er gemeinlich zur Antwort, er leide Gottes Züchtigung wegen ſeiner Sünden, ſetze alles in deſſen Willen und halte ſich an das Verdienſt ſeines Herrn Jeſu Chriſti, worauf er hoffe ſelig zu werden. Er hat ſonſt gar elend ausgeſehen, war blaß und bleich von Angeſicht, am Leibe gar ſchmächtig und abgezehrt, im Eſſen und Trinken mäßig, alſo daß es zur Speiſe oft Nöthigens bedurfte. Nach Ausgang

des ſiebten Jahrs iſt er dieſes ſeines betrübten Zuſtandes den elften September 1552 gnädig entbunden worden, indem er eines vernünftigen und natürlichen Todes in wahrer Bekenntniß und Glauben an Jeſum Chriſtum ſelig entſchlaſen. Die Fußſtapfen ſieht man auf heutigen Tag in obgedachter Gaſſe und Haus, (deſſen jetziger Zeit Severin Tränkner Beſitzer iſt), in der obern Stube, da ſich dieſe Geſchichte begeben, die erſte bei dem Ofen, die andere in der Kammer nächſt dabei, weil nachgehender Zeit die Stuben unterſchieden worden.

231.

Die Bauern zu Kolbeck.

Bange thüring. Chronik. Bl. 39.
Becherer thüring. Chronik S. 193. 194.
Gerſtenberg bei Schminke mon. hass. I. 88. 89.
Spangenberg Brautpredigt 45.

Im Jahr 1012. war ein Bauer im Dorf Kolbeke bei Halberſtadt, der hieß Albrecht, der machte in der Chriſtnacht einen Tanz mit andern funfzehn Bauern, dieweil man Meſſe hielt, außen auf dem Kirchhof und waren drei Weibsbilder unter ihnen. Und da der Pfarrherr heraustrat und ſie darum ſtrafte, ſprach jener: "mich heißet (man) Albrecht, ſo heißet dich Ruprecht; du biſt drinne frölich, ſo laß uns hauſen frölich ſeyn; du ſingſt drinnen deine Leiſen, ſo laß uns unſern Reihen ſingen." Sprach der Pfarrherr: "ſo wolle Gott und der Herr

S. Magnus, daß ihr ein ganz Jahr alſo tanzen müſſet!" Das geſchah, und Gott gab den Worten Kraft, ſo daß weder Regen noch Froſt ihre Häupter berührte, noch ſie Hitze, Hunger und Durſt empfanden, ſondern ſie tanzten allum und ihre Schuhe zerſchliſſen auch nicht. Da lief einer (der Küſter) zu und wollte ſeine Schweſter aus dem Tanze ziehen, da folgten ihm ihre Arme. Als das Jahr vorüber war, kam der Biſchof von Cöln, Heribert, und erlöſete ſie aus dem Bann; da ſtarben ihrer vier ſobald, die andern wurden ſehr krank, und man ſagt, daß ſie ſich in die Erde faſt an den Mittel (d. h. an den Gürtel) ſollen getanzt haben, und ein tiefer Graben in dem Grund ausgehöhlt wurde, der noch zu ſehen iſt. Der Landesherr ließ zum Zeichen ſo viel Steine darum ſetzen, als Menſchen mitgetanzt hatten.

232.
Der heilige Sonntag.

Harsdörfer's Mordgeſchichten Nr. 120, 3.

Zu Kindſtadt in Franken pflag eine Spinnerin des Sonntags über zu ſpinnen und zwang auch ihre Mägde dazu. Einſten dauchte ſie miteinander, es ginge Feuer aus ihren Spinnrocken, thäte ihnen aber weiter kein Leid. Den folgenden Sonntag kam das Feuer wahrhaftig in den Rocken, wurde doch wieder gelöſcht. Weil ſies aber nicht achtete, ging den dritten Sonn-

tag das ganze Haus an vom Flachs und verbrann die Frau mit zweien Kindern, aber durch Gottes Gnade wurde ein kleines Kind in der Wiegen erhalten, daß ihm kein Leid geſchahe.

Man ſagt auch, einem Bauer, der Sonntags in die Mühle ging, ſein Getreid zu mahlen, ſey es zu Aſchen geworden, einem andern Scheuer und Korn abgebrunnen. Einer wollte auf den heiligen Tag pflügen und die Pflugſchaar mit einem Eiſen ſcheuern, das Eiſen wuchs ihm an die Hand und mußte es zwei Jahr in großem Schmerz tragen, bis ihn Gott nach vielem brünſtigen Gebet von der Plage erledigte.

233.

Frau Hütt.

vgl. Morgenblatt. 1811. Nr. 28.

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Rieſen-Königin, Frau Hütt genannt und wohnte auf den Gebürgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl ſind, aber damals voll Wälder, reicher Äcker und grüner Wieſen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte, Schlamm bedeckte ihm Geſicht und Hände, dazu ſah ſein Kleid ſchwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte ſich eine Tanne zum Stecken-Pferd abknicken wollen, weil der Baum aber am Rande eines Moraſtes ſtand, ſo war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum

Haupt in den Moder geſunken, doch hatte er ſich noch glücklich heraus geholfen. Frau Hütt tröſtete ihn, verſprach ihm ein neues ſchönes Röcklein und rief einen Diener, der ſollte weiche Broſame nehmen und ihm damit Geſicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieſer angefangen mit der heiligen Gottes=Gabe alſo ſündlich umzugehen, ſo zog ein ſchweres, ſchwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte und ein entſetzlicher Donner ſchlug ein. Als es wieder ſich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wieſen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verſchwunden und überall war nur eine Wüſte mit zerſtreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachſen konnte, in der Mitte aber ſtand Frau Hütt, die Rieſenkönigin, verſteinert und wird ſo ſtehen bis zum jüngſten Tag.

In vielen Gegenden Tirols, beſonders in der Nähe von Innsbruck, wird böſen und muthwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn ſie ſich mit Brot werfen oder ſonſt Uebermuth damit treiben. "Spart eure Broſamen, heißt es, für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hütt."

234.
Der Kindelsberg.

Stilling's Leben. II. 24—29.

Hinter dem Geiſenberg in Weſtphalen ragt ein hoher Berg mit dreien Köpfen hervor, davon heißt der

mittelſte noch der **Kindelsberg**, da ſtand vor alten Zeiten ein Schloß, das gleichen Namen führte, und in dem Schloß wohnten Ritter, die waren gottloſe Leute. Zur Rechten hatten ſie ein ſehr ſchönes Silber-Bergwerk, davon wurden ſie ſtockreich und von dem Reichthum wurden ſie ſo übermüthig, daß ſie ſich ſilberne Kegel machten, und wenn ſie ſpielten, ſo warfen ſie dieſe Kegel mit ſilbernen Kugeln. Der Uebermuth ging aber noch weiter, denn ſie buken ſich großen Kuchen von Semmelmehl, wie Kutſchenräder, machten mitten Löcher darein und ſteckten ſie an die Achſen. Das war eine himmelſchreiende Sünde, denn ſo viele Menſchen hatten kein Brot zu eſſen. Gott ward es endlich auch müde. Eines Abends ſpät kam ein weißes Männchen ins Schloß und ſagte an, daß ſie alle binnen dreien Tagen ſterben müßten und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß dieſe Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das traf auch ein, aber niemand kehrte ſich daran, als der jüngſte Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar ſchöne Jungfrau war. Dieſe băteten Tag und Nacht. Die andern ſtarben an der Peſt, aber dieſe beiden blieben am Leben. Nun war aber auf dem Geiſenberg ein junger kühner Ritter, der ritt beſtändig ein großes ſchwarzes Pferd und hieß darum der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd. Er war ein gottloſer Menſch, der immer raubte und mordete. Dieſer Ritter gewann die ſchöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte ſie zur Ehe haben, ſie ſchlug es ihm aber beſtändig

ab, weil ſie einem jungen Grafen von der Mark verlobt war, der mit ihrem Bruder in den Krieg gezogen war und dem ſie treu bleiben wollte. Als aber der Graf immer nicht aus dem Krieg zurückkam und der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd ſehr um ſie warb, ſo ſagte ſie endlich: "wenn die grüne Linde hier vor meinem Fenſter wird dürr ſeyn, ſo will ich dir gewogen werden." Der Ritter mit dem ſchwarzen Pferde ſuchte ſo lang in dem Lande, bis er eine dürre Linde fand, ſo groß wie jene grüne, und in einer Nacht bei Mondenſchein grub er dieſe aus und ſetzte die dürre dafür hin. Als nun die ſchöne Jungfrau aufwachte, ſo war's ſo hell vor ihrem Fenſter, da lief ſie hin und ſah erſchrocken, daß eine dürre Linde da ſtand. Weinend ſetzte ſie ſich unter die Linde und als der Ritter nun kam und ihr Herz verlangte, ſprach ſie in ihrer Noth: "ich kann dich nimmermehr lieben." Da ward der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd zornig und ſtach ſie todt. Der Bräutigam kam noch denſelben Tag zurück, machte ihr ein Grab und ſetzte eine Linde dabei und einen großen Stein, der noch zu ſehen iſt.

235.

Die Semmel-Schuhe.

Mündlich, aus Deutſchböhmen.

Im Klatauer Kreis, eine Viertelſtunde vom Dorf Oberkamenz, ſtand auf dem Hradekberg ein Schloß,

davon noch einige Trümmer bleiben. Vor alter Zeit ließ der Burgherr eine Brücke bauen, die bis nach Stankau, welches eine Stunde Wegs weit iſt, führte und die Brücke war der Weg, den ſie zur Kirche gehen mußen. Dieſer Burgherr hatte eine junge, hochmüthige Tochter, die war ſo vom Stolz beſeſſen, daß ſie Semmeln aushöhlen ließ und ſtatt der Schuhe anzog. Als ſie nun einmal auf jener Brücke mit ſolchen Schuhen zur Kirche ging und eben auf die letzte Stufe trat, ſo ſoll ſie und das ganze Schloß verſunken ſeyn. Ihre Fußſtapfe ſieht man noch jetzt in einem Stein, welcher eine Stufe dieſer Brücke war, deutlich eingedruckt.

236.

Der Erdfall bei Hochſtädt.

Behrens curiöſer Harzwald S. 85. 86.

Im brandenburgiſchen Amt Klettenberg gegen den Unterharz, unfern des Dorfs Hochſtädt, ſieht man einen See und einen Erdfall, von dem die Einwohner folgende Sage haben: in vorigen Zeiten ſey an der Stelle des Sees eine Grasweide geweſen. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh, und als die andern ſahen, daß einer unter ihnen weiß Brot aß, bekamen ſie auch Luſt, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieſer wollte ihnen aber nichts mittheilen, denn er bedürfe es zur Stillung ſeines ei-

genen Hungers. Darüber erzürnten ſie, fluchten ihren Herrn, daß ſie ihnen blos gemeines ſchwarz-Hausbakken-Brot gäben, warfen ihr Brot frevelhaft zur Erde, tratens mit Füßen und geiſſeltens mit ihren Peitſchen. Alsbald kam Blut aus dem Brot gefloſſen, da erſchracken die Knechte, wußten nicht wohin ſich wenden; der unſchuldige aber (den, wie einige hinzufügen, ein alter unbekannter, dazu kommender Mann gewarnt haben ſoll) ſchwang ſich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu ſpät wollten die andern nachfolgen, ſie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die böſen Buben ſammt ihren Pferden wurden tief in die Erde verſchlungen und nichts von ihnen kam je wieder ans Tageslicht. Andere erzählen anders. Auch ſollen aus dem See Pflanzen mit Blättern, wie Hufeiſen, wachſen.

237.

Die Brot-Schuhe.

Mündlich, aus Deutſchböhmen.

Einer Bürgersfrau war ihr junges Kind geſtorben, das ihr Augapfel war, und wußte gar nicht genug, was ſie ihm noch liebs und guts anthun ſollte, eh es unter die Erde käme und ſie's nimmermehr ſehen würde. Und wie ſie's nun im Sarg auf das beſte putzte und kleidete, ſo däuchten ihr die Schühlein doch nicht gut genug und nahm das weißeſte Mehl,

was ſie hatte, machte einen Teig und buck dem Kind welche von Brot. In dieſen Schuhen wurde das Kind begraben, allein es ließ der Mutter nicht Raſt noch Ruh, ſondern erſchien ihr jammervoll, bis ſein Sarg wieder ausgegraben wurde und die Schühlein aus Brot von den Füßen genommen und andere ordentliche angezogen waren. Von da an ſtillte es ſich.

238.

Das taube Korn.

Holländ. gemeine Sage. Grabner Reiſe in die Niederlande. Gotha 1792. S. 58—60.
Winsheim frieſ. Chronik. Bl. 147. 148.

Zu Stavoren in Friesland waren die Einwohner durch ihren Reichthum ſtolz und übermüthig geworden, daß ſie Hausflur und Thüren mit Gold beſchlagen ließen, den ärmeren Städten der Nachbarſchaft zum Trotz. Von dieſen wurden ſie daher nicht anders genannt, als: „die verwöhnten Kinder von Stavoren." Unter ihnen war beſonders eine alte geitzhälſige Witwe, die trug einem Danzigfahrer auf, das beſte was er laden könne, für ihre Rechnung mitzubringen. Der Schiffer wußte nichts beſſers, als er nahm einige tauſend Laſten ſchönes polniſch Getraid, denn zur Zeit der Abreiſe hatte die Frucht gar hoch geſtanden in Friesland. Unterwegs aber begegnete ihm nichts wie Sturm und Unwetter und nöthigten ihn zu Bornholm überwintern, dergeſtalt daß wie er Frühjahrs endlich da-

heim

heim anlangte, das Korn gänzlich im Preiſe gefallen war und die Witwe zornig die ſämmtliche Ladung vor der Stadt in die See werfen ließ. Was geſchah? An derſelben Stelle that ſich ſeit der Zeit eine mächtige Sandbank empor, geheißen der Frauenſand, drauf nichts als taubes Korn (Wunderkorn, Dünenhelm, weil es die Dünen wider die See helmt [ſchützt], arundo arenaria) wuchs und die Sandbank lag vor dem Hafen, den ſie ſperrte, und der ganze Hafen ging zu Grunde. So wuchs an der Sünde der alten Frau die Buße für die ganze Stadt auf.

239.

Der Frauenſand.

Mündlich aus Holland mitgetheilt.

Weſtlich im Süderſee wachſen mitten aus dem Meer Gräſer und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und ſtolzen Häuſer der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Uebelthaten erfüllt war, gingen ſie bald zu Grunde. Fiſcher und Schiffer am Strand des Süderſees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendſte aller Inſaſſen der Stadt Stavoren war eine ſichere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart

gegen die Menſchen, ſtrebte ſie blos, ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslaſterliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieſer unmäßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amſterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlaſſen.

Eines Tags rief dieſe Jungfrau ihren Schiffmeiſter und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des edelſten und beſten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünctliche und beſtimmte Aufträge, nähere Weiſung; die Jungfrau beſtand zornig auf ihrem Wort und hieß ihn alsbald in die See ſtechen. Der Schiffmeiſter fuhr unſchlüſſig und unſicher ab, er wußte nicht, wie er dem Geheiß ſeiner Frau, deren böſen, ſtrengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: ich will ihr eine Ladung des köſtlichſten Weizen bringen, was iſt ſchöners und edlers zu finden auf Erden, als dieß herrliche Korn, deſſen kein Menſch entbehren kann? Alſo ſteuerte er nach Danzig, befrachtete ſein Schiff mit ausgeſuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtſam vor dem Ausgang, wieder in ſeine Heimath zurück. "Wie, Schiffmeiſter, rief ihm die Jungfrau entgegen, du biſt ſchon hier? ich glaubte dich an der Küſte von Africa, um Gold und Elfenbein zu handeln, laß ſehen, was du geladen haſt." Zögernd, denn an ihren Reden ſah er ſchon, wie we-

nig ſein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er: "meine Frau, ich führe euch zu den köſtlichſten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden." "Weizen, ſprach ſie, ſo elendes Zeug bringſt du mir?" — "ich dachte das wäre ſo elend nicht, was uns unſer tägliches und geſundes Brot gibt" — "ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung iſt; von welcher Seite iſt das Schiff geladen?" — "von der rechten Seite (Stuurboordszyde)," ſprach der Schiffmeiſter. — "Wohlan, ſo befehl ich dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite (Bakboord) in die See ſchütteſt; ich komme ſelbſt hin und ſehe, ob mein Befehl erfüllt worden."

Der Seemann zauderte einen Befehl auszuführen, der ſich ſo greulich an der Gabe Gottes verſündigte und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er ſeine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und frug: "wie iſt mein Befehl ausgerichtet?" Da fiel eine Schaar von Armen auf die Knie vor ihr und baten, daß ſie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verſchlingen zu laſſen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein und ſie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung ſchleunig über Bord zu werfen. Da bezwang ſich der Schiffmeiſter länger nicht und rief laut: "nein, dieſe Bosheit kann Gott nicht ungerächt laſſen, wenn es wahr iſt, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böſe ſtraft; ein Tag wird kommen, wo ihr gerne die edlen

Körner, die ihr ſo verſpielt, eins nach dem andern aufleſen möchtet, euren Hunger damit zu ſtillen!" "Wie, rief ſie mit hölliſchem Gelächter, ich ſoll dürftig werden können? ich ſoll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geſchieht, ſo wahr ſollen auch meine Augen dieſen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe." Bei dieſem Wort zog ſie einen koſtbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde alſo in die See ausgeſchüttet.

Was geſchieht? Einige Tage darauf ging die Magd dieſer Frauen zu Markt, kaufte einen Schelfiſch und wollte ihn in der Küche zurichten; als ſie ihn aufſchnitt, fand ſie darin einen koſtbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meiſterin ſah, erkannte ſie ihn ſogleich für ihren Ring, den ſie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewiſſen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demſelben Augenblick die Botſchaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre geſtrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf ſie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuſer, worin ſie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück und kaum war ein Jahr verfloſſen, ſo erfüllte ſich die ſchreckliche Drohung des Schiffmeiſters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert,

von vielen verhöhnt, ſank ſie je länger je mehr in Noth und Elend, hungrig bettelte ſie Brot vor den Thüren und bekam oft keinen Biſſen, endlich verkümmerte ſie und ſtarb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geſchüttet worden war, ſproß und wuchs das folgende Jahr, doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosheit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand, da zog Gott der Herr ſeine ſchirmende Hand ab von der böſen Stadt. Auf eine Zeit ſchöpfte man Hering und Butt aus den Ziehbrunnen und in der Nacht öffnete ſich die See und verſchwalg mehr als drei Viertel der Stadt in rauſchender Flut. Noch beinah jedes Jahr verſinken einige Hütten der Inſaſſen und es iſt ſeit der Zeit kein Seegen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächſt jährlich an derſelben Stelle ein Gras aus dem Waſſer, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüte trägt und ſonſt nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Ähre gleicht der Waizenähre, iſt aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünt, liegt entlangs der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen als den des Frauenſands.

240.

Brot zu Stein geworden.

Melissantes Handb. f. Bürger u. Bauern. Fft. u. Lpz. 1744. S. 128.
Ernſt Gemüthsergötzlichkeit S. 946.
Rheiniſcher Antiquar. S. 864.
Mündliche Sage aus Landshut.
Aus Danzig in Mart. Zeiler's Handbuch von allerlei nützl. Sachen und Denkwürdigkeiten. Ulm 1655. S. 27.

Man hat an viel Orten, namentlich in Weſtphalen, die Sagen, daß zur Zeit großer Theuerung eine hartherzige Schweſter ihre arme Schweſter, die für ſich und ihre Kindlein Brot gebeten, mit den Worten abgewieſen: "und wenn ich Brot hätte, wollte ich, daß es zu Stein würde!" — worauf ſich ihr Brotvorrath alsbald in Stein verwandelt. Zu Leiden in Holland hebt man in der großen Peterskirche ein ſolches Steinbrot auf und zeigt es den Leuten zur Bewährung der Geſchichte.

Im Jahr 1579 hatte ein dortmunder Becker in der Hungersnoth viel Korn aufgekauft und freute ſich, damit recht zu wuchern. Als er aber mitten in dieſem Geſchäft war, iſt ihm ſein Brot im ganzen Hauſe eines Tages zu Stein worden und wie er einen Laib ergriffen und mit dem Meſſer aufſchneiden wollen, Blut daraus gefloſſen. Darüber hat er ſich alsbald in ſeiner Kammer erhängt.

In der dem heiligen Kaſtulus geweihten Hauptkirche zu Landshut hängt mit ſilberner Einfaſſung ein

runder Stein in Geſtalt eines Brotes, in deſſen Oberfläche ſich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage. Kurz vor ſeinem Tode kam der heil. Kaſtulus als ein armer Mann zu einer Wittwe in der Stadt und bat um ein Almoſen. Die Frau hieß ihre Tochter, das einzige Brot, das ſie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen, aber in dem Augenblick verwandelte ſich das, dem Heiligen ſchon eigene, Brot in Stein und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger deutlich.

Zur Zeit einer großen Theurung ging ein armes Weib, ein Kind auf dem Arm, eins neben ſich herlaufend und nach Brot laut ſchreiend, durch eine Straße der Stadt Danzig. Da begegnete ihr ein Mönch aus dem Kloſter Oliva, den ſie flehentlich um ein Bischen Brot für ihre Kinder bat. Der Mönch aber ſagte: "ich habe keins." Die Frau ſprach: "ach ich ſehe, daß ihr in euerm Buſen Brot ſtecken habt." "Ei, das iſt nur ein Stein, die Hunde damit zu werfen," antwortete der Mönch und ging fort. Nach einer Weile wollte er ſein Brot holen und eſſen, aber er fand, daß es ſich wirklich in Stein verwandelt hatte. Er erſchrack, bekannte ſeine Sünde und gab den Stein ab, der noch jetzt in der Kloſterkirche dort hängt.

241.
Der binger Mäuſethurm.

Bange thür. Chronik Bl. 35 b.

Zu Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Thurm, von dem nachſtehende Sage umgeht. Im Jahr 974. ward große Theuerung in Deutſchland, daß die Menſchen aus Noth Katzen und Hunde aßen und doch viel Leute Hungers ſturben. Da war ein Biſchof zu Mainz, der hieß Hatto der andere, ein Geizhals, dachte nur daran, ſeinen Schatz zu mehren und ſah zu, wie die armen Leute auf der Gaſſe niederfielen und bei Haufen zu den Brotbänken liefen und das Brot nahmen mit Gewalt. Aber kein Erbarmen kam in den Biſchof, ſondern er ſprach: "laſſet alle Arme und Dürftige ſammlen in einer Scheune vor der Stadt, ich will ſie ſpeiſen." Und wie ſie in die Scheune gegangen waren, ſchloß er die Thüre zu, ſteckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune ſammt den armen Leuten. Als nun die Menſchen unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Biſchof Hatto: "hört, hört, wie die Mäuſe pfeifen!" Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuſe Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen, und vermochte ſich mit aller ſeiner Gewalt nicht wider ſie behalten und bewahren. Da wußte er endlich keinen andern Rath, als er ließ einen Thurn bei Bingen mitten in den Rhein bauen, der noch heutiges Tags zu ſehen iſt, und meinte ſich darin zu friſten, aber die

Mäuſe ſchwummen durch den Strom heran, erklommen den Thurn und fraßen den Biſchof lebendig auf.

242.

Das Bubenried.

Mündlich, aus dem Odenwald.

In der großbieberauer Gemarkung liegt ein Thal gegen Ueberau zu, das nennen die Leute das Bubenried und gehen nicht bei nächtlicher Weile dadurch, ohne daß ihnen die Hühnerhaut ankommt. Vor Zeiten, als Krieg und Hungersnoth im Reich war, gingen zwei Bettelbuben von Ueberau zurück, die hatten ſich immer zu einander gehalten und in dem Thal pflegten ſie immer ihr Almoſen zu theilen. Sie hatten heute nur ein paar Blechpfennige gekriegt, aber dem einen hatte der reiche Schulz ein Armenlaibchen geſchenkt, "das könne er mit ſeinem Geſellen theilen." Wie nun alles andere redlich getheilt war und der Bub das Brot aus dem Schubſack zog, roch es ihm ſo lieblich in die Naſe, daß er's für ſich allein behalten und dem andern nichts davon geben wollte. Da nahm der Friede ſein Ende, ſie zankten ſich und von den Worten kams zum Raufen und Balgen, und als keiner den andern zwingen konnte, riß ſich jeder einen Pfahl aus dem Pferch. Der böſe Feind führte ihnen die Kolben und jeder Bub ſchlug den andern todt. Drei Nächte lang nach dem Mord regte ſich kein

Blatt und ſang kein Vogel im Ried, und ſeitdem iſts da ungeheuer und man hört die Buben wimmern und winſeln.

243.

Kindelbrück.

Mündlich.

Dieſe thüringiſche Landſtadt ſoll daher ihren Namen haben: es ſeyen vor Zeiten zwei kleine Kinder auf Steckenpferden auf der Brücke, die über die Wipper führt, geritten und ins Waſſer gefallen.

244.

Die Kinder zu Hameln.

Sam. Erich der hamelſchen Kinder Ausgang.
Kirchmayer vom unglücklichen Ausgang der hamel. Kinder. Dreſd. u. Lpzg. 1702. 8.
Joh. Weier von Teufels-Geſpenſtern I. c. 16.
Melbom SS. RR. GG. III. p. 80.
Hondorf prompt. exempl. Tit. de educ. liberor.
Becherer thüring. Chronik S. 366. 367.
Seyfried's medulla p. 476.
Hübner's Geogr. III. Hamb. 1736. S. 611—613.
Verstegan decayed intelligence. London 1634. p. 85. 86.
Die hamelſche Chronik u. a. m.

Im Jahr 1284 ließ ſich zu Hameln ein wunderlicher Mann ſehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalben er Bundting ſoll geheißen haben, und gab ſich für einen Rattenfänger

aus, indem er verſprach, gegen ein gewiſſes Geld die Stadt von allen Mäuſen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und verſicherten ihm einen beſtimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alſobald die Ratten und Mäuſe aus allen Häuſern hervorgekrochen und ſammelten ſich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm, und ſo führte er ſie an die Weſer; dort ſchürzte er ſeine Kleider und trat in das Waſſer, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinſtürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute ſie der verſprochene Lohn und ſie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, ſo daß er zornig und erbittert wegging. Am 26ſten Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh ſieben Uhr, nach andern zu Mittag, erſchien er wieder, jetzt in Geſtalt eines Jägers erſchrecklichen Angeſichts mit einem rothen, wunderlichen Hut und ließ ſeine Pfeife in den Gaſſen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuſe, ſondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die ſchon erwachſene Tochter des Burgermeiſters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte ſie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verſchwand. Dies hatte ein Kindermädchen geſehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und

das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und ſuchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Waſſer und Land an alle Orte herumgeſchickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche geſehen, aber alles vergeblich. Es waren im Ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei ſollen, wie einige ſagen, ſich verſpätet und zurückgekommen ſeyn, wovon aber das eine blind, das andere ſtumm geweſen, alſo daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie ſie dem Spielmann gefolgt wären; das ſtumme aber den Ort gewieſen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, ſeinen Rock zu hohlen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern ſchon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verſchwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thor hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. J. H. (wohl noch heute) die bunge = loſe (trommel = tonloſe, ſtille), weil kein Tanz darin geſchehen, noch Saiten = Spiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Muſik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spiel = Leute über die Gaſſe hin ſtillſchweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verſchwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform ſind aufgerichtet worden. Einige ſagen, die

Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen laſſen und pflegten in ihren Ausſchreiben nach dem Verluſt ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. Nach Seyfried iſt der 22ſte ſtatt des 26ſten Juni im Stadtbuch angegeben. An dem Rath-Haus ſtanden folgende Zeilen:

Im Jahr 1284 na Chriſti gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und dreißig Kinder daſülveſt geborn
dorch einen Piper under den Köppen verlorn.

Und an der neuen Pforte:

Centum ter denos cum magus ab urbe puellos
duxerat ante annos CCLXXII condita porta
fuit.

Im Jahr 1572 ließ der Burgermeiſter die Geſchichte in die Kirchenfenſter abbilden mit der nöthigen Ueberſchrift, welche größtentheils unleſerlich geworden. Auch iſt eine Münze darauf geprägt.

245.

Der Rattenfänger.

Mündlich, aus Deutſchböhmen.

Der Rattenfänger weiß einen gewiſſen Ton, pfeift er den neunmal, ſo ziehen ihm alle Ratten nach, wohin er ſie haben will, in Teich oder Pfütze.

Einmal konnte man in einem Dorf der Ratten gar nicht los werden und ließ endlich den Fänger hohlen. Der richtete nun einen Haſelſtock ſo zu, daß alle Ratten dran gebannt waren und wer den Stock ergriff, dem mußten ſie nach; er wartete aber bis Sonntags und legte ihn vor die Kirchenthür. Als nun die Leute vom Gottesdienſt heimkamen, ging auch ein Müller vorbei und ſah gerade den hübſchen Stock liegen, ſprach: „das gibt mir einen feinen Spazirſtock.“ Alſo nahm er ihn zur Hand und ging dem Dorf hinaus, ſeiner Mühle zu. Indem ſo huben ſchon einzelne Ratten an aus ihren Ritzen und Winkeln zu laufen und ſprangen querfeldein immer näher und näher, und wie mein Müller, der von nichts ahnte und den Stock immer behielt, auf die Wieſe kam, liefen ſie ihm aus allen Löchern nach, über Acker und Feld und liefen ihm bald zuvor, waren eher in ſeinem Haus als er ſelbſt und blieben nach der Zeit bei ihm zur unausſtehlichen Plage.

246.

Der Schlangenfänger.

Joh. Weier von Teufels-Geſpenſtern S. 95.

Zu Salzburg rühmte ſich ein Zauberer, er wollte alle Schlangen, die in derſelben Gegend auf eine Meil Wegs wären, in eine Grube zuſammen bringen und tödten. Als er es aber verſuchen wollte, kam zuletzt

eine große, alte Schlange hervorgekrochen, welche, da er ſie mit Zauber-Worten in die Grube zu zwingen wagte, aufſprang, ihn umringelte, alſo, daß ſie wie ein Gürtel ſich um ſeine Weiche wand, darnach in die Grube ſchleifte und umbrachte.

247.

Das Mäuſelein.

Prätorius Weltbeſchr. I. 40. 41. vgl. II. 161.

In Thüringen bei Saalfeld auf einem vornehmen Edelſitze zu Wirbach hat ſich Anfangs des 17. Jahrhunderts folgendes begeben. Das Geſinde ſchälte Obſt in der Stube, einer Magd kam der Schlaf an, ſie ging von den andern weg und legte ſich abſeits, doch nicht weit davon, auf eine Bank nieder, um zu ruhen. Wie ſie eine Weile ſtill gelegen, kroch ihr zum offenen Maule heraus ein rothes Mäuſelein. Die Leute ſahen es meiſtentheils und zeigten es ſich untereinander. Das Mäuslein lief eilig nach dem gerade geklefften Fenſter, ſchlich hinaus und blieb eine Zeitlang aus. Dadurch wurde eine vorwitzige Zofe neugierig gemacht, ſo ſehr es ihr die andern verboten, ging hin zu der entſeelten Magd, rüttelte und ſchüttelte an ihr, bewegte ſie auch an eine andre Stelle etwas fürder, ging dann wieder davon. Bald darnach kam das Mäuſelein wieder, lief nach der vorigen bekannten Stelle, da es aus der Magd Maul gekrochen war, lief hin

und her und wie es nicht ankommen konnte, noch ſich zurecht finden, verſchwand es. Die Magd aber war todt und blieb todt. Jene Vorwitzige bereute es vergebens. Im übrigen war auf demſelben Hof ein Knecht vorhermals oft von der Trud gedrückt worden und konnte keinen Frieden haben, dies hörte mit dem Tod der Magd auf.

248.
Der ausgehende Rauch.

Prätorius Weltbeſchr. II. 161.

Zu Hersfeld dienten zwei Mägde in einem Haus, die pflegten jeden Abend, eh ſie zu Bette ſchlafen gingen, eine Zeitlang in der Stube ſtillzuſitzen. Den Hausherrn nahm das endlich Wunder, er blieb daher einmal auf, verbarg ſich im Zimmer und wollte die Sache ablauern. Wie die Mägde nun ſich beim Tiſch allein ſitzen ſahen, hob die eine an und ſagte:

"Geiſt thue dich entzücken
und thue jenen Knecht drücken!"

Drauf ſtieg ihr und der andern Magd gleichſam ein ſchwarzer Rauch aus dem Halſe und kroch zum Fenſter hinaus; die Mägde fielen zugleich in tiefen Schlaf. Da ging der Hausvater zu der einen, rief ſie mit Namen und ſchüttelte ſie, aber vergebens, ſie blieb unbeweglich. Endlich ging er davon und ließ ſie, des Morgens darauf war diejenige Magd todt, die er gerüttelt hatte, die andere aber, die er nicht angerührt, blieb lebendig.

249.

Die Katze aus dem Weidenbaum.

Der ungewiſſenhafte Apotheker S. 895.

Ein Bauernknecht von Straßleben erzählte, wie daß in ihrem Dorfe eine gewiſſe Magd wäre, dieſelbe hätte ſich zuweilen vom Tanze hinweg verloren, daß niemand gewußt, wo ſie hinkommen, bis ſie eine feine Weile hernach ſich wieder eingefunden. Einmal beredete er ſich mit andern Knechten, dieſer Magd nachzugehn. Als ſie nun Sonntags wieder zum Tanze kam und ſich mit den Knechten erluſtigte, ging ſie auch wieder ab. Etliche ſchlichen ihr nach, ſie ging das Wirthshaus hinaus aufs Feld und lief ohne Umſehen fort, einer hohlen Weide zu, in welche ſie ſich verſteckte. Die Knechte folgten nach, begierig zu ſehen, ob ſie lang in der Weide verharren würde und warteten an einem Ort, wo ſie wohl verborgen ſtanden. Eine kleine Weile drauf merkten ſie, daß eine Katze aus der Weide ſprang und immer querfeldein nach Langendorf lief. Nun traten die Knechte näher zur Weide, da lehnte das Menſch oder vielmehr ihr Leib ganz erſtarret und ſie vermochten ihn weder mit Rütteln noch Schütteln zum Leben bringen. Ihnen kommt ein Grauen an, ſie laſſen den Leib ſtehen und gehen an ihren vorigen Ort. Nach einiger Zeit ſpüren ſie, daß die Katze den erſten Weg zurückgeht, in die Weide einſchlüpft, die Magd aus der Weide kriecht und nach dem Dorfe zugeht.

250.

Wetter und Hagel machen.

Godelmann von Zauberern überſ. von Nigrin. V. 1. S. 83.
Luther's Tiſch-Reden. 104.
Kirchhof's Wendunmuth V. Nr. 261. S. 316.
Lercheimer S. 50 ff.

Im Jahr 1553 ſind zu Berlin zwei Zauber-Weiber gefangen worden, welche ſich unterſtanden, Eis zu machen, die Frucht damit zu verderben. Und dieſe Weiber hatten ihrer Nachbarin ein Kindlein geſtolen und daſſelbige zerſtückelt gekocht. Iſt durch Gottes Schickung geſchehen, daß die Mutter, ihr Kind ſuchend, dazu kommt und ihres verlorenen Kindes Gliederlein in ein Töpfchen gelegt ſiehet. Da nun die beiden Weiber gefangen und peinlich gefragt worden, haben ſie geſagt, wenn ihr Gekoͤch fortgegangen, ſo wäre ein großer Froſt mit Eis kommen, alſo daß alle Frucht verderbt wäre.

Zu einer Zeit waren in einem Wirthshauſe zwei Zauberinnen zuſammen gekommen, die hatten zwei Gelten oder Kübel mit Waſſer an einen beſondern Ort geſetzt und rathſchlagten miteinander: ob es dem Korne oder dem Weine ſollt gelten. Der Wirth, der auf einem heimlichen Winkel ſtand, hörte das mit an und Abends, als ſich die zwei Weiber zu Bett gelegt, nahm er die Gelten und goß ſie über ſie hin; da ward das Waſſer zu Eis, ſo daß beide von Stund an zu Tod froren.

Eine arme Witfrau, die nicht wußte, wie ſie ihre Kinder nähren ſollte, ging in den Wald, Holz zu leſen und bedachte ihr Unglück. Da ſtand der Böſe in eines Förſters Geſtalt und fragte: warum ſie ſo traurig? ob ihr der Mann abgeſtorben? Sie antwortete: "ja." Er ſprach: "willt du mich nehmen und mir gehorſamen, will ich dir Gelds die Fülle geben." Er überredete ſie mit vielen Worten, daß ſie zuletzt wich, Gott abſagte und mit dem Teufel buhlte. Nach Monatsfriſt kam ihr Buhler wieder und reichte ihr einen Beſen zu, darauf ſie ritten durch Dick und Dünn, Trocken und Naß auf den Berg zu einem Tanz. Da waren noch andre Weiber mehr, deren ſie aber nur zwei kannte und die eine gab dem Spielmann zwölf Pfenning Lohn. Nach dem Tanze wurden die Hexen eins und thaten zuſammen Ähren, Rebenlaub und Eichblätter, damit Korn, Trauben und Eicheln zu verderben; es gelang aber nicht recht damit, und das Hagelwetter traf nicht, was es treffen ſollte, ſondern fuhr nebenbei. Ihr ſelbſt brachte ſie damit ein Schaf um, darum daß es zu ſpät heimkam.

251.

Der Hexen-Tanz.

Nic. Remigii daemonolatria p. 109.

Eine Frau von Hembach hatte ihren kaum ſechszehnjährigen Sohn Johannes mit zu der Hexen-Ver-

ſammlung geführt und weil er hatte pfeifen lernen, verlangte ſie, er ſollte ihnen zu ihrem Tanze pfeifen, und damit man es beſſer hören könnte, auf den nächſten Baum ſteigen. Der Knabe gehorchte und ſtieg auf den Baum, indem er nun daher pfiffe und ihrem Tanz mit Fleiß zuſahe, vielleicht weil ihm alles ſo wunderſeltſam däuchte, denn da geht es auf närriſche Weiſe zu, ſprach er: "behüt, lieber Gott, woher kommt ſo viel närriſches und unſinniges Geſinde!" Kaum aber hatte er dieſe Worte ausgeredet, ſo fiel er vom Baum herab, verrenkte ſich eine Schulter und rief, ſie ſollten ihm zu Hilfe kommen, aber da war niemand, ohn' er allein.

252.

Die Wein-Reben und Naſen.

Aus. Lercheimer Bedenken von der Zauberei. Bl. 19.

An dem Hofe zu H. war ein Geſelle, der ſeinen Gäſten ein ſeltſam ſchimpflich Gaukelwerk machte. Nachdem ſie gegeſſen hatten, begehrten ſie, darum ſie vornehmlich kommen waren, daß er ihnen zur Luſt ein Gaukel-Spiel vorbringe. Da ließ er aus dem Tiſch eine Rebe wachſen mit zeitigen Trauben, deren vor jedem eine hing: hieß jeglichen die ſeinige mit der Hand angreifen und halten und mit der andern das Meſſer auf den Stengel ſetzen, als wenn er ſie abſchneiden wollte; aber er ſollte bei Leibe nicht ſchneiden. Darnach ging er aus der Stube, kam wieder: da ſaßen

ſie alle und hielten ſich ein jeglicher ſelber bei der Naſe und das Meſſer darauf. Hätten ſie geſchnitten, hätte ein jeder ſich ſelbſt die Naſe verwundet.

253.
Feſt hängen.

Joh. Weier von Teufels-Geſpenſtern S. 105.

Zu Magdeburg war zu einer Zeit ein ſeltſamer Zauberer, welcher in Gegenwart einer Menge Zuſchauer, von denen er ein großes Geld gehoben, ein wunderkleines Rößlein, das im Ring herumtanzte, zeigte und, wenn ſich das Spiel dem Ende nåherte, klagte, wie er bei der undankbaren Welt ſo gar nichts Nutzes ſchaffen kônnte, dieweil jedermann ſo karg wåre, daß er ſich Bettelns kaum erwehren môgte. Deshalb wollte er von ihnen Urlaub nehmen und den allernåchſten Weg gen Himmel, ob vielleicht ſeine Sache daſelbſt beſſer wůrde, fahren. Und als er dieſe Worte geſprochen, warf er ein Seil in die Hôhe, welchem das Rößlein ohne allen Verzug ſtracks nachfuhre, der Zauberer erwiſchte es beim Wadel, ſeine Frau ihn bei den Fůßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, alſo daß ſie alle, als wåren ſie zuſammen geſchmiedet, nach einander ob ſich dahin fuhren. Als nun das Volk da ſtand, das Maul offen hatte und dieſer Sache, wie wohl zu gedenken, erſtaunt war, kam ohn alle Gefåhr ein Bůrger daher, welchem, als er fragte, was ſie da

ſtünden, geantwortet ward, der Gaukler wäre mit dem Rößlein in die Luft gefahren. Darauf er berichtete, er habe ihn eben zu gegen ſeiner Herberge geſehen daher gehn.

254. Das Noth-Hemd.

Joh. Weier von Teufels-Geſpenſtern B. 8. Cap. 18.
Zedler's Univerſal-Lexicon h. v.
Der ungewiſſenhafte Apotheker S. 650.

Das Noth-Hemd wird auf folgende Weiſe zubereitet. In der Chriſt-Nacht müſſen zwei unſchuldige Mägdlein, die noch nicht ſieben Jahr alt ſind, linnen Garn ſpinnen, weben und ein Hemd daraus zuſammen nähen. Auf der Bruſt hat es zwei Häupter, eins auf der rechten Seite mit einem langen Barte und einem Helm, eins auf der linken mit einer Krone, wie ſie der Teufel trägt. Zu beiden Seiten wird es mit einem Kreuze bewahrt. Das Hemd iſt ſo lang, daß es den Menſchen vom Hals an bis zum halben Leib bedeckt.

Wer ein ſolches Noth-Hemd im Krieg trägt, iſt ſicher vor Stich, Hieb, Schuß und anderm Zufall, daher es Kaiſer und Fürſten hochhielten. Auch Gebärende ziehen es an, um ſchneller und leichter entbunden zu werden. Contra vero tale induſium, viro tamen mortuo ereptum, a foeminis luxurioſis quaeri ferunt, quo indutae non amplius graveſcere perhibentur.

255.

Feſt gemacht.

Bräuner's Curioſitäten S. 365.
Luther's Tiſch-Reden S. 109.

Ein vornehmer Kriegsmann ging bei einer harten Belagerung mit zwei andern außerhalb den Laufgräben auf und ab. Von der Feſtung herab wurde heftig auf ihn gefeuert, er aber fuhr mit ſeinem Befehlshaber-Stab links und rechts umher und hieß die beiden, an ihn halten und nicht ausweichen; wovon alle Kugeln abſeits fuhren und weder ihn noch die andern beiden treffen oder verwunden konnten.

Ein General, welcher in eine Stadt-aus einem Treffen fliehen mußte, ſchüttelte die Büchſenkugeln wie Erbſen häufig aus dem Ermel, deren keine ihn hatte verletzen können.

Meiſter Peter, Bartſcheerer zu Wittenberg, hatte einen Schwiegerſohn, der Landsknecht im Krieg geweſen. Er hatte die Kunſt verſtanden, ſich ſicher und unverwundbar zu machen. Ferner hat er auch ſeinen Tod vorher geſehen und geſagt: "mein Schwäher ſolls thun." Deßgleichen ſoll er denſelben Tag zu ſeinem Weib geſagt haben: "kauf ein, du wirſt heute Gäſte bekommen, das iſt: Zuſeher." Welches alſo geſchahe, denn da ihn ſein Schwager erſtach, lief jedermann in des Bartſcheerers Haus und wollt den todten Menſchen ſehen.

256.

Der ſichere Schuß.

Aus Lercheimer Bedenken von der Zauberei Bl. 12.

Ein Büchſen=Meiſter, den ich gekannt, vermaß ſich, er wolle alles treffen, was ihm nur innerhalb Schuſſes wäre, daß ers erreichen könnte, ob ers gleich nicht ſähe. Der ließ ſich brauchen in der Stadt W. bei der Belagerung. Davor hielt in einem Wäldlein ein vornehmer Oberſter und Herr, den er nicht ſahe, erbot ſich, er wollte ihn erſchießen; aber es ward ihm geſagt, er ſollts nicht thun. Da ſchoß er durch den Baum, darunter er hielt auf ſeinem Roß und zu Morgen aß. Valvaſſor (Ehre von Crain I. 676.) gedenkt eines vornehmen Herrn, welcher täglich nur drei unfehlbare Schüſſe hatte, damit aber konnte er, was man ihm nur nannte, ſicher treffen. Ein ſolcher Schütz kann ſich aufgeben laſſen, was er ſchießen ſoll, Hirſch, Reh oder Haſen, und braucht dann nur aufs Gerathewohl die Flinte zum Fenſter hinaus abzudrücken, ſo muß das Wild fallen.

257.

Der herumziehende Jäger.

Mündlich, aus Paderborn und Münſter.

Es trug ſich zu, daß in einem großen Walde der Förſter, welcher die Aufſicht darüber führte, todt geſchoſſen wurde. Der Edelmann, dem der Wald gehörte, gab einem andern den Dienſt, aber dem wider=

fuhr ein gleiches und ſo noch einigen, die auf einander folgten, bis ſich niemand mehr fand, der den gefährlichen Wald übernehmen wollte. Sobald nämlich der neue Förſter hineintrat, hörte man ganz in der Ferne einen Schuß fallen, und gleich auch ſtreckte eine mitten auf die Stirne treffende Kugel ihn nieder; es war aber keine Spur ausfindig zu machen, woher und von wem ſie kam.

Gleichwohl meldete ſich nach ein paar Jahren ein herumziehender Jäger wieder um den Dienſt. Der Edelmann verbarg ihm nicht, was geſchehen war und ſetzte noch ausdrücklich hinzu, ſo lieb es ihm wäre, den Wald wieder unter Aufſicht zu wiſſen, könnte er ihm doch ſelbſt nicht zu dem gefährlichen Amte rathen. Der Jäger antwortete zuverſichtlich, er wolle ſich vor dem unſichtbaren Scharfſchützen ſchon Rath ſchaffen und übernahm den Wald. Andern Tags, als er, von mehrern begleitet, zuerſt hineingeführt wurde, hörte man, wie er eintrat, ſchon in der Ferne den Schuß fallen. Alsbald warf der Jäger ſeinen Hut in die Höhe, der dann, von einer Kugel getroffen, wieder herabfiel. "Nun, ſprach er, iſt aber die Reihe an mir," lud ſeine Büchſe und ſchoß ſie mit den Worten: "die Kugel bringt die Antwort!" in die Luft. Darauf bat er ſeine Gefährten, mitzugehen und den Thäter zu ſuchen. Nach langem Herumſtreifen fanden ſie endlich in einer an dem gegenſeitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle den Müller todt und von der Kugel des Jägers auf die Stirne getroffen.

Dieſer herumziehende Jäger blieb noch einige Zeit in Dienſten des Edelmanns, doch weil er das Wild feſtbannen und die Feldhühner aus der Taſche fliegen laſſen konnte, auch in ganz unglaublicher Entfernung immer ſicher traf und andere dergleichen unbegreifliche Kunſtſtücke verſtand, ſo bekam der Edelmann eine Art Grauſen vor ihm und entließ ihn bei einem ſchicklichen Vorwande aus ſeinem Dienſt.

258.

Doppelte Geſtalt.

Eraſm. Franciſci höll. Proteus S. 1097.
Bräuner's Curioſit. S. 351. 352.

Ein Landfahrer kam zu einem Edelmann, der mit langwieriger Ohnmacht und Schwachheit behaftet war und ſagte zu ihm: „ihr ſeyd verzaubert, ſoll ich euch das Weib vor Augen bringen, das euch das Uebel angethan?“ Als der Edelmann einwilligte, ſprach jener: „welches Weib morgen in euer Haus kommt, ſich auf den Herd zum Feuer ſtellt und den Keſſelhaken mit der Hand angreift und hält, die iſt es, welche euch das Leid angethan.“ Am andern Tag kam die Frau eines ſeiner Unterthanen, der neben ihm wohnte, ein ehrliches und frommes Weib und ſtellte ſich dahin genau auf die Weiſe, wie der Landfahrer vorhergeſagt hatte. Der Edelmann verwunderte ſich gar ſehr, daß eine ſo ehrbare, gottesfürchtige Frau, der er nicht übel wollte, ſo böſe Dinge treiben ſollte und fing an zu

zweifeln, ob es auch recht zugehe. Er gab darum ſeinem Diener heimlichen Befehl, hinzulaufen und zu ſehen, ob dieſe Nachbarin zu Hauſe ſey oder nicht. Als dieſer hinkommt, ſitzt die Frau über ihrer Arbeit und hechelt Flachs. Er heißt ſie zum Herrn kommen, ſie ſpricht: "es wird ſich ja nicht ſchicken, daß ich ſo ſtaubig und ungeputzt vor den Junker trete." Der Diener aber ſagt, es habe nichts zu bedeuten, ſie ſolle nur eilig mit ihm gehen. Sobald ſie nun in des Herrn Thüre trat, verſchwand die andere als ein Geſpenſt aus dem Saal und der Herr dankte Gott, daß er ihm in den Sinn gegeben, den Diener hinzuſchicken, ſonſt hätte er auf des Teufels Trug vertraut und die unſchuldige Frau verbrennen laſſen.

259.

Geſpenſt als Eheweib.

Bräuner's Curioſitäten 353 — 355.
Eraſm. Franciſci höll. Proteus. 1097. 1098.

Zur Zeit des Herzogs Johann Caſimir von Coburg wohnte deſſen Stallmeiſter G. P. v. Z. zuerſt in der Spital-Gaſſe, hierauf in dem Hauſe, welches nach ihm D. Frommann bezogen, dann in dem großen Hauſe bei der Vorſtadt, die Roſenau genannt, endlich im Schloß, darüber er Schloß-Hauptmann war. Zu ſo vielfachem Wechſel zwang ihn ein Geſpenſt, welches ſeiner noch lebenden Ehefrau völlig gleich ſah, alſo daß er, wenn er in die neue Wohnung kam und am

Tiſch ſaß, bisweilen darüber zweifelte, welches ſeine rechte leibhafte Frau wäre, denn es folgte ihm, wenn er gleich aus dem Hauſe zog, doch allenthalben nach. Als ihm eben ſeine Frau vorſchlug, in die Wohnung, die hernach jener Doctor inne hatte, zu ziehen, dem Geſpenſt auszuweichen, hub es an mit lauter Stimme zu reden und ſprach: „du zieheſt gleich hin, wo du willſt, ſo ziehe ich dir nach, wenn auch durch die ganze Welt.“ Und das waren keine bloße Drohworte, denn nachdem der Stallmeiſter ausgezogen war, iſt die Thüre des Hinterhauſes wie mit übermäßiger Gewalt zugeſchlagen worden und von der Zeit an hat ſich das Geſpenſt nie wieder in dem verlaſſenen Hauſe ſehen laſſen, ſondern iſt in dem neubezogenen wieder erſchienen.

Wie die Edelfrau Kleidung anlegte, in derſelben iſt auch das Geſpenſt erſchienen, es mogte ein Feierkleid oder ein alltägliches ſeyn, und welche Farbe als es nur wollte; weswegen ſie niemals allein in ihren Haus-Geſchäften, ſondern von jemand begleitet, ging. Gemeinlich iſt es in der Mittagszeit zwiſchen elf und zwölf Uhr erſchienen. Wenn ein Geiſtlicher da war, ſo kam es nicht zum Vorſchein. Als einmal der Beichtvater Johann Prüſcher eingeladen war und ihn beim Abſchied der Edelmann mit ſeiner Frau und ſeiner Schweſter an die Treppe geleitete, ſtieg es von unten die Treppe hinauf und faßte durch ein hölzernes Gitter des Fräuleins Schürz und verſchwand, als dieſes zu ſchreien anfing. Einsmals iſt es auf der Küchen-

Schwelle mit dem Arm gelegen und als die Köchin gefragt: “was willſt du?” hat es geantwortet: “deine Frau will ich.” Sonſt hat es der Edelfrau keinen Schaden zugefügt. Dem Fräulein aber, des Edelmanns Schweſter, iſt es gefährlich geweſen und hat ihm einmal einen ſolchen Streich ins Geſicht gegeben, daß die Backe davon aufgeſchwollen iſt und es in des Vaters Haus zurückkehren mußte. Endlich hat ſich das Geſpenſt verloren und es iſt ruhig im Hauſe geworden.

260.

Tod des Erſtgebornen.

Mündlich.

In einem vornehmen Geſchlecht hat es ſich vor ein paar hundert Jahren zugetragen, daß das erſte Kind, ein Söhnlein, Morgens bei der Amme im Bett todt gefunden wurde. Man verdachte ſie, es abſichtlich erdrückt zu haben und ob ſie gleich ihre Unſchuld betheuerte, ſo ward ſie doch zum Tod verurtheilt. Als ſie nun niederkniete und eben den Streich empfangen ſollte, ſprach ſie noch einmal: “ich bin ſo gewiß unſchuldig, als in Zukunft jedesmal der Erſtgeborene dieſes Geſchlechts ſterben wird.” Nachdem ſie dieſes geſprochen, flog eine weiße Taube über ihr Haupt hin; darauf ward ſie gerichtet. Die Weiſſagung aber kam in Erfüllung und der älteſte Sohn aus dieſem Hauſe iſt noch immer in früher Jugend geſtorben.

261.

Der Knabe zu Colmar.

Mündlich.

Bei Pfeffel in Colmar war ein Kind im Hauſe, das wollte nie über einen gewiſſen Flecken im Hausgarten gehen, auf dem ſeine Cameraden ruhig ſpielten. Dieſe wußten nicht warum und zogen es einmal mit Gewalt dahin; da ſträubten ihm die Haare empor und kalter Schweiß brach aus ſeinem Leibe. Wie der Knabe von der Ohnmacht endlich zu ſich kam, wurde er um die Urſache befragt, wollte lange nichts geſtehen, endlich auf vieles Zureden ſagte er: "es liegt an der Stelle ein Menſch begraben, deſſen Hände ſo und ſo liegen, deſſen Beine ſo und ſo geſtellt ſind (welches er alles genau beſchrieb) und am Finger der einen Hand hat er einen Ring." Man grub nach, der Platz war mit Gras bewachſen und drei Fuß unter der Erde tief fand ſich ein Gerippe in der beſchriebenen Lage und am benannten Finger ein Ring. Man beerdigte es ordentlich und ſeitdem ging der Knabe, dem man weder davon noch vom Ausgraben das mindeſte geſagt, ruhig auf den Flecken. — Dies Kind hatte die Eigenſchaft, daß es an dem Ort, wo Todte lagen, immer ihre ganze Geſtalt in Dünſten aufſteigen ſah und in allem erkannte. Der vielen ſchrecklichen Erſcheinungen wegen härmte es ſich ab und verzehrte ſchnell ſein Leben.

262.

Tod des Domherrn zu Merſeburg.

Eraſm. Franciſci höll. Proteus 1056.

Von langer Zeit her ward in der Stiftskirche zu Merſeburg drei Wochen vor dem Abſterben eines jeglichen Domherrn bei der Nacht ein großer Tumult gehört, indem auf dem Stuhl deſſen, welcher ſterben ſollte, ein ſolcher Schlag geſchah, als ob ein ſtarker Mann aus allen Kräften mit geſchloſſener Fauſt einen gewaltſamen Streich thäte. Sobald ſolches die Wächter vernommen, deren etliche ſowohl bei Tag als bei Nacht in der Kirche gewacht und wegen der ſtattlichen Kleinodien, die darinnen vorhanden waren, die Runde gemacht, haben ſie es gleich andern Tags hernach dem Capitel angezeigt. Und ſolches iſt dem Domherrn, deſſen Stuhl der Schlag getroffen, eine perſönliche Vertagung geweſen, daß er in dreien Wochen an den blaſſen Reigen müßte.

263.

Die Lilie im Kloſter zu Corvei.

Gab. Bucelin Germania sacra II. 1642.
Notitiae S. R. I. procerum III. c. 19. p. 334.
Höxar in elegiis. Paderb. 1600.
Eraſm. Franciſci höll. Proteus 1054. 1055.
Altdeutſche Wälder II. 185—187.

Das Kloſter der Abtei zu Corvei an der Weſer hat von Gott die ſonderbare Gnade gehabt, daß, ſo

oft einer aus den Brüdern ſterben ſollte, er drei Tage zuvor, ehe er verſchieden, eine Vorwarnung bekommen, vermittelſt einer Lilie an einem ehrenen Kranze, der im Chor hing. Denn dieſelbe Lilie kam allzeit wunderbarlich herab und erſchien in dem Stuhl desjenigen Bruders, deſſen Lebens-Ende vorhanden war; alſo daß dieſer dabei unfehlbar merkte und verſichert war, er würde in dreien Tagen von der Welt ſcheiden. Dieſes Wunder ſoll etliche hundert Jahre gewährt haben, bis ein junger Ordensbruder, als er auf dieſe Weiſe ſeiner herannahenden Sterbeſtunde ermahnt worden, ſolche Erinnerung verachtet und die Lilie in eines alten Geiſtlichen Stuhl verſetzt hat: der Meinung, es würde das Sterben dem Alten beſſer anſtehen, als dem Jungen. Wie der gute alte Bruder die Lilie erblickt, iſt er darüber, als über einen Geruch des Todes, ſo hart erſchrocken, daß er in eine Krankheit, doch gleichwohl nicht ins Grab gefallen, ſondern bald wieder geſund, dagegen der junge Warnungs-Verächter am dritten Tag durch einen jähling Tod dahin geriſſen worden.

264.

Rebundus im Dom zu Lübeck.

Ph. H. Friedlieb medulla theologica.
Eraſm. Franciſci höll. Proteus 1057 — 1065. aus mündl. Sage.

Wenn in alten Zeiten ein Domherr zu Lübeck bald ſterben ſollte, ſo fand ſich Morgens unter ſeinem

Stuhl-

Stuhlkiſſen im Chor eine weiße Roſe, daher es Sitte war, daß jeder, wie er anlangte, ſein Kiſſen gleich umwendete, zu ſchauen, ob dieſe Grabes=Verkündigung darunter liege. Es geſchah, daß einer von den Domherrn, Namens Rebundus, eines Morgens dieſe Roſe unter ſeinem Kiſſen fand, und weil ſie ſeinen Augen mehr ein ſchmerzlicher Dornſtachel, als eine Roſe war, nahm er ſie behend weg und ſteckte ſie unter das Stuhlkiſſen ſeines nächſten Beiſitzers, obgleich dieſer ſchon darunter nachgeſehen und nichts gefunden hatte. Rebundus fragte darauf, ob er nicht ſein Kiſſen umkehren wollte? der andere entgegnete, daß er es ſchon gethan habe; aber Rebundus ſagte weiter: er habe wohl nicht recht zugeſchaut und ſolle noch einmal nachſehen, denn ihm bedünke, es habe etwas Weißes darunter geſchimmert, als er dahin geblickt. Hierauf wendete der Domherr ſein Kiſſen um und fand die Grab=Blume; doch ſprach er zornig: das ſey Betrug, denn er habe gleich Anfangs fleißig genug zugeſchaut und unter ſeinem Sitz keine Roſe gefunden. Damit ſchob und ſtieß er ſie dem Rebundus wieder unter ſein Kiſſen, dieſer aber wollte ſie nicht wieder ſich aufdrängen laſſen, alſo daß ſie einer dem andern zuwarf und ein Streit und heftiges Gezänk zwiſchen ihnen entſtand. Als ſich das Capitel ins Mittel ſchlug und ſie aus einander bringen, Rebundus aber durchaus nicht eingeſtehen wollte, daß er die Roſe am erſten gehabt, ſondern auf ſeinem unwahrhaftigen Vorgeben beharrte, hub endlich der andere, aus verbitterter Ungeduld,

an zu wünſchen: “Gott wolle geben, daß der von uns beiden, welcher Unrecht hat, ſtatt der Roſen in Zukunft zum Zeichen werde und wann ein Domherr ſterben ſoll, in ſeinem Grabe klopfen möge, bis an den jüngſten Tag!” Rebundus, der dieſe Verwünſchung wie einen leeren Wind achtete, ſprach frevellich dazu: “Amen! es ſey alſo!”

Da nun Rebundus nicht lange darnach ſtarb, hat es von dem an unter ſeinem Grabſteine, ſo oft eines Domherrn Ende ſich nahte, entſetzlich geklopft, und es iſt das Sprichwort entſtanden: “Rebundus hat ſich gerührt, es wird ein Domherr ſterben!” Eigentlich iſt es kein bloßes Klopfen, ſondern es geſchehen unter ſeinem ſehr großen, langen und breiten Grabſtein drei Schläge, die nicht viel gelinder krachen, als ob das Wetter einſchlüge oder dreimal ein Karthaunen-Schuß geſchähe. Beim dritten Schlag dringt über dem Gewölbe der Schall der Länge nach durch die ganze Kirche mit ſo ſtarkem Krachen, daß man denken ſollte, das Gewölbe würde ein- und die Kirche übern Haufen fallen. Es wird dann nicht blos in der Kirche, ſondern auch in den umſtehenden Häuſern vernehmlich gehört.

Einmal hat ſich Rebundus an einem Sonntage, zwiſchen neun und zehn Uhr mitten unter der Predigt geregt und ſo gewaltig angeſchlagen, daß etliche Handwerksgeſellen, welche eben auf dem Grabſtein geſtanden und die Predigt angehört, theils durch ſtarke Erbebung des Steins, theils aus Schrecken, nicht anders

herabgeprellt wurden, als ob ſie der Donner weggeſchlagen hätte. Beim dritten entſetzlichen Schlag wollte jedermann zur Kirche hinaus fliehen, in der Meinung, ſie würde einſtürzen, der Prediger aber ermunterte ſich und rief der Gemeinde zu, da zu bleiben und ſich nicht zu fürchten; es wäre nur ein Teufels-Geſpenſt, das den Gottesdienſt ſtören wolle, das müſſe man verachten und ihm im Glauben Trotz bieten. Nach etlichen Wochen iſt des Dechants Sohn verblichen, denn Rebundus tobte auch, wenn eines Domherrn naher Verwandter bald zu Grabe kommen wird.

265.

Glocke läutet von ſelbſt.

Eraſm. Francisci höll. Proteus 1035. 1036. 1039.

In einer berühmten Reichsſtadt hat im Jahr 1686 am 27ſten März die ſogenannte Markt-Glocke von ſich ſelbſt drei Schläge gethan, worauf bald hernach ein Herr des Raths, welcher zugleich auch Marktherr war, geſtorben.

In einem Hauſe fing ſechs oder ſieben Wochen vor dem Tode des Hausherrn eine überaus helle Glocke an zu läuten und zwar zu zweien verſchiedenen Malen. Da der Hausherr damals noch friſch und geſund, ſeine Ehefrau aber bettlägrig war, ſo verbot er dem Geſinde, ihr etwas davon zu ſagen, beſorgend, ſie mögte erſchrecken, von ſchwermüthiger Einbildung noch kränker werden und gar davon ſterben.

Aber dieſe Anzeigung hatte ihn ſelbſt gemeint, denn er kam ins Grab, ſeine Frau aber erholte ſich wieder zu völliger Geſundheit. Siebzehn Wochen nachher, als ſie ihres ſeeligen Eheherrn Kleider und Mäntel reinigt und ausbürſtet, fängt vor ihren Augen und Ohren die Tennen-Glocke an ſich zu ſchwingen und ihren gewöhnlichen Klang zu geben. Acht Tage hernach erkrankt ihr älteſter Sohn und ſtirbt in wenig Tagen. Als dieſe Wittwe ſich wieder verheirathete und mit ihrem zweiten Mann etliche Kinder zeugte, ſind dieſe, wenige Wochen nach der Geburt, gleich den Märzblumen verwelkt und begraben. Da dann jedesmal jene Glocke dreimal nach einander ſtark angezogen wurde, obgleich das Zimmer, darin ſie gehangen, verſperrt war, ſo daß niemand den Drath erreichen konnte.

Einige glauben, dieſes Läuten (welches oft nicht von den Kranken und Sterblägrigen, ſondern nur von andern gehört wird) geſchehe von böſen Geiſtern, andere dagegen: von guten Engeln. Wiederum andere ſagen, es komme von dem Schutz-Geiſt, welcher den Menſchen warnen und erinnern wollte, daß er ſich zu ſeinem heraneilenden Ende bereite.

266.
Todes-Geſpenſt.

Eraſm. Francisci höll. Proteus S. 419. u. 1044.

Zu Schwatz und Innsbruck in Tirol läßt ſich zur Sterbenszeit ein Geſpenſt ſehen, bald klein, bald groß,

wie ein Haus. Zu welchem Fenſter es hinein ſchaut, aus demſelben Hauſe ſterben die Leute.

267.

Frau Berta oder die weiße Frau.

Joh. Jac. Rohde de celebri spectro, quod vulgo die weiße Frau nominant. Königsberg 1723. 4.
Seilling's Theorie der Geiſterkunde. S. 351—359.
Eraſm. Franciſci höll. Proteus. S. 59—92.
vgl. Volksmärchen der Frau Naubert. Bd. III.

Die weiße Frau erſcheint in den Schlöſſern mehrerer fürſtlichen Häuſer, namentlich zu Neuhaus in Böhmen, zu Berlin, Baireuth, Darmſtadt und Carlsruhe und in allen, deren Geſchlechter nach und nach durch Verheirathung mit dem ihren verwandt geworden ſind. Sie thut niemanden zu Leide, neigt ihr Haupt vor wem ſie begegnet, ſpricht nichts und ihr Beſuch bedeutet einen nahen Todesfall, manchmal auch etwas fröhliches, wenn ſie nämlich keinen ſchwarzen Handſchuh an hat. Sie trägt ein Schlüſſelbund und eine weiße Schleierhaube. Nach einigen ſoll ſie im Leben Perchta von Roſenberg geheißen, zu Neuhaus in Böhmen gewohnt haben und mit Johann von Lichtenſtein, einem böſen, ſtörriſchen Mann, vermählt geweſen ſeyn. Nach ihres Gemahls Tode lebte ſie in Witwenſchaft zu Neuhaus und fing an zu großer Beſchwerde ihrer Unterthanen, die ihr fröhnen mußten, ein Schloß zu bauen. Unter der Arbeit rief ſie ihnen zu, fleißig zu ſeyn: "wann das Schloß zu ſtand ſeyn wird, will

ich euch und euern Leuten einen ſüßen Brei vorſetzen," denn dieſer Redensart bedienten ſich die Alten, wenn ſie jemand zu Gaſt luden. Den Herbſt nach Vollendung des Baus hielt ſie nicht nur ihr Wort, ſondern ſtiftete auch, daß auf ewige Zeiten hin alle Roſenberge ihren Leuten ein ſolches Mahl geben ſollten. Dieſes iſt bisher fortgeſchehen *) und unterbleibt es, ſo erſcheint ſie mit zürnenden Mienen. Zuweilen ſoll ſie in fürſtliche Kinderſtuben Nachts, wenn die Ammen Schlaf befällt, kommen, die Kinder wiegen und vertraulich umtragen. Einmal als eine unwiſſende Kinderfrau erſchrocken fragte: "was haſt du mit dem Kinde zu ſchaffen?" und ſie mit Worten ſchalt, ſoll ſie doch geſagt haben: "ich bin keine Fremde in dieſem Haus wie du, ſondern gehöre ihm zu; dieſes Kind ſtammt von meinen Kindeskindern. Weil ihr mir aber keine Ehre erwieſen habt, will ich nicht mehr hier einkehren."

268.

Die wilde Berta kommt.

Cruſii annal. suev. p. I. lib. XII. c. 6. p. 329.; p. II. l. VIII. c. 7. p. 266.
Flögel Geſch. des Grotesken. S. 23.
Journal von und für Deutſchland. 1790. Bd. 2. S. 26 ff.

In Schwaben, Franken und Thüringen ruft man halsſtarrigen Kindern zu: "ſchweig oder die wilde Ber-

*) Der Brei wird aus Erbſen und Heidegrütz gekocht, auch jedesmal Fiſche dazu gegeben.

ta kommt!" Andere nennen ſie Bildabertha, Hildabertha, auch wohl: die eiſerne Bertha. Sie erſcheint als eine wilde Frau mit zottigen Haaren und beſudelt dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre ſeinen Flachs nicht abſpinnt, den Rocken. Viele Leute eſſen dieſen Tag Klöße und Hering. Sonſt, behaupten ſie, käme die Perchta oder Prechta, ſchnitte ihnen den Bauch auf, nähme das erſtgenoſſene heraus und thue Heckerling hinein. Dann nähe ſie mit einer Pflugſchar ſtatt der Nadel und mit einer Röhmkette ſtatt des Zwirns den Schnitt wieder zu.

269.

Der Türſt, das Poſterli und die Sträggele.

Stalder Idiot. I. 208. 209. 329. II. 405.

Wann der Sturm Nachts im Walde heult und tobt, ſagt das Volk im Luzernergau: "der Türſt, oder der Dürſt jagt!" Im Entlebuch weiß man dagegen von dem Poſterli, einer Unholdin, deren Jagd die Einwohner Donnerſtag vor Weihnachten in einem großen Aufzug, mit Lärm und Geräuſch, jährlich vorſtellen. In der Stadt Luzern heißt die Sträggele eine Hexe, welche in der Frohnfaſtennacht am Mittwoch vor den heiligen Weihnachten herumſpukt und die Mädchen, wenn ſie ihr Tagewerk nicht geſponnen, auf mancherlei Art ſchert; daher auch dieſe Nacht die Sträggele-Nacht genannt wird.

270.
Der Nachtjäger und die Rüttelweiber.

Prätorius Rübezahl II. 134—136.

Die Einwohner des Rieſengebirgs hören bei nächtlichen Zeiten oft Jägerruf, Hornblaſen und Geräuſch von wilden Thieren; dann ſagen ſie: „der Nachtjäger jagt." Kleine Kinder fürchten ſich davor und werden geſchweiget, wenn man ihnen zuruft: „ſey ſtill, hörſt du nicht den Nachtjäger jagen?" Er jagt aber beſonders die Rüttelweiber, welche kleine mit Moos bekleidete Weiblein ſeyn ſollen, verfolgt und ängſtigt ſie ohn' Unterlaß. Es ſey dann, daß ſie an einen Stamm eines abgehauenen Baumes gerathen, und zwar eines ſolchen, wozu der Hölzer (Holzbauer) „Gott waels!" (Gott walte es) geſprochen hat. Auf ſolchem Holz haben ſie Ruhe. Sollte er aber, als er die Art zum erſtenmal an den Baum gelegt, geſagt haben: „waels Gott!" (ſo daß er das Wort Gott hintan geſetzt), ſo gibt ein ſolcher Stamm keinem Rüttelweibchen Ruh und Frieden, ſondern es muß vor dem Nachtjäger auf ſtetiger Flucht ſeyn.

271.
Der Mann mit dem Schlackhut.

Mündlich, aus Oetrſelden im Erbachiſchen.

Es hat vor ein Paar Jahren noch eine alte Frau eines der Zimmer des verfallenen Freyenſteins bewohnt.

Eines Abends trat zu ihr ganz unbefangen in die Stube herein ein Mann, der einen grauen Rock, einen groſzen Schlackhut und einen langen Bart trug. Er hing ſeinen Hut an den Nagel, ſaß, ohne ſich um jemand zu bekümmern, nieder an Tiſch, zog ein kurz Tabakspfeifchen aus dem Sack und rauchte. So blieb dieſer Graue immer hinter ſeinem Tiſch ſitzen. Die Alte konnte ſeinen Abgang nicht erwarten und legte ſich ins Bett. Morgens war das Geſpenſt geſchwunden. — Des Schulzen Sohn verzählte: "den erſten Chriſttagmorgen, während Amt in der Kirche gehalten wurde, ſaß meine Frähle (Groſsmutter) in unſrer Stube und bätete. Als ſie einmal vom Buch auffah und gerade nach dem Schloßgarten guckte, erblickte ſie oben einen Mann in grauer Kutte und einem Schlackhut ſtehen, der hackte von Zeit zu Zeit. So haben wir und alle Nachbarn ihn geſehen. Als die Sonne unterging, verſchwand er."

272.

Der graue Hockelmann.

Mündlich, an der Bergſtraße.

Vor vielen Jahren ging einmal ein Bauer aus Auerbach Abends unten am Schloßberg vorüber. Da wurde er plötzlich von einem grauen Manne angehalten und gezwungen, ihn bis hinauf in das Schloß zu hockeln. Auf einer dunkeln Stiege des Schloſſes wurde der Bauer den andern Tag gefunden, wie einer der ſich übermüdet. Er ſtarb kurze Zeit darauf.

273.

Chimmeke in Pommern.

Micrälius B. III. Cap. 64.

Auf dem Schloſſe Loyz ſoll ein Poltergeiſt, den die alten Pommern Chimmeke nennen, einen Küchenbuben klein gehackt und in einen irdenen Topf geſteckt haben, weil er ihm die Milch, die dem Geiſt in der Zeit des Aberglaubens alle Abend mußte hingeſetzt werden, verzehrt hatte. Dieſen Topf oder Grapen, worin Chimmeke ſein Müthlein gekühlet, hat man lange Zeit vorgezeiget.

274.

Der Kriſcher.

Aus einem Amtsbericht in der erbacher Cämmerei.

Johann Peter Kriechbaum, Schultheiß der oberkainsbacher Zent, erzählte den 12. März 1753: im Bezirk, genannt die Spreng, halte ſich ein Geiſt oder Geſpenſt auf, ſo allerhand Gekreiſch, als wie ein Reh, Fuchs, Hirſch, Eſel, Hund, Schwein und anderer Thiere, auch gleich allerhand Vögel führe, dahero es von den Leuten der Kriſcher geheißen werde. Es habe ſchon viele irre geleitet und getraue niemand, ſonders die Hirten nicht, ſich über Nacht in daſigen Wieſen aufzuhalten. Ihm ſey neulich ſelbſt begegnet, als er Nachts auf ſeine Wieſe in der Spreng gegangen und

das Waſſer zum Wäſſern aufgewendet, da habe ein Schwein in dem Wäldchen auf der langenbrombacher Seite geſchrien, als ob ihm das Meſſer im Hals ſtäcke. Das Geſpenſt gehe bis in den Holler Wald, wo man vor 16 Jahren Kohlen brennen laſſen, über welches die Kohlenbrenner damals ſehr geklagt und daß ſie vielfältig von ihm geängſtigt würden, indem es ihnen in Geſtalt eines Eſels erſchienen. Ein gleiches habe der verſtorbene Johann Peter Weber verſichert, der in der Nacht Kohlen allda geladen, um ſie auf den michelſtädter Hammer zu führen. Heinrich Germann, der alte Centſchultheiß, verſicherte, als er einſtmalen die Ochſen in ſeiner Sprengswieſe gehütet, wäre ein Fuchs auf ihn zugelaufen gekommen, nach dem er mit der Peitſche geſchlagen, worauf er augenblicks verſchwunden.

275.

Die überſchiffenden Mönche.

Nach Melanchthon's Erzählung reimsweiſe geſtellt von Georg Sabinus und abgedruckt bei Weier von der Zauberei l. c. 17.

In der Stadt Speier lebte vorzeiten ein Fiſcher. Als dieſer einer Nacht an den Rhein kam und ſein Garn ausſtellen wollte, trat ein Mann auf ihn zu, der trug eine ſchwarze Kutte in Weiſe der Mönche und nachdem ihn der Fiſcher ehrſam gegrüßt hatte, ſprach er: "ich komm ein Bote fernher und möchte

gern über den Rhein.“ „Tritt in meinen Nachen ein zu mir, antwortete der Fiſcher, ich will dich überfahren.“ Da er nun dieſen übergeſetzt hatte und zurückkehrte, ſtanden noch fünf andere Mönche am Geſtade, die begehrten auch zu ſchiffen und der Fiſcher frug beſcheiden: was ſie doch bei ſo eitler Nacht reiſten? „Die Noth treibt uns, verſetzte einer der Mönche, die Welt iſt uns feind, ſo nimm du dich unſer an und Gottes Lohn dafür.“ Der Fiſcher verlangte zu wiſſen: was ſie ihm geben wollten für ſeine Arbeit? Sie ſagten: „jetzo ſind wir arm, wenn es uns wieder beſſer geht, ſollſt du unſere Dankbarkeit ſchon ſpürer.“ Alſo ſtieß der Schiffer ab, wie aber der Nachen mitten auf den Rhein kam, hob ſich ein fürchterlicher Sturm. Waſſerwellen bedeckten das Schiff und der Fiſcher erblaßte. „Was iſt das, dachte er bei ſich, bei Sonnenniedergang war der Himmel klar und lauter und ſchön ſchien der Mond, woher dieſes ſchnelle Unwetter?“ Und wie er ſeine Hände hob, zu Gott zu beten, rief einer der Mönche: „was liegſt du Gott mit Beten in den Ohren, ſteuere dein Schiff.“ Bei den Worten riß er ihm das Ruder aus der Hand und fing an den armen Fiſcher zu ſchlagen. Halbtodt lag er im Nachen, der Tag begann zu dämmern und die ſchwarzen Männer verſchwanden. Der Himmel war klar, wie vorher, der Schiffer ermannte ſich, fuhr zurück und erreichte mit Noth ſeine Wohnung. Des andern Tags begegneten dieſelben Mönche einem früh aus Speier reiſenden Boten in einem raſ-

ſelnden, ſchwarz bedeckten Wagen, der aber nur drei Räder und einen langnaſigten Fuhrmann hatte. Beſtürzt ſtand er ſtill, ließ den Wagen vorüber und ſah bald, daß er ſich mit Praſſeln und Flammen in die Lüfte verlor, dabei vernahm man Schwerterklingen, als ob ein Heer zuſammenginge. Der Bote wandte ſich, kehrte zur Stadt und zeigte alles an; man ſchloß aus dieſem Geſicht auf Zwietracht unter den deutſchen Fürſten.

276.

Der Irrwiſch.

Mündlich, aus Hänlein.

An der Bergſtraße zu Hänlein, auch in der Gegend von Lorſch, nennt man die Irrlichter: Heerwiſche; ſie ſollen nur in der Adventszeit erſcheinen und man hat einen Spottreim auf ſie: “Heerwiſch, ho ho, brennſt wie Haberſtroh, ſchlag mich blitzeblo!” Vor länger als dreißig Jahren, wird erzählt, ſah ein Mädchen Abends einen Heerwiſch und rief ihm den Spottreim entgegen. Aber er lief auf das Mädchen gerade zu und als es floh und in das Haus zu ſeinen Eltern flüchtete, folgte er ihr auf der Ferſe nach, trat mit ihr zugleich ins Zimmer hinein und ſchlug alle Leute, die darin waren, mit ſeinen feurigen Flügeln, daß ihnen Hören und Sehen verging.

277.
Die feurigen Wagen.

Mündlich, aus dem Odenwald.

Conrad Schäfer aus Gammelsbach erzählte: "ich habe vor einigen Jahren Frucht auf der Hirſchhörnerhöhe nicht weit von Freienſtein, dem alten Schloß, gehütet. Nachts um zwölfe begegneten mir zwei feurige Kutſchen mit gräßlichem Geraſſel; jede mit vier feurigen Roſſen beſpannt. Der Zug kam gerade vom Freienſtein. Er iſt mir öfter begegnet und hat mich jedesmal gewaltig erſchreckt; denn es ſaßen Leute in den Kutſchen, denen die Flamme aus Maul und Augen ſchlug."

278.
Räderberg.

Mündlich.

Ein Metzger von Naſſau ging aus, zu kaufen. Auf der Landſtraße ſtößt er bald auf eine dahin fahrende Kutſche und geht ihr nach, den Gleiſen in Gedanken folgend. Mit einmal hält ſie an und vor einem ſchönen großen Landhaus, mitten auf der Heerſtraße, das er aber ſonſt noch niemals erblickt, ſo oft er auch dieſes Wegs gekommen. Drei Mönche ſteigen aus dem Wagen und der erſtaunte Metzger folgt ihnen unbemerkt in das hellerleuchtete Haus. Erſt gehen ſie in ein Zimmer, einem die Communion zu reichen,

und nachher in einen Saal, wo große Geſellſchaft um einen Tiſch ſitzt, in lautem Lärmen und Schreien ein Mahl verzehrend. Plötzlich bemerkt der Obenſitzende den fremden Metzger und ſogleich iſt alles ſtill und verſtummt. Da ſteht der Oberſte auf und bringt dem Metzger einen Weinbecher mit den Worten: "noch einen Tag!" Der Metzger erſchauert und will nicht trinken. Bald hernach erhebt ſich ein Zweiter, tritt den Metzger mit einem Becher an und ſpricht wieder: "noch ein Tag!" Er ſchlägt ihn wieder aus. Nachdem kommt ein Dritter mit dem Becher und denſelben Worten: "noch ein Tag!" Nunmehr trinkt der Metzger. Aber kurz darauf nähert ſich demſelben ein Vierter aus der Geſellſchaft, den Wein nochmals darbietend. Der Metzger erſchrickt heftiglich, und als er ein Kreuz vor ſich gemacht, verſchwindet auf einmal die ganze Erſcheinung und er befindet ſich in dichter Dunkelheit. Wie endlich der Morgen anbricht, ſieht ſich der Metzger auf dem Räderberg, weit weg von der Landſtraße, geht einen ſteinigten, mühſamen Weg zurück in ſeine Vaterſtadt, entdeckt dem Pfarrer die Begebenheit und ſtirbt genau in drei Tagen.

Die Sage war ſchon lang verbreitet, daß auf jenem Berg ein Kloſter geſtanden, deſſen Trümmer noch jetzt zu ſehen ſind, deſſen Orden aber ausgeſtorben wäre.

279.
Die Lichter auf Hellebarden.

Happel relat. curios. II. 771. 772.

Von dem uralten hanauiſchen Schloß Lichtenberg auf einem hohen Felſen im Unterelſaß, eine Stunde von Ingweiler belegen, wird erzählt: ſo oft ſich Sturm und Ungewitter rege, daß man auf den Dächern und Knöpfen des Schloſſes, ja ſelbſt auf den Spitzen der Hellebarden viele kleine blaue Lichter erblicke. Dies hat ſich ſeit langen Jahren alſo befunden und nach einigen ſelbſt dem alten Schloß den Namen gegeben.

Zwei Bauern gingen aus dem Dorf Langenſtein (nah bei Kirchhain in Oberheſſen) nach Embsdorf zu, mit ihren Heugabeln auf den Schultern. Unterwegs erblickte der eine unverſehens ein Lichtlein auf der Partiſan ſeines Gefährten, der nahm ſie herunter und ſtrich lachend den Glanz mit den Fingern ab, daß er verſchwand. Wie ſie hundert Schritte weiter gingen, ſaß das Lichtlein wieder an der vorigen Stelle und wurde nochmals abgeſtrichen. Aber bald darauf ſtellte es ſich zum drittenmal ein, da ſtieß der andere Bauer einige harte Worte aus, ſtrich es jenem nochmals ab und darauf kam es nicht wieder. Acht Tage hernach zu derſelben Stelle, wo der eine dem andern das Licht zum drittenmal abgeſtrichen hatte, trafen ſich dieſe beiden Bauern, die ſonſt alte gute Freunde geweſen, verunwilligten ſich und von den Worten zu Schlägen kommend erſtach der eine den andern.

280.

280.

Das Wafeln.

Koſegarten Rhapſodien. II. 76.
Zölner's Reiſe durch Pommern. 1797. I. 316. 516.

An der Oſt=See glauben die Leute den Schiffbruch, das Stranden, oftmals vorherzuſehen, indem ſolche Schiffe vorher ſpuckten, einige Tage oder Wochen, an dem Ort, wo ſie verunglücken, bei Nachtzeit wie dunkle Luftgebilde erſchienen, alle Theile des Schiffs, Rumpf, Tauwerk, Maſte, Segel in bloßem Feuer vorgeſtellt. Dies nennen ſie wafeln.

Es wafeln auch Menſchen, die ertrinken, Häuſer, die abbrennen werden und Orte, die untergehen. Sonntags hört man noch unter dem Waſſer die Glokken verſunkener Städte klingen.

281.

Webernde Flammen=Schloß.

Der abentheuerliche Jean Rebhu. 1679. Th. II. S. 8—11.

In Tirol auf einem hohen Berg liegt ein altes Schloß, in welchem alle Nacht ein Feuer brennt; die Flamme iſt ſo groß, daß ſie über die Mauern hinausſchlägt und man ſie weit und breit ſehen kann. Es trug ſich zu, daß eine arme Frau, der es an Holz mangelte, auf dieſem Schloß=Berge abgefallene Reiſer zuſammen ſuchte und endlich zu dem Schloß=Thor kam, wo ſie aus Vorwitz ſich umſchaute und endlich

hineintrat, nicht ohne Mühe, weil alles zerfallen und nicht leicht weiter zu kommen war. Als ſie in den Hof gelangte, ſah ſie eine Geſellſchaft von Herrn und Frauen da an einer großen Tafel ſitzen und eſſen. Diener warteten auf, wechſelten Teller, trugen Speiſen auf und ab und ſchenkten Wein ein. Wie ſie ſo ſtand, kam einer der Diener und holte ſie herbei, da ward ihr ein Stück Gold in das Schürz-Tuch geworfen, worauf in einem Augenblick alles verſchwunden war und die arme Frau erſchreckt den Rückweg ſuchte. Als ſie aber den Hof hinausgekommen, ſtand da ein Kriegsmann mit brennender Lunte, den Kopf hatte er nicht auf dem Hals ſitzen, ſondern hielt ihn unter dem Arme. Der hub an zu reden und verbot der Frau, keinem Menſchen was ſie geſehen und erfahren zu offenbaren, es würde ihr ſonſt übel ergehen. Die Frau kam, noch voller Angſt, nach Haus, brachte das Gold mit, aber ſie ſagte nicht, woher ſie es empfangen. Als die Obrigkeit davon hörte, ward ſie vorgefordert, aber ſie wollte kein Wort ſich verlauten laſſen und entſchuldigte ſich damit, daß wenn ſie etwas ſagte, ihr großes Uebel daraus zuwachſen würde. Nachdem man ſchärfer mit ihr verfuhr, entdeckte ſie dennoch alles, was ihr in dem Flammen-Schloß begegnet war, haarklein. In dem Augenblick aber, wo ſie ihre Ausſage beendigt, war ſie hinweg entrückt und niemand hat erfahren können, wo ſie hingekommen iſt.

Es hatte ſich aber an dieſem Ort ein junger Edelmann ins zweite Jahr aufgehalten, ein Ritter und

wohlerfahren in allen Dingen. Nachdem er den Hergang dieſer Sache erkündet, machte er ſich tief in der Nacht mit ſeinem Diener zu Fuß auf den Weg nach dem Berg. Sie ſtiegen mit großer Mühe hinauf und wurden ſechsmal von einer Stimme davon abgemahnt: ſie würdens ſonſt mit großem Schaden erfahren müſſen. Ohne aber darauf zu achten, gingen ſie immer zu und gelangten endlich vor das Thor. Da ſtand jener Kriegsmann wieder als Schildwache und rief, wie gebräuchlich: "wer da?" Der Edelmann, ein friſcher Herr, gab zur Antwort: "ich bins." Das Geſpenſt fragte weiter: "wer biſt du?" Der Edelmann aber gab diesmal keine Antwort, ſondern hieß den Diener das Schwert herlangen. Als dieſes geſchehen, kam ein ſchwarzer Reuter aus dem Schloß geritten, gegen welchen ſich der Edelmann wehren wollte; der Reuter aber ſchwang ihn auf ſein Pferd und ritt mit ihm in den Hof hinein und der Kriegsmann jagte den Diener den Berg hinab. Der Edelmann iſt nirgends zu finden geweſen.

282.

Der Feuerberg.

Mündlich, aus Wernigerode.

Einige Stunden von Halberſtadt liegt ein ehemals kahler, jetzt mit hohen Tannen und Eichen bewachſener Berg, der von vielen der Feuerberg genannt wird. In ſeinen Tiefen ſoll der Teufel ſein Weſen

treiben und alles in hellen Flammen brennen. Vor alten Zeiten wohnte in der Gegend von Halberſtadt ein Graf, der bös und raubgierig war und die Bewohner des Landes rings herum drückte, wo er nur konnte. Einem Schäfer war er viel Geld ſeit langen Jahren ſchuldig, jedesmal aber, wenn dieſer kam und darum mahnte, gab er ihm ſchnöde und abweiſende Antworten. Auf einmal verſchwand der Graf und es hieß, er wär geſtorben in fernen Landen. Der Schäfer ging betrübt zu Felde und klagte über ſeinen Verluſt, denn die Erben und Hinterlaſſenen des Grafen wollten von ſeiner Foderung nichts wiſſen und jagten ihn, als er ſich meldete, die Burg hinab. Da geſchah es, daß, als er zu einer Zeit im Walde war, eine Geſtalt zu ihm trat und ſprach: "willſt du deinen alten Schuldner ſehen, ſo folge mir nach." Der Schäfer folgte und ward durch den Wald geführt bis zu einem hohen, nackten Berg, der ſich alsbald vor beiden mit Getöſe öffnete, ſie aufnahm und ſich wieder ſchloß. Innen war alles ein Feuer. Der zitternde Schäfer erblickte den Grafen, ſitzend auf einem Stuhle, um welchen ſich, wie an den glühenden Wänden und auf dem Boden, tauſend Flammen wälzten. Der Sünder ſchrie: "willſt du Geld haben, Schäfer, ſo nimm dieſes Tuch und bringe es den Meinigen; ſage ihnen, wie du mich im Höllenfeuer ſitzen geſehen, in dem ich bis in Ewigkeit leiden muß." Hierauf riß er ein Tuch von ſeinem Haupt und gab es dem Schäfer und aus ſeinen Augen und Händen ſprühten Funken.

Der Schäfer eilte mit ſchwankenden Füßen, von ſeinem Führer geleitet, zurück, der Berg that ſich wieder auf und verſchloß ſich hinter ihm. Mit dem Tuch ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es und erzählte, was er geſehen; worauf ſie ihm gern ſein Geld gaben.

283.
Der feurige Mann.

Bothonis chronicon brunsvic. pictur. bei Leibniz SS. RR. BB. III. 337.
Mündlich, aus dem Erbachiſchen.

In düſſem Jare (1125) ſach me einen furigen Man twiſchen den Borgen twen, de de heten Gelichghen (Gleichen), dat was in der rechten Middernacht. De Man gingk von einer Borch to der anderen unde brande alſe ein Blaſe, alſe ein glonich Für; dût ſegen de Wechters, und dede dat in dren Nechten unde nig mer.

Georg Miltenberger, im ſogenannten Hoppelrain bei Kailbach Amts Freienſtein wohnhaft, erzählte: “in der erſten Adventsſonntagsnacht, zwiſchen 11 und 12 Uhr, nicht weit von meinem Hauſe, ſah ich einen ganz in Feuer brennenden Mann. An ſeinem Leibe konnte man alle Rippen zählen. Er hielt ſeine Straße von einem Marktſtein zum andern, bis er nach Mitternacht plötzlich verſchwand. Viel Menſchen ſind durch ihn in Furcht und Schrecken gerathen, weil er durch Maul und Naſe Feuer ausſpie und in einer fliehenden Schnelligkeit hin und her flog, die Kreuz und die Quer.”

284.

Die verwünſchten Landmeſſer.

Mündlich, aus Meckelnburg.

Die Irrwiſche, welche Nachts an den Ufern und Feldrainen hin und her ſtreifen, ſollen ehdem Landmeſſer geweſen ſeyn und die Marken trüglich gemeſſen haben. Darum ſind ſie verdammt, nach ihrem Leben umzugehen und die Grenzen zu hüten.

285.

Der verrückte Grenzſtein.

Eraſm. Francisci höll. Proteus S. 422.

Auf dem Feld um Eger herum läßt ſich nicht ſelten ein Geſpenſt in Geſtalt eines Mannsbildes ſehen, welches die Leute den Junker Ludwig nennen. Ehedeſſen ſoll einer dieſes Namens da gelebt und die Grenz- und Markſteine des Feldes betrüglich verrückt haben. Bald nach ſeinem Tode fing er nun an zu wandern und hat viel Leute durch ſeine Begegnung erſchreckt. Noch in jüngern Zeiten erfuhr das ein Mädchen aus der Stadt. Es ging einmal allein vor dem Thore und gerieth von ungefähr in die berüchtigte Gegend. An der Stätte, wo der Markſtein, wie man ſagt, verrückt ſeyn ſoll, wandelte ihr ein Mann entgegen, gerade ſo ausſehend, als man ihr ſchon mehrmals die Erſcheinung des böſen Junkers beſchrieben

hatte. Er ging auf ſie an, griff ihr mit der Fauſt an die Bruſt und verſchwand. In tiefſter Entſetzung ging das Mädchen heim zu den Ihrigen und ſprach: "ich hab mein Theil." Da fand man ihre Bruſt, da wo der Geiſt ſie angerührt hatte, ſchwarz geworden. Sie legte ſich gleich zu Bette und verſchied dritten Tags darauf.

286.
Der Grenzſtreit.

Mündlich, aus Heſſen.

Zu Wilmshauſen, einem heſſiſchen Dorf unweit Münden, war vormals Uneinigkeit zwiſchen der Gemeinde und einer benachbarten über ihre Grenze entſprungen. Man wußte ſie nicht recht mehr auszumitteln. Alſo kam man übereins, einen Krebs zu nehmen und ihn über das ſtreitige Ackerfeld laufen zu laſſen, folgte ſeinen Spuren und legte die Markſteine danach. Weil er nun ſo wunderlich in die Kreuz und Quer lief, iſt daſelbſt eine ſonderbare Grenze mit mancherlei Ecken und Winkeln bis auf heutigen Tag.

287.
Der Grenzlauf.

Wyß a. a. O. S. 80—100. vgl. 317.

Ueber den Klußpaß und die Bergſcheide hinaus vom Schächenthale weg erſtreckt ſich das Urner Ge-

biet am Fletſchbache fort und in Glarus hinüber. Einſt ſtritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und ſchädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Ausſpruch gethan: zur Tag- und Nachtgleiche ſolle von jedem Theil frühmorgens, ſobald der Hahn krähe, ein rüſtiger, kundiger Felsgänger ausgeſandt werden, und jedweder nach dem jenſeitigen Gebiet zulaufen und da, wo ſich beide Männer begegneten, die Grenzſcheide feſtgeſetzt bleiben, das kürzere Theil möge nun fallen dießeits oder jenſeits. Die Leute wurden gewählt und man dachte beſonders darauf, einen ſolchen Hahn zu halten, der ſich nicht verkrähe und die Morgenſtunde auf das allerfrühſte anſagte. Und die Urner nahmen einen Hahn, ſetzten ihn in einen Korb und gaben ihm ſparſam zu eſſen und ſaufen, weil ſie glaubten, Hunger und Durſt werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mäſteten ihren Hahn, daß er freudig und hoffärtig den Morgen grüßen könne, und dachten damit am beſten zu fahren. Als nun der Herbſt kam und der beſtimmte Tag erſchien, da geſchah es, daß zu Altdorf der ſchmachtende Hahn zuerſt erkrähte, kaum wie es dämmerte, und froh brach der urner Felſenklimmer auf, der Marke zu laufend. Allein im Linthal drüben ſtand ſchon die volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen und der fette Hahn ſchlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde, aber es galt die Redlichkeit und keiner wagt es, ihn aufzuwecken; endlich ſchwang er

die Flügel und krähte. Aber dem glarner Läufer wirds ſchwer ſeyn, dem urner den Vorſprung wieder abzugewinnen! Ängſtlich ſprang er, und ſchaute gegen das Scheideck, wehe da ſah er oben am Giebel des Grats den Mann ſchreiten und ſchon bergabwärts niederkommen; aber der Glarner ſchwang die Ferſen und wollte ſeinem Volke noch vom Lande retten, ſo'viel als möglich. Und bald ſtießen die Männer auf einander und der von Uri rief: "hier iſt die Grenze!" "Nachbar, ſprach betrübt der von Glarus, ſey gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland, das du errungen haſt!" Doch der Urner wollte nicht, aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und ſagte: "ſo viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan laufſt." Da faßte ihn der rechtſchaffene Sennhirt von Glarus und klomm noch ein Stück Felſen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch, aber plötzlich verſiegte ihm der Athem und todt ſank er zu Boden. Und noch heutiges Tags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einſinkende Glarner den ſiegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnſtes, aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten ſeine große Treue in ſteter Erinnerung.

288.

Die Alpſchlacht.

Stalder Fragmente über Entlebuch. Zürich 1797. I. S. 81—85.

Die Obwaldner und Entlebucher Hirten ſtritten ſich um einige Weiden, aber die Obwaldner waren im Beſitz und trieben ihr Vieh darauf. Weil ſie etwa von ihren muthigen Gegnern einen Ueberfall beſorgten, ſtellten ſie Wächter zu ihrer Heerde. Die geſchwinden und feinen Entlebucher dachten auf einen Streich; nachdem ſie ſich eine Zeitlang ſtill und ruhig verhalten hatten und die treuherzigen Obwaldner wenig Böſes ahnten, ſondern ſtatt Wache zu haben, ſich die Langeweile mit Spielen verkürzten, ſchlichen kühne entlebucher Hirten auf die ſchlechtbewahrte Trift, banden dem Vieh ganz leiſe die klingenden Schellen ab und führten den Raub eilig zur Seite. Einer aus ihnen mußte zurückbleiben und ſo lange mit den Kühglocken läuten, bis die Räuber vor aller Gefahr ſicher wären. Er thats, warf dann all den Klumpen von Schellen auf den Boden und ſprang unter lautem Hohngelächter mit überflügelnden Schritten fort. Die Obwaldner horchten auf und ſahen das Unglück. Sie wollten ſich rächen, ſammelten bald einen Haufen Volks und überfielen jählings die Entlebucher, welche ſich aber darauf vorbereitet hatten. Die Obwaldner wetzten ihren Schimpf nicht aus, ſondern wurden noch dazu geſchlagen; das ihnen damals abgewonnene Fähnlein bewahren die Entlebucher noch heutiges Tags in ihrer Heimlichkeit (einem

alten Thurm im Dorfe Schüpfen) und der Ort, wo das kleine Gefecht ſich ereignete, wird auch dieſen Augenblick noch immer die Alpſchlacht genannt.

289.
Der Stein bei Wenthuſen.

Quedlinburger Sammlung. S. 150. 154.

Wenthuſen im Quedlinburgiſchen war vorzeiten ein Frauenkloſter und kam nachher an die Grafen von Regenſtein, nach deren Abſterben an andere Herrn. Man gibt vor, es läge auf dieſem Gut von Kloſterzeiten her noch ein Stein, der ſtets unberührt und unbeſchädigt liegen bleiben müßte, wo nicht dem Beſitzer ein großes Unglück widerfahren ſollte. Einer derſelben ſoll ihn aus Neugierde haben wegnehmen laſſen, aber dafür auf alle mögliche Art und Weiſe ſo lange gequält worden ſeyn, bis der Stein wieder auf ſeiner rechten Stelle gelegen habe.

290.
Die altenberger Kirche.

J. B. Heller's Merkwürdigk. Thüringens. I. 59. 466.
Falkenſtein thür. Chronik II. 273. Anm. b. III. 1272.

Oberhalb dem Dorfe Altenberg im Thüringer Wald liegt auf einem hohen Berg luſtig zwiſchen Bäumen das Kirchlein des Orts, die Johannes-Kirche genannt. Wegen des beſchwerlichen Wegs dahin, beſonders im

Winter bei Glatteis und wenn Leichen oder Kinder zur Taufe hinauf zu tragen waren, wollten, nach der Sage, die Altenberger die Kirche abbrechen und unten im Dorfe aufrichten, aber ſie waren es nicht vermögend. Denn was ſie heute abgetragen und ins Thal herabgebracht hatten, fanden ſie am andern Morgen wieder an ſeiner Stelle in gehöriger Ordnung oben auf der Capelle, alſo daß ſie von ihrem Vorhaben abſtehen mußten.

Dieſe Kirche hat der heil. Bonifacius geſtiftet und auf dem Berge öfters geprediget. Einmal als er es dort unter freiem Himmel that, geſchah es, daß eine große Menge Raben, Dohlen und Krähen herbeigeflogen kamen und ein ſolches Gekrächz und Geſchrei anfingen, daß die Worte des heil. Bonifacius nicht mehr konnten verſtanden werden. Da bat er Gott, daß er ſolchen Vögeln in dieſe Gegend zu kommen nimmermehr erlaube. Seine Bitte wurde ihm gewährt und man hat ſie hernach nie wieder an dieſem Orte geſehen.

291.

Der König im lauenburger Berg.

Kornmann mons Veneris.
Seyfried's medulla p. 482.
Valvaſſor Ehre von Crain I. 247.

Auf einem Berg bei der Lauenburg in Caſſuben fand man 1596. eine ungeheure Kluft. Der Rath hatte zwei Miſſethäter doch zum Tod verurtheilt und

ſchenkte ihnen unter der Bedingung das Leben, daß ſie dieſen Abgrund beſteigen und beſichtigen ſollten. Als dieſe hinein gefahren waren, erblickten ſie unten auf dem Grund einen ſchönen Garten, darin ſtand ein Baum mit lieblich-weißer Blüte; doch durften ſie nicht daran rühren. Ein Kind war da, das führte ſie über einen weiten Plan hin zu einem Schloß. Aus dem Schloß ertönte mancherlei Saitenſpiel, wie ſie eintraten, ſaß da ein König auf ſilbernem Stuhl, in der einen Hand einen goldnen Scepter, in der andern einen Brief. Das Kind mußte den Brief den beiden Miſſethätern überreichen.

292.

Der Schwanberg.

Agricola Sprichw. 389. 390.

Man hat geſagt bei Menſchen Gezeiten her und niemand weiß, von wem es ausgekommen iſt: „es ſoll der Schwanberg noch mitten in Schweiz liegen," das iſt ganz Deutſchland wird Schweiz werden. Dieſe Sage iſt gemein und ungeachtet.

293.

Der Robbedißer Brunn.

Letzner Daſſeliſche Chronik. B. VIII. c. 10.

Wenn man von Daſſel über die Höhe, Bier genannt, und über den Kirchberg gehen will, hat man

zur linken Hand einen Ort Namens Robbediſſen, wo ein Quellbrunn fließt. Von dieſem, von dem ſchwarzen Grund hinter dem Gericht und der großen Pappel vor Eilenhauſen haben die Leute der Gegend den feſten Glauben: wann der robbediſſer Brunn ſeine Stätte verrücke, der ſchwarze Grund der andern Erde gleich werde, und der große eilenhäuſer Pappelbaum verdorre und vergehe, alsdann werde in der Schöffe, einem Feld zwiſchen Eilenhauſen und Markoldendorf, eine große, blutige Schlacht gehalten werden.

294.
Bamberger Wage.

Manlii loc. comm. collect. p. 46.

Zu Bamberg, auf Kaiſer Heinrichs Grab, iſt die Gerechtigkeit mit einer Wagſchale in der Hand eingehauen. Die Zunge der Wage ſteht aber nicht in der Mitte, ſondern neigt etwas auf eine Seite. Es gehet hierüber ein altes Gerücht, daß, ſobald das Zünglein ins Gleiche komme, die Welt untergehen werde.

295.
Kaiſer Friedrich zu Kaiſerslautern.

Georg Draud fürſtliche Tiſchreden. I.
vgl. Fiſchart Gargantua 266 b.

Etliche wollen, daß Kaiſer Friedrich, als er aus der Gefangenſchaft bei den Türken befreit worden, gen Kaiſerslautern gekommen und daſelbſt ſeine Wohnung

lange Zeit gehabt. Er baute dort das Schloß, dabei einen ſchönen See oder Weiher, noch jetzt der Kaiſerſee genannt, darin ſoll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtniß einen güldenen Ring von ſeinem Finger an ein Ohr gehangen haben. Derſelbige Fiſch ſoll, wie man ſagt, ungefangen in dem Weiher bleiben, bis auf Kaiſer Friedrichs Zukunft. Auf eine Zeit, als man den Weiher gefiſcht, hat man zwei Karpfen gefangen, die mit güldenen Ketten um die Hälſe zuſammen verſchloſſen geweſen, welche noch bei Menſchen-Gedächtniß zu Kaiſerslautern an der Metzler-Pforte in Stein gehauen ſind. Nicht weit vom Schloß war ein ſchöner Thiergarten gebauet, damit der Kaiſer alle wunderbarliche Thier vom Schloß aus ſehen konnte, woraus aber ſeit der Zeit ein Weiher und Schieß-Graben gemacht worden. Auch hängt in dieſem Schloß des Kaiſers Bett an vier eiſernen Ketten und, als man ſagt, ſo man das Bett zu Abend wohl gebettet, war es des Morgens wiederum zerbrochen, ſo daß deutlich jemand über Nacht darin gelegen zu haben ſchien.

Ferner: zu Kaiſerslautern iſt ein Felſen, darin eine große Höhle oder Loch, ſo wunderbarlich, daß niemand weiß, wo es Grund hat. Doch iſt allenthalben das gemeine Gerücht geweſen, daß Kaiſer Friedrich, der Verlorne, ſeine Wohnung darin haben ſollte. Nun hat man einen an einem Seil hinabgelaſſen und oben an das Loch eine Schelle gehangen, wann er nicht weiter könne, daß er damit läute, ſo wolle man ihn

wieder heraufziehen. Als er hinab gekommen, hat er den Kaiſer Friedrich in einem güldenen Seſſel ſitzen ſehen, mit einem großen Barte. Der Kaiſer hat ihm zugeſprochen und geſagt, er ſolle mit niemand hier reden, ſo werde ihm nichts geſchehen, und ſolle ſeinem Herrn erzählen, daß er ihn hier geſehen. Darauf hat er ſich weiter umgeſchaut und einen ſchönen weiten Plan erblickt und viel Leut, die um den Kaiſer ſtanden. Endlich hat er ſeine Schelle geläutet, iſt ohne Schaden wieder hinauf gekommen und hat ſeinem Herrn die Botſchaft geſagt.

296.

Der Hirt auf dem Kiffhäuſer.

Georg Draud fürſtliche Tiſchreden I.

Etliche ſprechen, daß bei Frankenhauſen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiſer Friedrich ſeine Wohnung habe und vielmal geſehen worden. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fing an auf ſeiner Sackpfeife zu pfeifen und als er meinte, er habe ein gutes Hofrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiſer Friedrich, das ſey dir geſchenkt!“ Da ſoll ſich der Kaiſer hervorgethan, dem Schäfer offenbart und zu ihm geſprochen haben: „Gott grüß dich, Männlein, wem zu Ehren haſt du gepfiffen?“ „Dem Kaiſer Friedrich,“ antwortete der Schäfer. Der Kaiſer ſprach weiter: „haſt du das gethan, ſo komm mit mir, er ſoll dir darum lohnen.“ Der Hirt ſagte: „ich darf nicht von den Schafen gehen.“

Der

Der Kaiſer aber antwortete: "folge mir nach, den Schafen ſoll kein Schaden geſchehen." Der Hirt folgte ihm und der Kaiſer Friedrich nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eiſernen Thür, die alsbald aufging, nun zeigte ſich ein ſchöner, großer Saal, darin waren viel Herrn und tapfre Diener, die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgends erwieſe ſich der Kaiſer auch freundlich gegen ihn und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gepfiffen? Der Hirt antwortete: "keinen." Da ſprach aber der Kaiſer: "geh hin und nimm von meinem güldnen Handfaß den einen Fuß zum Lohn." Das that der Schäfer, wie ihm befohlen ward, und wollte darauf von dannen ſcheiden, da zeigte ihm der Kaiſer noch viel ſeltſame Waffen, Harniſche, Schwerter und Büchſen und ſprach, er ſollte den Leuten ſagen, daß er mit dieſen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Hierauf ließ er den Hirt wieder hinaus geleiten, der nahm den Fuß mit, brachte ihn den andern Tag zu einem Goldſchmied, der ihn für ächtes Gold anerkannte und ihm abkaufte.

297.

Die drei Telle.

Journal des Luxus und der Moden. Januar 1805. S. 38.

In der wilden Berggegend der Schweiz um den Waldſtätterſee iſt nach dem Glauben der Leute und Hir-

ten eine Felskluft, worin die drei Befreier des Landes, die drei Tellen genannt, ſchlafen. Sie ſind mit ihrer uralten Kleidung angethan, und werden wieder auferſtehen und rettend hervorgehen, wann die Zeit der Noth fürs Vaterland kommt. Aber der Zugang der Höhle iſt nur für den glücklichen Finder.

Ein Hirtenjung erzählte folgendes einem Reiſenden: ſein Vater, eine verlaufene Ziege in den Felſenſchluchten ſuchend, ſey in dieſe Höhle gekommen und gleich, wie er gemerkt, daß die drei drin ſchlafenden Männer die drei Tellen ſeyen, habe auf einmal der alte eigentliche Tell ſich aufgerichtet und gefragt: „welche Zeit iſts auf der Welt?“ und auf des Hirten erſchrockene Antwort: „es iſt hoch am Mittag“ geſprochen: „es iſt noch nicht an der Zeit, daß wir kommen,“ und ſey darauf wieder eingeſchlafen. Der Vater, als er mit ſeinen Geſellen, die Telle für die Noth des Vaterlands zu wecken, nachher oft die Höhle geſucht, habe ſie doch nie wieder finden können.

298.

Das Bergmännchen.

Wyß a. a. O. S. 1—12. vgl. 305. 308. aus mündl. Sage.

In der Schweitz hat es im Volk viele Erzählungen von Berggeiſtern, nicht blos auf dem Gebirg allein, ſondern auch unten am Belp, zu Gelterfingen und Rümlingen im Bernerland. Dieſe Bergmänner

ſind auch Hirten, aber nicht Ziegen, Schafe und Kühe ſind ihr Vieh, ſondern Gemſen und aus der Gemſenmilch machen ſie Käſe, die ſo lange wieder wachſen und ganz werden, wenn man ſie angeſchnitten oder angebiſſen, bis man ſie unvorſichtiger Weiſe völlig und auf einmal, ohne Reſte zu laſſen, verzehrt. Still und friedlich wohnt das Zwergvolk in den innerſten Felsklüften und arbeitet emſig fort, ſelten erſcheinen ſie den Menſchen, oder ihre Erſcheinung bedeutet ein Leid und ein Unglück; außer wenn man ſie auf den Matten tanzen ſieht, welches ein geſegnetes Jahr anzeigt. Verirrte Lämmer führen ſie oft den Leuten nach Haus und arme Kinder, die nach Holz gehen, finden zuweilen Näpfe mit Milch im Wald ſtehen, auch Körbchen mit Beeren, die ihnen die Zwerge hinſtellen.

Vorzeiten pflügte einmal ein Hirt mit ſeinem Knechte den Acker, da ſah man neben aus der Felswand dampfen und rauchen. "Da kochen und ſieden die Zwerge, ſprach der Knecht, und wir leiden ſchweren Hunger, hätten wir doch auch ein Schüſſelchen voll davon." Und wie ſie das Pflugſterz umkehrten, ſiehe, da lag in der Furche ein weißes Laken gebreitet und darauf ſtand ein Teller mit friſchgebackenem Kuchen und ſie aßen dankbar und wurden ſatt. Abends beim Heimgehen war Teller und Meſſer verſchwunden, blos das Tiſchtuch lag noch da, das der Bauer mit nach Haus nahm.

299.
Die Zirbelnüſſe.

Mündlich, aus Oberwallis.

Die Frucht der Arven oder Zirbeln, einer auf den Alpen wachſenden Gattung Tannen (Pinus cembra), hat einen röthlichen, wohl und ſüßſchmeckenden Kern, faſt wie Mandelnüſſe ſind. Allein man kann blos ſelten und mit Mühe dazu gelangen, weil die Bäume meiſtens einzeln über Felſenhängen und Abgründen, ſelten im Wald beiſammen ſtehen. Die Bewohner geben allgemein vor: die Meiſterſchaft habe dieſen Baum verwünſcht und unfruchtbar gemacht, darum weil die Dienerſchaft zur Zeit, wo ſie auf dem Feld fleißig arbeiten ſollen, ſich damit abgegeben hätte, ihres lieblichen Geſchmacks wegen dieſe Nüſſe abzuwerfen und zu eſſen, worüber alle nöthige Arbeit verſäumt oder ſchlecht gethan worden wäre.

300.
Das Paradies der Thiere.

Mündlich, aus Oberwallis im Visperthal.

Oben auf den hohen und unerſteiglichen Felſen und Schneerücken des Mattenbergs ſoll ein gewiſſer Bezirk liegen, worin die ſchönſten Gemſen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und ſeltſame Thiere, wie im Paradies zuſammen hauſen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menſchen

gelingen, in dieſen Ort zu kommen und wieder unter zwanzig Gemſenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunter bringen. Die Jäger wiſſen manches von der Herrlichkeit dieſes Orts zu erzählen, auch daß daſelbſt in den Bäumen die Namen vieler Menſchen eingeſchnitten ſtänden, die nach und nach dort geweſen wären. Einer ſoll auch einmal eine prächtige Steinbockshaut mit herausgebracht haben.

301.
Der Gemsjäger.

Wyß a. a. O. S. 43—61. vgl. 312.

Ein Gemsjäger ſtieg auf und kam zu dem Felsgrat und immer weiter klimmend, als er je vorher gelangt war, ſtand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der ſprach zornig: "warum erlegſt du mir lange ſchon meine Gemſen und läſſeſt mir nicht meine Heerde? jetzt ſollſt du's mit deinem Blute theuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgeſtürzt, doch faßte er ſich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm dieſe Gemſen gehörten. Der Zwerg ſprach: "gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, ſo verheiß ich dir, daß du jeden ſiebenten Tag Morgenfrüh vor deiner Hütte ein geſchlachtetes Gemsthier hangen finden ſollſt, aber hüte dich mir und ſchone die andern." Der Zwerg verſchwand und der Jäger ging nachdenklich heim und die ruhige Le-

bensart behagte ihm wenig. Am ſiebenten Morgen hing eine fette Gemſe in den Aeſten eines Baums vor ſeiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt und die nächſte Woche gings eben ſo und dauerte ein Paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger ſeiner Faulheit und er wollte lieber ſelber Gemſen jagen, möge erfolgen, was da werde, als ſich den Braten zutragen laſſen. Da ſtieg er auf und nicht lange, ſo erblickte er einen ſtolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böſe Zwerg erſchien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinten her geſchlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerſchmettert in den Abgrund ſank.

Andere erzählen: es habe der Zwerg dem Jäger ein Gemskäslein geſchenkt, an dem er wohl ſein Lebelang hätte genug haben mögen, er es aber unvorſichtig einmal aufgegeſſen oder ein unkundiger Gaſt ihm den Reſt verſchlungen. Aus Armuth habe er demnach wieder die Gemsjagd unternommen und ſey vom Zwerg in die Fluh geſtürzt worden.

302.

Die Zwerglöcher.

Behrens curiöſer Harzwald S. 37. 75. 76.

Am Harz in der Grafſchaft Hohenſtein, ſodann zwiſchen Elbingerode und dem Rübenland, findet man oben in den Felſenhöhlen an der Decke runde und an-

dere Öffnungen, die der gemeine Mann Zwerglöcher nennt, wo die Zwerge vor Alters, vermittelſt einer Leiter, ein= und ausgeſtiegen ſeyn ſollen. Dieſe Zwerge erzeigten den Einwohnern zu Elbingerode alle Güte. Fiel eine Hochzeit in der Stadt vor, ſo gingen die Eltern oder Anverwandten der Verlobten nach ſolchen Höhlen und verlangten von den Zwergen meſſingne und kupferne Keſſel, eherne Töpfe, zinnerne Schüſſel und Teller und ander nöthiges Küchengeſchirr mehr. Darauf traten ſie ein wenig abwärts, und gleich hernach ſtellten die Zwerge die gefoderten Sachen vor den Eingang der Höhle hin. Die Leute nahmen ſie ſodann weg und mit nach Haus; wann aber die Hochzeit vorbei war, brachten ſie alles wieder zur ſelben Stelle, ſetzten zur Dankbarkeit etwas Speiſe dabei.

303.

Der Zwerg und die Wunderblume.

Otmar S. 145—150.

Ein junger, armer Schäfer aus Sittendorf an der ſüdlichen Seite des Harzes in der goldnen Aue gelegen, trieb einſt am Fuß des Kyffhäuſers und ſtieg immer trauriger den Berg hinan. Auf der Höhe fand er eine wunderſchöne Blume, dergleichen er noch nie geſehen, pflückte und ſteckte ſie an den Hut, ſeiner Braut ein Geſchenk damit zu machen. Wie er ſo weiter ging, fand er oben auf der alten Burg ein Ge=

wölbe offenſtehen, blos der Eingang war etwas verſchüttet. Er trat hinein, ſah viel kleine glänzende Steine auf der Erde liegen und ſteckte ſeine Taſchen ganz voll damit. Nun wollte er wieder ins Freie, als eine dumpfe Stimme erſcholl: „vergiß das Beſte nicht!“ Er wußte aber nicht wie ihm geſchah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum ſah er die Sonne und ſeine Heerde wieder, ſchlug die Thür, die er vorher gar nicht wahrgenommen, hinter ihm zu. Als der Schäfer nach ſeinem Hut faßte, war ihm die Blume abgefallen beim Stolpern. Urplötzlich ſtand ein Zwerg vor ihm: „wo haſt du die Wunderblume, welche du fandeſt?“ „Verloren,“ ſagte betrübt der Schäfer. „Dir war ſie beſtimmt, ſprach der Zwerg, und ſie iſt mehr werth, denn die ganze Rothenburg.“ Wie der Schäfer zu Haus in ſeine Taſchen griff, waren die glimmernden Steine lauter Goldſtücke. Die Blume iſt verſchwunden und wird von den Bergleuten bis auf heutigen Tag geſucht, in den Gewölben des Kyffhäuſers nicht allein, ſondern auch auf der Queſtenburg und ſelbſt auf der Nordſeite des Harzes, weil verborgene Schätze rucken.

304.

Der Nix an der Kelle.

Otmar's Volksſagen. vgl. Behrens S. 82.

An der Kelle, einem kleinen See, unweit Werne im Hohenſteiniſchen, wohnten ſonſt Nixen. Einmal

hohlte der Nix des Nachts die Hebamme aus einem Dorfe und brachte ſie unter großen Verſprechungen zu der Untiefe hin, wo er mit ſeinem Weibe wohnte. Er führte ſie hinab in das unterirdiſche Gemach, wo die Hebamme ihr Amt verrichtete. Der Nix belohnte ſie reichlich. Eh ſie aber wegging, winkte ihr die Kindbetterin und klagte heimlich mit einem Thränenſtrom, daß der Nix das neugeborene Kind bald würgen würde. Und wirklich ſah die Hebamme einige Minuten nachher auf der Oberfläche des Waſſers einen blutrothen Strahl. Das Kind war ermordet.

305.
Schwarzach.

Badiſche Wochenſchrift 1807. St. 17. Sp. 268. und St. 34. Sp. 543.

Von der alten Burg Schwarzach in der Pfalz hat es zweierlei Sagen. Ein Ritter lebte da vorzeiten, deſſen Töchterlein, als ſie am See auf der Wieſe ſpielte, von einer großen Schlange, die aus dem Felſen kam, in den See gezogen wurde. Der Vater ging tagtäglich ans Ufer und klagte. Einmal glaubte er eine Stimme aus dem Waſſer zu vernehmen und er rief laut: “gib mir ein Zeichen, mein Töchterlein!” Da ſchlug ein Glöcklein an. Fortan hörte er es jeden Tag ſchallen, und einmal lautete es heller und der Ritter vernahm die Worte: “ich lebe, mein Vater, bin aber an die Waſſerwelt gebannt; lang hab ich mich gewehrt, aber der erſte Trunk hat mich um die Freiheit gebracht;

hüte dich vor dieſem Trunk." Der Vater blieb traurig ſtehen, da traten zwei Knaben zu und reichten ihm aus einem güldenen Becher zu trinken. Er koſtete ihn kaum, ſo ſtürzte er in den See und ſank unter.

Eine andre Erzählung erwähnt eines alten, blinden Ritters, der mit ſeinen neun Töchtern auf Schwarzach lebte. Nah dabei hauſte ein Räuber im Wald, der den Töchtern lange vergeblich nachſtellte. Eines Tags kam er in Pilgrimkleidern und ſagte den Jungfrauen: "wenn ihr euren Vater heilen wollt, ſo weiß ich drunten in der kalten Klinge ein Kraut dafür, das muß gebrochen werden, eh die Sonne aufgeht." Die Töchter baten, daß er es ihnen zeige. Als ſie nun frühmorgens hinab in die kalte Klinge kamen, mordete ſie der Böſewicht alle neun und begrub ſie zur Stelle. Der Vater ſtarb. Dreißig Jahre ſpäter trieb den Mörder die Reue, daß er die Todtengebeine ausgraben und in geweihte Erde legen ließ.

306.
Die drei Jungfern aus dem See.

Badiſche Wochenſchrift 1806. St. 21. Sp. 342.

Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtube des Dorfs. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas eignes und keine Spinnerin konnte

Digitized by Google

ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur: die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſche ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden, ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und nichts that ihm leider, als daß ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glokke eilf ſchlug, es aber ſchon eigentlich zwölf war, ſtanden die drei Jungfern auf, legten die Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schweſtern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeiſters Sohn zehrte ab und ſtarb kurz darnach.

307.
Der todte Bräutigam.

Prätorius Weltbeſchr. I. 105—109.

Ein Adlicher verlobte ſich zu Magdeburg mit einer ſchönen Fräulein. Da geſchahs, daß der Bräu-

tigam in die Elbe fiel, wo man ihn drei Tage ſuchte und nicht finden konnte. Die ganze Verwandtſchaft war in tiefer Bekümmerniß, endlich kam ein Schwarzkünſtler zu der Liebſten Eltern und ſprach: "den ihr ſuchet, hat die Nixe unterm Waſſer und wird ihn auch lebendig nicht loslaſſen, es ſey dann, daß eure Tochter und ihr Liebſter Leib und Seele der Nixe verſchwören, oder daß eure Tochter ſich flugs an ſeiner Statt von den Nixen das Leben nehmen laſſe, oder auch, daß der Bräutigam ſich der Nixe verſpreche, welches er aber jetzund nicht thun will." Die Braut wollte ſich gleich für ihren Liebſten ſtellen, allein die Eltern bewilligten es nicht, ſondern drangen in den Zauberer, daß er den Bräutigam ſchaffen ſolle, lebendig oder todt. Bald darauf fand man ſeinen Leichnam am Ufer liegen, ganz voll blauer Flecken. — Ein ähnliches ſoll ſich mit dem Bräutigam einer Fräulein von Arnheim begeben haben, der auch im Waſſer umgekommen war. Weil man aber die Stelle nicht wußte, brachte ein Zauberer durch ſeine Kunſt zuwege, daß der Leichnam dreimal aus dem Waſſer hervorſprang, worauf man an dem Ort ſuchte und den Todten im Grunde des Fluſſes fand.

308.

Der ewige Jäger.

Nach einem Meiſtergeſang Michael Beham's, MS. Vatic. 312. Bl. 165. mitgetheilt in der Sammlung für altd. Lit. u. Kunſt von Hagen u. a. S. 43—45.

Graf Eberhard von Würtenberg ritt eines Tages allein in den grünen Wald aus und wollte zu ſeiner Kurzweil jagen. Plötzlich hörte er ein ſtarkes Brauſen und Lärmen, wie wenn ein Weidmann vorüber käme; erſchrack heftig und fragte, nachdem er vom Roß geſtanden und auf eines Baumes Tolde getreten war, den Geiſt: ob er ihm ſchaden wolle? "Nein, ſprach die Geſtalt, ich bin gleich dir ein Menſch und ſtehe vor dir ganz allein, war vordem ein Herr. An dem Jagen hatte ich aber ſolche Luſt, daß ich Gott anflehte, er möge mich jagen laſſen, bis zu dem jüngſten Tag. Mein Wunſch wurde leider erhört und ſchon fünfthalb hundert Jahre jage ich an einem und demſelben Hirſch. Mein Geſchlecht und mein Adel ſind aber noch niemanden offenbart worden." Graf Eberhard ſagte: "zeig mir dein Angeſicht, ob ich dich etwan erkennen möge?" Da entblößte ſich der Geiſt, ſein Antlitz war kaum fauſtgroß, verdorrt, wie eine Rübe und gerunzelt, als ein Schwamm. Darauf ritt er dem Hirſch nach und verſchwand, der Graf kehrte heim in ſein Land zurück.

309.

Hans Jagenteufel.

Journal von und für Deutſchl. 1787. II. Nr. 27.
Prätorius Weltbeſchr. II. 69—72.

Man glaubt: wer eine der Enthauptung würdige Unthat verrichte, die bei ſeinen Lebzeiten nicht herauskomme, der müſſe nach dem Tod mit dem Kopf unterm Arm umgehen.

Im Jahr 1644. ging ein Weib aus Dresden eines Sonntags früh in einen nahen Wald, daſelbſt Eicheln zu leſen. In der Heide an einem Grund nicht weit von dem Orte, das verlorene Waſſer genannt, hörte ſie ſtark mit dem Jägerhorn blaſen, darauf that es einen harten Fall, als ob ein Baum fiele. Das Weib erſchrack und barg ihr Säcklein Eicheln ins Geſtrüpf, bald darauf blies das Horn wieder und als ſie umſah, erblickte ſie auf einem Grauſchimmel in langem grauen Rock einen Mann ohne Kopf reiten, er trug Stiefel und Sporn und hatte ein Hifthorn über dem Rücken hangen. Weil er aber ruhig vorbei ritt, faßte ſie wieder Muth, las ihre Eicheln fort und kehrte Abends ungeſtört heim. Neun Tage ſpäter kam die Frau in gleicher Abſicht in dieſelbe Gegend und als ſie am Förſterberg niederſaß, einen Apfel zu ſchälen, rief hinter ihr eine Stimme: "habt ihr den Sack voll Eicheln und ſeyd nicht gepfändet worden?" "Nein, ſprach ſie, die Förſter ſind fromm und haben mir nichts gethan, Gott, biß mir Sünder gnädig!" — mit dieſen Wor-

ten drehte ſie ſich um, da ſtand derſelbe Graurock, aber ohne Pferd, wieder und hielt den Kopf mit bräunlichem, krauſendem Haar unter dem Arm. Die Frau fuhr zuſammen, das Geſpenſt aber ſprach: "hieran thut ihr wohl, Gott um Vergebung eurer Sünden zu bitten, mir hats nicht ſo wohl werden können." Darauf erzählte es: vor 130 Jahren habe er gelebt und wie ſein Vater Hans Jagenteufel geheißen. Sein Vater habe ihn oft ermahnt, den armen Leuten nicht zu ſcharf zu ſeyn, er aber die Lehre in den Wind geſchlagen und dem Saufen und Trinken obgelegen und Böſes genug gethan. Darum müſſe er nun als ein verdammter Geiſt umwandern.

310.

Des Hackelnberg Traum.

Otmar S. 249. 250.

Hans von Hackelnberg war braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter und ein gewaltiger Weidmann. Einer Nacht hatte er auf der Harzburg einen ſchweren Traum; es däuchte ihm, als ob er mit einem furchtbaren Eber kämpfe, der ihn nach langem Streit zuletzt beſiegte. Dieſen Traum konnte er gar nicht aus den Gedanken wieder los werden. Einige Zeit darnach ſtieß er im Vorharz wirklich auf einen Eber, dem im Traum geſehenen ähnlich. Er griff ihn an; der Kampf blieb lang unentſchieden; endlich gewann Hans und ſtreckte den Feind zu Boden nieder. Froh, als er ihn ſo zu

ſeinen Füßen erblickte, ſtieß er mit dem Fuß nach den ſchrecklichen Hauern des Ebers und rief aus: „du ſollſt es mir noch nicht thun!“ Aber er hatte mit ſolcher Gewalt geſtoßen, daß der ſcharfe Zahn den Stiefel durchdrang und den Fuß verwundete. Erſt achtete Hackelnberg der Wunde nicht und ſetzte die Jagd fort. Bei ſeiner Zurückkunft aber war der Fuß ſchon ſo geſchwollen, daß der Stiefel vom Bein getrennt werden mußte. Er eilte nach Wolfenbüttel zurück; die Erſchütterung des Wagens wirkte ſo ſchädlich, daß er mit genauer Mühe das Hospital zu Wülperode erreichte und bald daſelbſt ſtarb. Auf ſeinem Grabe liegt ein Stein, der einen geharniſchten Ritter auf einem Maulthier vorſtellt.

311.
Die Tut-Oſel.

Otmar S. 241 ff.

Mitternachts wann in Sturm und Regen der Hackelnberg „fatſcht“ *) und auf dem Wagen mit Pferd und Hunden durch den Thüringerwald, den Harz und am liebſten durch den Hackel zieht, pflegt ihm eine Nachteule voranzufliegen, welche das Volk: die Tut-Oſel nennt. Wanderer, denen ſie aufſtößt, werfen ſich ſtill auf den Bauch und laſſen den wilden Jäger über ſich wegfahren; und bald hören ſie Hundebellen und

*) fatſchen braucht man, wenn die Füße der Pferde im zähen Koth und Moor ſchnalzen.

und den Waidruf: hu hu! — In einem fernen Kloſter zu Thüringen lebte vorzeiten eine Nonne, Urſel geheißen, die ſtörte mit ihrem heulenden Geſang noch bei Lebzeiten den Chor; daher nannte man ſie Tut-Urſel. Noch ärger wurde es nach ihrem Tode, denn von elf Uhr Abends ſteckte ſie den Kopf durch ein Loch des Kirchthurms und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr ſtimmte ſie ungerufen in den Geſang der Schweſtern. Einige Tage ertrugen ſie es; den dritten Morgen aber ſagte eine voll Angſt leiſe zu ihrer Nachbarin: "das iſt gewiß die Urſel!" Da ſchwieg plötzlich aller Geſang, ihre Haare ſträubten ſich zu Berge und die Nonnen ſtürzten aus der Kirche, laut ſchreiend: "Tut-Urſel, Tut-Urſel!" Und keine Strafe konnte eine Nonne bewegen, die Kirche zu betreten, bis endlich ein berühmter Teufelsbanner aus einem Capucinerkloſter an der Donau geholt wurde. Der bannte Tut-Urſel in Geſtalt einer Ohreule in die Dummburg auf den Harz. Hier traf ſie den Hackelnberg und fand an ſeinem huhu! ſo groß Gefallen, als er an ihrem uhu! und ſo ziehen ſie beide zuſammen auf die Luftjagd.

312.

Die ſchwarzen Reuter und das Handpferd.

Hanauer Landcalender vom Jahr 1730.
Hilſcher vom wüthenden Heer. Dresden 1702. S. 31. 32.

Es ſoll vorzeiten der Rechenberger, ein Raub- und Diebsritter, mit ſeinem Knecht eines Nachts auf Beu-

te ausgeritten ſeyn. Da begegnete ihnen ein Heer ſchwarzer Reuter; er wich aus, konnte ſich aber nicht enthalten, den letzten im Zug, der ein ſchön geſattelt, leeres Handpferd führte, zu fragen: wer dieſe wären, die da vorübergeritten? Der Reuter verſetzte: "das wütende Heer." Drauf hielt auch der Knecht an und frug: wem doch das ſchöne Handpferd wäre? Dem wurde zur Antwort: "ſeines Herrn treuſtem Knecht, welcher übers Jahr todt ſeyn und auf dieſem Pferd reiten werde." Dieſes Rechenbergers Knecht wollte ſich nun bekehren und dingte ſich zu einem Abt als Stallknecht. Binnen Jahresfriſt wurde er mit ſeinem Nebenknecht uneins, der ihn erſtach.

313.

Der getreu Eckhart.

Vorrede des Heldenbuchs; ganz zuletzt.
Agricola Sprichw. 667.
Hanauiſcher Landcalender a. a. O.

Man ſagt von dem treuen Eckhart, daß er vor dem Venusberg oder Höſelberg ſitze und alle Leute warne, die hineingehen wollen. Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, ſeines Alters über achtzig Jahr, erzählte, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mansfeld das wütend Heer vorübergezogen ſey; alle Jahr auf den Faßnacht Dornſtag und die Leute ſind zugelaufen und haben darauf gewartet; nicht anders, als ſollte ein großer mächtiger Kaiſer oder König vorüberzie-

hen. Vor dem Haufen iſt ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stab, hat ſich ſelbs den treuen Eckhart geheißen. Dieſer Mann hat die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen, ſie würden ſonſt Schaden nehmen. Nach dieſem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen und es ſind Leute geſehen worden, die neulich an den Orten geſtorben waren, auch der eins Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zwein Füßen. Der ander iſt auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad iſt von ſelbs umgelaufen. Der dritte hat einen Schenkel über die Achſel genommen und hat gleich ſehr gelaufen. Ein ander hat kein Kopf gehabt und der Stück ohn Maßen. In Franken iſts noch neulich geſchehen und zu Heidelberg am Neckar hat mans oft im Jahr geſehen. Das wütende Heer erſcheint in Einöden, in der Luft und im Finſtern, mit Hundegebell, Blaſen auf Waldhörnern und Brüllen wilder Thiere; auch ſiehet man dabei Haſen laufen und höret Schweine grunzen.

314.

Das Fräulein vom Willberg.

Mündlich, aus dem Corvei'ſchen.

Ein Mann aus Wehren bei Hörter ging nach der Amelungs-Mühle, Korn zu malen; auf dem Rückweg wollt er ſich ein wenig am Teich im Lau ausruhen.

Da kam ein Fräulein von dem Willberg, welcher Godelheim gegenüber liegt, herab, trat zu ihm und ſprach: "bringt mir zwei Eimer voll Waſſer oben auf die Stolle (Spitze) vom Willberg, dann ſollt ihr gute Belohnung haben." Er trug ihr das Waſſer hinauf; oben aber ſprach ſie: "Morgen um dieſe Stunde kommt wieder und bringt den Buſch Blumen mit, welchen der Schäfer vom Oſterberge auf ſeinem Hut trägt." Der Mann foderte den andern Tag die Blumen von dem Oſterbergs-Schäfer und erhielt ſie, doch erſt nach vielem Bitten. Darauf ging er wieder zu der Stolle des Willbergs, da ſtand das Fräulein, führte ihn zu einer eiſernen Thüre und ſprach: "halte den Blumen-Buſch vors Schloß." Wie er das that, ſprang die Thüre gleich auf und ſie traten hinein; da ſaß in der Berghöhle ein klein Männlein vor dem Tiſch, deſſen Bart ganz durch den ſteinernen Tiſch gewachſen war, ringsherum aber ſtanden große, übermächtige Schätze. Der Schäfer legte vor Freude ſeinen Blumen-Buſch auf den Tiſch und fing an, ſich die Taſchen mit Gold zu füllen. Das Fräulein aber ſprach zu ihm: "vergeßt das Beſte nicht!" Der Mann ſah ſich um und glaubte, damit wäre ein großer Kronleuchter gemeint, wie er aber darnach griff, kam unter dem Tiſch eine Hand hervor und ſchlug ihm ins Angeſicht. Das Fräulein ſprach nochmals: "vergeßt das Beſte nicht!" Er hatte aber nichts, als die Schätze im Sinn und an den Blumen-Buſch dachte er gar nicht. Als er ſeine Taſchen gefüllt hatte, wollte er wieder fort, kaum aber

war er zur Thüre hinaus, ſo ſchlug ſie mit entſetzlichem Krachen zu. Nun wollt' er ſeine Schätze ausladen, aber er hatte nichts, als Papier in der Taſche; da fiel ihm der Blumen-Buſch ein und nun ſah er, daß dieſer das Beſte geweſen und ging traurig den Berg herunter nach Haus.

315.

Der Schäfer und der Alte aus dem Berg.

Mündlich, aus Wernigerode.

Nicht weit von der Stadt Wernigerode befindet ſich in einem Thale eine Vertiefung in ſteinigem Erdboden, welche das Weinkeller-Loch genannt wird und worin große Schätze liegen ſollen. Vor vielen Jahren weidete ein armer Schäfer, ein frommer und ſtiller Mann, dort ſeine Heerde. Einmal, als es eben Abend werden wollte, trat ein greiſer Mann zu ihm und ſprach: "folge mir, ſo will ich dir Schätze zeigen, davon du dir nehmen kannſt, ſo viel du Luſt haſt." Der Schäfer überließ dem Hund die Bewachung der Heerde und folgte dem Alten. In einer kleinen Entfernung that ſich plötzlich der Boden auf, ſie traten beide ein und ſtiegen in die Tiefe, bis ſie zu einem Gemach kamen, in welchem die größten Schätze von Gold und edlen Steinen aufgethürmt lagen. Der Schäfer wählte ſich einen Goldklumpen und jemand, den er nicht ſah, ſprach zu ihm: "bringe das Gold dem

Goldſchmidt in die Stadt, der wird dich reichlich bezahlen.“ Darauf leitete ihn ſein Führer wieder zum Ausgang und der Schäfer that, wie ihm geheißen war und erhielt von dem Goldſchmidt eine große Menge Geldes. Erfreut brachte er es ſeinem Vater, dieſer ſprach: „verſuche noch einmal in die Tiefe zu ſteigen.“ „Ja, Vater, antwortete der Schäfer, ich habe dort meine Handſchuhe liegen laſſen, wollt ihr mitgehen, ſo will ich ſie holen.“ In der Nacht machten ſich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdiſchen Schätzen. Es lag noch alles, wie das erſtemal, auch die Handſchuhe des Schäfers waren da; beide luden ſo viel in ihre Taſchen, als ſie tragen konnten und gingen dann wieder heraus, worauf ſich der Eingang mit lautem Krachen hinter ihnen ſchloß. Die folgende Nacht wollten ſie es zum drittenmal wagen, aber ſie ſuchten lange hin und her, ohne die Stelle des Eingangs, oder auch nur eine Spur, zu entdecken. Da trat ihnen der alte Mann entgegen und ſprach zum Schäfer: „hätteſt du deine Handſchuhe nicht mitgenommen, ſondern unten liegen gelaſſen, ſo würdeſt du auch zum drittenmal den Eingang gefunden haben, denn dreimal ſollte er dir zugänglich und geöffnet ſeyn; nun aber iſt er dir auf immer unſichtbar und verſchloſſen.“ Geiſter, heißt es, können das, was in ihrer Wohnung von den irdiſchen Menſchen zurückgelaſſen worden, nicht behalten und haben nicht Ruh, bis es jene wieder zu ſich genommen.

316.

Jungfrau Jlſe.

Otmar S. 171—174.
Quedlinb. Sammlung. S. 204. 205.

Der Jlſenſtein iſt einer der größten Felſen des Harzgebirges, liegt auf der Nordſeite in der Grafſchaft Wernigerode unweit Jlſenburg am Fuß des Brockens und wird von der Jlſe beſpült. Jhm gegenüber ein ähnlicher Fels, deſſen Schichten zu dieſem paſſen und bei einer Erderſchütterung davon getrennt zu ſeyn ſcheinen.

Bei der Sündfluth flohen zwei Geliebte dem Brokken zu, um der immer höher ſteigenden allgemeinen Ueberſchwemmung zu entrinnen. Eh ſie noch denſelben erreichten und gerade auf einem andern Felſen zuſammenſtanden, ſpaltete ſich ſolcher und wollte ſie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, ſtand die Jungfrau; auf der rechten der Jüngling und miteinander ſtürzten ſie umſchlungen in die Fluten. Die Jungfrau hieß Jlſe. Noch alle Morgen ſchließt ſie den Jlſenſtein auf, ſich in der Jlſe zu baden. Nur wenigen iſt es vergönnt, ſie zu ſehen, aber wer ſie kennt, preiſt ſie. Einſt fand ſie frühmorgens ein Köhler, grüßte ſie freundlich und folgte ihrem Winken bis vor den Fels; vor dem Fels nahm ſie ihm ſeinen Ranzen ab, ging hinein damit und brachte ihn gefüllt zurück. Doch befahl ſie dem Köhler, er ſollte ihn erſt in ſeiner Hütte öffnen. Die Schwere fiel ihm auf

und als er auf der Ilſenbrücke war, konnt er ſich nicht länger enthalten, machte den Ranzen auf und ſah Eicheln und Tannäpfel. Unwillig ſchüttelte er ſie in den Strom, ſobald ſie aber die Steine der Ilſe berührten, vernahm er ein Klingeln und ſah mit Schrekken, daß er Gold verſchüttet hatte. Der nun ſorgfältig aufbewahrte Ueberreſt in den Ecken des Sacks machte ihn aber noch reich genug. — Nach einer andern Sage ſtand auf dem Ilſenſtein vorzeiten eines Harzkönigs Schloß, der eine ſehr ſchöne Tochter Namens Ilſe hatte. Nah dabei hauſte eine Hexe, deren Tochter über alle Maßen häßlich ausſah. Eine Menge Freier warben um Ilſe, aber niemand begehrte die Hexentochter, da zürnte die Hexe und wandte durch Zauber das Schloß in einen Felſen, an deſſen Fuße ſie eine nur der Königstochter ſichtbare Thüre anbrachte. Aus dieſer Thüre ſchreitet noch jetzo alle Morgen die verzauberte Ilſe und badet ſich im Fluſſe, der nach ihr heißt. Iſt ein Menſch ſo glücklich und ſieht ſie im Bade, ſo führt ſie ihn mit ins Schloß, bewirthet ihn köſtlich und entläßt ihn reichlich beſchenkt. Aber die neidiſche Hexe macht, daß ſie nur an einigen Tagen des Jahrs im Bad ſichtbar iſt. Nur derjenige vermag ſie zu erlöſen, der mit ihr zu gleicher Zeit im Fluſſe badet und ihr an Schönheit und Tugend gleicht.

317.

Die Heidenjungfrau zu Glatz.

Aelurius glätziſche Chronik. Lpzg. 1625. 4. S. 124—128. vgl. S. 86.

Alte und junge Leute zu Glatz erzählten: in der heidniſchen Zeit habe da eine gottloſe, zauberhafte Jungfrau das Land beherrſcht, die mit ihrem Ranzenbogen vom Schloß herab bis zur großen eiſersdorfer Linde geſchoſſen, als ſie mit ihrem Bruder gewettet: wer den Pfeil am weiteſten ſchießen könnte. Des Bruders Pfeil reichte kaum auf den halben Weg, und die Jungfrau gewann. An dieſer Linde ſtehet die Grenze, und ſie ſoll ſo alt ſeyn, wie der Heidenthurm zu Glatz und wenn ſie gleich einmal oder das ander verdorret, ſo iſt ſie doch immer ausgewachſen und ſtehet noch. Auf der Linde ſaß einmal die Wahrſagerin und weisſagte von der Stadt viel zukünftige Dinge: der Türk werde bis nach Glatz dringen, aber wenn er über die ſteinerne Brücke auf den Ring einziehe, eine ſchwere Niederlage erleiden durch die vom Schloß herab auf ihn ziehenden Chriſten; ſolches werde aber nicht geſchehen, bevor ein Haufen Kraniche durch die Brotbänke geflogen. — Zum Zeichen, daß die Jungfrau ihren Bruder mit dem Bogen überſchoſſen, ſetzte man auf der Meile hinter dem Graben zween ſpitzige Steine. Weil ſie aber mit ihrem eigenen Bruder unerlaubte Liebe gepflogen, war ſie vom Volk verabſcheut und es wurde ihr nach dem Leben getrachtet, allein ſie wußte

durch ihre Zauberkunſt und Stärke, da ſie oftmals aus Kurzweile ein ganzes Hufeiſen zerriß, ſtets zu entrinnen. Zuletzt jedoch blieb ſie gefangen und in einem großen Saal, welcher bei dem Thor, dadurch man aus dem Niederſchloß ins Oberſchloß gehet, vermauert. Da kam ſie ums Leben und zum Andenken ſtehet ihr Bildniß links deßelben Thors an der Mauer über den tiefen Graben in Stein ausgehauen und wird bis auf den heutigen Tag allen fremden Leuten gezeigt. Außerdem hing ihr Gemählde im grünen Schloßſaal und in der Schloßkirche an einem eiſernen Nagel in der Wand ſchön gelbes Haar, etlichemal aufgeflochten nach der Länge. Die Leute nennen es allgemein: das Haar der Heidenjungfrau; es hanget ſo hoch, daß es ein großer Mann auf der Erden ſtehend mit der Hand erreichen kann, ungefähr drei Schritt von der Thüre weit. Sie ſoll in der Geſtalt und Kleidung, wie ſie abgemalet wird, öfters im Schloſſe erſcheinen, beleidiget doch niemanden, außer wer ſie höhnt und ſpottet, oder ihre Haarflechte aus der Kirche wegzunehmen gedenkt. Zu einem Soldat, der ſie verſpottet, kam ſie auf die Schildwache und gab ihm mit kalter Hand einen Bakkenſtreich. Einem andern, der das Haar entwendet, erſchien ſie Nachts, kratzte und krengelte ihn bis nahe an den Tod, wenn er nicht ſchnell durch ſeinen Rottgeſellen das Haar wieder an den alten Ort hätte tragen laſſen.

318.

Der Roßtrapp und der Cretpfuhl.

Behrens Harzwald S. 121. und 130.
Seyfried in medulla p. 428.
Melissantes Orograph. h. v.
Otmar S. 181—186.
Quedlinburger Samml. S. 125—128. 147. 148.

Den Roßtrapp oder die Roßtrappe nennt man einen Felſen mit einer eirunden Vertiefung, welche einige Aehnlichkeit mit dem Eindruck eines rieſenmäßigen Pferdehufs hat, in dem hohen Vorgebirge des Nordharzes, hinter Thale. Davon folgende abweichende Sagen:

1) Eines Hühnenkönigs Tochter ſtellte vor Zeiten die Wette an, mit ihrem Pferde über den tiefen Abgrund, Creful genannt, von einem Felſen zum andern zu ſpringen. Zweimal hatte ſie es glücklich verrichtet, beim drittenmale aber ſchlug das Roß rückwärts über und ſtürzte mit ihr in die Schlucht hinab. Darin befindet ſie ſich immer noch. Ein Taucher hatte ſie einmal einigen zu Gefallen um ein Trinkgeld ſo weit außer Waſſer gebracht, daß man etwas von der Krone ſehen konnte, die ſie auf dem Haupt getragen. Als er zum drittenmal dran ſollte, wagte ers anfänglich nicht, entſchloß ſich zuletzt doch und vermeldete dabei: "wenn aus dem Waſſer ein Blutſtrahl ſteigt, ſo hat mich die Jungfrau umgebracht; dann eilet alle davon, daß ihr nicht auch in Gefahr gerathet." Wie er ſagte, geſchahs, ein Blutſtrahl ſtieg auf.

2) Vor Alters wohnte ein König auf den herumgelegenen alten Schlöſſern, der eine ſehr ſchöne Tochter hatte. Dieſe wollte ein Prinz, der ſich in ſie verliebte, entführen und verband ſich dazu mit dem Teufel, durch deſſen ſchwarze Kunſt er ein Pferd aus der Hölle bekam. So entführte er ſie und beim Ueberſetzen von Fels zu Felſen ſchlug das Roß mit dem Hufeiſen dieſes Wahrzeichen ein.

3) Eine Königstochter wohnte am Harz und hatte wider den Willen ihres Vaters eine geheime Liebſchaft. Um ſich vor ſeinem Zorn zu retten, floh ſie, nahm die Königskrone mit und wollte ſich in den Felſen bergen. Auf dem Felſen jenſeits, gegenüber dem Roßtrapp, ſollen noch die Radenägel ihres Fuhrwerks eingedrückt ſeyn. Sie wurde verfolgt und umringt. Es war keine Rettung übrig als einen Sprung ans andre Ufer zu wagen. Die Jungfrau ſah das, da tanzte ſie noch einmal zu guter Letzt, als wäre es ihr Hochzeittag und davon bekam der Fels den Namen Tanzplatz. Dann that ſie glücklich den großen Sprung; wo ihr Roß den erſten Fuß hinſetzte, drückte ſich ſein Huf ein, fortan hieß dieſer Fels der Roßtrapp. In der Luft war ihr aber die unſchätzbare Krone vom Haupt gefallen in einen tiefen Strudel der Bode, davon das Kronenloch benannt. Da liegt ſie noch auf den heutigen Tag.

4) Vor tauſend und mehr Jahren, ehe noch die Raubritter die Hoymburg, Leuenburg, Steckelnburg und Winzenburg erbauten, war das Land rings um

den Harz von Rieſen bewohnt, die Heiden und Zauberer waren, Raub, Mord und Gewaltthat übten. Sechzigjährige Eichen riſſen ſie ſammt den Wurzeln aus und fochten damit. Was ſich entgegenſtellte, wurde mit Keulen niedergeſchlagen und die Weiber in Gefangenſchaft fortgeſchleppt, wo ſie Tag und Nacht dienen mußten. In dem Boheimer Walde hauſte dazumal ein Rieſe, *Bodo* genannt. Alles war ihm unterthan, nur *Emma*, die Königstochter vom Rieſengebirge, die konnte er nicht zu ſeiner Liebe zwingen. Stärke noch Liſt halfen ihm nichts, denn ſie ſtand mit einem mächtigen Geiſte im Bund. Einſt aber erſah ſie Bodo jagend auf der Schneekoppe und ſattelte ſogleich ſeinen Zelter, der meilenlange Fluren im Augenblick überſprang, er ſchwur, Emma zu fahen oder zu ſterben. Faſt hätt' er ſie erreicht, als ſie ihn aber zwei Meilen weit von ſich erblickte und an den Thorflügeln eines zerſtörten Städtleins, welche er im Schild führte, erkannte, da ſchwenkte ſie ſchnell das Roß. Und von ihren Spornen getrieben flog es über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte ſie einige Meilen hinter ſich das ſchnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf. Jetzt ſtand ihr Roß verſchnaufend auf dem furchtbaren Fels, der Teufels *Tanzplatz* heißt. Angſtvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tauſend Fuß ging ſenkrecht die Felſenmauer herab zum Abgrund. Tief rauſchte der Strom unten und kreiſte in furchtbaren Wirbeln.

Der entgegenſtehende Fels ſchien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß des Roſſes. Von neuem hörte ſie Bodos Roß ſchnauben, in der Angſt rief ſie die Geiſter ihrer Väter zu Hülfe und ohne Beſinnung drückte ſie ihrem Zelter die ellenlangen Spornen in die Seite. Und das Roß ſprang über den Abgrund, glücklich auf die ſpitze Klippe und ſchlug ſeinen Huf vier Fuß tief in das harte Geſtein, daß die Funken ſtoben. Das iſt jener Roßtrapp. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann ſie ganz verwiſchen. Emma war gerettet, aber die centnerſchwere goldne Königskrone fiel während des Sprungs von ihrem Haupt in die Tiefe. Bodo, in blinder Hitze nachſetzend, ſtürzte in den Strudel und gab dem Fluß den Namen. (Die Bode ergießt ſich mit der Emme und Saale in die Elbe.) Hier als ſchwarzer Hund bewacht er die goldne Krone der Rieſentochter, daß kein Gelddurſtiger ſie heraushohle. Ein Taucher wagte es einſt unter großen Verſprechungen. Er ſtieg in die Tiefe, fand die Krone und hob ſie in die Höhe, daß das zahllos verſammelte Volk ſchon die Spitzen golden ſchimmern ſah. Aber zu ſchwer, entſank ſie zweimal ſeinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das drittemal hinabzuſteigen. Er thats und ein Blutſtrahl ſprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nimmer wieder auf. Jetzo deckt tiefe Nacht und Stille den Ungrund, kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Der Strudel heißt: der

Kreetpfuhl *) und der Fels, wo Emma die Hülfe der Höllengeiſter erflehte, des Teufels Tanzplatz.

5) In Böhmen lebte vorzeiten eine Königstochter, um die ein gewaltiger Rieſe warb. Der König, aus Furcht ſeiner Macht und Stärke, ſagte ſie ihm zu. Weil ſie aber ſchon einen andern Liebhaber hatte, der aus dem Stamm der Menſchen war, ſo widerſetzte ſie ſich dem Bräutigam und dem Befehl ihres Vaters. Aufgebracht wollte der König Gewalt brauchen und ſetzte die Hochzeit gleich auf den nächſten Tag. Mit weinenden Augen klagte ſie das ihrem Geliebten, der zu ſchneller Flucht rieth und ſich in der finſtern Nacht einſtellte, die getroffene Verabredung ins Werk zu ſetzen. Es hielt aber ſchwer zu entfliehen, die Marſtälle des Königs waren verſchloſſen und alle Stallmeiſter ihm treu und ergeben. Zwar ſtand des Rieſen ungeheurer Rappe in einem für ihn eigends erbauten Stalle, wie ſollte aber eine ſchwache Frauenhand das mehr denn zehn Ellen hohe Unthier leiten und lenken? und wie war ihm beizukommen, da es an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm ſtatt Halfters diente und dazu mit einem großen Schloſſe verwahrt war, deſſen Schlüſſel der Rieſe bei ſich trug? Der Geliebte half aber aus, er ſtellte eine Leiter ans Pferd und hieß die Königstochter hinaufſteigen; dann that er einen mächtigen Schwertesbieb auf die Kette, daß ſie

*) d. h. Teufelspfuhl, wie die nördlichen Harzbewohner Kreetkind ein Teufelskind nennen.

von einander ſprang, ſchwang ſich ſelbſt hinten auf und in einem Flug gings auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters goldne Krone aufs Haupt geſetzt. Während ſie nun auf Gerathewohl forteilten, fiels dem Rieſen ein, in dieſer Nacht auszureiten. Der Mond ſchien hell und er ſtand auf, ſein Roß zu ſatteln. Erſtaunt ſah er den Stall leer, es gab Lärm im ganzen Schloſſe und als man die Königstochter aufwecken wollte, war ſie auch verſchwunden. Ohne ſich lange zu beſinnen, beſtieg der Bräutigam das erſte beſte Pferd und jagte über Stock und Block. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe am Harzwalde kam der Rieſe hinter ſie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte den Rappen flugs und ſprengte waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchſchneidet. Der Rappe ſtutzt einen Augenblick und die Liebenden ſind in großer Gefahr. Sie blickt hinterwärts und in ſtrengem Gallop nahet der Rieſe, da ſtößt ſie muthig dem Rappen in die Rippen. Mit einem gewaltigen Sprung, der den Eindruck eines Hinterhufes im Felſen läßt, ſetzt er über und die Liebenden ſind gerettet. Denn die Mähre des nacheilenden Rieſen ſpringt ſeiner Schwere wegen zu kurz und beide mit gräßlichem Gepraſſel fallen in den Abgrund. Auf dem jenſeitigen Rand ſtehet die Königstochter und tanzt vor Freuden. Davon heißt die Stätte noch jetzt Tanzplatz. Doch hat ſie im Taumel des Sprungs

die

die Krone verloren, die in den Keſſel der Bode gefallen iſt. Da liegt ſie noch heut zu Tag, von einem großen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet, haben ſie mit eigner Lebensgefahr aus der Tiefe zu hohlen geſucht, aber beim Wiederkommen ausgeſagt: daß es vergebens ſey, der große Hund ſinke immer tiefer, ſo wie ſie ihm nahe kämen und die goldne Krone ſtehe nicht mehr zu erlangen.

319.

Der Mägdeſprung.

Quedlinburger Sammlung S. 67.
Otmar S. 195—198. vgl. S. 53.
Behrens Harzwald S. 131.
Seyfried in medulla p. 428.
Melissantes orograph. h. v.

Zwiſchen Ballenſtedt und Harzgerode in dem Selkethal zeigt das Volk auf einen hohen, durch eine Säule ausgezeichneten Felſen, auf eine Vertiefung im Geſtein, die einige Ähnlichkeit mit der Fußtapfe eines Menſchen hat und 80 bis 100 Fuß weiter auf eine zweite Fußtapfe. Die Sage davon iſt aber verſchieden.

Eine Hühnin oder Rieſentochter erging ſich einſt auf dem Rücken des Harzes von dem Petersberge herkommend. Als ſie die Felſen erreicht hatte, die jetzt über den Hüttenwerken ſtehen, erblickte ſie ihre Geſpielin, die ihr winkte, auf der Spitze des Rammberges. Lange ſtand ſie ſo zögernd, denn ihren Standort und

den nächſten Berggipfel trennte ein breites Thal. Sie blieb hier ſo lange, daß ſich ihre Fußtapfe ellentief in den Felſen drückte, wovon heut zu Tag noch die ſchwachen Spuren zu ſehn ſind. Ihres Zögerns lachte höhniſch ein Knecht des Menſchenvolks, das dieſe Gegend bewohnte, und der bei Harzgerode pflügte. Die Hühnin merkte das, ſtreckte ihre Hand aus und hob den Knecht ſammt Pflug und Pferden in die Höhe, nahm alles zuſammen in ihr Obergewand und ſprang damit über das Thal weg und in einigen Schritten hatte ſie ihre Geſpielin erreicht.

Oft hört man erzählen: die Königstochter ſey in ihrem Wagen gefahren kommen und habe auf das jenſeitige Gebirg gewollt. Flugs that ſie den Wagen nebſt den Pferden in die Schürze und ſprang von einem Berg nach dem andern.

Endlich werden die Fußtritte einer Bauerdirne zugeſchrieben, die zu ihrem Liebhaber, einem Schäfer, jenſeits den Sprung gemacht und beim Anſatz ſo gewaltig aufgetreten habe, daß ſich ihre Spur eindrückte. Auch ein Ziegenbock ſcheint hierbei im Spiel geweſen zu ſeyn.

320.

Der Jungfernſprung.

Peſchek's Oybin bei Zittau. Leipz. 1804. S. 33. 34.

In der Lauſitz unfern der böhmiſchen Grenze ragt ein ſteiler Felſen, Oybin genannt, hervor, auf dem

man den Jungfernſprung zu zeigen und davon zu erzählen pflegt: vorzeiten ſey eine Jungfrau in das jetzt zertrümmerte Bergkloſter zum Beſuch gekommen. Ein Bruder ſollte ſie herumführen und ihr die Gänge und Wunder der Felſengegend zeigen; da weckte ihre Schönheit ſündhafte Luſt in ihm und ſträflich ſtreckte er ſeine Arme nach ihr aus. Sie aber floh und flüchtete von dem Mönche verfolgt den verſchlungenen Pfad entlang; plötzlich ſtand ſie vor einer tiefen Kluft des Berges und ſprang keuſch und muthig in den Abgrund. Engel des Herrn faßten und trugen ſie ſanft ohne einigen Schaden hinab.

Andere behaupten: ein Jäger habe auf dem Oybin ein ſchönes Bauernmädchen wandeln ſehen und ſey auf ſie losgeeilt. Wie ein gejagtes Reh ſtürzte ſie durch die Felſengänge, die Schlucht öffnete ſich vor ihren Augen und ſie ſprang unverſehrt nieder bis auf den Boden.

Noch andere berichten: es habe ein raſches Mädchen mit ihren Geſpielinnen gewettet, über die Kluft wegzuſpringen. Im Sprung aber gliſchte ihr Fuß aus dem glatten Pantoffel und ſie wäre zerſchmettert worden, wo ſie nicht glücklicherweiſe ihr Reifrock allenthalben geſchützt und ganz ſanft bis in die Tiefe hinunter gebracht hätte.

321.
Der Harrasſprung.

Körner's Nachlaß 2. 71—74.

Bei Lichtenwalde im ſächſiſchen Erzgebirge zeigt man an dem Zſchopauthal eine Stelle, genannt der Harrasſprung, wo vor Zeiten ein Ritter, von ſeinen Feinden verfolgt, die ſteile Felſenwand hinunter in den Abgrund geritten ſeyn ſoll. Das Roß wurde zerſchmettert, aber der Held entkam glücklich auf das jenſeitige Ufer.

322.
Der Rieſe Hidde.

Pierius Winſemius Geſchiedeniſſe van Friesland. Franeker 1622. fol. Buch III. S. 93.

Zu Carls des Großen Zeit lebte ein Frieſe Namens Hidde, groß von Leib und ein ſtarker Mann, ging ins Land Braunſchweig und wurde vom Herzog zum Vogt ſeiner Wälder und Bäume gemacht. Als er einmal durch die Wildniß ging, ſtieß er auf eine Löwin mit ihren jungen Welpen im Neſt, tödtete die Alte und brachte die Jungen, als Wölfe die er gefangen habe, dem Herzog an Hof. Dieſem gefiel die Einfalt des Mannes, welcher keinen Unterſchied machte zwiſchen Löwen und Wölfen und begabte ihn mit vielen Ländereien in der Gegend der Elbe. Da baute er ſich ein Wohnhaus und nannte es Hiddesacker nach ſeinem Namen.

323.

Das ilefelder Nadelöhr.

Behrens cur. Harzwald S. 126. 127.

Bei dem Kloſter Jlefeld, zur linken Hand gleich bei dem Harzfahrwege, ſteht aus einem hohen Berg ein ſtarker Stein hervor, der in ſeiner Mitte eine enge und ſchmale durchgehende Höhle hat. Alle Knechte aus Nordhauſen und den umliegenden Ortern, wann ſie das erſtemal in den Harzwald hinter Jlefeld nach Brennholz fahren, müſſen durch dieſes Nadelöhr dreimal kriechen, mit großer Müh und Beſchwerde, und werden beim Ein- und Auskriechen von ihren Cameraden dazu mit Peitſchenſtielen tapfer abgeſchlagen. Wollen ſie die Kurzweil nicht ausſtehen, ſo müſſen ſie ſich mit Gelde loskaufen. Die Obrigkeit hat dieſe Sitte ſchon mehrmals bei ziemlicher Strafe, aber fruchtlos verboten und der Knecht, der ſich dem Brauch entziehen will, hat vor ſeinen Cameraden keinen Frieden und wird nicht bei ihnen gelitten. Vom Urſprung dieſes Steins gibt der gemeine Mann vor: ein Hühne ſey einsmals etliche Meilen Wegs gereiſt; als er nun hinter Jlefeld gekommen, habe er gefühlt, daß ihn etwas in dem einen Schuh drücke, ihn alſo ausgezogen und dieſen Stein drin gefunden. Darauf habe er den Stein an den Ort, wo er noch liege, geworfen.

324.
Die Rieſen zu Lichtenberg.

Mündlich, aus dem Odenwald.

Der Lichtenberg iſt ein Bergſchloß, das man ſpäterhin aus den uralten Trümmern wieder erneuert hat, und in allen Dörfern, die in ſeiner Nähe liegen, lebt noch die Sage fort, daß es hier vor alten Zeiten Rieſen gegeben habe. Unter den Steinen befinden ſich manche, die keine Menſchenkraft den jähen Berg hinauf hätte tragen können. Ein Rieſe ſchleppte einen über achtzig Centner ſchweren Block auf ſeiner Schulter herbei, aber er zerbrach ihm unterwegs und blieb eine Stunde von Lichtenberg auf der Höhe liegen; er wird noch heutzutag Rieſenſtein genannt. Im Schloß wird ein Knochen, anderthalb Schuh im Umfang haltend und mit einem andern, einen halben Schuh dicken, einen Fuß langen Bein verwachſen, aufbewahrt; auch ſoll daſelbſt vor fünf und zwanzig Jahren noch eine ungeheure Bettlade außer den Knochen zu ſehen geweſen ſeyn. Es wird auch wiederum erzählt, daß die Rieſenfrau einmal weiter als gewöhnlich von dem Lichtenberg weggegangen ſey und einen Bauer getroffen habe, der mit Ochſen ſeinen Acker pflügte. Das hatte ſie noch nie geſehn, nahm alſo Bauer, Pflug und Ochſen zuſammen in ihre Schürze und brachte es ihrem Mann aufs Schloß mit den Worten: "ſieh einmal Mann, was ich für ſchöne Thierchen gefunden habe."

325.

Das Hühnenblut.

Otmar S. 267—270.

Zwiſchen dem magdeburgiſchen Städtchen Egeln und dem Dorfe Weſteregeln, unweit des Hakels, findet ſich in einer flachen Vertiefung rothes Waſſer, welches das Volk: Hühnenblut nennet. Ein Hühne floh verfolgt von einem andern, überſchritt die Elbe und als er in die Gegend kam, wo jetzo Egeln liegt, blieb er mit einem Fuße, den er nicht genug aufhob, an der Thurmſpitze der alten Burg hangen, ſtolperte, erhielt ſich noch ein Paar tauſend Fuß zwiſchen Fall und Aufſtehen, ſtürzte aber endlich nieder. Seine Naſe traf gerade auf einen großen Feldſtein bei Weſteregeln mit ſolcher Gewalt, daß er das Naſenbein zerſchmetterte und ihm ein Strom von Blut entſtürzte, deſſen Ueberreſte noch jetzt zu ſehen ſind.

Nach einer zweiten Erzählung, wohnte der Hühne in der Gegend von Weſteregeln. Oft machte er ſich das Vergnügen, über das Dorf und ſeine kleinen Bewohner wegzuſpringen. Bei einem Sprung aber ritzte er ſeine große Zehe an der Thurmſpitze, die er berührte. Das Blut ſprützte aus der Wunde in einem tauſendfüßigen Bogen, bis in die Lache, in der ſich das nieverſiegende Hühnenblut ſammelte.

326.

Es rauſcht im Hühnengrab.

Micrälius Pomm. Geſch. B. II. c. 52.

Bei Cöslin in Pommern zeigt man einen Hühnenberg, und man hat da ein großes Horn, ein großes Schwert und ungeheure Knochen ausgegraben. Auch in Vorpommern ſollen vor Zeiten Rieſen geweſen ſeyn. In der Gegend von Greifswalde ließ man 1594. ſolche Hühnengräber "kleuben und abſchlichten," da fanden die Steinmetzen Leiber elf und wohl ſechszehn Schuh lang, und Krüge daneben. Wie ſie aber an einen andern Graben, dem vorigen gleich, kamen und ihn auch verſuchen wollten, ſoll ſich ihrem Vorgeben nach ein Getümmel, als wenn etwas mit Schlüſſeln um ſie herrauſchte und tanzte, haben vernehmen laſſen. Da ſtanden ſie ab vom Stören des Grabs.

327.

Todte aus den Gräbern wehren dem Feind.

Otmar's Samml.

Wehrſtedt, ein Dorf nahe bei Halberſtadt, hat nach der Sage ſeinen Namen davon erhalten, daß bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder Heiden, da die Landesbewohner der Uebermacht ſchon unterlagen, die Todten aus den Gräbern aufſtanden, dieſe Unholde tapfer abwehrten und ſo ihre Kinder retteten.

328.

Hans Heilings Felſen.

Körner's Nachlaß 2. 132—152. aus der deutſchböhmiſchen Volksſage, vgl. 174.

An der Eger, dem Dorfe Aich gegenüber, ragen ſeltſame Felſen empor, die das Volk: Hans Heilings Felſen nennt und wovon es heißt: vor alten Zeiten habe ein gewiſſer Mann, Namens Hans Heiling, im Lande gelebt, der genug Geld und Gut beſeſſen, aber ſich jeden Freitag in ſein Haus verſchloſſen und dieſen Tag über unſichtbar geblieben ſey. Dieſer Heiling ſtand mit dem Böſen im Bunde und floh, wo er ein Kreuz ſah. Einſt ſoll er ſich in ein ſchönes Mädchen verliebt haben, die ihm auch anfangs zugeſagt, hernach aber wieder verweigert worden war. Als dieſe mit ihrem Bräutigam und vielen Gäſten Hochzeit hielt, erſchien Mitternachts zwölf Uhr Heiling plötzlich unter ihnen und rief laut: "Teufel, ich löſche dir deine Dienſtzeit, wenn du mir dieſe vernichteſt!" Der Teufel antwortete: "ſo biſt du mein" und verwandelte alle Hochzeitleute in Felſenſteine. Braut und Bräutigam ſtehen da, wie ſie ſich umarmen; die übrigen mit gefaltenen Händen. Hans Heiling ſtürzte vom Felſen in die Eger hinab, die ihn ziſchend verſchlang und kein Auge hat ihn wieder geſehen. Noch jetzt zeigt man die Steinbilder, die Liebenden, den Brautvater und die Gäſte; auch die Stelle, wo Heiling hinabſtürzte.

329.

Die Jungfrau mit dem Bart.

Prätorius Wünſchelruthe S. 152 — 153. aus mündl. Erzählung. vgl. Kinder- und Haus-Märchen II. 66.

Zu Salfeld mitten im Fluß ſteht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahgelegenen Brücke eingeht, worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieſer Kirche iſt als Beiwappen oder Zeichen der Stadt in Stein ausgehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein Mann mit einer Geige kniet, der neben ſich einen Pantoffel liegen hat. Davon wird folgendes erzählt. Die Nonne war eine Königs-Tochter und lebte zu Salfeld in einem Kloſter. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte ſich ein König in ſie und wollte nicht nachlaſſen, bis ſie ihn zum Gemahl nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte ſich beſtändig, als er aber immer von neuem in ſie drang und ſie ſich ſeiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat ſie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungeſtaltheit verliehe; Gott erhörte die Bitte und von Stund an wuchs ihr ein langer, häßlicher Bart. Als der König das ſah, gerieth er in Wuth und ließ ſie ans Kreuz ſchlagen.

Aber ſie ſtarb nicht gleich, ſondern mußte in unbeſchreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuz ſchmachten. Da kam in dieſer Zeit aus ſonderlichem Mitleiden ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todes-Noth verſüßen wollte. Der hub an und ſpiel-

te auf ſeiner Geige, ſo gut er vermogte, und als er nicht mehr ſtehen konnte vor Müdigkeit, da kniete er nieder und ließ ſeine tröſtliche Muſik ohn Unterlaß erſchallen. Der heiligen Jungfrau aber gefiel das ſo gut, daß ſie ihm zum Lohn und Angedenken einen köſtlichen, mit Gold und Edelſtein geſtickten Pantoffel von dem einen Fuß herabfallen ließ.

330.
Die weiße Jungfrau zu Schwanau.

Joh. Müller Schweiz. Geſch. II. 3.

Die freien Schweizer brachen die Burg Schwanau auf dem lowerzer See, weil darin der böſe und grauſame Vogt des Kaiſers wohnte. Einmal jährlich erſchüttert bei nächtlicher Stille ein Donner die Trümmer und ertönt im Thurm Klaggeſchrei; rings um die Mauer wird der Vogt von dem weißgekleideten Mädchen, das er entehrt hatte, verfolgt, bis er mit Geheule ſich in den See ſtürzt. Drei Schweſtern flohen vor der Vögte Luſt in des Rigi Klüfte und ſind nimmer wieder herausgekommen. Sanct Michels Capelle bezeichnet den Ort.

331.
Schwarzkopf und Seeburg am Mummel-See.

Erzählungen und Märchen von Guſtav. Lpzg. 1804.

Der Mummel-See liegt im tiefen Murgthale rings von ehemaligen Burgen umgeben; gegen einander ſtehen

die Ueberreſte der ehemaligen Feſten Schwarzkopf und Seeburg. Die Sage erzählt, daß jeden Tag, wann Dämmerung die Bergſpitzen verhüllt, von der Seite des Seeburger Burghofes dreizehn Stück Rothwild zu einem Pförtchen herein, über den Platz, und zu dem entgegengeſetzten flügelloſen Burgthore hinaus eilen. Geübte Wildſchützen bekamen von dieſen Thieren immer eins, aber nie mehr in ihre Gewalt. Die andern Kugeln gingen fehl, oder fuhren in die Hunde. Kein Jäger ſchoß ſeit der Zeit auf ein anderes Thier, als das in dieſem Zuge lief und ſich durch Größe und Schönheit auszeichnete. Von dieſem täglichen Zuge iſt jedoch der Freitag ausgenommen, der deswegen den noch jetzt üblichen Namen Jäger-Sabbath erhielt und an welchem niemand die Seeburg betritt. Aber an dieſem Tage, um die Mitternacht, wird eine andere Erſcheinung geſehen. Zwölf Nonnen, in ihrer Mitte ein blutender Mann, in deſſen Leib zwölf Dolche ſtecken, kommen durch die kleine Waldpforte in den Hof und wandeln ſtill dem großen Burgthore zu. In dieſem Augenblick erſcheint aus dem Portale eine ähnliche Reihe, beſtehend in zwölf ganz ſchwarzen Männern, aus deren Leibern Funken ſprühen und überall brennende Flecken hervorlodern; ſie wandeln dicht an den Nonnen und ihrem blutigen Begleiter vorüber, in ihrer Mitte aber ſchleicht eine weibliche Geſtalt. Dieſes Geſicht erklärt die Sage auf folgende Weiſe: in der Seeburg lebten zwölf Brüder, Raub-Grafen, und bei ihnen eine gute Schweſter; auf dem Schwarzkopf aber ein

edler Ritter mit zwölf Schweſtern. Es geſchah, daß die zwölf Seeburger in einer Nacht die zwölf Schweſtern vom Schwarzkopf entführten, dagegen aber auch der Schwarzkopfer die einzige Schweſter der zwölf Raubgrafen in ſeine Gewalt bekam. Beide Theile trafen in der Ebene des Murgthals auf einander und es entſtand ein Kampf, in welchem die Seeburger bald die Oberhand erhielten und den Schwarzkopfer gefangen nahmen. Sie führten ihn auf die Burg und jeder von den Zwölfen ſtieß ihm einen Dolch vor den Augen ſeiner ſterbenden Geliebten, ihrer Schweſter, in die Bruſt. Bald darnach befreiten ſich die zwölf geraubten Schweſtern aus ihren Gemächern, ſuchten die zwölf Dolche aus der Bruſt ihres Bruders und tödteten in der Nacht ſämmtliche Mord-Grafen. Sie flüchteten nach der That, wurden aber von den Knechten ereilt und getödtet. Als hierauf das Schloß durch Feuer zerſtört ward, da ſah man die Mauern, in welchen die Jungfrauen geſchmachtet, ſich öffnen, zwölf weibliche Geſtalten, jede mit einem Kindlein auf dem Arm, traten hervor, ſchritten zu dem Mummel-See und ſtürzten ſich in ſeine Fluten. Nachher hat das Waſſer die zertrümmerte Burg verſchlungen, in welcher Geſtalt ſie noch hervorragt.

Ein armer Mann, der in der Nähe des Mummel-Sees wohnte und oftmals für die Geiſter des Waſſers gebätet hatte, verlor ſeine Frau durch den Tod. Abends darauf hörte er in der Kammer, wo ſie auf Spänen lag, eine leiſe Muſik ertönen. Er öffnete ein

wenig die Thüre und ſchaute hinein und ſah ſechs Jungfrauen, die mit Lichtlein in den Händen um die Todte ſtanden; am folgenden Abend waren es eben ſo viel Jünglinge, die bei der Leiche wachten und ſie ſehr traurig betrachteten.

332.

Der Krämer und die Maus.

Wenzel dramat. Erzählungen.

Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müd geworden und ſetzte ſich, ein Stückchen Brot zu verzehren; das einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, ſah er zu ſeinen Füßen ein Mäuschen herumkriechen, das ſich endlich vor ihn hinſetzte und aufſchaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von ſeinem Brot hin, ſo noth es ihm ſelber that, die es auch gleich wegnagte. Dann gab er ihm, ſo lang er noch etwas hatte, immer ſein kleines Theil, ſo daß ſie ordentlich zuſammen Mahlzeit hielten. Nun ſtand der Krämer auf, einen Trunk Waſſer an einer nahen Quelle zu thun; als er wieder zurückkam, ſiehe, da lag ein Goldſtück auf der Erde und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es dabei und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und ſah, wie ſie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er ſeinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz

von lauter alten Goldſtücken. Er hob ihn heraus und ſah ſich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verſchwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte es halb unter die Armen und ließ von der andern Hälfte eine Kirche daſelbſt bauen. Dieſe Geſchichte ward zum ewigen Andenken in Stein gehauen und iſt noch am heutigen Tage in der Dreieinigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen zu ſehen.

333.
Die drei Schatzgräber.

Falkenſtein thüring. Chronik I. 219.

Unter der St. Dionyſien Kirche, nicht weit von Erfurt, ſollte ein großer Schatz liegen, welchen drei Männer miteinander zu heben ſich vornahmen, nämlich ein Schmidt, ein Schneider und ein Hirt oder Schäfer. Aber der böſe Geiſt, der den Schatz bewachte, tödtete ſie alle dreie. Ihre Häupter wurden an dem Geſims der Kirche unterm Dache in Stein ausgehauen, nebſt einem Hufeiſen, einer Scheere und einem Schäferſtock oder einer Weinmeiſters-Hippe.

334.
Einladung vor Gottes Gericht.

Casp. Henneberg chronicon Prussiae p. 254.
Prätorius Weltbeſchr. I. 285—288.

Zu Leuneburg in Preußen war ein ſehr behender Dieb, der einem ein Pferd ſtehlen konnte, wie vorſich-

tig man auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein ſchönes Pferd, das er dem Fiſchmeiſter zu Angerburg verkauft, aber noch nicht gewährt. Da wettete der Dieb, er wolle dieſes auch ſtehlen und darnach aufhören; aber der Pfarrer erfuhr es und ließ es ſo verwahren und verſchließen, daß er nicht dazu kommen konnte. Indeß ritt der Pfarrer mit dem Pferd einmal in die Stadt, da kam der Dieb auch in Bettlerskleidern mit zweien Krücken in die Herberge. Und als er merkt, daß der Pfarrer ſchier wollte auf ſeyn, macht er ſich zuvor auf das Feld, wirft die Krücken auf einen Baum, legt ſich darunter und erwartet den Pfarrer. Dieſer kommt hernach, wohl bezecht, findet den Bettler da liegen und ſagt: "Bruder, auf! auf! es kommt die Nacht herbei, geh zu Leuten, die Wölfe mögten dich zerreißen." Der Dieb antwortet: "ach! lieber Herr, es waren böſe Buben eben hier, die haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen, nun muß ich allhier verderben und ſterben, denn ohne Krükken kann ich nirgend hinkommen." Der Pfarrer erbarmt ſich ſeiner, ſpringt vom Pferde, gibt es dem Schalk, am Zügel zu halten, zieht ſeinen Reitrock aus, legt ihn aufs Pferd und ſteigt dann auf den Baum, die Krücken abzugewinnen. Indeſſen ſpringt der Dieb auf das Pferd, rennt davon, wirft die Bauerskleider weg und läßt den Pfarrer zu Fuß nach Hauſe gehen. Dieſen Diebſtahl erfährt der Pfleger, läßt den Dieb greifen und an den Galgen henken. Jedermann wußte nun von ſeiner Liſtigkeit und Behendigkeit zu erzählen.

Eins=

Einsmals ritten etliche Edelleute, wohl bezecht, an dem Galgen vorbei, redeten von des Diebs Verſchlagenheit und lachten darüber. Einer von ihnen war auch ein wüſter und spöttiſcher Menſch, der rief hinauf: "o du lebender und kluger Dieb, du mußt ja viel wiſſen! komm auf den Donnerſtag mit deinen Geſellen zu mir zu Gaſte und lehre mich auch Liſtigkeit." Deß lachten die andern.

Auf den Donnerſtag, als der Edelmann die Nacht über getrunken hatte, lag er lang ſchlafend, da kommen die Diebe Glocke neun des Morgens mit ihren Ketten in den Hof, gehen zur Frau, grüßen ſie und ſagen, der Junker habe ſie zu Gaſt gebeten, ſie ſolle ihn aufwecken. Deſſen erſchrickt ſie gar hart, geht vor des Junkers Bett und ſagt: "ach! ich habe euch längſt geſagt, ihr würdet mit euerm Trinken und ſpöttiſchen Reden Schande einlegen, ſteht auf und empfanget eure Gäſte;" und erzählt, was ſie in der Stube geſagt hätten.

Er erſchrickt, ſteht auf, heißt ſie willkommen und daß ſie ſich ſetzen ſollten. Er läßt Eſſen vortragen, ſo viel er in Eile vermag, welches alles verſchwindet. Unterdeſſen ſagt der Edelmann zu dem Pferdedieb: "lieber, es iſt deiner Behendigkeit viel gelachet worden, aber jetzund iſt mirs nicht lächerlich, doch verwundert mich, wie du ſo behend biſt geweſen, da du doch ein grober Menſch ſcheineſt." Der antwortet: "der Satan, wann er ſieht, daß ein Menſch Gottes Wort verläßt, kann einen leicht behend machen." Der

Edelmann fragte andere Dinge, darauf jener antwortete, bis die Mahlzeit entſchieden war. Da ſtunden ſie auf, dankten ihm und ſprachen: „ſo bitten wir euch auch zu Gottes himmliſchem Gericht, an das Holz, da wir um unſerer Miſſethat willen von der Welt getödtet worden: da ſollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach und dies ſoll ſeyn heut über vier Wochen.“ Und ſchieden alſo von ihm.

Der Edelmann erſchrack ſehr und ward heftig betrübt. Er ſagte es vielen Leuten, der eine ſprach dies der andere jenes dazu. Er aber tröſtete ſich deſſen, daß er niemanden etwas genommen und daß jener Tag auf Allerheiligen-Tag fiel, auf welchen um des Feſts willen man nicht zu richten pflegt. Doch blieb er zu Hauſe und lud Gäſte, ſo etwas geſchähe, daß er Zeugniß hätte, er wäre nicht auskommen. Denn damals war die Rauberei im Lande, ſonderlich Gregor Materſnen Reiterei, aus welchen einer den Hauscomthur D. Eberhard von Emden erſtochen hatte. Derhalben der Comthur Befehl bekam, wo ſolche Reiter und Compans zu finden wären, man ſollte ſie fangen und richten, ohn einige Audienz. Nun war der Mörder verkundſchaftet und der Comthur eilte ihm mit den ſeinigen nach. Und weil jenes Edelmannes der letzte Tag war und dazu Allerheiligen-Feſt, gedacht er, nun wär er frei, wollte ſich einmal gegen Abend auf das lange Einſitzen etwas erluſtigen und ritt ins Feld. Indeſſen als ſeiner des Comthurs Leute gewahr werden, däucht ſie, es ſey des Mörders Pferd und Kleid und reiten

flugs auf ihn zu. Der Reuter ſtellt ſich zur Wehr und erſticht einen jungen Edelmann, des Comthurs Freund und wird deshalb gefangen. Sie bringen ihn vor Leuneburg, geben einem Litthauen Geld, der hängt ihn zu ſeinen Gäſten an den Galgen. Und wollte ihm nicht helfen, daß er ſagte, er käme aus ſeiner Behauſung erſt geritten, ſondern muß hören: “mit ihm fort, eh andere kommen und ſich ſeiner annehmen, denn er will ſich nur alſo ausreden!”

335.

Gäſte vom Galgen.

Bräuner's Curioſitäten S. 296—298.

Ein Wirth einer anſehnlichen Stadt reiſte mit zwei Weinhändlern aus dem Weingebürge, wo ſie einen anſehnlichen Vorrath Wein eingekauft hatten, wieder heim und ihr Weg führte ſie am Galgen vorbei und obwohl ſie berauſcht waren, ſahen ſie doch und bemerkten drei Gehenkte, welche ſchon lange Jahre gerichtet waren. Da rief einer von den zwei Weinhändlern: “du, Bären-Wirth, dieſe drei Geſellen, die da hängen, ſind auch deine Gäſte geweſen.” — “Hei! ſagte der Wirth in tollem Muthe, ſie können heut zu Nacht zu mir kommen und mit mir eſſen!” Was geſchieht? Als der Wirth alſo trunken anlangt, vom Pferd abſteigt, in ſeine Wohnſtube geht und ſich niederſetzt, kommt eine gewaltige Angſt über ihn, ſo daß er nicht

im Stande iſt, jemand zu rufen. Indeß trit der Hausknecht herein, ihm die Stiefel abzuziehen, da findet er ſeinen Herrn halb todt im Seſſel liegen. Er ruft alsbald die Frau und als ſie ihren Mann mit ſtarken Sachen ein wenig wieder erquickt, fragt ſie, was ihm zugeſtoßen ſey. Darauf erzählt er ihr, im Vorbeireiten habe er die drei Gehängten zu Gaſt geladen und da er in ſeine Stube gekommen, ſeyen dieſe drei in der entſetzlichen Geſtalt, wie ſie am Galgen hängen, in das Zimmer getreten, hätten ſich an den Tiſch geſetzt und ihm immer gewinkt, daß er herbei kommen ſolle. Da ſey endlich der Hausknecht hereingetreten, worauf die Geiſter alle drei verſchwunden. Dieſes wurde für eine bloße Einbildung des Wirths ausgegeben, weil ihm trunkener Weiſe eingefallen, was er im Vorbeireiten den Sündern zugerufen, aber er legte ſich zu Bett und ſtarb am dritten Tage.

336.

Teufels=Brücke.

Mündlich.

Ein Schweizer=Hirte, der öfters ſein Mädchen beſuchte, mußte ſich immer durch die Reuß mühſam durcharbeiten, um hinüber zu gelangen, oder einen großen Umweg nehmen. Es trug ſich zu, daß er einmal auf einer außerordentlichen Höhe ſtand und ärgerlich ſprach: „ich wollte der Teufel wäre da und baute

te mir eine Brücke hinüber.“ Augenblicklich ſtand der Teufel bei ihm und ſagte: “verſprichſt du mir das erſte Lebendige, das darüber geht, ſo will ich dir eine Brücke dahin bauen, auf welcher du ſtets hinüber und herüber kannſt.“ Der Hirte willigte ein; in wenig Augenblicken war die Brücke fertig, aber jener trieb eine Gemſe vor ſich her und ging hinten nach. Der betrogene Teufel ließ alsbald die Stücke des zerriſſenen Thiers aus der Höhe herunter fallen.

337.
Die zwölf Johanneße.

Falkenſtein thüring. Chronik I. 218.

Ein fränkiſcher König hatte zwölf Jünglinge, die wurden die deutſchen Schüler genannt, und hieß jeglicher Johannes. Sie fuhren auf einer Glücksſcheibe durch alle Länder und konnten binnen vier und zwanzig Stunden erfahren, was in der ganzen Welt geſchehen war. Das berichteten ſie dann dem Könige. Der Teufel aber ließ alle Jahre einen von der Scheibe herabfallen und nahm ihn zum Zoll. Den letzten ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen, der zuvor der Berbersberg genannt war. Der König bekümmerte ſich, wo doch der letzte hingekommen wäre, und als er erfuhr, daß es ein ſchöner Berg ſey, auf den er herabgefallen, ließ er eine Capelle daſelbſt bauen und nannte ſie Corpus Christi; ſetzte auch einen Einſied-

ler hinein. Es war aber damals ſchiffbar Waſſer rings umher und nichts angebaut und an der Capelle hing eine Leuchte, darnach ſich jeder richtete, bis das Waſſer an der Sachſenburg abgeſtochen wurde.

338.

Teufels-Graben.

Mündlich.

In der Nähe des Dorfes Rappersdorf, das nicht weit von der Stadt Strehlen in Niederſchleſien liegt, erblickt man in flachem Boden einen tiefen Graben, gegen einen etwas entfernten Bach laufend, welcher vom Volk der Teufels-Graben genannt wird. Ein Bauer aus Rappersdorf war ſehr in Noth, weil er nicht wußte, wie er das überhand nehmende Regen-Waſſer von ſeinen Feldern ableiten ſolle. Da erſchien der Teufel vor ihm und ſprach: "gib mir ſieben Arbeiter zur Hülfe, ſo will ich dir noch in dieſer Nacht einen Graben machen, der alles Waſſer von deinen Äckern abzieht und fertig ſeyn ſoll, eh der Morgen graut." Der Bauer willigte ein und überlieferte dem Teufel die Arbeiter mit ihren Werkzeugen. Als er am folgenden Tag hinausging, die Arbeit zu beſichtigen, war zwar der große breite Graben vollendet, aber die Arbeitsleute waren verſchwunden, bis man die zerriſſenen Glieder dieſer Unglücklichen auf den Feldern rings umher zerſtreut fand.

339.

Der Kreuzliberg.

Kleine Reminiſcenzen und Gemählde. Zürch 1806.

Auf einer Burg in der Nähe von Baaden im Aargau lebte eine Königstochter, welche oft zu einem nah gelegenen Hügel ging, da im Schatten des Gebüſches zu ruhen. Dieſen Berg aber bewohnten immen Geiſter und er ward einmal bei einem furchtbaren Wetter von ihnen verwüſtet und zerriſſen. Die Königstochter, als ſie wieder hinzukam, beſchloß in die geöffnete Tiefe hinabzuſteigen, um ſie beſchauen zu können. Sie trat, als es Nacht wurde, hinein, wurde aber alsbald von wilden, entſetzlichen Geſtalten ergriffen und über eine große Menge Fäſſer immer tiefer und weiter in den Abgrund gezogen. Folgenden Tags fand man ſie auf einer Anhöhe in der Nähe des verwüſteten Bergs, die Füße in die Erde gewurzelt, die Arme in zwei Baumäſte ausgewachſen und den Leib einem Steine ähnlich. Durch ein Wunderbild, das man aus dem nahen Kloſter herbeibrachte, wurde ſie aus dieſem furchtbaren Zuſtande wieder erlöſt und zur Burg zurückgeführt. Auf den Gipfel des Bergs ſetzte man ein Kreuz, und noch jetzt heißt dieſer der Kreuzliberg und die Tiefe mit den Fäſſern des Teufels Keller.

340.

Die Pferde aus dem Bodenloch.

Merssaeus (Cratepolius) catalogus episcop. Coloniens.
Greg. Horst in ſ. Zuſätzen zu Marc. Donatus hist. medica mirab. cap 9. p. 707.
Balth. Bebelius diss. de bis mortuis. p. 9.
Rhein. Antiquarius S. 728 — 730.
Cölner Taſchenbuch für altdeutſche Kunſt 1816.

Richmuth von Adocht, eines reichen Burgermeiſters zu Cöln Ehefrau, ſtarb und wurde begraben. Der Todtengräber hatte geſehen, daß ſie einen köſtlichen Ring am Finger trug, die Begierde trieb ihn Nachts zu dem Grab, das er öffnete, Willens den Ring abzuziehen. Kaum aber hatte er den Sargdeckel aufgemacht, ſo ſah er, daß der Leichnam die Hand zuſammendrückte und aus dem Sarg ſteigen wollte. Erſchrocken floh er. Die Frau wand ſich aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging gerades Schritts auf ihr Haus zu, wo ſie den bekannten Hausknecht bei Namen rief, daß er ſchnell die Thüre öffnen ſollte und erzählte ihm mit wenig Worten, was ihr widerfahren. Der Hausknecht trat zu ſeinem Herrn und ſprach: "unſere Frau ſteht unten vor der Thüre und will eingelaſſen ſeyn." "Ach, ſagte der Herr, das iſt unmöglich, eh das möglich wäre, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden ſtehen!" Kaum hatte er das Wort ausgeredet, ſo trappelte es auf der Treppe und dem Boden und ſiehe, die ſechs Schimmel ſtanden oben alle beiſammen. Die Frau hatte

nicht nachgelaſſen mit Klopfen, nun glaubte der Burgermeiſter, daß ſie wirklich da wäre; mit Freuden wurde ihr aufgethan und ſie wieder völlig zum Leben gebracht. Den andern Tag ſchauten die Pferde noch aus dem Bodenloch und man mußte ein großes Gerüſte anlegen, um ſie wieder lebendig und heil herabzubringen. Zum Andenken der Geſchichte hat man Pferde ausgeſtopft, die aus dieſem Haus zum Boden herausgucken. Auch iſt ſie in der Apoſtelkirche abgemahlt, wo man überdem einen langen leinenen Vorhang zeigt, den Frau Richmuth nachher mit eigner Hand geſponnen und dahin verehrt hat. Denn ſie lebte noch ſieben Jahre.

341.

Zuſammenkunft der Todten.

Mündlich, aus Heſſen.

Eine Königin war geſtorben und lag in einem ſchwarz ausgehängten Trauerſaal auf dem Prachtbette. Nachts wurde der Saal mit Wachskerzen hell erleuchtet und in einem Vorzimmer befand ſich die Wache: ein Hauptmann mit neun und vierzig Mann. Gegen Mitternacht hört dieſer, wie ein ſechsſpänniger Wagen raſch vor das Schloß fährt, geht hinab und eine in Trauer gekleidete Frau, von edlem und vornehmem Anſtande, kommt ihm entgegen und bittet um die Erlaubniß, eine kurze Zeit bei der Todten verweilen zu dürfen. Er ſtellt ihr vor, daß er nicht die Macht

habe, dies zu bewilligen, ſie nennt aber ihren wohlbekannten Namen und ſagt, als Oberhofmeiſterin der Verſtorbenen gebühre ihr das Recht, ſie noch einmal, eh ſie beerdigt werde, zu ſehen. Er iſt unſchlüſſig, aber ſie dringt ſo lange, daß er nichts ſchickliches mehr einzuwenden weiß und ſie hineinführt. Er ſelbſt, nachdem er die Thüre des Saals wieder zugemacht, geht haußen auf und ab. Nach einiger Zeit bleibt er vor der Thüre ſtehen, horcht und blickt durchs Schlüſſelloch, da ſieht er, wie die todte Königin aufrecht ſitzt und leiſe zu der Frau ſpricht, doch mit verſchloſſenen Augen und ohne eine andere Belebung der Geſichtszüge, als daß die Lippen ſich ein wenig bewegen. Er heißt die Soldaten, einen nach dem andern, hineinſehen und jeder erblickt daſſelbe; endlich naht er ſelbſt wieder, da legt ſich die Todte eben langſam auf das Prachtbett zurück. Gleich darnach kommt die Frau wieder heraus und wird vom Hauptmann hinab geführt; dieſer fühlt, indem er ſie in den Wagen hebt, daß ihre Hand eiskalt iſt. Der Wagen eilt, ſo ſchnell er gekommen, wieder fort und der Hauptmann ſieht, wie in der Ferne die Pferde Feuerfunken ausathmen. Am andern Morgen kommt die Nachricht, daß die Oberhofmeiſterin, welche mehrere Stunden weit auf einem Landhauſe wohnte, um Mitternacht und gerade in der Stunde geſtorben iſt, wo ſie bei der Todten war.

342.

Das weiſſagende Vöglein.

Micrälius Pomm. Geſch. Buch IV. S. 159.

Im Jahr 1624. hörte man in der Luft rufen: "weh, weh über Pommerland!" Am 14. Juli ging des Leinenwebers Frau von Colbatz nach Selow, mit Namen Barbara Sellentius, daſelbſt Fiſche zu kaufen. Da ſie auf dem Rückwege nach Colbatz unterwegs war, hörte ſie den Steig herunter am Berge ein Geſchrei von Vögeln, und wie ſie beſſer hinankam, ſchallte ihr die Stimme entgegen: "höre, höre!" Sie ſah mittlerweile ein klein weiß Vögelein, einer Schwalben groß, auf einer Eiche ſitzend, das redete ſie mit deutlichen, klaren Worten an: "ſage dem Hauptmann, daß er ſoll dem Fürſten ſagen, die Anrennung, die er kriegen wird, ſoll er in Güte vertragen, oder es wird über ihn ausgehen; und ſoll alſo richten, daß ers vor Gott und der Welt verantworten kann!"

343.

Der ewige Jud auf dem Matterhorn.

Mündlich, aus Oberwallis.

Der Matterberg unter dem Matterhorn iſt ein hoher Gletſcher des Walliſerlands, auf welchem die Visper entſpringt. Der Leutſage nach ſoll daſelbſt vor Zeiten eine anſehnliche Stadt gelegen haben. Durch

dieſe kam einmal der laufende Jud *) gegangen und ſprach: "wenn ich zum zweitenmal hier durch wandere, werden da, wo jetzt Häuſer und Gaſſen ſind, Bäume wachſen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmal der Weg daher führt, wird nichts da ſeyn, als Schnee und Eis." Jetzo iſt ſchon nichts mehr da zu ſehen, als Schnee und Eis.

344.
Der Keſſel mit Butter.

Mündlich, aus Oberwallis.

Unter einem Berg des Visperthales, nicht weit von Alt-Tesch, ſoll ein ganzes Dorf mit Kirche und Häuſern vergraben liegen, und die Urſache dieſes Unglücks wird ſo erzählt: eine Bäuerin ſtand vorzeiten an ihrem Heerd und hatte einen Keſſel mit Anke, welche ſie auslaſſen wollte, über dem Feuer hangen; der Keſſel war gerade halb voll Sud. Da kam ein Mann des Weges vorbei und ſprach ſie an, daß ſie ihm etwas von der Anke zu ſeiner Speiſe geben möchte. Die Frau war aber hartherzig und ſagte: "ich brauch alles für mich ſelber und kann nichts davon verſchenken." Da wändte ſich der Mann und ſprach: "hätteſt du mir ein weniges gegeben, ſo wollte ich deinen Keſſel ſo begabt haben, daß er ſtets bis zum

*) So nennen viele Schweizer den ewigen Juden.

Rand voll geweſen und nimmer leer geworden wäre.“ Dieſer Mann war unſer Herrgott ſelber. Das Dorf aber war ſeit der Zeit verflucht und wurde von einem Bergſturz ganz überſchüttet, ſo daß nichts mehr davon am Licht iſt, als die Fläche des Kirchen-Altars, der ehdem im Ort geſtanden; über den fließt nämlich jetzt das Bächlein, das vorher unter ihm hingefloſſen und ſich nun durch die Schlucht der Felſen windet.

345.
Trauer-Weide.

Mündlich.

Unſer Herr Jeſus Chriſtus ward bei ſeiner Kreuzigung mit Ruthen gegeiſelt, die von einem Weidenbaume genommen waren. Seit dieſer Zeit ſenkt dieſer Baum ſeine Zweige trauernd zur Erde und kann ſie nicht mehr himmelwärts aufrichten. Das iſt nun der Trauer-Weidenbaum.

346.
Das Chriſtus-Bild zu Wittenberg.

Mündlich.

Zu Wittenberg ſoll ſich ein Chriſtus-Bild befinden, welches die wunderbare Eigenſchaft hat, daß es immer einen Zoll größer iſt, als der, welcher davor ſteht und es anſchaut; es mag nun der größte oder der kleinſte Menſch ſeyn.

347.
Das Muttergottes-Bild am Felſen.

Mündlich, aus Oberwallis.

Im Vispertthal an einer ſchroffen Felſenwand des Rätibergs hinter St. Niklas ſtehet hoch oben, den Augen kaum ſichtbar, ein kleines Marienbild im Stein. Es ſtand ſonſt unten am Weg in einem jetzt leeren Capellchen, daß die vorbeigehenden Leute davor beten konnten. Einmal aber geſchahs, daß ein gottloſer Menſch, deſſen Wünſche unerhört geblieben waren, Koth nahm und das heilige Bild damit bewarf; es weinte Thränen: als er aber den Frevel wiederholte, da eilte es fort, hoch an die Wand hinauf und wollte ſich auf das Flehen der Leute nicht wieder herunter begeben. Den Fels hinanzuklimmen und es zurückzuhohlen, war ganz unmöglich; eher, dachten die Leute, könnten ſie ihm oben vom Gipfel herab nahen, erſtiegen den Berg und wollten einen Mann mit ſtarken Stricken umwunden ſo weit hernieder ſchweben laſſen, bis er vor das Bild käme und es in Empfang nehmen könnte. Allein im Herunterlaſſen wurde der Strick, woran ſie ihn oben feſthielten, unten zu immer dünner und dünner, ja als er eben dem Bild nah kam, ſo dünn wie ein Haar, daß den Menſchen eine ſchreckliche Angſt befiel und er hinaufrief: ſie ſollten ihn um Gotteswillen zurückziehen, ſonſt wär er verloren. Alſo zogen ſie ihn wieder hinauf und die Seile erlangten zuſehends die vorige Stärke. Da mußten die Leute von dem Gnadenbild abſtehen und bekamen es nimmer wieder.

348.

Das Gnadenbild aus dem Lerchenſtock zu Waldraſt.

Tyroler Sammler V. 1809. S. 251—265. aus der Volksſage und dem waldraſter Protocoll.

Im Jahr 1392. ſandte die große Frau im Himmel einen Engel aus nach Tyrol in die Waldraſt auf dem Serlesberg. Der trat vor einen hohlen Lerchenſtock und ſprach zu ihm im Namen der Gottesmutter:

"du Stock ſollſt der Frauen im Himmel Bild fruchten!"

Das Bild wuchs nun im Stock und zwei fromme Hirtenknaben, Hänsle und Peterle aus dem Dorfe Mizens, gewahrten ſein zuerſt im Jahr 1407. Verwundert ließen ſie hinab zu den Bauern und erzählten: "gehet auf das Gebirg, da ſtehet etwas wunderbarliches im hohlen Stock, wir trauten uns nicht es anzurühren." Das heilige Bild wurde nun erkannt, mit einer Säge aus dem Stock geſchnitten und einſtweilen nach Matrey gebracht. Da ſtund es, bis daß ihm eine eigene Kirche zur Waldraſt ſelbſt gebauet wurde, dazu bediente ſich U. L. F. eines armen Holzhackers Namens Luſch, geſeſſen zu Matrey. Als der eines Pfingſttags Nacht an ſeinem Bett lag und ſchlief, kam eine Stimme, redete zu dreienmalen und ſprach: "ſchläfſt du oder wachſt du?" Und beim drittenmal erwachte er und frug: "wer biſt du oder was willſt du?" Die Stimme ſprach: "du ſollſt aufbringen eine Capelle in der Ehre U. L. F. auf der Waldraſt." Da ſprach der

Holzhauer: "das will ich nit thun." Aber die Stimme kehrte wieder zu der andern Pfingſttagnacht und redete mit ihm in der Maas als zuvor. Da ſprach er: "ich bin zu arm dazu." Da kam die Stimme zu der dritten Pfingſttagnacht abermal an ſein Bett und redete als vor. Alſo hatte er dreier Nacht keine vor Sorgen geſchlafen und antwortete der Stimme: "wie meineſt du's, daß du nicht von mir willt laſſen?" Da ſprach die Stimm: "du ſollt es thun." Da ſprach er: "ich will ſein nit thun!" Da nahm es ihn und hob ihn gerad auf in die Höhe und ſagte: "du ſollſt es nun thun, berathe dich drum!" Da gedacht er: "o ich armer Mann, was rath ich, daß ichs recht thue?" und ſprach, er wellte es thun, wo er nur die rechte Stätte wüßte. Die Stimme ſprach: "im Wald iſt ein grüner Fleck im Mooſe, da leg dich nieder und raſte, ſo wird dir wohl kund gethan die rechte Stätte." Der Holzhauer machte ſich auf, legte ſich hin auf das Moos und raſtete, (davon heißt der Ort: die Raſt im Walde, W a l d r a ſt.) Wie er entſchlafen war, hörte er im Schlaf zwei Glöckel. Da wachte er und ſah vor ſich auf dem Flecken, da jetzund die Kirch ſtehet, eine Frau in weißen Kleideren und hätte ein Kind am Arm, deß ward ihm nur ein Blick *). Da gedachte er: allmächtiger Gott, da iſt freilich die rechte Statt! und ging auf die Statt, da er das Bild geſehen hatte, und merkts aus, nach dem als er vermeinte eine Kirche zu machen,

*) d. h. er ſah die Erſcheinung nur einen Augenblick.

machen, und die Glöckel klungen, bis er ausgemerkt hatte, hernach hörte er ſie nicht mehr. Da ſprach er: „lieber Gott, wie ſoll ichs verbringen? ich bin arm und habe kein Gut, da ich ſolchen Bau mit verbringen möge." Da ſprach wiederum die Stimme: „ſo geh zu frommen Leuten, die geben dir wohl alſoviel, daß du es verbringſt. Und wann es beſchiehet, daß man es weihen ſoll, da wird es ſtillſtehen 36 Jahr, darnach wird es fürgång und werden große Zeichen da geſchehen zu ewigen Zeiten." Und da er die Capelle anfangen wollte zu machen, ging er zu ſeinem Beichtvater und thät ihm das kund. Da ſchuf er ihn vor den Biſchof Ulrich gen Brixen, da ging er zu fünfmalen gen Brixen, daß ihm der Biſchof den Bau und die Capelle zu machen erlaubte. Das thät der Biſchof und iſt beſchehen am Erchtag (Dienſtag) vor S. Pancratius im Jahr 1409.

349.

Ochſen zeigen die heilige Stätte.

Kaſthofen in den Alpenroſen 1813. S. 188.

Bei Matten, einem Dorfe unweit der Mündung des Fermelthals in der Schweiz, liegt ein gewaltiges zerſtörtes ſteinernes Gebäude, davon geht folgende Sage: Vor alten Zeiten wollte die Gemeinde dem heiligen Stephan eine Kirche bauen und man erſah den Platz aus, wo das Mauerwerk ſteht. Aber jede Nacht wurde zum Schrecken aller wiederum zerſtört, was den Tag über die fleißigen Thal-Leute aufgeführt hatten.

Da beſchloß die Gemeinde unter Gebäten die Werkzeuge des Kirchenbaus einem ins Joch geſpannten Ochſenpaare aufzulegen, wo das ſtillſtehen würde, wollten ſie Gottes Finger darin erblicken und die Kirche an dem Ort aufbauen. Die Thiere gingen über den Fluß und blieben da ſtehen, wo nun die Kirche St. Stephan vollendet ward.

350.
Notburga.

Notburga, eine heilige Magd auf dem Schloß Rottenburg. Auf öffentl. Schaubühne vorgeſtellt den 17. Septbr. 1738.
Süddeutſche Miſcellen 1813. März Nr. 26.
Miſcellen für die neuſte Weltkunde 1810. Nr. 44.

Im untern Innthale Tirols liegt das Schloß Rottenburg, auf welchem vor alten Zeiten bei einer adlichen Herrſchaft eine fromme Magd diente, Notburga genannt. Sie ward mildthätig und theilte, ſo viel ſie immer konnte, unter die Armen aus und weil die habſüchtige Herrſchaft damit unzufrieden war, ſchlugen ſie das fromme Mägdlein und jagten es endlich fort. Es begab ſich zu armen Bauersleuten auf den nah gelegenen Berg Eben; Gott aber ſtrafte die böſe Frau auf Rottenburg mit einem jähen Tod. Der Mann fühlte nun das der Notburga angethane Unrecht und holte ſie von dem Berge Eben wieder zu ſich nach Rottenburg, wo ſie ein frommes Leben führte, bis die Engel kamen und ſie in den Himmel abholten. Zwei Ochſen trugen ihren Leichnam über den Innſtrom und

obgleich ſein Waſſer ſonſt wild tobt, ſo war er doch, als die Heilige ſich näherte, ganz ſanft und ſtill. Sie wurde in der Capelle des heil. Ruprecht beigeſetzt.

Am Neckar geht eine andere Sage. Noch ſtehen an dieſem Fluſſe Thürme und Mauern der alten Burg Hornberg, darauf wohnte vorzeiten ein mächtiger König mit ſeiner ſchönen und frommen Tochter Notburga. Dieſe liebte einen Ritter und hatte ſich mit ihm verlobt; er war aber ausgezogen in fremde Lande und nicht wiedergekommen. Da beweinte ſie Tag und Nacht ſeinen Tod und ſchlug jeden andern Freier aus, ihr Vater aber war hartherzig und achtete wenig auf ihre Trauer. Einmal ſprach er zu ihr: "bereite deinen Hochzeitſchmuck, in drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe." Notburga aber ſprach in ihrem Herzen: "eh will ich fortgehen, ſo weit der Himmel blau iſt, als ich meine Treue brechen ſollte."

In der Nacht darauf, als der Mond aufgegangen war, rief ſie einen treuen Diener und ſprach zu ihm: "führe mich die Waldhöhe hinüber nach der Capelle St. Michael, da will ich, verborgen vor meinem Vater, im Dienſte Gottes das Leben beſchließen. Als ſie auf der Höhe waren, rauſchten die Blätter und ein ſchneeweißer Hirſch kam herzu und ſtand neben Notburga ſtill. Da ſetzte ſie ſich auf ſeinen Rücken, hielt ſich an ſein Geweih und ward ſchnell von ihm fortgetragen. Der Diener ſah, wie der Hirſch mit ihr über den Neckar leicht und ſicher hinüberſchwamm und drüben verſchwand.

Am andern Morgen, als der König ſeine Tochter nicht fand, ließ er ſie überall ſuchen und ſchickte Boten nach allen Gegenden aus, aber ſie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben; und der treue Diener wollte ſie nicht verrathen. Aber als es Mittagszeit war, kam der weiße Hirſch auf Hornberg zu ihm und als er ihm Brot reichen wollte, neigte er ſeinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih ſtecken möge. Dann ſprang er fort und brachte es der Notburga hinaus in die Wildniß und ſo kam er jeden Tag und erhielt Speiſe für ſie; viele ſahen es, aber niemand wußte, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weißen Hirſch und zwang dem Alten das Geheimniß ab. Andern Tags zur Mittagszeit ſetzte er ſich zu Pferd und als der Hirſch wieder die Speiſe zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach, durch den Fluß hindurch, bis zu einer Felſenhöhle, in welche das Thier ſprang. Der König ſtieg ab und ging hinein, da fand er ſeine Tochter, mit gefalteten Händen vor einem Kreuz knieend, und neben ihr ruhte der weiße Hirſch. Da ſie vom Sonnenlicht nicht mehr berührt worden, war ſie todtenblaß, alſo daß er vor ihrer Geſtalt erſchrack. Dann ſprach er: "kehre mit nach Hornberg zurück;" aber ſie antwortete: "ich habe Gott mein Leben gelobt und ſuche nichts mehr bei den Menſchen." Was er noch ſonſt ſprach, ſie war nicht zu bewegen und gab keine andere Antwort. Da gerieth er in Zorn und wollte ſie wegziehen, aber ſie hielt ſich am Kreuz, und als er Ge-

walt brauchte, löſte ſich der Arm, an welchem er ſie gefaßt, vom Leibe und blieb in ſeiner Hand. Da ergriff ihn ein Grauſen, daß er fort eilte und ſich nimmer wieder der Höhle zu nähern begehrte.

Als die Leute hörten, was geſchehen war, verehrten ſie Notburga als eine Heilige. Büßende Sünder ſchickte der Einſiedler bei der St. Michael-Capelle, wenn ſie bei ihm Hilfe ſuchten, zu ihr: ſie bätete mit ihnen und nahm die ſchwere Laſt von ihrem Herzen. Im Herbſt, als die Blätter fielen, kamen die Engel und trugen ihre Seele in den Himmel; die Leiche hüllten ſie in ein Todten-Gewand und ſchmückten ſie, obgleich alle Blumen verwelkt waren, mit blühenden Roſen. Zwei ſchneeweiße Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, trugen ſie über den Fluß ohne die Hufe zu benetzen und die Glocken in den nahliegenden Kirchen fingen von ſelbſt an zu läuten. So ward der Leichnam zur St. Michael-Capelle gebracht und dort begraben. In der Kirche des Dorfs Hochhauſen am Neckar ſteht noch heute das Bild der heil. Notburga in Stein gehauen. Auch die Notburga-Höhle, gemeinlich Jungfern-Höhle geheißen, iſt noch zu ſehen und jedem Kind bekannt.

Nach einer andern Erzählung war es König Dagobert, der zu Mosbach Hof gehalten, welchem ſeine Tochter Notburga entfloh, weil er ſie mit einem heidniſchen Wenden vermählen wollte. Sie ward mit Kräutern und Wurzeln von einer Schlange in der Felſenhöhle ernährt, bis ſie darin ſtarb. Schweifende Irr-

lichter verriethen das verſtolene Grab und die Königstochter ward erkannt. Den mit ihrer Leiche beladenen Wagen zogen zwei Stiere fort und blieben an dem Orte ſtehen, wo ſie jetzt begraben liegt und den eine Kirche umſchließt. Hier geſchehen noch viele Wunder. Das Bild der Schlange befindet ſich gleichfalls an dem Stein zu Hochhauſen. Auf einem Altargemälde daſelbſt iſt aber Notburga mit ihren ſchönen Haaren vorgeſtellt, wie ſie zur Sättigung der väterlichen Rachgierde enthauptet wird.

351.

Mauerkalk mit Wein gelöſcht.

Cuspinianus hist. Austr. ex relatione seniorum.
Aelurius glätziſche Chronik. Buch II. cap. 2. p. 97.

Im Jahr 1450. wuchſen zu Oeſtreich ſo ſaure Trauben, daß die meiſten Bürgersleute den gekelterten Wein in die offene Straße ausſchütteten, weil ſie ihn ſeiner Herbheit halben nicht trinken mochten. Dieſen Wein nannte man Reifbeißer; nach einigen, weil der Reif die Trauben verderbt, nach andern, weil der Wein die Dauben und Reife der Fäſſer mit ſeiner Schärfe gebiſſen hätte. Da ließ Friedrich 3., römiſcher König, ein Gebot ausgehen, daß niemand ſo die Gabe Gottes vergießen ſolle und wer den Wein nicht trinken möge, habe ihn auf den Stephanskirchhof zu führen, da ſolle der Kalk im Wein gelöſcht und die Kirche damit gebaut werden.

Zu Glatz, gegen dem böhmiſchen Thor wärts, ſtehet ein alter Thurm, rund und ziemlich hoch; man nennet ihn Heidenthurm, weil er vor uralten Zeiten im Heidenthum erbaut worden. Er hat ſtarke Mauern und ſoll der Kalk dazu mit eitel Wein zubereitet worden ſeyn.

352.

Der Judenſtein.

Mündlich, aus Wien.

Des tirol. Adlers immergrünendes Ehrenkränzel. durch F. A. Grafen von Brandis. Botzen 1678. 4. S. 128

Schmiedt's heiliger Ehren-Glanz der Grafſchaft Tirol. Augsburg 1732. 4. II. 154—167.

Im Jahr 1462 iſt es zu Tirol im Dorfe Rinn geſchehen, daß etliche Juden einen armen Bauer durch eine große Menge Geld dahin brachten, ihnen ſein kleines Kind hinzugeben. Sie nahmen es mit hinaus in den Wald und marterten es dort auf einem großen Stein, ſeitdem der Judenſtein genannt, auf die entſetzlichſte Weiſe zu todt. Den zerſtochenen Leichnam hingen ſie darnach an einen unfern einer Brücke ſtehenden Birkenbaum. Die Mutter des Kindes arbeitete gerade im Felde, als der Mord geſchah; auf einmal kamen ihr Gedanken an ihr Kind und ihr wurde, ohne daß ſie wußte warum, ſo angſt: indem fielen auch drei friſche Blutstropfen nach einander auf ihre Hand. Voll Herzensbangigkeit eilte ſie heim und begehrte nach ihrem Kind. Der Mann zog ſie in die Kammer, geſtand, was er gethan und wollte ihr nun das ſchöne

Geld zeigen, das ſie aus aller Armuth befreie, aber es war all in Laub verwandelt. Da ward der Vater wahnſinnig und grämte ſich todt, aber die Mutter ging aus und ſuchte ihr Kindlein, und als ſie es an dem Baume hangend gefunden, nahm ſie es unter heißen Thränen herab und trug es in die Kirche nach Rinn. Noch jetzt liegt es dort und wird vom Volk als ein heiliges Kind betrachtet. Auch der Judenſtein iſt dorthin gebracht. Der Sage nach hieb ein Hirt den Baum ab, an dem das Kindlein gehangen, aber, als er ihn nach Haus tragen wollte, brach er ein Bein und mußte daran ſterben.

353.

Das von den Juden getödtete Mägdlein.

Thomae Cantipratani bonum universale de apibus. Duaci 1627. 8. p. 303.
vgl. Gehre's pforzheimer Chronik S. 18 — 24.

Im Jahr 1267. war zu Pforzheim eine alte Frau, die verkaufte den Juden aus Geiz ein unſchuldiges, ſiebenjähriges Mädchen. Die Juden ſtopften ihm den Mund, daß es nicht ſchreien konnte, ſchnitten ihm die Adern auf und umwanden es, um ſein Blut aufzufangen, mit Tüchern. Das arme Kind ſtarb bald unter der Marter und ſie warfens in die Enz, eine Laſt von Steinen oben drauf. Nach wenig Tagen reckte Margrethchen ihr Händlein über dem fließenden Waſſer in die Höhe; das ſahen die Fiſcher und entſetzten ſich; bald lief das Volk zuſammen und auch der Mark-

graf ſelbſt. Es gelang den Schiffern, das Kind herauszuziehen, das noch lebte, aber nachdem es Rache über ſeine Mörder gerufen, in den Tod verſchied. Der Argwohn traf die Juden, alle wurden zuſammengefodert und wie ſie dem Leichnam nahten, floß aus den offenen Wunden ſtromweiſe das Blut. Die Juden und auch das alte Weib bekannten die Unthat und wurden hingerichtet. Beim Eingang der Schloßkirche zu Pforzheim, da wo man die Glockenſeile zum Geläut ziehet, ſtehet der Sarg des Kindes mit einer Inſchrift. Unter der Schifferzunft hat ſich von Kind zu Kind einſtimmig die Sage fortgepflanzt, daß damals der Markgraf ihren Vorfahren zur Belohnung die Wachtfreiheit, "ſo lang Sonne und Mond leuchten" in der Stadt Pforzheim und zugleich das Vorrecht verliehen habe, daß alle Jahre am Faſtnachtsmarkt vier und zwanzig Schiffer mit Waffen und klingendem Spiel aufziehen und an dieſem Tag Stadt und Markt allein bewachen ſollen. Dies gilt auf den heutigen Tag.

354.
Die vier Hufeiſen.

Otmar S. 115—118.

Zu Ellrich waren ehdem an der Thüre der alten Kirche vier ungeheure Hufeiſen feſtgenagelt und wurden von allen Leuten angeſtaunt; ſeit die Kirche eingefallen iſt, werden ſie in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt. Vor alten Zeiten ſoll Ernſt Graf

zu Klettenberg eines Sonntagmorgens nach Ellrich geritten ſeyn, um dort durch Trinken den ausgeſetzten Ehrenpreis einer Goldkette zu gewinnen. Er erlangte auch den Dank vor vielen andern und die Kette über den Hals angethan wollte er durch das Städtlein nach Klettenberg zurückkehren. In der Vorſtadt hörte er in der Niclaskirche die Vesper ſingen; im Taumel reitet er durch die Gemeinde bis vor den Altar; kaum betritt das Roß deſſen Stufen, ſo fallen ihm plötzlich alle vier Hufeiſen ab und es ſinkt ſammt ſeinem Reiter nieder.

355.
Der Altar zu Seefeld.

Mündlich, aus Wien.

Von dem hoch und weitberühmten Wunderzeichen, ſo ſich mit dem Altar in Seefeld in Tirol im Jahr 1384. zugetragen. Dillingen. 1580. und Innsbr. 1603. 4.

In Tirol nicht weit von Innsbruck liegt Seefeld, eine alte Burg, wo im vierzehnten Jahrhundert Oswald Müller, ein ſtolzer und frecher Ritter wohnte. Dieſer verging ſich im Uebermuthe ſo weit, daß er im Jahr 1384 an einem grünen Donnerſtag mit der ihm, im Angeſicht des Landvolks und ſeiner Knechte in der Kirche gereichten Hoſtie nicht vorlieb nehmen wollte, ſondern eine größere, wie ſie die Prieſter ſonſt haben, vom Capellan für ſich foderte. Kaum hatte er ſie empfangen, ſo hub der ſteinharte Grund vor dem Altar an, unter ſeinen Füßen zu wanken. In der Angſt ſuchte er ſich mit beiden Händen am eiſernen Geländer zu

halten, aber es gab nach, als ob es von Wachs wäre, alſo daß ſich die Fugen ſeiner Fauſt deutlich ins Eiſen drückten. Ehe der Ritter ganz verſank, ergriff ihn die Reue, der Prieſter nahm ihm die Hoſtie wieder aus dem Mund, welche ſich, wie ſie des Sünders Zunge berührt, alsbald mit Blut überzogen hatte. Bald darauf ſtiftete er an der Stätte ein Kloſter und wurde ſelbſt als Laie hineingenommen. Noch heute iſt der Griff auf dem Eiſen zu ſehen und von der ganzen Geſchichte ein Gemählde vorhanden.

Seine Frau, als ſie von dem heimkehrenden Volk erfuhr, was ſich in der Kirche zugetragen, glaubte nicht daran, ſondern ſprach: "das iſt ſo wenig wahr, als aus dem dürren und verfaulten Stock da Roſen blühen können." Aber Gott gab ein Zeichen ſeiner Allmacht und alsbald grünte der trockne Stock und kamen ſchöne Roſen, aber ſchneeweiße, hervor. Die Sünderin riß die Roſen ab und warf ſie zu Boden, in demſelben Augenblick ergriff ſie der Wahnſinn und ſie rannte die Berge auf und ab, bis ſie andern Tags todt zur Erde ſank.

356.
Der Sterbensſtein.

Kleine Gemälde der Schweiz von Appenzeller. Winterthur 1810. S. 172.

In Oberhasli auf dem Weg nach Gadmen, unweit Mayringen, liegt am Kirchetbuel, einer engen Felsſchlucht, durch welche vor Jahrhunderten ſich die trübe Aar wälzte, ein Stein auf der Erde, in welchem

ſich eine von einer Menſchenhand eingedrückte Form von mehrern Fingern zeigt. Vorzeiten, erzählt das Volk, fiel hier eine Mordthat vor; die Unglückliche ſuchte ſich daran feſtzuhalten und drückte die Spuren des gewaltſamen Sterbens dem Stein ein.

357.
Sündliche Liebe.

Falkenſtein thüring. Chronik I. 218. 219.

Auf dem Petersberge bei Erfurt iſt ein Begräbniß von Bruder und Schweſter, die auf dem etwas erhabenen Leichenſteine abgebildet ſind. Die Schweſter war ſo ſchön, daß der Bruder, als er eine Zeitlang in der Fremde zugebracht und wiederkam, eine heftige Liebe zu ihr faßte und mit ihr ſündigte. Beiden riß alsbald der Teufel das Haupt ab. Auf dem Leichenſteine wurden ihre Bildniſſe ausgehauen, aber die Köpfe verſchwanden auch hier von den Leibern und es blieb nur der Stachel, woran ſie befeſtiget waren. Man ſetzte andere von Meſſing darauf, aber auch dieſe kamen fort, ja, wenn man nur mit Kreide Geſichter darüber zeichnete, ſo war andern Tags alles wieder ausgelöſcht.

358.
Der ſchweidnitzer Rathsmann.

Lucä ſchleſ. Denkwürdigk. Fft. 1689. 4. S. 920. 921.

Es lebte vorzeiten ein Rathsherr zu Schweidnitz, der mehr das Gold liebte als Gott, und eine Dohle abgerich-

tet hatte, durch eine ausgebrochene Glasſcheibe des vergitterten Fenſters in die ſeinem Hauſe grad gegenüber liegende Rathskämmerei einzufliegen und ihm ein Stück Geld daraus zu hohlen. Das geſchah jeden Abend und ſie brachte ihm eine der goldnen oder ſilbernen Münzen, die gerade von der Stadt Einkünften auf dem Tiſche lagen, mit ihrem Schnabel getragen. Die andern Rathsbedienten gewahrten endlich der Verminderung des Schazzes, beſchloſſen dem Dieb aufzulauern und fanden bald, daß die Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Goldſtück wegpickte. Sie zeichneten darauf einige Stücke und legten ſie hin, die von der Dohle nach und nach gleichfalls abgeholt wurden. Nun ſaß der ganze Rath zuſammen, trug die Sache vor und ſchloß dahin, falls man den Dieb herausbringen würde, ſo ſollte er oben auf den Kranz des hohen Rathhausthurns geſetzt und verurtheilt werden, entweder oben zu verhungern oder bis auf den Erdboden herabzuſteigen. Unterdeſſen wurde in des verdächtigen Rathsherrn Wohnung geſchickt und nicht nur der fliegende Bote, ſondern auch die gezeichneten Goldſtücke gefunden. Der Miſſethäter bekannte ſein Verbrechen, unterwarf ſich willig dem Spruch, den man, angeſehen ſein hohes Alter, lindern wollte, welches er nicht zugab, ſondern ſtieg vor aller Leute Augen mit Angſt und Zittern auf den Kranz des Thurms. Beim Abſteigen unterwärts kam er aber bald auf ein ſteinern Gelender, konnte weder vor noch hinter ſich und mußte ſtehen bleiben. Zehn Tage und Nächte ſtand der alte, arme Greis da zur Schau, daß es einen erbarmte, ohne Speis und Trank, bis er endlich vor großem Hunger ſein eigen Fleiſch von den Händen und Armen abnagte und reu= und bußfertig durch ſolchen grauſamen, un=

erhörten Tod ſein Leben endigte. Statt des Leichnams wurde in der Folge ſein ſteinernes Bild nebſt dem der Dohle auf jenes Thurmgelender geſetzt. 1642 wehte es ein Sturmwind herunter, aber der Kopf davon ſoll noch auf dem Rathhaus vorhanden ſeyn.

359.
Regenbogen über Verurtheilten.

Weſtenrieder's hiſtor. Kalender 1803.

Als im Juni 1621. zu Prag ſieben und zwanzig angeſehene Männer, welche in den böhmiſchen Aufruhr verwickelt waren, ſollten hingerichtet werden, rief einer derſelben, Joh. Kutnauer, Bürgerhauptmann in der Altſtadt, inſtändig zum Himmel empor, daß ihm und ſeinen Mitbürgern ein Zeichen der Gnade gegeben werde, und mit ſo viel Vertrauen, daß er ſprach, er zweifle gar nicht, ein ſolches zu erhalten. Als nun der Vollzug der Todesſtrafen eben beginnen ſollte, erſchien nach einem kleinen Regen, über dem ſogenannten Lorenz-Berge ein kreuzweis übereinander gehender Regenbogen, der bei einer Stunde zum Troſte der Verurtheilten ſtehen blieb.

360.
Gott weint mit dem Unſchuldigen.

Mündlich, aus Heſſen.

In Hanau ward zu einer Zeit eine Frau wegen eines ſchweren Verbrechens angeklagt und zum Tod verurtheilt. Als ſie auf den Richtplatz kam, ſprach ſie: „wie der Schein auch gegen mich gezeugt hat, ich bin unſchuldig, ſo gewiß, als Gott jetzt mit mir weinen wird.“ Wor-

auf es von heiterem Himmel zu regnen anfing. Sie ward gerichtet, aber ſpäter kam ihre Unſchuld an den Tag.

361.
Gottes Speiſe.

Luther's Tiſch=Reden S. 90 b. 91 a.

Nicht weit von Zwickau im Voigtlande hat ſich in einem Dorf zugetragen, daß die Eltern ihren Sohn, einen jungen Knaben, in den Wald geſchickt, die Ochſen, ſo allda an der Weide gegangen, heimzutreiben. Als aber der Knabe ſich etwas geſäumt, hat ihn die Nacht überfallen, iſt auch dieſelbe Nacht ein großer tiefer Schnee herabgekommen, der allenthalben die Berge bedeckt hat, daß der Knabe vor dem Schnee nicht hat können aus dem Wald gelangen. Und als er auch des folgenden Tags nicht heim kommen, ſind die Eltern nicht ſo ſehr der Ochſen, als des Knaben wegen, nicht wenig bekümmert geweſen und haben doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald dringen können. Am dritten Tag, nachdem der Schnee zum Theil abgefloſſen, ſind ſie hinausgegangen, den Knaben zu ſuchen, welchen ſie endlich gefunden an einem ſonnigten Hügel ſitzen, an dem gar kein Schnee gelegen. Der Knab, nachdem er die Eltern geſehen, hat ſie angelacht und als ſie ihn gefragt, warum er nicht heimgekommen? hat er geantwortet, er hätte warten wollen, bis es Abend würde; hat nicht gewußt, daß ſchon ein Tag vergangen war, iſt ihm auch kein Leid widerfahren. Da man ihn auch gefragt, ob er etwas gegeſſen hätte, hat er berichtet, es ſey ein Mann zu ihm kommen, der ihm Käs und Brot gegeben habe. Iſt alſo dieſer Knabe ſonder Zweifel durch einen Engel Gottes geſpeiſt und erhalten worden.

362.

Die drei Alten.

Mitgetheilt von Schmidt aus Lübek, im Freimüthigen 1809. Nr. 1.

Im Herzogthum Schleswig, in der Landſchaft Angeln, leben noch Leute, die ſich erinnern, nachſtehende Erzählung aus dem Munde des vor einiger Zeit verſtorbenen, durch mehrere gelehrte Arbeiten bekannten Paſtor Oeſt gehört zu haben; nur weiß man nicht, ob die Sache ihm ſelbſt, oder einem benachbarten Prediger begegnet ſey. Mitten im 18. Jahrhundert geſchah es, daß der neue Prediger die Markung ſeines Kirchſprengels umritt, um ſich mit ſeinen Verhältniſſen genau bekannt zu machen. In einer entlegenen Gegend ſtehet ein einſamer Bauernhof, der Weg führt hart am Vorhof der Wohnung vorbei. Auf der Bank ſitzt ein Greis mit ſchneeweißem Haar und weint bitterlich. Der Pfarrer wünſcht ihm guten Abend und fragt: was ihm fehle? "Ach, gibt der Alte Antwort, mein Vater hat mich ſo geſchlagen." Befremdet bindet der Prediger ſein Pferd an und tritt ins Haus, da begegnet ihm auf der Flur ein Alter, noch viel greiſer als der erſte, von erzürnter Gebärde und in heftiger Bewegung. Der Prediger ſpricht ihn freundlich an und fragt nach der Urſache des Zürnens. Der Greis ſpricht: "ei, der Junge hat meinen Vater fallen laſſen!" Damit öffnet er die Stubenthüre, der Pfarrer verſtummt vor Erſtaunen und ſieht einen vor Alter ganz zuſammengedrückten, aber noch rührigen Greis im Lehnſtuhl hinterm Ofen ſitzen.

Druckfehler.

S. 71. Zeile 3. Statt Vormius mons. lies: Wormius monim.
S. 137. — 10. von unten ſt. behütet es l. behütet er.

Deutſche Sagen.

Herausgegeben

von

den Brüdern Grimm.

Zweiter Theil.

Berlin,
in der Nicolaiſchen Buchhandlung.
1818.

Vorrede.

Eine Zuſammenſtellung der deutſchen Sagen, welche vorliegenden Band ausmachen, und ſich unmittelbar an die wirkliche Geſchichte ſchließen, iſt unſeres Wiſſens noch nicht unternommen worden, und deßwegen vielleicht verdienſtlicher, aber auch mühſamer. Nicht allein haben die hauptſächlichſten gedruckten Geſchichtsbücher und Chroniken durchleſen werden müſſen, ſondern es iſt uns noch viel angelegener geweſen, handſchriftliche Hülfsmittel, ſo viel wir deren habhaft werden können, ſorgfältig zu gebrauchen. Die wenigſten der hier mitgetheilten Erzählungen waren aus mündlicher Ueberlieferung zu ſchöpfen; auch darin unterſcheiden ſie ſich von den örtlichen, welche in umgekehrtem Verhältniſſe gerade ihrer lebendigen Fortpflanzung unter dem Volke zu verdanken ſind. Nur zuweilen berührt ſich noch das, was die Localſage bedingt, mit der hiſtoriſchen Anknüpfung; für ſich betrachtet, gibt ihr jenes einen ſtärkeren Halt, und um die ſeltſame Bildung

eines Felſens ſammelt ſich die Sage dauernder, als um den Ruhm ſelbſt der edelſten Geſchlechter. Ueber das Verhältniß der Geſchichte zur Sage haben wir uns bereits im allgemeinen erklärt, ſo gut es, ohne in die noch vorbehaltene Unterſuchung und Ausführung des Einzelnen einzugehen, geſchehen konnte. In Bezug auf das Eigenthümliche der gegenwärtigen, die man Stamm- und Geſchlechtsſagen nennen könnte, läßt ſich hinzufügen, daß ſie wenig wirkliche und urkundliche Begebenheiten enthalten mögen. Man kann der gewöhnlichen Behandlung unſerer Geſchichte zwei, und auf den erſten Schein ſich widerſprechende Vorwürfe machen: daß ſie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewiſſe Umſtände, die dem reinen Elemente der letzteren angehören, in die Reihe wirklicher Ereigniſſe eingelaſſen wurden, pflegte man andere ganz gleichartige ſchnöde zu verwerfen, als fade Mönchserdichtungen und Geſpinnſte müßiger Leute. Man verkannte alſo die eigenen Geſetze der Sage; indem man ihr bald eine irdiſche Wahrheit gab, die ſie nicht hat, bald die geiſtige Wahrheit, worin ihr Weſen beſteht, ableugnete, und ſich, gleich jenen Herulern, als ſie durch blaublühenden Lein ſchwimmen wollten, etwas zu widerlegen anſchickte, was in ganz verſchiedenem Sinn behauptet werden mußte. Denn die Sage geht mit andern Schritten, und

ſieht mit andern Augen, als die Geſchichte thut; es fehlt ihr ein gewiſſer Beiſchmack des Leiblichen, oder, wenn man lieber will, des Menſchlichen, wodurch dieſe ſo mächtig und ergreifend auf uns wirkt *); vielmehr weiß ſie alle Verhältniſſe zu einer epiſchen Lauterkeit zu ſammeln und wieder zu gebähren. Es iſt aber ſicher jedem Volke zu gönnen, und als eine edle Eigenſchaft anzurechnen, wenn der Tag ſeiner Geſchichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menſchlicher Augenſchwäche doch nie ganz erſehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, ſtatt der ſchroffen, farbloſen und ſich oft verwiſchenden Mühe der Wiſſenſchaft, ſie zu erreichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer ſagt es aus, durch welches Wunder? gebrochen, wiederſcheinen kann. Alles, was dazwiſchen liegt, den unſchuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verſchmäht, zu der ſtrengen und trockenen Erforſchung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das iſt der Welt jederzeit am unnützeſten geweſen.

*) Nur wenigen Schriftſtellern des Mittelalters iſt die Ausführlichkeit, wonach in der Geſchichte unſer Herz begehrt, eigen, wie dem Eckhart von S. Gallen, oder dem, der uns die rührende Stelle von Kaiſer Otto und den Thränen ſeiner Mutter aufbehalten (vita Mathildis bei Leibnitz I. 205.) Dergleichen ſteht jede Sage nach, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poeſie.

Was unſere Sammlung jetzt noch enthalten kann, kündigt ſich deutlich als bloße, oft ganz magre und bröckelhafte Ueberbleibſel von dem großen Schatze uralter deutſcher Volksdichtung an; wie die ungleich zahlreichere und beſſer gepflegte Menge ſchriftlicher und mündlicher Ueberlieferungen des nordiſchen Stammes beweiſt. Die Unſtätigkeit der meiſten übrigen Völkerſchaften, Kriege, theilweiſer Untergang und Vermengung mit Fremden haben die Lieder und Sagen, der Vorzeit gefährdet und nach und nach untergraben. Wie viel aber muß ein Volk beſeſſen haben, das immer noch ſolche Spuren und Trümmer aufzuweiſen vermag! Die Anordnung derſelben hat diesmal weniger zufällig ſeyn dürfen, ſondern ſie iſt beides nach den Zeiten und Stämmen eingerichtet. Wenige Erzählungen gehen voran, die wir der Aufzeichnung der Römer danken, und andere Sammler vielleicht ausgelaſſen oder vermehrt haben würden. Inzwiſchen ſchienen uns keine anderen Züge ſagenhaft, namentlich die Thaten des Arminius rein hiſtoriſch. Von der Herrlichkeit gothiſcher Sage iſt auf eine nie genug zu beklagende Weiſe das Meiſte untergegangen; den Verluſt der älteren und reicheren Quellen kann man nach dem Wenigen ſchätzen, was ſich aus ihnen bei Jornandes noch übrig zeigt. Die Geſchichte hat dem gothiſchen und den mit ihm verwandten Stämmen große Ungunſt bewieſen;

wäre der Arianiſmus nicht, dem ſie ergeben geweſen, und der mit dadurch begründete Gegenſatz zu den Rechtgläubigen, ſo würde vieles in anderm Lichte ſtehn. Jetzt läßt uns nur einiges hin und wieder Zerſtreutes ahnen, daß dieſe Gothen milder, gebildeter und edler begabt geweſen, als ihre Feinde, die aufſtrebenden, argliſtigen Franken. Von den Longobarden, die gleichfalls unterliegen mußten, gilt faſt daſſelbe in ſchwächerem Maße; außer daß ſie noch kriegeriſcher und wilder, als die Gothen, waren. Ein beſſerer Stern hat über ihren Sagen gewaltet, die ein an einander hangendes Stück der ſchönſten Dichtung, von wahrem, epiſchen Weſen durchzogen, bilden. Weniger iſt die fränkiſche Sage zu loben, der doch die meiſten Erhaltungsmittel zu Gebot geſtanden; ſie hat etwas von dem düſteren, tobenden Geiſte dieſes Volkes, bei welchem ſich kaum Poeſie geſtalten mochte. Erſt nach dem Erlöſchen der Merovinger zieht ſich um Karl den Großen die Fülle des edelſten Sagengewächſes. Stammüberlieferungen der Völker, welche den Norden Deutſchlands bewohnen, namentlich der Sachſen, Weſtphalen und Frieſen, ſind beinahe ganz verloren und wie mit Einem Schlage zu Boden gedrückt; einiges haben die Angelſachſen behalten. Jene Vertilgung wäre kaum begreiflich, fände ſie nicht in der grauſamen Bezwingung dieſer Völker unter Karl dem Großen Erklärung;

das Chriſtenthum wurde mit der Zerſtörung aller Alterthümer der Vorzeit zu ihnen geführt, und das Geringhalten heidniſcher Sitten und Sagen eingeſchärft. Schon unter den ſächſiſchen Kaiſern mögen die Denkmäler früherer Volksdichtung ſo verklungen geweſen ſeyn, daß ſie ſich nicht mehr an dem Glanze und unter dem Schutze ihrer für uns Deutſche ſo wohlthätigen Regierung aufzurichten im Stande waren. Merkwürdig bleibt, daß die eigentlichen Kaiſerſagen, die mit Karl anheben, ſchon nach den Ottonen ausgehen, und ſelbſt die Staufenzeit erſcheint unmythiſch; blos an Friedrich Rothbart, wie unter den ſpäteren an Rudolf von Habsburg und Maximilian flammen noch einzelne Lichter. Dieſer Zeitabſchnitt bindet andere Sagenkreiſe ſo wenig, daß ſie noch während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eben in ihrer Blüte ſtehn. Unter allen einzelnen Geſchlechtern aber, die in der Sage gefeiert worden, ragen früher die Amaler, Gunginger und Agilolfinger, ſpäter die Welfen und Thüringer *) weit hervor. Es bleibt überhaupt bei der Frage: auf welchem Boden die epiſche Poeſie eines Volkes gedeihen und fortlebe, von Gewicht, daß ſie ſich in urdeutſchen Geſchlechts-

*) Kein deutſcher Landſtrich hat auch ſo viel Chroniken als Thüringen und Heſſen für die alte Zeit ihrer Vereinigung. Es gibt deren gewiß über zwanzig gedruckte und ungedruckte von verſchiedenen Verfaſſern, wiewohl ſie auf ähnlicher Grundlage ruhen.

folgen am liebſten zeigt, hingegen auszugehen und zu verkommen pflegt da, wo Unterbrechungen und Vermiſchungen mit fremden Völkern, ſelbſt mit andern deutſchen Stämmen vorgegangen ſind. *) Dies iſt der Grund, warum die in Deutſchland eingezogenen und allmälig deutſch gewordenen ſlaviſchen Stämme keine Geſchlechtsſagen aufzuweiſen haben; ja auch an örtlichen gegen die urſprünglichen Länder entblößt daſtehen. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gerne ein, ihren Keimen und Blättern ſchlägt die fremde Luft nimmer an.

Die äußere Geſtalt, in der dieſe Sagen hier mitgetheilt werden müſſen, ſcheint uns manchem gegründeten Tadel ausgeſtellt, der indeſſen, wo es ſo überwiegend auf Stoff und Inhalt ankam, ſchwer zu vermeiden war. Sollten letztere als Hauptſache betrachtet und gewiſſenhaft geſchont werden; ſo mußte wohl, aus der Ueberſetzung lateiniſcher, der Auflöſung gereimter und der Vergleichung mehrfacher Quellen, ein gemiſchter, unebener Styl hervorgehen. Eine noch ſtrengere Behandlungsart des Ganzen — ſo daß man aus dem kritiſch genauen, bloßen Abdruck aller, ſey

*) Wie die Liebe zum Vaterlande und das wahre Heimweh auf einheimiſchen Sagen hafte, hat lebhaft gefühlt: Brandes, vom Einfluß des Zeitgeiſtes, erſte Abtheil. Hannover 1810. S. 163 — 168.

es lateiniſchen oder deutſchen Quellen, mit Beifügung wichtiger ſpäterer Recenſionen, einen förmlich diplomatiſchen Codex für die Sagendichtung gebildet hätte — würde mancherlei Reiz neben unleugbarem Gewinn für die gründliche Forſchung gehabt haben, allein doch jetzt nicht gut auszuführen geweſen ſeyn, ſchon der einmal im Zweck liegenden gleichmäßigen Ueberſicht des Ganzen halben. Am meiſten geſchmerzt hat es uns, die ſelbſt ihren Worten nach wichtigen, aus dem Heidelberger Cod. 361. geſchöpften Sagen von Karl und Adalger von Baiern in einem geſchwächten Proſa-Auszug liefern zu müſſen; ohne Zweifel hatten ſie, zum wenigſten theilweiſe, ältere deutſche Geſänge zur Unterlage. So ſtehen andere Stellen dieſer merkwürdigen Reimchronik in unverkennbarem Bezug auf das Lied von Biſchof Anno, und es bleibt ihr vollſtändiger, wörtlicher Abdruck in aller Rückſicht zu wünſchen.

Eine ſolche Grundlage von Liedern haben gewiß noch andere Stammſagen gehabt. Bekannt ſind die Verweiſungen auf altgothiſche Lieder, für die longobardiſche Sage läßt es ſich denken. *) Einzelne Ueberlieferungen gehen in

*) Man beſchränkt ſich hier auf das Zeugniß von Alboin, bei Paulus Diaconus 1, 27: „Alboini ita praeclarum longe lateque nomen percrebuit, ut *hactenus* etiam tam apud Bajoario-

der Geſtalt ſpäterer Volkslieder umher, wie die von Heinrich dem Löwen, dem Mann im Pflug u. ſ. w.; merkwürdiger iſt ſchon das Weſtfrieſenlied der Schweizer. Andere ſind im dreizehnten Jahrhundert gedichtet worden, wie Otto mit dem Bart, und der Schwanritter, Ulrich von Würtenberg u. ſ. w. Möchten die damaligen Dichter nur öfter die vaterländiſche Sage der ausländiſchen vorgezogen haben! Auf eigentliche Volks- und Bänkelgeſänge verweiſen die Geſchichtſchreiber, bei den Sagen von Hattos Verrath und Curzbolds Heldenthaten. *) Andere Sagen ſind mit den Liedern verſchollen, wie die bairi-

rum gentem quam et Saxonum, sed et alios ejusdem linguae homines, ejus liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus *in eorum carminibus* celebretur."

*) *Eckehardus jun.* de casibus S. Galli (ap. Goldast l. 15.) „Hattonem franci illi saepe perdere moliti sunt, sed astutia hominis in falsam regis gratiam suasi; qualiter ad alpes (l. Adalpertus) fraude ejus de urbe Pabinberk detractus capite sit plexus, *quoniam vulgo concinnatur et canitur*, scribere supersedeo." —

Otto Frising. VI, 15. „itaque ut non solum in regum gestis invenitur, sed etiam *in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur*, praefatus Hatto Albertum in castro suo Babenberg adiit" etc. —

Eckehardus jun. l. c. pag. 29. „Chnono quidam regii generis Churzibolt a brevitate cognominatus — *de quo multa concinnantur et canuntur.*" —

ſche von Erbo's Wiſent-Jagd, die ſächſiſche von Benno, und was der blinde Frieſe Bernlef beſungen. *)

Es iſt hier der Ort, ausdrücklich zu bemerken, welche deutſche Sagen aus unſerer Sammlung ausgeſchloſſen bleiben mußten, weil ſie in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unſere Zeit gekommen ſind. Dahin gehören die Sagen 1) von den Nibelungen, Amelungen, Wolfungen, Harlungen und allem, was dieſen großen Kreis von urſprünglich gothiſchen, burgundiſchen und auſtraſiſchen Dichtungen bildet, in deren Mitte das Nibelungenlied und das Heldenbuch ſtehen. 2) Von den Kerlingern, na-

*) *Chron. ursperg.* „Erbo et Boto, illius famosi Erbonis posteri, quem in venatu a bisonte (die Ausg. 1540. p. 256. und 1609. p. 185. leſen: ab insonte) bestia confossum *vulgares adhuc cantilenae resonant.*“ —

Norberti vita Bennonis, ap. Eccard. C. Hist. II. S. 2165.: „quantae utilitati, quanto honori, quanto denique vitae tutamini et praesidio fuerit, *populares etiam nunc adhuc notae fabulae attestari solent, et cantilenae vulgares.*“ Vergl. Möſers osnab. Geſch. II. 32. —

Vita Ludgeri (mehrmals gedr. hier nach einer alten Caſſeler Handſchrift) „is, *Bernlef* cognomento, vicinis suis admodum carus erat, quia *antiquorum actus regumque certamina, more gentis suae, non inurbane cantare noverat*, sed per triennium ita erat continua caecitate depressus etc. etc.“ —

mentlich Karl, Roland, den Haimonskindern und andern Helden, meiſtens auſtraſiſchen Urſprungs, doch auch in franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Gedichten eigenthümlich erhalten. Einige beſondere Sagen von Karl dem Großen haben indeſſen, der Verbindung wegen, aufgenommen werden müſſen, und weil ſie einigermaßen außerhalb des Bezirks jenes Hauptkreiſes liegen. Mit der ſchönen (bairiſchen) Erzählung von Karls Geburt und Jugend war dies nicht völlig der Fall. 3) Die ſpätern fränkiſchen und ſchon mehr franzöſiſchen Sagen von Lother und Maller, Hugſchapler und Wilhelm dem Heiligen. 4) Die weſtgothiſchen von Rodrigo. *) 5) Die bairiſche Sage von Herzog Ernſt und Wetzel. 6) Die ſchwäbiſchen von Friedrich von Schwaben und von dem armen Heinrich. 7) Die auſtraſiſchen von Orendel und Breite, deßgleichen Markaretha von Limburg. 8) Die niederſächſiſche von Thedel von Wallmoden. **)

Sind auf ſolche Weiſe die Grenzen unſerer

*) Silva de romances viejos, pag. 286 — 298.

**) Eine beſondere Sammlung deſſen, was aus der Heiligenlegende zur deutſchen Sage gerechnet werden muß, ſchickt ſich beſſer für ein eigenes Werk. Dahin gehört z. B. die Geſchichte von Zeno (lombardiſch) von Meinrad und Ottilie (allemanniſch) von Eliſabeth (thüringiſch-heſſiſch) und vorzüglich viel altfränkiſche: von Martin, Hubert, Gregor vom Stein, Gangolff u. ſ. w.

Unternehmung gehörig abgeſteckt; ſo glauben wir nicht, daß ſich zu dem Inhalt des gegenwärtigen Bandes bedeutende Zuſätze ergeben können, es müßten denn unverhofft ganz neue Quellen eröffnet werden. Deſto mehr wird ſich aber für die Vervollſtändigung der örtlichen Sagen thun laſſen; wir haben zu dem erſten Theile glücklich nachgeſammelt, und ſo erfreuliche Mittheilungen empfangen, daß wir dieſe zuvor in einem dritten Theil herauszugeben wünſchen, um uns dann deſto ungeſtörter und ſicherer zu der Unterſuchung des ganzen Vorrathes wenden zu können.

Caſſel, den 24ſten Februar 1818.

Inhalt.

363.	Der heilige Salzfluß	Seite 1
364.	Der heilige See der Hertha	2
365.	Der heilige Wald der Semnonen	3
366.	Die Wanderung der Anſivaren	4
367.	Die Seefahrt der Uſipier	5
368.	Wanderung der Gothen	6
369.	Die eingefallene Brücke	8
370.	Warum die Gothen in Griechenland eingebrochen	ebd.
371.	Fridigern	9
372.	Des Königs Grab	11
373.	Athanilſs Tod	ebd.
374.	Die Trullen	12
375.	Sage von Gelimer	ebd.
376.	Gelimer in ſilberner Kette	14
377.	Urſprung der Hunnen	15
378.	Die Einwanderung der Hunnen	ebd.
379.	Sage von den Hunnen	16
380.	Das Kriegsſchwert	17
381.	Die Störche	ebd.
382.	Der Fiſch auf der Tafel	18
383.	Theoderichs Seele	19
384.	Urajas und Ildibad	20
385.	Totila verſucht den Heiligen	21
386.	Der blinde Sabinus	23
387.	Der Ausgang der Longobarden	24
388.	Der Longobarden Ausgang	25
389.	Sage von Gambara	26
390.	Die Longobarden und Aßipiter	27
391.	Die ſieben ſchlafenden Männer	29
392.	Der Knabe im Fiſchteich	30
392 b.	Lamißio und die Amazonen	377
393.	Sage von Rodulf und Rumetrud	31

394.	Alboin wird dem Audoin tiſchfähig	Seite 34
395.	Ankunft der Longobarden in Italien .	35
396.	Alboin gewinnt Ticinum . .	36
396 b.	Alboin betrachtet ſich Italien . .	378
397.	Alboin und Roſimund . .	37
398.	Roſimund, Helmichis und Peredeo .	39
399.	Sage von König Authari . .	40
399 b.	Autharis Säule	388
400.	Agilulf und Theudelind . . .	43
401.	Theudelind und das Meerwunder .	47
402.	Romhild und Grimoald der Knabe .	49
403.	Leupichis entflieht . . .	51
404.	Die Fliege vor dem Fenſter . .	53
405.	König Liutprands Füße . . .	54
406.	Der Vogel auf dem Speer . .	55
406 b.	Aiſtulfs Geburt	379
407.	Walther im Kloſter . . .	55
408.	Urſprung der Sachſen . . .	62
409.	Abkunft der Sachſen . . .	ebd.
410.	Herkunft der Sachſen . . .	63
411.	Die Sachſen und Thüringer . .	65
412.	Ankunft der Angeln und Sachſen .	67
413.	Ankunft der Picten . . .	69
414.	Die Sachſen erbauen Ochſenburg .	ebd.
415.	Haß zwiſchen den Sachſen und Schwaben	70
416.	Herkunft der Schwaben . .	ebd.
417.	Abkunft der Baiern . . .	71
418.	Herkunft der Franken . . .	ebd.
419.	Die Merovinger	72
420.	Childerich und Baſina . . .	73
421.	Der Kirchenkrug	76
422.	Remig umgeht ſein Land . .	78
423.	Remig verjagt die Feuersbrunſt . .	79
424.	Des Remigs Theil vom Waſichenwald .	80
425.	Crothilds Verlobung . . .	81
426.	Die Scheere und das Schwert . .	83
427.	Sage von Attalus und Leo . .	85
428.	Der ſchlafende König . . .	90
429.	Der kommende Wald . . .	91
430.	Chlotars Sieg über die Sachſen .	93
431.	Das Grab der Heiligen . .	95

432.

432. Sanct Arbogaſt . . Seite 96
433. Dagobert und S. Florentius . . 98
434. Dagoberts Seele . . 100
435. Dagobert und ſeine Hunde . . ebd.
436. Die zwei gleichen Söhne . . 101
437. Hildegard . . 102
438. Der Hahnenkampf . . 104
439. Carls Heimkehr aus Ungerland . . 105
440. Der Hirſch zu Magdeburg . . 110
441. Der lombardiſche Spielmann . ebd.
442. Der eiſerne Carl . . 112
443. Carl belagert Pavia . . 114
444. Adelgis . . 115
445. Von König Karl und den Frieſen . 117
446. Radbot läßt ſich nicht taufen . . 120
447. Des Teufels goldnes Haus . . 121
448. Wittekinds Taufe . . 123
443 b. Wittekinds Flucht . . 380
449. Erbauung Frankfurts . . 124
450. Warum die Schwaben vorfechten . 125
451. Eginhart und Emma . . ebd.
452. Der Ring im See bei Achen . . 128
453. Der Kaiſer und die Schlange . . 130
454. König Carl . . 132
455. Der ſchlafende Landsknecht . . 142
456. König Ludwig bauet Hildesheim . . 143
457. Der Roſenſtrauch zu Hildesheim . . 144
458. König Ludwigs Rippe klappt . . ebd.
459. Die Königin im Wachshemd . . 145
460. Königin Adelheid . . 147
461. König Carl und ſeine Vorfahren . 148
462. Adalbert von Babenberg . . 150
463. Herzog Heinrich und die Halskette . 152
464. Heinrich der Vogeler . . 154
465. Der kühne Kurzbold . . ebd.
466. Otto mit dem Bart . . 156
467. Der Schuſter zu Lauingen . . 162
468. Das Rad im Mainzer Wappen . . 163
469. Der Rammelsberg . . 164
470. Die Grafen von Eberſtein . . 166
471. Otto läßt ſich nicht ſchlagen . . 168

472. König Otto in Lamparten . . Seite 169
473. Der unſchuldige Ritter . . . 170
474. Kaiſer Otto hält Witwengericht . . 171
475. Otto III. in Carls Grabe . . 173
476. Die heilige Kunigund . . . 174
477. Der Dom zu Bamberg . . 175
478. Taube ſagt den Feind an . . ebd.
479. Der Kelch mit der Scharte . . 176
480. Sage von Heinrich III. . . 177
481. Die Weiber zu Weinsperg . . 180
482. Der Teufelsthurn am Donauſtrudel . ebd.
483. Quedl das Hündlein . . . 182
484. Sage vom Schüler Hildebrand . . 183
485. Der Knoblauchskönig . . . 185
486. Kaiſer Heinrich verſucht die Kaiſerin . 186
487. Graf Hoyer von Mansfeld . . 187
488. Der verlorene Kaiſer Friedrich . . 188
489. Albertus Magnus und Kaiſer Wilhelm . 189
490. Kaiſer Maximilian . . . 191
491. Sage von Adelger zu Baiern . . 192
492. Die treuloſe Störchin . . . 201
493. Herzog Heinrich in Baiern . . 202
494. Diez Schwinburg . . . 203
495. Der geſchundene Wolf . . . 204
496. Die Gretlmühl . . . . ebd.
497. Herzog Friedrich und Leopold . . 205
498. Der Markgräfin Schleier . . 206
499. Der Brennberger, erſte Sage . . 207
500. Der Brennberger, zweite Sage . . 211
501. Schreckenwalds Roſengarten . . 212
502. Margaretha Maultaſch . . . 213
503. Dieterichſtein in Kärnthen . . 214
504. Die Maultaſch-Schutt . . . 215
505. Radbod von Habsburg . . . 219
506. Rudolf von Strättlingen . . 220
507. Idda von Toggenburg . . . 221
508. Auswanderung der Schweizer . . 222
509. Die Ochſen zu Melchthal . . 224
510. Der Landvogt im Bad . . . 225
511. Der Bund im Rütli . . . 226
512. Wilhelm Tell 227

513. Der Knabe erzählts dem Ofen . Seite 231
514. Die Lucerner Harſchhörner . . 232
515. Urſprung der Welfen . . . 233
516. Welfen und Giblinger . . . 236
517. Herzog Bundus Welf 237
518. Heinrich mit dem Goldwagen . . 239
519. Heinrich mit dem goldnen Pflug . ebd.
520. Heinrich der Löwe . . . 241
521. Urſprung der Zähringer . . . 247
522. Peter Dimringer von Staufenberg . 249
523. Möringers Wallfahrt . . . 253
524. Graf Hubert von Calw . . . 257
525. Udalrich und Wendelgart . . 258
526. Stiftung des Kloſters Wettenhauſen . 261
527. Ritter Ulrich, Dienſtmann zu Wirtenberg 262
528. Freiherr Albert von Simmern . . 266
529. Andreas von Sangerwitz . . 271
530. Der Virdunger Bürger . . . 275
531. Der Mann im Pflug . . . 277
532. Siegfried und Genovefa . . . 280
533. Carl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan 286
534. Der Ritter mit dem Schwan . . 291
535. Das Schwanſchiff am Rhein . . 305
536. Lohengrin zu Brabant . . . 306
537. Loherangrins Ende in Lothringen . 310
538. Der Schwanritter . . . 312
539. Der gute Gerhard Schwan . . 315
540. Die Schwanringe zu Pleſſe . . 316
541. Das oldenburger Horn . . . 317
542. Friedrich von Oldenburg . . . 320
543. Die neun Kinder . . . 321
544. Amalaberga von Thüringen . . ebd.
545. Sage von Irmenfried, Iring und Dieterich 322
546. Das Jagen im fremden Walde . . 326
547. Wie Ludwig Wartburg überkommen . 328
548. Ludwig der Springer . . . 330
549. Reinhartsbrunn . . . 332
550. Der hart geſchmiedete Landgraf . . 333
551. Ludwig ackert mit ſeinen Adlichen . 335
552. Ludwig baut eine Mauer . . 337
553. Ludwigs Leichnam wird getragen . . 339

554. Wie es um Ludwigs Seele geſchaffen war Seite 339
555. Der Wartburger Krieg . . . 341
556. Doctor Luther zu Wartburg . . 346
557. Die Vermählung der Kinder Ludwig u. Eliſabeth 347
558. Heinrich das Kind von Brabant . . 348
559. Frau Sophiens Handſchuh . . 349
560. Friedrich mit dem gebiſſenen Backen . 350
561. Markgraf Friedrich läßt ſeine Tochter ſäugen 352
562. Otto der Schütze. . . . 353
563. Landgraf Philips und die Bauersfrau . 355
564. In Ketten aufhängen . . . 356
565. Landgraf Moritz von Heſſen . . 357
566. Brot und Salz ſegnet Gott . . 360
567. Nidda 362
568. Urſprung der von Malsburg . . 364
569. Urſprung der Grafen von Mannsfeld . 365
570. Henneberg . . . . ebd.
571. Die acht Brunos . . . 366
572. Die Eſelswieſe 369
573. Thalmann von Lunderſtedt . . 370
574. Hermann von Treffurt . . . ebd.
575. Der Graf von Gleichen . . . 372
576. Hungersnoth im Grabfeld . . 373
577. Der Croppenſtädter Vorrath . . 374
578. So viel Kinder, als Tag' im Jahr . ebd.
579. Die Gräfin von Orlamünde . . 376

Berichtigung.

Nro. 466. Otto Rothbart iſt vermuthlich Otto II, nicht Otto I. Vergl. Lohengrin Str. 741., und Leibniz access. I. p. 184. Indeſſen ſchwankt die Sage überhaupt bei gleichen, auf einander folgenden Namen.

363.

Der heilige Salzfluß.

Tacitus ann. XIII. 57.
Vergl. Plinius hiſt. nat. XXXI, 39.

Die Germanen gewannen auf dieſe Art ihr Salz, daß ſie das ſalzhaltige Waſſer auf glühende Bäume goſſen. Zwiſchen den Hermunduren und Catten ſtrömte ein ſalzreicher Fluß, (die Saale*) um deſſen Beſitz Krieg ausbrach. Denn die Germanen glaubten, eine ſolche Gegend liege dem Himmel nah, und die Gebäte der Menſchen könnten von den Göttern nirgends beſſer vernommen werden. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in dieſen Fluß und dieſe Wälder; nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresfluth zurückgewichen ſey: ſondern das Flußwaſſer werde auf glühende Baumſchichten gegoſſen, und aus der Vermiſchung zweier feindlichen Urſtoffe, Waſſers und Feuers, gehe das Salz hervor. Der Krieg aber ſchlug den Hermundu-

*) Nach Wenk heß. Landes-Geſch. die fränkiſche Saale, die bei Gemünden in den Main fließt.

ren glücklich, den Catten unſelig aus, und die Sieger opferten nach ihrem Gelübde alle eroberten Männer und Pferde.

364.
Der heilige See der Hertha.

Tac. Germ. c. 40.

Die Reudigner, Avionen, Angeln, Wariner, Eudoſen, Suarthonen und Ruithonen, deutſche Völker, zwiſchen Flüſſen und Wäldern wohnend, verehren insgeſammt die Hertha, d. i. Mutter Erde, und glauben, daß ſie ſich in die menſchlichen Dinge miſcht und zu den Völkern gefahren kommt. Auf einem Eiland des Meers liegt ein unentweihter, ihr geheiligter Wald, da ſtehet ihr Wagen, mit Decken umhüllt, nur ein einziger Prieſter darf ihm nahen. Dieſer weiß es, wann die Göttin im heiligen Wagen erſcheint; zwei weibliche Rinder ziehen ſie fort, und jener folgt ehrerbietig nach. Wohin ſie zu kommen und zu herbergen würdigt, da iſt froher Tag und Hochzeit; da wird kein Krieg geſtritten, keine Waffe ergriffen, das Eiſen verſchloſſen.

Nur Friede und Ruhe iſt dann bekannt und gewünſcht; das währt ſo lange, bis die Göttin genug unter den Menſchen gewohnt hat, und der Prieſter ſie wieder ins Heiligthum zurückführt. In einem abgelegenen See wird Wagen, Decke und Göttin ſelbſt

gewaſchen; die Knechte aber, die dabei dienen, verſchlingt der See alsbald.

Ein heimlicher Schrecken und eine heilige Unwiſſenheit ſind daher ſtets über das gebreitet, was nur diejenigen anſchauen, die gleich darauf ſterben.

365.
Der heilige Wald der Semnonen.

Tacitus Germ. cap. 39.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteſte und edelſte Volk. Zu gewiſſen Zeiten hielten ſie in einem Wald, heilig durch den Gottesdienſt der Vorfahren und durch alten Schauer, Zuſammenkünfte, wozu alle aus demſelben Blute entſprungene Stämme Abgeſandten ſchickten, und brachten ein öffentliches Menſchenopfer. Vor dem Haine tragen ſie ſolche Ehrfurcht, daß niemand hineintritt, der ſich nicht vorher in Bande hätte binden laſſen, zur Anerkennung ſeiner Schwäche und der göttlichen Allmacht. Fällt er von ungefähr zur Erde, ſo iſt ihm nicht erlaubt aufzuſtehn oder aufgehoben zu werden, ſondern er wird auf dem Erdboden hinausgeſchleift. Dieſer Gebrauch weiſt dahin, wie aus dem Heiligthum das Volk entſprungen, und der allwaltende Gott da gegenwärtig ſey, dem alles andere unterwürfig und gehorſam ſeyn müſſe.

366.
Die Wanderung der Anſivaren.

Tacitus ann. XIII, 54 — 56.

Die Frieſen waren in einen leeren Landſtrich unweit des Rheines vorgedrungen, hatten ſchon ihre Stätte genommen und die Äcker beſäet, da wurden ſie von den Römern mit Gewalt wieder ausgetrieben. Das Erdreich ſtand von neuem leer, die Anſivaren rückten hinein: ein nicht zahlreiches Volk, aber ſtark durch den Beiſtand, den ihm die umliegenden Stämme mitleidig leiſteten, weil es heimathlos und von den Chaucen aus ſeinem Sitz verjagt worden war. Bojocal, der Anſivaren Führer, wollte ſich und ſein Volk unter den Schutz der Römer ſtellen, wenn ſie dieſen leeren und öden Platz ihnen für Menſchen und Viehheerden laſſen würden. Das Land habe vorzeiten den Chamaven, dann den Tubanten und hierauf den Uſipiern gehört; und weil den Göttern der Himmel, den Menſchen die Erde zuſtehe, ſo dürfe jedes Volk ein leeres Land beſetzen. Darauf wandte Bojocal (die Abneigung der Römer vorausſehend) ſeine Augen zur Sonne, rief die übrigen Geſtirne an und ſtellte ſie öffentlich zur Rede: „ob ſie den leeren Grund und Boden beſcheinen wollten? ſie möchten lieber das Meer wider diejenigen ausſchütten, welche alſo den Menſchen das Land entzögen.“ Die Römer aber ſchlugen das Geſuch ab, und wollten keinen andern Richter anerkennen, über das was ſie zu geben

oder zu nehmen hätten, als ſich ſelbſt. Das antworteten ſie den Anſivaren öffentlich, und boten doch zugleich dem Bojocal ein Grundſtück für ihn ſelbſt, als ihrem guten Freund an (den ſie ſich durch ein ſolches Geſchenk geneigt zu erhalten trachteten). Bojocal verachtete das, um deſſentwillen er ſein Volk hätte verrathen ſollen und ſagte: „Haben wir gleich keine Erde, auf der wir leben können, ſo ſoll uns doch keine gebrechen, auf der wir ſterben.“ Darauf zogen ſie feindlich ab und riefen ihre Bundsgenoſſen, die Bructerer, Tencterer und noch andere zum Kriege auf. Der Römer-Feldherr überzog ſchnell die Tencterer, daß ſie abſtehen mußten, und wie dieſe ſich losſagten, befiel auch die Bructerer und die andern Furcht. Da wichen die verlaſſenen Anſivaren in das Gebiet der Uſipier und Tubanten; die wollten ſie nicht leiden. Von da vertrieben, kamen ſie zu den Chatten und dann zu den Cheruſkern. Ueber dem langen unſtäten Herumziehen auf fremdem Boden, bald als Gäſte, bald als Dürftige, bald als Feinde, wurde ihre Mannſchaft und mannbare Jugend aufgerieben. Die Unmündigen fielen als Beute andern zu Theil.

367.

Die Seefahrt der Uſpier.

Tacitus, Agricola cap. 28.

Eine Schaar Uſipier, von den Römern in Deutſchland geworben und nach Brittannien gebracht, beging

ein großes und bewundernswürdiges Wagſtück. Nachdem ſie den Hauptmann und die Soldaten der Römer, welche unter ihren Haufen, um ſie zum Dienſt abzurichten, gemiſcht worden waren, getödtet hatten, beſtiegen ſie drei leichte Schiffe, deren Steuerleute ſie mit Gewalt dazu nöthigten. Zwei derſelben, die ihnen verdächtig wurden, brachten ſie gleichfalls um, und ſtachen mit dem einen Ruderer in die hohe See, ein wahres Wunder! Bald hier, bald dahin getrieben, hatten ſie mit den brittanniſchen Küſtenbewohnern, die ihre Habe vertheidigten, um Lebensmittel zu kämpfen; meiſtens ſiegten, einige Mal unterlagen ſie. Zuletzt ſtieg die Hungersnoth ſo weit auf ihren Schiffen, daß ſie erſt ihre Schwachen und Kranken verzehrten, bald aber Looſe darum zogen, wer den Andern zur Speiſe dienen mußte. Als ſie endlich Brittannien umfahren und aus Unkunde der Schifffahrt ihre Schiffe eingebüßt hatten, wurden ſie für Räuber angeſehen, und von den Sueven, dann von den Frieſen aufgefangen. Einige darunter kamen verhandelt und verkauft hernachmals wieder in die Hände der Römer nach Italien, wo ſie ihre merkwürdige Begebenheit ſelbſt erzählten.

363.

Wanderung der Gothen.

Jornandes edit. Lindenbrog p. 83. 98.

Aus der Inſel Schanze (Scanzia) brachen die Völker wie ein Schwarm Bienen hervor. Die Go=

then nämlich fuhren von da unter Berich ihrem Könige; dem Ort, wo ſie aus den Schiffen zuerſt landeten, legten ſie den Namen Gothenſchanze bei. Drauf zogen ſie zu den Ulmrügern, die am Meerufer wohnten und beſiegten ſie. Dann ſchlugen ſie die Wandalen, deren Nachbarn. Als aber ihres Volkes Menge mächtig wuchs und ſchon ſeit Berich ihr fünfter König, Namens Filimer herrſchte, wurde beſchloſſen, daß er mit den Gothen weiter ziehen möchte. Da nun dieſe ſich eine gute Niederlaſſung ausſuchen wollten, kamen ſie nach Scythien, ins Land Ovin, wo ein Theil des Heers durch eine gebrochene Brücke abgeſchnitten wurde. Die, welche den Fluß glücklich hinüber gegangen waren, zogen weiter bis an das äußerſte Ende Scythiens an das ſchwarze Meer.

Sie waren Anfangs aus Scanzien unter Berich blos mit dreien Schiffen ausgefahren. Von dieſen Schiffen fuhr eins langſamer wie die andern, darum wurde es Gepanta (das gaffende*) geheißen, und davon bekam der Stamm den Unnamen der Gepiden. Denn ſie ſind auch groß von Leib und träg

*) Die gewöhnliche Ableitung von beiten (goth. beidan) warten, iſt unzuläſſig, die hier gegebene von Gapan, Gepan, unſerm Gaffen, dagegen natürlich; das Wort bedeutet: das Maul aufſperren, ſtutzen, gähnen, und hat gleich dem latein. hiare den Nebenſinn von harren, faul und unentſchloſſen ſeyn. Dieſe ganze Erklärung des Namens iſt indeſſen ſagenmäßig, und, wie in ſolchen Fällen insgemein, nie die eigentliche.

an Geiſt. Dieſe Gepiden blieben auf einer Inſel der Weichſel wohnen, die Oſtgothen und Weſtgothen zogen weiter fort, ließen ſich aber auch eine Weile nieder. Dann führten ſie Krieg mit den Gepiden, ſchlugen ſie und theilten ſich nachher ſelbſt von einander ab; jeder Stamm wanderte ſeine eigenen Wege.

369.

Die eingefallene Brücke.

Jornandes p. 83.

Die Gothen kamen auf ihren Wanderungen auch in das Land Scythien und fanden einen fruchtbaren Strich, bequem und zur Niederlaſſung einladend. Ihr Zug mußte aber über einen breiten Fluß ſetzen, und als die Hälfte des Heers hinüber war, geht die Sage, ſey die Brücke gebrochen; ſo daß kein Mann zurückkehren, der hinüber war, und keiner mehr überſetzen konnte. Die ganze Gegend iſt durch Moor und Sumpf, den niemand zu betreten wagt, eingeſchloſſen. Man ſoll aber noch*) heut zu Tag, wie Reiſende verſichern, von jenſeits aus weiter Ferne Vieh brüllen hören und andere Anzeigen daſelbſt wohnender Menſchen finden.

370.

Warum die Gothen in Griechenland eingebrochen.

Olympiodorus, ausgezogen bei Stritter mem. pop. I. 73. 74. Vergl. 476.

Folgende Sage hat man von den ſilbernen Bildſäulen, die zur Abhaltung der Barbaren eingeweiht

*) D. h. zu Jornandes Lebzeiten.

worden waren. Zur Zeit der Herrſchaft Kaiſers Conſtantius geſchah dem Valerius, Präfecten in Thracien, Anzeige von einem zu hebenden Schatz. Valerius begab ſich an Ort und Stelle und erfuhr von den Einwohnern, daß es ein altes, feierlich geweihtes Heiligthum wäre. Dieſes meldete er dem Kaiſer, empfing aber Weiſung, die Koſtbarkeiten zu heben. Man grub daher in die Erde und fand drei aus gediegenem Silber gearbeitete Bildſäulen, nach barbariſcher Weiſe mit gehenkelten (eingeſtämmten) Armen, in bunten Gewändern und Haaren auf dem Haupt; ſie lagen mit den Geſichtern gen Norden, wo der Barbaren Land iſt, gewendet. Sobald dieſe Bildſäulen gehoben und weggenommen waren, brachen wenig Tage darauf die Gothen zuerſt in Thracien ein und ihnen folgten andere Barbaren, von welchen ganz Thracien und Illyrien überſchwemmt wurde. Jene geheiligte Stätte lag zwiſchen Thracien und Illyrien, und die drei Bildſäulen ſchienen gegen alle barbariſche Völker eingeweiht geweſen zu ſeyn.

371.

Fridigern.

Jornandes p. 106. 107. cap. 35.
Vergl. Ammianus Marcellinus 31, 5. und Zosimus 4, 34.

Fridigerns Thaten prieſen die Gothen in Liedern. Von ihm iſt folgende Sage aufbehalten worden. Als die Weſtgothen noch keinen feſten Wohnſitz hatten,

brach Hungersnoth über ſie ein. Fridigern, Alatheus und Safrach ihre Vorſteher und Anführer, von dieſer Plage bedrängt, wandten ſich an die Anführer des römiſchen Heers, Lupicinus und Maximus, und handelten um Lebensmittel. Die Römer aus ſchändlichem Geiz feilſchten ihnen Schaf = und Ochſenfleiſch, ja ſelbſt das Aas von Hunden und andern unreinen Thieren zu theurem Preis: ſo daß ſie für ein Brot einen Knecht, für ein Fleiſch zehn Pfund (Geld) erhandelten. Die Gothen gaben, was ſie hatten; als die Knechte und ihre Habe ausgingen, handelte der grauſame Käufer um die Söhne der Eltern. Die Gothen erwägten, es ſey beſſer die Freiheit aufzugeben als das Leben, und barmherziger, einen durch Verkauf zu erhalten, als durch Behalten zu tödten. Unterdeſſen erſann Lupicinus, der Römer Anführer, einen Verrath, und ließ Fridigern zum Gaſtmahl laden. Dieſer kam arglos mit kleinem Gefolge; als er inwendig ſpeiſte, drang das Geſchrei von Sterbenden zu ſeinem Ohr. In einer andern Abtheilung der Wohnung, wo Alatheus und Safrach ſpeiſten, waren Römer über ſie gefallen und wollten ſie morden. Da erkannte Fridigern ſogleich den Verrath, zog das Schwert mitten am Gaſtmahl, und verwegen und ſchnell eilte er ſeinen Geſellen zur Hülfe. Glücklich rettete er noch ihr Leben, und nun rief er alle Gothen zur Vernichtung der Römer auf, denen es erwünſcht war, lieber in der Schlacht als vor Hunger zu fallen. Dieſer Tag machte dem Hunger der Gothen und der

ruhigen Herrſchaft der Römer ein Ende, und die Gothen walteten in dem Lande, das ſie beſetzt hatten, nicht wie Ankömmlinge und Fremde, ſondern wie Herren und Herrſcher.

372.

Des Königs Grab.

Jornandes p. III. cap. 30.

Die Weſtgothen wollten durch Italien nach Afrika wandern, unterwegs ſtarb plötzlich Alarich ihr König, den ſie über die Maße liebten. Da huben ſie an und leiteten den Fluß Barent, der neben der Stadt Conſentina vom Fuße des Berges fließt, aus ſeinem Bette ab. Mitten in dem Bett ließen ſie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, und in den Schooß der Grube beſtatteten ſie, nebſt vielen Koſtbarkeiten, ihren König, Alarich. Wie das geſchehen war, leiteten ſie das Waſſer wieder ins alte Bett zurück und tödteten, damit die Stätte von niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

373.

Athaulfs Tod.

Jornandes p. 113. cap. 31.
Olympiodorus, ap. Stritter I. 72.

Den Tod König Athaulfs, der mit ſeinen Weſtgothen Spanien eingenommen hatte, erzählt die Sage verſchieden. Nach einigen nämlich ſoll ihn Wernulf,

über deſſen lächerliche Geſtalt der König geſpottet hatte, mit dem Schwert erſtochen haben. Nach andern ſtand Athaulf im Stalle und betrachtete ſeine Pferde, als ihn Dobbius, einer ſeiner Hausleute, ermordete. Dieſer hatte früher bei einem andern von Athaulf aus dem Wege geräumten Gothenkönig in Dienſt geſtanden, und war hernach in Athaulfs Hausgeſinde aufgenommen worden.

So rächte Dobbius ſeinen erſten Herrn an dem zweiten.

374.

Die Trullen.

Olympiodor bei Stritter I. p. 74.
Vergl. Varro: trulla, vasculi genus.
Björn Haldorſon I. 155. drilla, vas angustum.
Goslariſche Geſetze bei Leibniz scr. rer. brunsv. III. 507. Trülle, Weinkanne.
Stalder I. 312. Trülle, Käfich, Schachtel.

Die Wandalen nannten die Gothen Truller, aus dieſer Urſache: einſt litten die Gothen Hungersnoth, und mußten ſich Getreide von den Wandalen kaufen. Sie bekamen aber für ein Goldſtück nur eine Trulle voll Korn. Eine Trulle hält noch nicht einmal den dritten Theil eines Sechters.

375.

Sage von Gelimer.

Historia miscella lib. 16.
Vergl. Stritter mem. pop. I. p. 346.

Zur Zeit da die Wandalen Africa beſetzt hatten, war in Carthago ein altes Sprüchwort unter den Leuten:

daß G. das B. hernach aber B. das G. verfolgen würde. Dieſes legte man von Genſerich aus, der den Bonifacius, und Beliſarius der den Gelimer überwunden hatte. Dieſer Gelimer wäre ſogleich gefangen genommen worden, wo ſich nicht folgender Umſtand zugetragen hätte. Beliſarius beauftragte damit den Johannes, in deſſen Gefolge ſich Uliares, ein Waffenträger befand. Uliares erſah ein Vöglein auf einem Baume ſitzen und ſpannte den Bogen; weil er aber in Wein berauſcht und ſeiner Sinne nicht recht mächtig war, fehlte er den Vogel und traf ſeinen Herrn in den Nacken. Johannes ſtarb an der Wunde, und Gelimer hatte Zeit zu fliehen. Gelimer entrann und langte noch denſelben Tag bei den Maurusiern an. Beliſarius folgte ihm nach, und ſchloß ihn ganz hinten in Numidien auf einem kleinen Berge ein. So wurde nun Gelimer mitten im Winter hart belagert und litt an allem Lebensunterhalt Mangel, denn Brot backen die Maurusier nicht, ſie haben keinen Wein und kein Oel, ſondern eſſen, unvernünftigen Thieren gleich, unreifes Korn und Gerſte. Da ſchrieb der Wandalenkönig einen Brief an Pharas, Hüter des griechiſchen Heeres, und bat um drei Dinge: eine Laute, ein Brot und einen Schwamm. Pharas fragte den Boten: warum das?

Der Bote antwortete: „das Brot will Gelimer eſſen, weil er keines geſehen, ſeit er auf dieſes Gebirge ſtieg; mit dem Schwamm will er ſeine rothen Augen waſchen, die er die Zeit über nicht gewaſchen

hat; auf der Laute will er ein Lied ſpielen und ſeinen Jammer beweinen.“ Pharas aber erbarmte ſich des Königs und ſandte ihm die Bedürfniſſe.

376.

Gelimer in ſilberner Kette.

Aimoinus II. 6.

Gelimer (Childemer) nach verlorener Schlacht rettete ſich nur mit zwölf Wandalen in eine ſehr befeſtigte Burg, worin er von Beliſarius belagert wurde.

Als er nun keinen weiteren Ausweg ſah, wollte er ſich auf die Bedingung ergeben, daß er frei und ohne Feſſeln vor das Angeſicht des Kaiſers geführt würde. Beliſarius ſagte ihm zu, weder mit Seilen noch Stricken noch eiſernen Ketten ſollte er gebunden werden. Gelimer verließ ſich auf dieſes Wort, aber Beliſarius ließ ihn mit einer ſilbernen Kette binden, und führte ihn im Triumphe nach Conſtantinopel. Hier wurde der unglückliche König von den Höflingen gehöhnt und beſchimpft; er flehte zum Kaiſer: man möge ihm das Pferd geben, das er vorher gehabt, ſo wolle er es auf ein Mal mit zwölfen von denen aufnehmen, die ihn angeſpien und ihm Ohrſchläge gegeben hatten, „dann ſoll ihre Feigheit und mein Muth kund werden.“ Der Kaiſer ließ es geſchehen, und Gelimer beſiegte zwölf Jünglinge, die es mit ihm aufnahmen.

377.

Urſprung der Hunnen.

Jornandes p. 103. 104.

Die Entſtehung der Hunnen wird von Alters her ſo erzählt: Filimer, Gandarichs Sohn, der fünfte König der Gothen ſeit ihrer Auswanderung aus Schanzien, fand unter ſeinem Volke gewiſſe wahrſagende Weiber, die in gothiſcher Sprache Aliru‑nen hießen. Dieſe wollte er nicht länger dulden, ſondern verjagte ſie aus der Mitte des Volks weit weg in die Wildniß. Als die Alirunen eine Zeitlang in der Wüſte herumirrten, wurden ſie von den Waldleuten, die man Faune und Feigenblattmänner nennt, geſehen, und ſie vermiſchten ſich zuſammen.

Das Geſchlecht, welches von den Waldleuten und Alirunen ausging, war klein, häßlich und wild, es hauſte anfangs in den mäotiſchen Sümpfen. Bald aber rückten ſie aus und kamen an die Gränze der Gothen.

378.

Die Einwanderung der Hunnen.

Jornandes p. 104.
Vergl. Hrabanus Maurus bei Joh. Müller Schw. Geſch. I. 245. not. 78.

Die Hunnen lebten von Raub und Jagd. Eines Tages kamen Jäger von ihnen an das Ufer des mäotiſchen Sees, und unvermuthet zeigte ſich ihren Augen eine Hindin. Dieſe Hindin trat in das Gewäſſer,

und ging bald vorwärts, bald ſtand ſie ſtill; ſo zeigte ſie ihnen den Weg. Die Jäger folgten nach und kamen zu Fuß durch den See, den ſie undurchwandelbar, wie das Meer, früher geglaubt hatten. Sobald ſie nun das nie geſehene ſcythiſche Land erblickten, verſchwand die Hindin. Erſtaunt von dem Wunder kehrten ſie heim und verkündigten ihren Leuten das ſchöne Land, und den Weg, den die Hirſchkuh gewieſen hatte. Darauf ſammelten ſich die Hunnen und brachen mit unwiderſtehlicher Macht in Scythien ein.

379.
Sage von den Hunnen.

Jornandes. cap. 5. p. 85.

Zu Jornandes Zeit ging eine mündliche Sage um, die er zwar verwirft, wonach die Hunnen nicht aus Scythien gekommen wären, ſondern anderswoher. In Brittannien oder auf irgend einem andern Eilande ſeyen ſie (auf ihrer Wanderung) vormalen in Knechtſchaft gerathen, aber durch das Löſegeld eines einzigen Pferdes wieder in Freiheit geſetzt worden.

Im Mittelalter glaubte man hernach, die Hunnen und Türken, die für Ein Volk galten, wären Ungethüme, von einem Zauberer mit einer Wölfin zuſammen erzeugt. Sie ſelbſt ſcheinen dieſen Aberglauben, um die Furcht vor ihnen zu mehren, gefliſſentlich ausgebreitet zu haben. Noch heut zu Tage hat er ſich an der türkiſchen Gränze unter den öſtreichiſchen Chriſten erhalten. (Sismondi I., p. 54.)

380.

380.

Das Kriegsſchwert.

Jornandes cap. 35. p. 116.
Vergl. Altd. Wälder I. S. 212. Anmerk. 10. und S. 319.

Ein Hirt weidete ſeine Heerde und ſah, wie ein Vieh am Fuße hinkte. Als er nun die Urſache der ſcharfen Wunde nicht erklären konnte, folgte er den Blutſpuren und fand endlich das Schwert, worauf die graſende Kuh unvorſichtig getreten hatte. Der Hirt grub das Schwert aus und brachte es dem König Attila. Attila aber freute ſich und ſah, daß er zum Herrn der Welt beſtimmt war, weil ihm das Kriegsſchwert, das die Scythen ſtets heilig hielten, in ſeine Hände geliefert worden ſey.

381.

Die Störche.

Jornandes p. 123. 124.

Als Attila ſchon lange die Stadt Aquileja belagerte, und die Römer hartnäckig widerſtanden, fing ſein Heer an zu murren und wollte von dannen ziehen. Da geſchah es, daß der König im Zweifel, ob er das Lager aufheben, oder noch länger harren ſollte, um die Mauern der Stadt her wandelte und ſah, wie die weißen Vögel, nämlich die Störche, welche in den Giebeln der Häuſer niſteten, ihre Jungen aus der Stadt trugen, und gegen ihre Gewohnheit auswärts ins Land ſchleppten. Attila, als ein weiſer Mann,

rief ſeinen Leuten und ſprach: „ſeht, dieſe Vögel, die der Zukunft kündig ſind, verlaſſen die bald untergehende Stadt und die einſtürzenden Häuſer!“ Da ſchöpfte das Heer neuen Muth, und ſie bauten Werkzeuge und Mauerbrecher; Aquileja fiel im Sturm und ging in den Flammen auf; dieſe Stadt wurde ſo verheert, daß kaum die Spuren übrig blieben, wo ſie geſtanden hatte.

382.

Der Fiſch auf der Tafel.

Procopius Lib. I. c. I.

Theoderich, der Oſtgothen König, nachdem er lange Jahre in Ruhm und Glanz geherrſcht hatte, befleckte ſich mit einer Grauſamkeit am Ende ſeines Lebens. Er ließ ſeine treuen Diener Symmachus und den weiſen Boethius, auf die Verleumdung von Neidern, hinrichten und ihre Güter einziehen.

Als nun Theoderich wenige Tage darauf zu Mittag aß, geſchah es, daß ſeine Leute den Kopf eines großen Fiſches zur Speiſe auftrugen. Kaum erblickte ihn der König auf der Schüſſel liegen, ſo ſchien ihm der Kopf der des enthaupteten Symmachus zu ſeyn, wie er die Zähne in die Unterlippe biß, und mit verdrehten Augen drohend ſchaute. Erſchrocken und von Fieberfroſt ergriffen eilte der König ins Bett, beweinte ſeine Unthat, und verſchied in kurzer Zeit. Dies war die erſte und letzte Ungerechtigkeit, die er began-

gen hatte, daß er den Symmachus und Boethius verurtheilte, ohne wider ſeine Gewohnheit die Sache vorher unterſucht zu haben.

383.

Theoderichs Seele.

Dialogi Gregorij M. Lib. IV. cap. 30. und daraus die Reim-chronick. Altd. Wäld. III. 283. Vergl. I. 228.

Zu den Zeiten Theoderichs, Königs der Oſtgothen, kehrte ein Mann von einer nach Sicilien gethanen Reiſe wieder nach Italien zurück; ſein Schiff vom Sturm verſchlagen, trieb zu der Inſel Liparis. Daſelbſt wohnte ein frommer Einſiedel, und während ſeine Schiffsleute das zerbrochene Geräth wieder einrichteten, beſchloß der Mann hin zu dem Heiligen zu gehen und ſich deſſen Gebät zu empfehlen. Sobald der Einſiedel ihn und die andern Begleitenden kommen ſah, ſagte er im Geſpräch: „wißt ihr ſchon, daß König Theoderich geſtorben iſt?“ Sie antworteten ſchnell: „unmöglich, denn wir verließen ihn lebendig, und haben nichts dergleichen von ihm gehört.“ Der Diener Gottes verſetzte: „er iſt aber geſtorben, denn geſtern am Tage um die neunte Stunde ſah ich, daß er entgürtet und entſchuht *) mit gebundenen Händen, zwiſchen Johannes dem Pabſt und Symmachus dem Patricier hergeführt, und in den Schlund

*) Discinctus et discalceatus, in der Weiſe eines vogelfreien Verbannten. Lex salica. Tit. 61.

des benachbarten Vulcans geſtürzt wurde. Die Leute ſchrieben ſich Tag und Stunde genau, wie ſie gehört hatten, auf, reiſten heim nach Italien und vernahmen, daß Theoderich gerade zu jener Zeit geſtorben war. Und weil er den Pabſt Johannes im Gefängniſſe todtgemartert, und den Patricier Symmachus mit dem Schwert enthauptet hatte: ſo wurde er gerecht von denen ins Feuer geleitet, die er ungerecht in ſeinem Leben gerichtet hatte.

384.

Urajas und Ildibad *).

Procop. de bello goth. III. 1.

Urajas der Gothe hatte eine Ehefrau, reich an Vermögen und ſchön an Geſtalt. Dieſe ging einmal ins Bad, angethan in herrlichem Schmuck und begleitet von einer Menge Dienſtfrauen. Da ſah ſie im Bade ſitzen Ildebads des Königes Gemahlin in ſchlechten Kleidern, grüßte ſie nicht demüthig, wie es ſich vor einer Königin ziemt, ſondern ſprach höhnende Reden aus ſtolzem Muth. Denn es war Ildebads Einkommen noch gering und ſeine Macht noch nicht königlich.

Allein dieſen Schimpf ertrug die Königin nicht, entbrannte vor Schmerz und ging zu ihrem Gemahl;

*) Bei Marcellinus, p. 70. 71. (ed. Sirmond 1618. 8.) Orajus und Heldebadus genannt.

den bat ſie mit Thränen, daß er das von Urajas Frau ihr zugefügte Unrecht räche. Bald darauf ſchuldigte Ildibad den Urajas bei den Gothen an, daß er zum Feinde übergehen wollte, und nicht lange darauf brachte er ihn hinterliſtig ums Leben. Darüber fingen die Gothen an, ſich in Haß und Zwietracht zu ſpalten, und Wilas, ein Gepide, beſchloß den König zu morden. Als Ildebad eben am Gaſtmahl ſaß und aß, hieb ihm Wilas unverſehens mit dem Schwert in den Nacken, ſo daß ſeine Finger noch die Speiſe hielten, während ſein abgeſchnittenes Haupt auf den Tiſch fiel, und alle Gäſte ſich entſetzten.

385.

Totila verſucht den Heiligen.

Dialogi Gregorii M. Lib. 2. cap. 14. 15.

Als Totila, König der Gothen vernommen hatte, daß auf dem heiligen Benedictus ein Geiſt der Weiſſagung ruhe, brach er auf und ließ ſeinen Beſuch in dem Kloſter ankündigen. Er wollte aber verſuchen, ob der Mann Gottes die Gabe der Weiſſagung wirklich hätte. Einem ſeiner Waffenträger, Namens Riggo, gab er ſeine Schuhe, und ließ ihm königliche Kleider anthun; ſo ſollte er ſich in Geſtalt des Königs dem Heiligen nahen. Drei andere Herrn aus dem Gefolge, Wulderich, Ruderich und Blindin *), mußten

*) Bei Marcellinus p. 72. heißen die drei Herzöge des Totila: Ruderit, Viliarid, Bleda.

ihn begleiten, ſeine Waffen tragen, und ſich nicht anders anſtellen, als ob er der wahre König wäre. Riggo begab ſich nun in ſeinem prächtigen Gewande unter dem Zulaufen vieler Leute in das Münſter, wo der Mann Gottes in der Ferne ſaß. Sobald Benedictus den Kommenden in der Nähe, daß er von ihm gehört werden konnte, ſah, rief er aus: „lege ab, mein Sohn, lege ab, was du trägſt, iſt nicht dein!“ Riggo ſank zu Boden vor Schrecken, daß er ſogleich entdeckt worden war, und alle ſeine Begleitung beugte ſich mit ihm. Darauf erhuben ſie ſich wieder, wagten aber nicht dem Heiligen näher zu gehen, ſondern kehrten zitternd zu ihrem König zurück mit der Nachricht, wie ihnen geſchehen wäre. Nunmehr machte ſich Totila ſelbſt auf, und beugte ſich vor dem in der Weite ſitzenden Benedictus nieder. Dieſer trat hinzu, hob den König auf, tadelte ihn über ſeinen grauſamen Heereszug, und verkündete ihm in wenig Worten die Zukunft: „Du thuſt viel Böſes und haſt viel Böſes gethan; jetzt laß ab vom Unrecht! Du wirſt in Rom einziehen, über das Meer gehen, neun Jahre herrſchen, und im zehnten ſterben.“ Totila erſchrak heftig, beurlaubte ſich von dem Heiligen, und war ſeitdem nicht ſo grauſam mehr.

386.

Der blinde Sabinus.

Dialogi Gregorii Lib. 3. cap. 5.

Der Biſchof Sabinus hatte vor hohem Alter das Licht der Augen verloren, und war ganz blind. Da nun Totila von dieſem Mann hörte, daß er weiſſagen könne, wollte ers nicht glauben, ſondern ſelbſt prüfen. Bei ſeiner Ankunft in jener Gegend lud der Mann Gottes den König zum Gaſtmahl ein. Totila wollte nicht ſpeiſen, ſondern ſetzte ſich zur Rechten des Greiſes. Als darauf ein Diener dem Sabinus den Weinbecher reichen wollte, ſtreckte der König ſeine Hand ſtillſchweigend aus, nahm den Kelch und reichte ihn mit ſeiner eignen Hand, ſtatt des Knaben, dem Biſchof hin. Dieſer empfing ihn, ſagte aber: „Heil dieſer Hand!“ Totila erröthend über ſeine Entdekkung, freute ſich gefunden zu haben, was er ſuchte.

Dieſer Sabinus brachte ſein Leben weit hinauf, ſo daß endlich ſein Archidiaconus, aus Begierde ihm als Biſchof zu folgen, den frommen Mann zu vergiften trachtete. Er gewann den Weinſchenken, daß er ihm Gift in den Kelch miſchte, und beſtach den Knaben, der dem Sabinus bei dem Mittagsmahl den Trank zu reichen pflegte. Der Biſchof ſprach auf der Stelle zum Knaben: „trinke du ſelbſt, was du mir reichſt.“ Zitternd wollte der Knabe doch lieber trinken und ſterben, als die Qualen leiden, die auf einem ſolchen Menſchenmord ſtanden. Wie er aber den Be-

cher eben an den Mund ſetzte, hielt ihn Sabinus zurück und ſprach: „Trinke nicht, ſondern reiche mir, ich will trinken; geh aber hin und ſage dem, der dirs gab: daß ich tränke, und er doch nicht Biſchof werden würde.“ Hierauf machte der Biſchof das Zeichen des Creuzes, und trank ohne Gefahr. Zur ſelben Stunde ſank der Archidiaconus an einem andern Orte, wo er ſich eben aufhielt, todt zu Boden, als ob das Gift in ſeine Eingeweide durch des Biſchofs Mund gelaufen wäre.

387.

Der Ausgang der Longobarden.

P. Diaconus I. 2.

Die Winiler, hernachmals Longobarden genannt, als ſie ſich in dem Eiland Scandinavien ſo vermehrt hatten, daß ſie nicht länger zuſammen wohnen konnten, theilten ſich in drei Haufen ab und looſten. Wer nun das Loos zog, der Haufen ſollte das Vaterland verlaſſen, und ſich eine fremde Heimath ſuchen. Als nun das Loos auf einen Theil gefallen war, ſo zog dieſer unter zwei Heerführern, den Brüdern Ibor und Ayo (oder Agio), ſammt ihrer weiſen Mutter Gambara aus. Sie langten zuerſt in Skoringen an, ſchlugen die Wandalen, und deren Könige Ambri und Aßy; zogen ſodann nach Moringen, und dann nach Goland. Nachdem ſie da eine Zeitlang verweilt, beſetzten ſie die Striche: Anthaib,

Banthaib und Wurgenthaib, wo ſie auch noch nicht blieben, ſondern durch Rugiland zogen, eine Zeit über im offenen Feld wohnten, mit den Herulern, Gepiden und Gothen Händel hatten, und zuletzt in Italien feſten Sitz nahmen.

388.

Der Longobarden Ausgang.

Nach der alten Chronik und dem däniſchen Volkslied vergl. Suhm Fabelzeit I. 40—42. nach Saxo Gramm. Lib. 8. p. 158. 159. wo Aggo, Ebbo und Gambaruc, und eine merkwürdige Nach-Sage, Suhm II. 84, von Snio und Magge.

In Dänemark herrſchte König Snio (Schnee), da brach im Land Hunger und Noth aus; der König gab ein Geſetz, welches Gaſtereien und Trinkgelage verbot; aber das wollte nicht helfen, ſondern die Theurung nahm immer zu. Der König ließ ſeinen Rath verſammeln und beſchloß, den dritten Theil des Volkes tödten zu laſſen. Ebbe und Aage, zwei mannliche Helden, ſaßen zu oberſt im Rath; ihre Mutter hieß Gambaruk, wohnte in Jütland, und war eine weiſe Frau. Als ſie dieſer den Entſchluß des Königs meldeten, mißfiel es ihr höchlich, daß ſo viel unſchuldig Volk umkommen ſollte: „ich weiß beſſern Rath, der uns frommt; laßt Alte und Junge looſen, auf welche unter dieſen das Loos fällt, die müſſen aus Dänemark fahren, und ihr Heil zur See verſuchen.“ Dieſer Rathſchlag wurde allgemein beliebt, und das Loos geworfen. Es fiel auf die Jungen, und alsbald wurden die Schiffe ausgerüſtet. Ebbe und

Aage waren nicht träg dazu, und ließen ihre Wimpel wehen; Ebbe führte die Jüten, und Aage die Gundinger aus.

389.

Sage von Gambara *) und den Langbärten.

Paulus Diac. Lib. I. c. 8.
Greg. tur. hist. epitomata cap. 65. cf. Gotfrid. viterb. p. 299. cf. 304.

Als das Loos geworfen war und der dritte Theil der Winiler aus der Heimath in die Fremde ziehen mußte, führten den Hanſen zwei Brüder an, Ibor und Aio **) mit Namen, junge und friſche Männer. Ihre Mutter aber hieß Gambara, eine ſchlanke und kluge Frau, auf deren weiſen Rath in Nöthen ſie ihr Vertrauen ſetzten. Wie ſie ſich nnn auf ihrem Zug ein anderes Land ſuchten, das ihnen zur Niederlaſſung gefiele, langten ſie in die Gegend, die Schoringen hieß, da weilten ſie einige Jahre. Nah dabei wohnten die Wandalen, ein rauhes und ſiegſtolzes Volk, die hörten ihrer Ankunft, und ſandten Boten an ſie: daß die Winiler entweder den Wandalen Zoll gäben, oder ſich zum Streit rüſteten. Da rathſchlagten Ibor und Aio mit Gambara ihrer Mutter, und wurden eins: daß es beſſer ſey, die Freiheit zu verfechten, als ſie mit dem Zoll zu beflecken; und ließen das

*) Dieſe Gambara iſt merkwürdig die Cambra des Hunibald.

**) bei Gotfr. viterb. Hibor et Hangio.

den Wandalen ſagen. Es waren die Winiler zwar muthige und kräftige Helden, an Zahl aber gering. Nun traten die Wandalen vor Wodan, und flehten um Sieg über die Winiler. Der Gott antwortete: „denen will ich Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerſt ſehe.“ Gambara aber trat vor Frea, Wodans Gemahlin, und flehte um Sieg für die Winiler. Da gab Frea den Rath: „die Winiler Frauen ſollten ihre Haare auflöſen, und um das Geſicht in Bartes Weiſe zurichten, dann aber frühmorgens mit ihren Männern ſich dem Wodan zu Geſicht ſtellen, vor das Fenſter gen Morgen hin, aus dem er zu ſchauen pflegte. Sie ſtellten ſich alſo dahin, und als Wodan ausſchaute bei Sonnenaufgang, rief er: „was ſind das für Langbärte?“ Frea fügte hinzu: „wem du Namen gabſt, dem mußt du auch Sieg geben.“ *) Auf dieſe Art verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und ſeit der Zeit nannten ſich die Winiler Langbärte (Longobarden).

390.

Die Longobarden und Aßipiter.

Paul. Diacon. I. 11. 12.

Bald nach Beſiegung der Winiler mußten die Langbarten aus Hungersnoth das Land Schoringen

*) S. das Lied von Helge und Swawa in unſerer Ausg. der Edda. Str. 8. Anm. S. 33.

verlaſſen und gedachten in Moringen zu ziehen. Die Aßipiter (? Uſipeter) aber widerſtanden und wollten ihnen keinen Durchzug durch ihre Gränzen verſtatten. Da nun die Langbarten die große Zahl der Feinde und ihre geringe ſahen, ſprengten ſie liſtig aus, daß ſie Hundsköpfe im Lager bei ſich führten; das heißt: ungeheure Menſchen mit Hundsköpfen; die dürſteten nach Menſchenblut und tränken, wenn ſie keinen Feind erreichen könnten, ihr eigenes. Und um dies glaubhafter zu machen, ſtellten ſie ihre Zelte weit aus einander, und zündeten viele Feuer im Lager an. Die Aßipiter geriethen dadurch in Furcht, und wagten nun den Krieg, womit ſie gedroht hatten, nicht mehr zu führen. Doch hatten ſie unter ſich einen ſtarken Mann, auf deſſen Kräfte ſie vertrauten; mit dieſem boten ſie den Langbarten einen Einkampf an. Die Langbarten möchten nämlich auch einen aus ihren Leuten, welchen ſie wollten, wählen, und ihrem Fechter entgegenſtellen. Siegte der Aßipiter, ſo ſollten die Langbarten auf dem Wege, den ſie gekommen wären, wieder zurück wandern; würde er aber beſiegt, ſo müßte ihnen der freie Durchzug geſtattet werden.

Als nun die Langbarten anſtanden, wen ſie von ihren Männern dazu auswähleten: da bot ſich einer aus der Knechtſchaft von freien Stücken zum Kampf an, und hielt ſich aus, wo er den Feind beſiegen würde, daß er und ſeine Nachkommen in den Stand der Freien aufgenommen werden ſollte. Dies wurde ihm verheißen, er übernahm den Kampf, und beſiegte

ſeinen Gegner. Seinem Wunſche gemäß wurde er darauf freigeſprochen, und erwarb den Langbarten freien Durchzug, worauf ſie glücklich in das Land Moringen einrückten.

391.

Die ſieben ſchlafenden Männer in der Höhle.

Paulus Diaconus Lib. I. cap. 3.

Vergl. die byzantiniſche Sage bei Gregor. turon. mirac. I. 95. und die naheliegende Verwechslung der Wörter Germani (Brüder) und Germani (Deutſche). Deſſenungeachtet folgt Paulus offenbar einer andern Erzählung.

In ganz Deutſchland weiß man folgende wunderbare Begebenheit. An der äußerſten Meeresküſte liegt unter einem ragenden Felſen eine Höhle, in der, man kann nicht mehr ſagen ſeit welcher Zeit, lange her ſieben Männer ſchlafen; ihre Leiber bleiben unverweſt, ihre Kleider verſchleißen nicht, und das Volk verehrt ſie hoch. Der Tracht nach ſcheinen ſie Römer zu ſeyn. Einen reizte die Begierde, daß er der Schläfer einem das Gewand ausziehen wollte; alsbald erdorrten ihm die Arme, und die Leute erſchraken ſo, daß niemand näher zu treten wagte. Die Vorſehung bewahrt ſie zu einem heiligen Zweck auf, und dereinſt ſollen ſie vielleicht aufſtehen, und den heidniſchen Völkern die heilige Lehre verkündigen.

392.

Der Knabe im Fiſchteich.

Paulus Diac. Lib. I. c. 15.

Zu den Zeiten Agelmunds, des longobardiſchen Königs, trug es ſich zu, daß ein Weib dieſes Volkes ſieben Knäblein auf einmal gebar, und um der Schande zu entgehn, grauſamer als wilde Thiere, ſie ſämmtlich in einen Fiſchteich warf. Bei dieſem Teich ritt der König gerade vorüber, ſah die elenden Kinder liegen, hielt ſein Pferd an, und wandte ſie mit dem Spieß, den er in der Hand trug, von einer auf die andere Seite um. Da griff eins der Kindlein mit ſeinen Händchen den königlichen Spieß feſt. Der König ſah darin ein Zeichen, daß aus dieſem Kind ein beſonderer Mann werden würde, befahl es aus dem Fiſchbehälter zu ziehen, und übergab es einer Amme zum Säugen. Und weil er ihn aus dem Fiſchteich, der in ihrer Sprache Lama *) heißt, gezogen hatte, legte er dem Kind den Namen Lamißio bei. Es erwuchs, wurde ein ſtreitbarer Held, und nach Agelmunds Tode König der Longobarden.

*) Aus keiner germaniſchen Sprache jetzt zu erläutern, aber im latein. iſt lama Pfütze, Sumpf, Schlund, griech. λαμος. Vergl. Schlamm.

393.

Sage von Rodulf und Rumetrud.

Paulus Diac. Lib. I. cap. 20.

Als die Heruler und Longobarden ihren Krieg durch ein Friedensbündniß aufheben wollten, ſandte König Rodulf ſeinen Bruder zu König Tato, daß er alles abſchließen ſollte. Nach beendigtem Geſchäffte kehrte der Geſandte heim; da geſchah es, daß er unterweges vorbeiziehen mußte, wo Rumetrud wohnte, des longobardiſchen Königs Tochter. Dieſe ſah die Menge ſeines Gefolges, fragte: wer das wohl ſeyn möchte? und hörte, daß es der heruliſche Geſandte, Rodulfs leiblicher Bruder wäre, der in ſein Land heimzöge. Da ſchickte ſie einen zu ihm, und ließ ihn laden: „ob er kommen wolle, einen Becher Wein zu trinken?“ Ohne Arg folgte er der Ladung; aber die Jungfrau ſpottete ſeiner aus Übermuth, weil er kleinlicher Geſtalt war, und ſprach höhnende Reden. Er dagegen, übergoſſen von Scham und Zorn, ſtieß noch härtere Worte aus, alſo daß die Königstochter viel mehr beſchämt wurde, und innerlich von Wuth entbrannte. Allein ſie verſtellte ihre Rache und verſuchte mit freundlicher Miene ein angenehmes Geſpräch zu führen, und lud den Jüngling zu ſitzen ein. Den Sitz aber wies ſie ihm da an, wo in der Wand eine Lucke war, darüber ſie, gleichſam zu des Gaſtes Ehren, einen köſtlichen Teppich hängen laſſen; eigentlich aber wollte ſie damit allen Argwohn entfernen. Nun hatte ſie

ihren Dienern befohlen, ſo bald ſie zu dem Schenken das Wort ſprechen würde: „miſche den Becher!“ daß ſie durch die Lucke des Gaſtes Schulterblatt durchſtoßen ſollten, und ſo geſchah auch. Denn bald gab das grauſame Weib jenes Zeichen, und der unſelige Gaſt ſank mit Wunden durchbohrt zur Erde.

Da König Rodulf von ſeines Bruders Mord Kundſchaft bekam, klagte er ſchmerzlich und ſehnte ſich nach Rache; alsbald brach er den neuen Bund, und ſagte den Longobarden Krieg an. Wie nun der Schlachttag erſchien, war Rodulf ſeiner Sache ſo gewiß: daß ihm der Sieg unzweifelhaft deuchte, und während das Heer ausrückte, er ruhig im Lager blieb und Schachtafel ſpielte. Denn die Heruler waren dazumal im Kampf wohl erfahren, und durch viele Kriege berühmt. Um freier zu fechten, oder als verachteten ſie alle Wunden, pflegten ſie auch nackend zu ſtreiten, und nichts als die Scham zu bedecken an ihrem Leibe.

Als nun der König, wie geſagt, feſt auf die Tapferkeit der Heruler baute, und ruhig Tafel ſpielte, hieß er einen ſeiner Leute auf einen naheſtehenden Baum ſteigen, daß er ihm der Heruler Sieg deſto ſchneller verkündige; doch mit der zugefügten Drohung: „meldeſt du mir von ihrer Flucht, ſo iſt dein Haupt verloren.“ Wie nun der Knecht oben auf dem Baume ſtand, ſah er, daß die Schlacht übel ging; aber er wagte nicht zu ſprechen, und erſt wie das ganze Heer dem Feinde den Rücken kehrte, brach er

in die Worte aus: „Weh dir Herulerland, der Zorn des Himmels hat dich betroffen!“ Das hörte Rodulf und ſprach: „wie, fliehen meine Heruler?“ „Nicht ich, rief jener, ſondern du König haſt dies Wort geſprochen.“ Da traf den König Schrecken und Verwirrung, daß er und ſeine umſtehenden Leute keinen Rath wußten, und bald die lombardiſchen Haufen einbrachen und alles erſchlugen. Da fiel Rodulf, ohne männliche That. Und über der Heruler Macht, wie ſie hierhin und dorthin zerſtreut wurde, waltete Gottes Zorn ſchrecklich. Denn als die Fliehenden blühende Flachsfelder vor ſich ſahen, meinten ſie vor einem ſchwimmbaren Waſſer zu ſtehen, breiteten die Arme aus, in der Meinung zu ſchwimmen, und ſanken grauſam unter der Feinde Schwert.*) Die Lombarden aber trugen unermeßliche Beute davon, und theilten ſie im Lager; Rodulfs Fahne und Helm, den er in den Schlachten immer getragen hatte, bekam Tato, der König. Von der Zeit an war alle Kraft der Heruler gebrochen, ſie hatten keine Könige mehr; die Longobarden aber wurden durch dieſen Sieg reicher und mächtiger, als je vorher.

*) Dieſen poetiſchen und ganz ſagenhaften Zug hat auch Aimoin in ſeinen ſonſt kurzen Excerpten aus Paulus (Lib. 2. cap. 13.)

394.

Alboin wird dem Audoin tiſchfähig.

Paulus Diac. I. 23. 24.

Als Alboin, Audoins Sohn, ſiegreich vom Feldzug gegen die Gepiden heimkehrte, wollten die Longobarden, daß er auch ſeines Vaters Tiſchgenoß würde. Audoin aber verwarf dies, weil nach der Gewohnheit des Volks der Königsſohn nicht eher mit dem Vater ſpeiſen dürfe, bis er von einem auswärtigen König gewaffnet worden ſey. Sobald dies Alboin hörte, ritt er, nur von vierzig Jünglingen begleitet, zu Thuriſend, dem Gepidenkönig, deſſen Sohn Thuriſmod er eben erlegt hatte, und erzählte ihm, aus welcher Urſache er käme. Thuriſend nahm ihn freundlich auf, lud ihn zu Gaſt, und ſetzte ihn zu ſeiner Rechten an der Mahlzeit, wo ſonſt ſein Sohn zu ſitzen pflegte. Als nun Thuriſend ſo ſaß, und ſeines Sohnes Mörder neben ſich erblickte, ſeufzte er vor Schmerz und ſprach: „der Platz iſt mir lieb, aber der Mann leid, der jetzt darauf ſitzt.“ Durch dieſe Worte gereizt, hub der andere Sohn Thuriſends an, der Longobarden zu ſpotten, weil ſie unterhalb der Waden weiße Binden trügen; und verglich ſie Pferden, deren Füße bis an die Schenkel weiß ſind, „das ſind ekelhafte Mähren, denen ihr gleicht.“ Einer der Longobarden verſetzte hierauf: „komm mit ins Asfeld, da kannſt Du ſehen, wie gut die, welche Du Mähren nenneſt, mit den Hufen ſchlagen; da liegen Deines Bruders

Gebeine, wie die eines elenden Gauls, mitten auf der Wieſe.“ Die Gepiden geriethen dadurch in Wuth, und wollten ſich rächen, augenblicklich faßten alle Longobarden ihre Degengriffe. Der König aber ſtand vom Tiſche auf, warf ſich in ihre Mitte, und bedrohte den, welcher zuerſt den Streit anheben würde: der Sieg mißfalle Gott, wenn man in ſeinem eignen Hauſe den Feind erlege. So beſchwichtigte er den Zank, nahm nach vollbrachtem Mahl die Waffen ſeines Sohnes Turiſmod, und übergab ſie dem Alboin. Dieſer kehrte in Frieden zu ſeinem Vater heim, und wurde nun deſſen Tiſchgenoß. Er erzählte alles, was ihm bei den Gepiden begegnet war, und die Longobarden lobten mit Bewunderung ſowohl Alboins Wagſtück, als Turiſends große Treue.

395.

Ankunft der Longobarden in Italien.

P. Diaconus II. 5.
Greg. tur. hist. epitom. c. 65.
Vergl. Altd. Wälder III. S. 282.
— Stritter mem. pop. I. 406. 407.

Narſes, weil er ſeiner Mannnheit beraubt worden war, wurde von der Kaiſerin verhöhnt, indem ſie ihm ein goldenes Spinnrad ſandte: „mit den Weibern ſolle er ſpinnen, aber nicht unter den Männern befehlen.“ Da antwortete Narſes: „ſo will ich ihr ein ſolches Gewebe ſpinnen, aus dem ſie zeitlebens ihren Hals nicht wieder wird loswickeln können.“

Darauf lockte er die Longobarden, und leitete ſie mit ihrem König Alboin aus Pannonien nach Italien.

Die altdeutſche Weltchronik erzählt dieſes nicht von Narſes, ſondern von Aetius, dem die Königin ſpottweiſe entbieten ließ, in ihrer Frauenſtube Wolle zu zeiſen.

396.
Alboin gewinnt Ticinum *).

P. Diac. II. 27.

Drei Jahre und etliche Monate hatte Alboin Ticinum belagert, eh' es ſich ergab. Als nun der König durch die Johannespforte an der Oſtſeite der Stadt einritt, fiel ſein Pferd mitten unter dem Thor hin, und konnte durch keine Streiche dahin gebracht werden, wieder aufzuſtehn. Da ſagte ein Longobarde: „Gedenk, o König, deines Gelübdes, und brich es, ſo wirſt du in die Stadt eingehen, denn es wohnt auch Chriſtenvolk darin.“ Alboin hatte nämlich gelobt, das ganze Volk, weil es ſich nicht ergeben wollte, über die Klinge ſpringen zu laſſen. Hierauf brach er nun das harte Gelübde, und verhieß den Bürgern Gnade; alsbald hob ſich ſein Pferd auf, und er hielt ruhig den Einzug.

*) Pavia.

397.

Alboin und Roſimund.

P. Diaconus I, 27. II, 28.
Gotfridus viterb. p. 308. 309.
Vergl. Theophylactus bei Stritter I, p. 386.

Nach Turiſends Tod brach deſſen Sohn und Nachfolger Cunimund aufs neue den Frieden mit den Longobarden. Alboin aber ſchlug die Feinde, erlegte den Cunimund ſelber, und machte ſich aus deſſen Schädel eine Trinkſchale. Cunimunds Tochter Roſimund führte er mit vielen andern in die Gefangenſchaft, und nahm ſie darauf zu ſeiner Gemahlin. Alboins Thaten erſchollen überall, und ſein Ruhm wurde nicht blos bei den Longobarden, ſondern auch bei den Baiern, Sachſen und andern Völkern der deutſchen Zunge in Liedern beſungen. Auch erzählen viele, daß zu ſeiner Zeit ganz vorzügliche Waffen geſchmiedet worden ſeyen.

Eines Tages ſaß Alboin zu Verona fröhlich am Mahl, und befahl der Königin in jene Schale Wein zu ſchenken, die er aus ihres Vaters Haupt gemacht hatte, und ſprach zu ihr: „trinke fröhlich mit deinem Vater!“ Roſimund empfand tiefen Schmerz, bezwang ſich gleichwohl, und ſann auf Rache. Sie wandte ſich aber an Helmichis, des Königs Waffenträger (Schilpor) und Milchbruder, und bat ihn, daß er den Alboin umbringe. Dieſer rieth ihr, den Peredeo, einen tapfern Helden, ins Verſtändniß zu ziehen. Peredeo wollte aber mit dieſer Unthat nichts gemein haben. Da barg ſich Roſimund heimlich in

ihrer Kammermagd Bett, mit welcher Peredeo vertrauten Umgang hatte; und ſo geſchah's, daß er unwiſſend dahin kam, und bei der Königin ſchlief. Nach vollbrachter Sünde frug ſie ihn: für wen er ſie wohl halte? und als er den Namen ſeiner Freundin nannte, ſagte ſie: „Du irrſt dich ſehr, ich, Roſimund bin's; und nun du einmal dieſes begangen haſt, geb ich dir Wahl, entweder den Alboin zu ermorden, oder zu gewarten, daß er dir das Schwert in den Leib ſtoße.“ Da ſah Peredeo das unausweichliche Übel ein, und bewilligte gezwungen des Königs Mord.

Eines Mittags alſo, wie Alboin eingeſchlafen war, gebot Roſimund Stille im ganzen Schloſſe, ſchaffte alle Waffen beiſeits, und band Alboins Schwert an die Bettſtelle ſtark feſt, daß es nicht weggenommen, noch aus der Scheide gezogen werden mochte. Dann führte ſie, nach Helmichis Rath, Peredeo herein. Alboin aus dem Schlaf erwachend, ſah die Gefahr, worin er ſchwebte, und wollte ſchnell ſein Schwert ergreifen; da er's nicht losbringen konnte, griff er den Fußſchämel, und wehrte ſich eine gute Weile tapfer damit. Endlich aber mußte dieſer kühne und gewaltige Mann, der ſo viele Feinde beſiegt hatte, durch die Liſt ſeiner Frau wehrlos unterliegen. Seinen Leichnam beſtatteten die Longobarden weinend und klagend unter den Aufſtieg einer Treppe, nah' beim königlichen Schloß. Später öffnete Herzog Giſilbert das Grab, und nahm das Schwert zuſammt andern

Schmuck heraus. Er berühmte ſich auch, den Alboin geſehen zu haben.

398.

Roſimund, Helmichis und Peredeo.

P. Diaconus II. 29. 30.

Nach Alboins Tode dachte Helmichis das Reich zu bekommen, allein die Longobarden hinderten das, und ſtellten ihm, vor tiefem Schmerz über ihres Herrſchers Ermordung, nach dem Leben. Alſo entflohen Helmichis und Roſimund, jetzt ſeine Gemahlin, auf einem Schiffe, das ihnen Longinus, Vorſteher zu Ravenna, geſandt hatte, Nachts aus Verona, entwandten Albſuind, Alboins Tochter erſter Ehe, und den ganzen longobardiſchen Schatz. Wie ſie zu Ravenna angelangt waren, nahm Roſimundens Schönheit auch den Longinus ein, und er beredete ſie, den Helmichis zu tödten, und ſich hernach ihm zu vermählen. Zum Böſen aufgelegt, und wünſchend Ravennas Herrin zu werden, reichte ſie dem Helmichis, als er aus dem Bad kam, einen Becher Gift; er aber, ſobald er merkte, daß er den Tod getrunken, zog das Schwert über ſie, und zwang ſie, was im Becher geblieben war, auszuleeren. So ſtarben dieſe beiden Mörder durch Gottes Gericht zu Einer Stunde. Longinus ſchickte Albſuind und die lombardiſchen Schätze nach Conſtantinopel zum Kaiſer Tiberius. Einige erzählen: auch Peredeo ſey mit Helmichis und Roſimund nach

Ravenna gekommen, und ebenfalls mit Albſuinden nachher zu Tiberius geſandt worden.

Er ſoll zu Conſtantinopel Beweiſe ſeiner großen Stärke gegeben, und einmal im Schauſpiel vor dem Kaiſer und allem Volk einen ungeheuern Löwen erlegt haben. Aus Furcht, daß er kein Unheil ſtifte, ließ ihm der Kaiſer die Augen ausſtechen. Peredeo ſchaffte ſich zwei kleine Meſſer, barg ſie in ſeinen Ärmeln, und ging in den Pallaſt unter dem Vorwand, er habe dem Kaiſer etwas Wichtiges zu offenbaren. Dieſer ſandte zwei ſeiner vertrauten Diener, daß ſie ihn anhörten; alsbald nahte er ſich ihnen, als wolle er etwas Heimliches entdecken, und ſchlug ihnen mit ſeinen beiden kleinen Schwertern ſolche Wunden, daß ſie zur Stelle hinſanken, und ihren Geiſt aufgaben. So rächte dieſer tapfere Mann, dem Samſon (Simſon) nicht ungleich, ſeiner beiden Augen Verluſt an dem Kaiſer durch den Tod zweier wichtiger Hofmänner.

399.

Sage von König Authari.

Paulus Diaconus III. 30.

Authari, König der Lamparten ſandte nach Baiern zu König Garibald, und ließ um deſſen Tochter Theodelind (Dietlind) freien. Garibald nahm die Boten freundlich auf, und ſagte die Braut zu. Auf dieſe Botſchaft hatte Authari Luſt, ſeine Verlobte ſelbſt zu ſehn, nahm wenige aber geprüfte Leute mit, und darunter ſeinen Getreueſten, der als Älteſter den ganzen

Zug anführen ſollte. So langten ſie ohne Verzug in Baiern an, und wurden dem König Garibald in der Weiſe anderer Geſandten vorgeſtellt; der Älteſte ſprach den üblichen Gruß, hernach trat Authari ſelbſt, der von keinem Baier erkannt wurde, vor, und ſprach: „Authari, mein Herr und König, hat mich deßhalb hieher geſandt, daß ich ſeine beſtimmte Braut, die unſere Herrin werden ſoll, ſchaue, und ihm ihre Geſtalt genau berichten könne.“ Auf dieſe Worte hieß der König ſeine Tochter kommen, und als ſie Authari ſtillſchweigend betrachtet hatte, auch geſehn, daß ſie ſchön war, und ſeinen Augen gefiel, redete er weiter: „weil ich, o König, deine Tochter ſo geſtaltet ſehe, daß ſie werth iſt, unſere Königin zu werden, möge es dir belieben, daß ich aus ihrer Hand den Weinbecher empfange.“ Der König gab ſeinen Willen dazu, Dietlind ſtand auf, nahm den Becher, und reichte zuerſt dem zu trinken, der unter ihnen der Älteſte zu ſeyn ſchien; hernach ſchenkte ſie Authari ein, von dem ſie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam war. Authari trank, und beim Zurückgeben des Bechers rührte er leiſe mit dem Finger, ohne daß jemand es merkte, Dietlindens Hand an, darauf fuhr er ſich ſelbſt mit der Rechten, von der Stirn an über die Naſe, das Antlitz herab. Die Jungfrau vor Schaam erröthend, erzählte es ihrer Amme. Die Amme verſetzte: „Der dich ſo anrührte, muß wohl der König und dein Bräutigam ſelber ſeyn, ſonſt hätte ers nimmer gewagt; du aber ſchweige, daß es dein Vater nicht vernehme;

auch iſt er ſo beſchaffen von Geſtalt, daß er wohl werth ſcheint, König und dein Gemahl zu heißen.“

Authari war ſchön in blühender Jugend, von gelbem Haar und zierlich von Anblick. Bald darauf empfingen die Geſandten Urlaub beim König, und zogen von den Baiern geleitet, heim. Da ſie aber nahe an die Grenze, und die Baiern noch in der Geſellſchaft waren, richtete ſich Authari, ſo viel er konnte, auf dem Pferde auf, und ſtieß mit aller Kraft ein Beil, das er in der Hand hielt, in einen naheſtehenden Baum. Das Beil haftete feſt, und er ſprach: „ſolche Würfe pflegt König Authari zu thun!“ Aus dieſen Worten verſtanden die Baiern, die ihn geleiteten, daß er ſelber der König war. —

Als einige Zeit darauf Dietlinde nach Lamparten kam, und die Hochzeit feſtlich gehalten wurde, trug ſich Folgendes zu. Unter den Gäſten war auch Agilulf, ein vornehmer Longobard. Es erhub ſich aber ein Unwetter, und der Blitzſtrahl fuhr mit heftigem Donner in ein Holz, das innerhalb des Königs Zaungarten lag. Agilulf hatte unter ſeinem Geſinde einen Knecht, der ſich auf die Auslegung der Donnerkeile verſtand, und was daraus erfolgen würde, durch ſeine Teufelskunſt wohl wußte. Nun begab ſichs, daß Agilulf an einen geheimen Ort ging, ſich des natürlichen Bedürfniſſes zu erledigen, da trat der Knecht hinzu und ſprach: „Das Weib, die heute unſerm Könige vermählt worden iſt, wird, nicht über lang, dein Gemahl werden.“ Als Agilulf das hörte, bedrohte er

ihn hart, und ſagte: „Du mußt dein Haupt verlieren, wo du ein Wort von dieſer Sache fallen läſſeſt.“ Der Knabe erwiederte: „Du kannſt mich tödten, allein das Schickſal iſt unwandelbar; denn traun, dieſe Frau iſt darum in dies Land gekommen, damit ſie dir anvermählt würde.“ Dies geſchah auch nach der Zeit.

400.

Agilulf und Theudelind.

P. Diaconus III. 35.
Decamerone III, 2.

Nach Autharis (Vetaris) Tode ließen die Longobarden Theudelind, die königliche Wittwe, die ihnen allen wohlgefiel, in ihrer Würde beſtehen, und ſtellten ihr frei: welchen ſie wollte, aus dem Volk zu wählen, den würden ſie alle für ihren König erkennen. Sie aber berief Agilulf, Herzog von Taurin, einen tapfern, kriegeriſchen Mann, und reiſte ihm ſelbſt bis nach Laumell entgegen. Gleich nach dem erſten Gruß ließ ſie Wein ſchenken, trank ſelber, und reichte das übrige dem Agilulf hin. Als er nun beim Empfang des Bechers ehrerbietig die Hand der Königin küßte, ſprach ſie lächelnd und erröthend: „Der braucht mir nicht die Hand zu küſſen, welcher mir ſeinen Kuß auf den Mund geben ſoll.“ Hierauf ließ ſie ihn zum Kuß, und that ihm den gefaßten Entſchluß kund; unter allgemeinem Frohlocken wurde bald die Hochzeit begangen, und Agilulf von allem verſammelten Volk zum König angenommen.

Unter der weiſen und kräftigen Herrſchaft dieſes Königes ſtand das Reich der Longobarden in Glück und Frieden; Theudelind, ſeine Gemahlin, war ſchön und tugendſam. Es begab ſich aber, daß ein Jüngling aus dem königlichen Geſinde eine unüberwindliche Liebe zu der Königin faßte, und doch, ſeiner niedern Abkunft halben, keine Hoffnung nähren durfte, jemals zur Befriedigung ſeiner Wünſche zu gelangen. Er beſchloß endlich das Äußerſte zu wagen, und wenn er ſterben müſſe. Weil er nun abgemerkt hatte, daß der König nicht jede Nacht zu der Königin ging, ſo ofter es aber that, in einen langen Mantel gehüllt, in der einen Hand eine Kerze, in der andern ein Stäblein tragend, vor das Schlafgemach Theudelindens trat, und mit dem Stäblein ein oder zwei Mal vor die Thüre ſchlug, worauf alsbald geöffnet, und ihm die Kerze abgenommen wurde; ſo verſchaffte er ſich einen ſolchen Mantel, wie er denn auch von Geſtalt genau dem Könige gleich kam.

Eines Nachts wickelte er ſich in den Mantel, nahm Kerze und Stäblein zur Hand, und that zwei Schläge an die Thüre des Schlafzimmers; ſogleich ward ihm von der Cämmerin aufgethan, die Kerze abgenommen, und der Diener gelangte wirklich in das Bett der Königin, die ihn für keinen andern, als ihren Gemahl hielt. Indeſſen fürchtete er, auf ſolches Glück möge ſchnelles Unheil folgen, machte ſich daher bald aus den Armen der Königin, und gelangte auf

dieſelbe Weiſe, wie er gekommen war, unerkannt in ſeine Schlafſtube zurück.

Kaum hatte er ſich entfernt, als ſich der König ſelbſt vornahm, dieſe Nacht ſeine Gemahlin zu beſuchen, die ihn froh empfing, aber verwundert fragte: „Warum er gegen ſeine Gewohnheit, da er ſie eben erſt verlaſſen, ſchon wieder zu ihr kehre?“ Agilulf ſtutzte, bildete ſich aber augenblicklich ein, daß ſie durch die Ähnlichkeit der Geſtalt und Kleidung könne getäuſcht worden ſeyn; und da er ihre Unſchuld deutlich ſah, gab er als ein verſtändiger Mann ſich nicht blos, ſondern antwortete: „traut ihr mir nicht zu, daß, nachdem ich einmal bei euch geweſen, ich nicht noch einmal zu euch kommen möge?“ worauf ſie verſetzte: „ja, mein Herr und Gemahl, nur ich bitte euch, daß ihr auf eure Geſundheit ſehen möget.“ „Wenn ihr mir ſo rathet, ſprach Agilulf, ſo will ich euch folgen, und dies Mal nicht weiter bemühen.“ Nach dieſen Worten nahm der König ſeinen Mantel wieder um, und verließ voll innerem Zorn und Unwillen, wer ihm dieſen Schimpf zugefügt habe, das Gemach der Königin. Weil er aber richtig ſchloß, daß einer aus dem Hofgeſinde der Thäter ſeyn müßte, und noch nicht aus dem Hauſe habe gehen können, ſo beſchloß er auf der Stelle nachzuſpüren, und ging mit einer Leuchte in einen langen Saal, über dem Marſtall, wo die ganze Dienerſchaft in verſchiedenen Betten ſchlief. Und indem er weiter bedachte, dem, der es vollbracht, müßte noch das Herz viel ſtärker

ſchlagen, als den andern: ſo trat der König der Reihe nach zu den Schlafenden, legte ihnen die Hand auf die Bruſt, und fühlte, wie ihre Herzen ſchlugen. Alle aber lagen in tiefer Ruhe, und die Schläge ihres Bluts waren ſtill und langſam, bis er ſich zuletzt dem Lager deſſen näherte, der es wirklich verübt hatte. Dieſer war noch nicht entſchlafen, aber als er den König in den Saal treten geſehn, in große Furcht gerathen, und glaubte gewiß, daß er umgebracht werden ſollte; doch tröſtete ihn, daß er den König ohne Waffen erblickte, ſchloß daher, wie jener näher trat, feſt die Augen und ſtellte ſich ſchlafend. Als ihm nun der König die Hand auch auf die Bruſt legte, und ſein Herz heftig pochen fühlte, merkte er wohl, daß dieſer der Thäter war, und nahm, weil er bis auf den Tag verſchieben wollte, was er mit ihm zu thun Willens hatte, eine Scheere, und ſchnitt ihm von der Seite über dem Ohr eine Locke von den langen Haaren ab. Darauf ging der König weg, jener aber, der liſtig und ſinnreich war, ſtand unverzüglich auf, ſchnitt jedem ſeiner Schlafgeſellen auf derſelben Seite eine Locke mit der Scheere, und legte ſich hernach ganz ruhig nieder in ſein Bett und ſchlief. Morgens in aller Frühe, bevor die Thore der Burg eröffnet wurden, befahl der König ſämmtlichem Geſinde, in ſeiner Gegenwart zu erſcheinen, und begann, ſie anzuſehen, um denjenigen, den er geſchoren hatte, darunter auszufinden. Da er aber erſtaunt ſahe, daß den meiſten unter ihnen auf derſelben Stelle die Locke

fehlte, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Der, den ich ſuche, iſt von niederer Herkunft, aber gewiß von klugem Sinn,“ und ſogleich erkennend, daß er ihn ohne großes öffentliches Ärgerniß nicht mehr finden werde, ſprach er laut zu ihnen allen: „wer es gethan hat, ſchweige, und thue es nimmermehr!“ Bei dieſen Worten des Königs ſahen ſich alle Diener einander verwundert an, und wußten nicht, was ſie bedeuteten; außer dem einen, der das Stück begangen hatte, welcher klug genug war, ſein Lebelang nichts davon laut werden zu laſſen, und ſich an dem Glück zu genügen, das ihm widerfahren war.

401.

Theodelind und das Meerwunder.

Altdeutſches Gedicht im Dresdner Heldenbuch.
Hans Sachs, Buch IV. Kempten. Ausg. Bl. 130—132.

Eines Tages wandelte Theodelind, Agilulfs Gemahlin, in der grünen Au, nahe am Meerufer, ſich zu erfriſchen und Blumen zu brechen. Da ſtieg plötzlich ein ſcheußliches Meerwunder ans Land, rauchbehaart, mit glühenden Augen, faßte die zarte Königin und überwältigte ſie. Aber ein Edelmann, der in der Nähe Hirſch und Hind jagte, hörte ihr klägliches Wehgeſchrei, ritt eilends hinzu, und ſobald ihn das Meerwunder kommen ſah, ließ es die Königin und ſprang in das Meer zurück. Der Edelmann geleitete Theodelinden heim; ſeit der Zeit war ihr Herz traurig und betrübt, doch ſagte ſie niemand, was ihr ge-

ſchehen war. Hierauf brachte ſie ein Kind zur Welt, rauch und ſchwarz und rothäugig, gleich ſeinem Vater; Agilulf erſchrak innig, daß er einen ſolchen Sohn erzeugt hätte, doch ließ er ihn ſorgfältig auferziehen. Das Kind wuchs auf, und war bös und tückiſch, andern Kindern griff es mit Fingern die Augen aus, oder zerbrach ihnen Arm und Beine, daß ſich jeder vor ihm hütete, wie vor dem leidigen Teufel. Und als es älter wurde, ſchwächte es Frauen und Jungfrauen, und tödtete die Männer; da zürnte der edle König, und dachte es mit Worten zu ſtrafen, aber es wehrte ſich, und ſchlug auf ſeinen Vater ſelber los, daß es ihn beinahe umgebracht hätte; ſeit der Zeit ſtrebte es ihm und des Königs rechtem ehelichem Sohne nach dem Leben. Dieſer Teufel kann nimmermehr mein Kind ſeyn, dachte der König, und ermahnte ſeinen Sohn, daß ſie mit dem Ungeheuer ſtreiten, und es erlegen wollten, ehe es noch mehr Mord beginge. Viele Helden tödtete es in dem Kampfe, und ſchlug ſeinem Vater und Bruder manche tiefe Wunde; das Blut rann im Saal, da nahm ſeine Mutter ſelbſt Pfeil und Bogen, und half mit fechten, bis es zuletzt von vielen getroffen zu Boden niederſank. Als das Ungeheuer todt lag, ſprach der König zu Theudelinde: „nimmermehr war das mein Sohn, bekenne mir frei, von wem du es empfangen hatteſt, ſo ſoll dir alles vergeben ſeyn.“ Die Königin bat um Gnade, und ſagte: „wie ſie vor Jahren am Geſtade des Meeres gegangen, ſey ein ſcheußliches Meerwunder

wunder hervorgeſprungen, und habe ſie mit Gewalt bezwungen; das könne ihr der Edelmann bezeugen, der ſie nach Haus geleitet.“ Dieſer wurde herbeigerufen und beſtätigte, daß er auf das Geſchrei der Königin hinzugeeilt ſey, und das Meerwunder entſpringen geſehen habe. Der König ſprach: „nun möchte ich wiſſen, ob es noch am Leben iſt, damit ich mich an ihm rächen könnte; darum will ich, daß ihr euch an dieſelbe Stelle wiederum hinleget und ſeiner wartet.“ „Was ihr gebietet, thue ich — verſetzte die Königin — was mir immer darum geſchehe.“ Da ging die Frau, zierlich gekleidet, hin an des Meeres Flut; der König aber und ſein Sohn bargen ſich mit Waffen im Geſträuche. Nicht lange lag ſie da, als das Meerwunder aus den Wellen ſprang und auf ſie zu lief; in demſelben Augenblicke wurde es vom König und ſeinem Sohne überfallen, daß es nicht entrinnen konnte. Die Königin aber ergriff ein Schwert, und ſtach es durch den Leib des Unthiers, welches auf dieſe Weiſe mit dem Leben büßte; alle lobten Gott und zogen in Freuden heim.

402.

Romhild und Grimoald der Knabe.

Paul. Diacon IV. 38.

Die Hunnen oder Avaren waren mit Heereskraft in die Lombardei eingebrochen; Giſulf, Herzog von Friaul, ſtellte ſich mannhaft entgegen, unterlag aber mit ſeinem ſchwachen Häuflein der großen Menge.

Nur wenige Lombarden kamen lebendig davon; ſie flüchteten mit Romhild, Giſulfs Gemahlin, und ſeinen Söhnen in die Feſtung Friaul. Als nun Cacan, der Hunnenkönig, vor den Mauern der Burg, um ſie zu beſichtigen, herritt, erſah ihn Romhild und ſah, daß er ein blühender Jüngling war. Da ward ſie entzündet, und ſandte ihm heimliche Botſchaft: wenn er ſie ehelichen würde, wolle ſie die Burg, mit allen die darin wären, in ſeine Hände geben. Cacan ging dieſes ein, und Romhild ließ die Thore öffnen. Die Hunnen verheerten die ganze Stadt; was von Männern darin war, tödteten ſie durchs Schwert, um die Weiber und Kinder aber looſten ſie. Doch entrannen Taſo und Romoald, Giſulfs älteſte Söhne glücklich; und weil ſie Grimoald, ihren jüngſten Bruder, noch für zu klein hielten, ein Roß zu beſteigen: ſo dachten ſie, „es wäre beſſer, daß er ſtürbe, als in Gefangenſchaft fiele," und wollten ihn tödten. Und ſchon war das Speer gegen den Knaben erhoben, da rief Grimoald mit Thränen: „erſchlag mich nicht, denn ich kann mich ſchon auf dem Pferde halten." Sein Bruder ergriff ihn beim Arm, und ſetzte ihn auf den bloßen Rücken eines Pferdes; der Knabe faßte die Zügel und folgte ſeinen Brüdern nach. Die Hunnen rennten hinter her, und einer fing den kleinen Grimoald; doch wollte er ihn, ſeiner zarten Jugend wegen, nicht tödten, ſondern zu ſeiner Bedienung aufheben. Der Knabe war ſchön von Bildung, glänzend von Augen, und gelb von Haaren; als ihn der Hunne ins Lager

zurückführte, zog er unverſehens ſein Schwert und traf den Feind, daß er vom Pferde zu Boden ſtürzte. Dann griff er ſchnell in die Zügel, und rennte den Brüdern nach, die er auch, fröhlich ſeiner That, einholte.

Der Hunnenkönig, um ſein gegebenes Wort zu erfüllen, vermählte ſich zwar mit Romhilden, behielt ſie aber nur eine Nacht, und gab ſie dann zwölf Hunnen Preis; darauf ließ er ſie zu Tod an einen Pfahl aufſpießen. Giſulfs Töchter hingegen waren nicht dem Beiſpiel ihrer geilen Mutter gefolgt, ſondern ſie hatten ſich, um ihre Keuſchheit zu bewahren, rohes Hühnerfleiſch unter die Brüſte gebunden: damit der Geſtank des Fleiſches jeden Feind, der ſich ihnen nähere, zurücktriebe. Die Hunnen glaubten darauf, daß ſie von Natur ſo röchen, verabſcheuten ſie und ſprachen: „die Lombardinnen ſtinken!“ Durch dieſe That erhielten die Jungfrauen ihre Reinheit, und wurden hernachmals, wie es ihrer edlen Geburt ziemte, vermählt; die eine dem König der Alemannen, die andre dem Herzog der Baiern.

403.

Leupichis entflieht.

Paulus Diaconus IV, 39.

Zu dieſer Zeit wurde auch Leupichis als ein Kind aus dem Friaul in die Gefangenſchaft mitgeſchleppt, einer von fünf Brüdern, wovon die andern alle umkamen; er aber ſtrebte den Hunnen zu entfliehen, und

in ſeine Heimath wieder zu kommen. Eines Tages führte er die vorgehabte Flucht aus, nahm blos Pfeil und Bogen mit, und etwas Speiſe; er wußte aber nicht, wohin aus. Da geſellte ſich ein Wolf zu ihm, und wurde ſein Wegweiſer. Und als er das Thier ſich oft nach ihm umblicken, und ſo oft er ſtill ſtand, auch ſtill ſtehen ſah, dachte er, daß es ihm von Gott geſandt wäre. So wanderten ſie, das Thier und der Knabe, einige Tage durch Berge und Thäler der Wildniß; endlich ging dem Leupichis das wenige Brot aus, das er hatte. Bald verzehrte ihn der Hunger, und er ſpannte ſeinen Bogen auf den Wolf, damit ihm das Thier zur Speiſe dienen ſollte. Der Wolf wich dem Pfeil aus und verſchwand. Nun aber wußte er nicht mehr, welchen Weg einzuſchlagen, und warf ſich ermattet zu Boden; im Schlaf ſah er einen Mann, der zu ihm redete: ſtehe auf, der du ſchläfſt, und nimm den Weg nach der Gegend hin, wohin deine Füße gerichtet ſind, denn dort liegt Italien. Alsbald ſtand Leupichis auf und ging dahinwärts; er gelangte zu den Wohnungen der Slaven, eine alte Frau nahm ihn auf, verbarg ihn in ihrem Haus, und gab ihm Lebensmittel. Darauf ſetzte er den Weg fort, und kam nach wenig Tagen in die Lombardei, an den Ort, wo er herſtammte. Das Haus ſeiner Eltern fand er ſo verödet, daß es kein Dach mehr hatte, und voll Dorn und Diſteln ſtand. Er hieb ſie nieder, und zwiſchen den Wänden war ein großer Ulmbaum gewachſen, an den hing er ſeinen

Bogen auf. Hernach bebaute er die Stätte von neuem, nahm ſich ein Weib und wohnte daſelbſt. Dieſer Leupichis wurde des Geſchichtſchreibers Urahn. Leupichis zeugte Arichis, Arichis den Warnefried, und Warnefried den Paulus.

404.

Die Fliege vor dem Fenſter.

Paulus Diaconus VI, 6.
Abbas urspergensis.

Als der Lombardenkönig Cunibert mit ſeinem Marpahis (Stallmeiſter) Rath pflog, wie er Aldo und Grauſo umbringen möchte, ſiehe da ſaß an dem Fenſter, vor dem ſie ſtanden, eine große Schmeißfliege. Cunibert nahm ſein Meſſer und hieb nach ihr; aber er traf nicht recht, und ſchnitt ihr blos einen Fuß ab. Die Fliege flog fort. Aldo und Grauſo, nichts ahnend von dem böſen Rathſchlag, der gegen ſie geſchmiedet worden war, wollten eben in die königliche Burg gehen, und nahe bei der Romannskirche kam ihnen entgegen ein Hinkender, dem ein Fuß abgehauen war, und ſprach: „gehet nicht zu König Cunibert, ſonſt werdet ihr umgebracht." Erſchrocken flohen jene in die Kirche, und bargen ſich hinter dem Altar. Es wurde aber bald dem König hinterbracht, daß ſich Aldo und Grauſo in die Kirche geflüchtet hätten. Da warf Cunibert Verdacht auf ſeinen Marpahis, er möchte den Anſchlag verrathen haben; der antwortete: „mein Herr und König, wie vermag ich das, der ich

nicht aus deinen Augen gewichen bin, ſeit wir das rathſchlagten.“ Der König ſandte nach Aldo und Grauſo, und ließ fragen: „aus was Urſache ſie zu dem heiligen Ort geflüchtet wären?“ Sie verſetzten: „weil uns geſagt worden iſt, der König wolle uns umbringen.“ Und von neuem ſandte der König und ließ ſagen: „wer ihnen das geſagt hätte? und nimmermehr würden ſie Gnade finden, wo ſie nicht den Verräther offenbaren wollten.“ Da erzählten jene, wie es ſich zugetragen hatte, nämlich: „es ſey ihnen ein hinkender Mann begegnet, dem ein Bein bis ans Knie gefehlt, und der an deſſen Stelle ein hölzernes gehabt hätte: „der habe ihnen das bevorſtehende Unheil voraus verkündigt.“ Da erkannte der König, daß die Fliege, der er das Bein abgehauen, ein böſer Geiſt geweſen war, und ſeinen geheimen Anſchlag hernach verrathen hatte. Er gab dem Aldo und Grauſo darauf ſein Wort, daß ſie aus der Kirche gehen könnten, und ihre Schuld verziehen ſeyn ſollte, und zählte ſie von der Zeit an unter ſeine getreuen Diener.

405.

König Liutprands Füße.

Chron. novaliciense Lib. 3. cap. 1.

Liutprand, König der Longobarden, ſoll der Sage nach ſo lange Füße gehabt haben, daß ſie das Maaß eines menſchlichen Ellenbogens erreichten. Nach ſeinem Fuß, deſſen vierzehn auf der Stange oder dem

Seil eine Ruthe (tabula) ausmachen, pflegen ſeitdem die Longobarden ihre Aecker zu meſſen.

406.
Der Vogel auf dem Speer.

Paulus Diac. VI. 55.

Als König Liutprand ſiech danieder lag, und die Lombarden an ſeinem Aufkommen zweifelten, nahmen ſie Hildeprand, ſeinen Neffen, führten ihn vor die Stadt zur Liebfrauenkirche, und erhoben ihn zum König. Indem ſie ihm nun, wie es bräuchlich war, den Speer in die Hand gaben, kam ein Gukuk geflogen, und ſetzte ſich oben auf des Speeres Spitze. Da ſprachen kluge Männer: „dieſes Wunder zeige an, daß Hildeprands Herrſchaft unnütz ſeyn werde.“

407.
Walther im Kloſter.

Chronicon novaliciense Lib. II. cap. 7—13 *).

Nachdem er viele Kriegsthaten in der Welt verrichtet hatte, und hochbejahrt war, dachte Held Walther ſeiner Sünden, und nahm ſich vor, durch ein ſtrenges, geiſtliches Leben die Verzeihung des Himmels zu erwerben. Sogleich ſuchte er ſich einen ſchönen Stab aus, ließ oben an die Spitze mehrere

*) Offenbar dieſelbe Sage geht von Wilhelm dem Heiligen, als Einſiedler, vergl. das däniſche Volksbuch, Carl Magnus, S. 140.

Ringe, und in jeden Ring eine Schelle heften; darauf zog er ein Pilgrimkleid an, und durchwanderte ſo faſt die ganze Welt. Er wollte aber die Weiſe und Regel aller Mönche genau erforſchen, und ging in jedes Kloſter ein; wenn er aber in die Kirche getreten war, pflegte er zwei oder drei Mal mit ſeinem Stabe hart auf den Boden zu ſtoßen, daß alle Schellen klangen; hierbei prüfte er nämlich den Eifer des Gottesdienſtes. Als er nun ein Mal in das Kloſter Novaleſe gekommen war, ſtieß er auch hier ſeiner Gewohnheit nach, den Pilgerſtab hart auf den Boden. Einer der Kirchenknaben drehte ſich um rückwärts, um zu ſehen, was ſo erklänge; alsbald ſprang der Schulmeiſter zu, und gab dem Zögling eine Maulſchelle. Da ſeufzte Walther und ſprach: „nun bin ich ſchon lange und viele Tage durch die Welt gewandert, und habe dergleichen nicht finden können. Darauf meldete er ſich bei dem Abt, bat um Aufnahme ins Kloſter, und legte das Kleid dieſer Mönche an; auch wurde er nach ſeinem Willen zum Gärtner des Kloſters beſtellt. Er nahm zwei lange Seile, und ſpannte ſie durch den Garten, eins der Länge und eins der Quere nach; in der Sommerhitze hing er alles Unkraut darauf, die Wurzeln gegen die Sonne, damit ſie verdörren, und nicht wieder lebendig werden ſollten *).

Es war aber in dem Kloſter ein hölzerner Wagen, überaus ſchön gearbeitet, auf den man nichts

*) Vergl. Meiſter Stolle (hinter Triſtan. S. 147. No. IX.)

anders legte, als eine große, oben mit einer hellklantenden Schelle verſehene, Stange. Dieſe Stange wurde zuweilen aufgeſteckt, ſo daß ſie jedermann ſehen und den Klang hören konnte. Alle Höfe und Dörfer des Kloſters hatten nun auch ihre Wagen, auf denen der Mönche Dienſtleute Korn und Wein zuführen; jener Wagen mit der Stange fuhr dann voraus, und hundert oder funfzig andere Wagen folgten nach, und jedermann erkannte daran, daß der Zug dem berühmten Kloſter Novaleſe gehörte. Und da war kein Herzog, Graf, Herr oder Bauer, der gewagt hätte, ihn zu beſchädigen; ja die Kaufleute auf den Jahrmärkten ſollen ihren Handel nicht eher eröffnet haben, als bis ſie erſt den Schellenwagen heranfahren ſahen. Als dieſe Wagen ein Mal beladen zum Kloſter zurückkehrten, ſtießen ſie auf des Königs Leute, welche die königlichen Pferde auf einer Wieſe weideten. Dieſe ſahen kaum ſo viel Güter ins Kloſter fahren, als ſie übermüthig darauf herfielen, und alles wegnahmen. Die Dienſtleute widerſetzten ſich vergeblich, ließen aber, was geſchehen war, augenblicklich dem Abt und den Brüdern kund thun. Der Abt verſammelte das ganze Kloſter, und berichtete die Begebenheit. Der Vorſteher der Brüderſchaft war damals einer Namens Aſinarius, von Herkunft ein Franke, ein tugendhafter, verſtändiger Mann. Dieſer, auf Walthers Rath, man müſſe zu den Räubern kluge Brüder abſenden, und ihnen die Sache gehörig vorſtellen laſſen, ſagte ſogleich: „ſo ſollſt du Walther ſchnell dahin gehen,

denn wir haben keinen klügeren, weiſeren Bruder.“ Walther aber, der ſich wohl bewußt war, er werde den Trotz und Hochmuth jener Leute nicht ertragen können, verſetzte: „ſie werden mir mein Mönchskleid ausziehen.“ „Wenn ſie dir dein Kleid ausziehen,“ ſprach Aſinarius, „ſo gib ihnen noch die Kutte dazu und ſag, alſo ſey dirs von den Brüdern befohlen.“ Walther ſagte: „wie ſoll ich mit dem Pelz und Unterkleid verfahren.“ „Sag, verſetzte der ehrwürdige Vater, es ſey von den Brüdern befohlen worden, ſich auch dieſe Stücken nehmen zu laſſen.“ Darauf ſetzte Walther hinzu: „zürne mir nicht, daß ich weiter frage, wenn ſie auch mit den Hoſen thun wollen, wie mit dem übrigen?“ „Dann, antwortete der Abt, haſt du deine Demuth ſchon hinlänglich bewieſen; denn in Anſehung der Hoſen kann ich dir nicht befehlen, daß du ſie ihnen laſſeſt.“

Hiermit war Walther zufrieden, ging hinaus und fragte die Kloſterleute: „ob hier ein Pferd wäre, auf dem man im Nothfall einen Kampf wagen dürfe?“ „Es ſind hier gute, ſtarke Karrengäule, antworteten jene.“ Schnell ließ er ſie herbeiführen, beſtieg einen und ſpornte ihn, und dann einen zweiten, verwarf ſie aber beide, und nannte ihre Fehler. Dann erinnerte er ſich eines guten Pferdes, das er einſt mit ins Kloſter gebracht habe, und frug, ob es noch lebendig wäre? „Ja Herr — ſagten ſie — es lebt noch, iſt aber ganz alt und dient bei den Bäckern, denen es täglich Korn in die Mühle trägt, und wieder holt.“

Walther ſprach: „führt es mir vor, damit ich es ſelber ſehe.“ Als es herbeigebracht wurde, und er darauf geſtiegen war, rief er aus: „o, dieſes Roß hat die Lehren noch nicht vergeſſen, die ich ihm in meinen jungen Jahren gab.“ Hierauf beurlaubte ſich Walther von dem Abt und den Brüdern, nahm nur zwei oder drei Knechte mit, und eilte zu den Räubern hin, die er freundlich grüßte und ermahnte, von dem Unrecht abzuſtehn, das ſie den Dienern Gottes zugefügt hätten. Sie aber wurden deſto zorniger und aufgeblaſener, und zwangen Walthern, das Kleid auszuziehen, welches er trug. Geduldig litt er alles und ſagte, daß ihm ſo befohlen worden ſey. Nachdem ſie ihn ausgezogen hatten, fingen ſie an, auch ſeine Schuhe und Schienen aufzulöſen; bis ſie an die Hoſen kamen, ſprach Walther: das ſey ihm nicht befohlen. Sie aber antworteten: „was die Mönche befohlen hätten, daran wäre ihnen gar nichts gelegen.“ Walther hingegen ſagte: „ihm ſtehe das auch nicht länger an,“ und wie ſie Gewalt brauchen wollten, machte er unvermerkt ſeinen Steigbügel los, und traf damit einen Kerl ſolcher Geſtalt, daß er für todt niederſank, ergriff deſſen Waffen, und ſchlug damit rechts und links um ſich. Darnach ſchaute er, und ſah neben ſich ein Kalb auf dem Graſe weiden, ſprang zu, riß ihm ein Schulterblatt aus, und ſchlug damit auf die Feinde los, welche er durch das ganze Feld hin trieb. Einige erzählen, Walther habe demjenigen, der ſich am frechſten erzeigt, und gerade gebückt habe,

um ihm die Schuhe abzubinden, mit der Fauſt einen ſolchen Streich über den Hals verſetzt, daß ihm das zerbrochene Halsbein ſogleich in den Schlund gefallen ſey. Als er nun viele erſchlagen hatte, machten ſich die Übrigen auf die Flucht, und ließen alles im Stich. Walther aber bemächtigte ſich nicht nur des eigenen, ſondern auch des fremden Gutes, und kehrte mit reicher Beute beladen ins Kloſter zurück.

Der Abt empfing ihn ſeufzend, und ſchalt ihn heftig aus. Walther aber ließ ſich eine Buße auflegen, damit er ſich nicht leiblich über eine ſolche That freuen möge, die ſeiner Seele verderblich war. Er ſoll indeſſen, wie einige verſichern, drei Mal ſo mit den einbrechenden Heiden gekämpft, und ſie ſchimpflich von den Gefilden des Kloſters zurückgetrieben haben.

Ein ander Mal fand er die Pferde Königs Deſiderius auf der Kloſterwieſe, Namens Mollis (Molard) weiden, und das Gras verwüſten, verjagte die Hüter und erſchlug viele derſelben. Auf dem Rückwege, vor Freude über dieſen Sieg, ſchlug er mit geballter Fauſt zwei Mal auf eine neben dem Weg ſtehende ſteinerne Säule, und hieb das größte Stück davon herunter, daß es zu Boden fiel. Daſelbſt heißt es bis auf heutigen Tag noch Walthers Schlag oder Hieb (percussio vel ferita Waltharii).

Dieſer berühmte Held Graf Walther, ſtarb uralt im Kloſter, wo er ſich ſelbſt noch ſein Grab auf einem Berggipfel ſorgfältig gehauen hatte. Nach ſeinem Ableben wurde er und Rathald, ſein Enkel, hinein

beſtattet. Dieſer Rathald war der Sohn Rathers, des Sohnes Walthers und Hildgundens. Des Rathalds Haupt hatte einſt eine Frau, die Betens halber zu der Grabſtätte gekommen war, heimlich mitgenommen und auf ihre Burg gebracht. Als eines Tages Feuer in dieſer Burg ausbrach, erinnerte ſie ſich des Hauptes, zog es heraus, und hielt es der Flamme entgegen. Alſobald erloſch die Feuersbrunſt. Nach dem letzten Einbruch der Heiden, und bevor der heil. Ort wieder erbaut wurde, wußte niemand von den Einwohnern mehr, wo Walthers Grab war. Dazumal lebte in der Stadt Seguſium eine ſehr alte Wittwe, Namens Petronilla, gebückt am Stabe einhergehend, und wenig mehr ſehend aus ihren Augen. Dieſer hatten die Heiden ihren Sohn Maurinus gefangen weggeführt, und über dreißig Jahre mußte er bei ihnen dienen. Endlich aber erlangte er die Freiheit, und wanderte in ſeine Heimath zurück. Er fand ſeine Mutter vom Alter beinahe verzehrt; ſie pflegte ſich täglich auf einem Felſen bei der Stadt an der Sonne zu wärmen, und die Leute gingen oft zu ihr, und fragten nach den Alterthümern; ſie wußte ihnen Mancherlei zu erzählen, zumal vom novaleſiſchen Kloſter, viele unerhörte Dinge, die ſie theils noch geſehen, theils von ihren Eltern vernommen hatte. Eines Tages ließ ſie ſich wiederum von einigen Männern herumführen, denen wies ſie Walthers Grab, das man nicht mehr kannte, ſo wie ſie es von ihren Vorfahren gehört hatte; wiewohl ehemals keine Frau

gewagt hätte, dieſe Stätte zu betreten. Auch verzählte ſie, wie viel Brunnen ehemals hier geweſen. Die Nachbarsleute behaupteten, gedachte Frau ſey beinahe zwei Hundert Jahre alt geworden.

408.

Urſprung der Sachſen.

Froſchmeuſeler Th. 1. cap. 2. Vergl. Aventin Bair. Chronik Bl. 18b.

Nach einer alten Volksſage ſind die Sachſen mit Aſchanes (Aſkanius), ihrem erſten König, aus den Harzfelſen mitten im grünen Wald bei einem ſüßen Springbrünnlein herausgewachſen. Unter den Handwerkern hat ſich noch heut zu Tage der Reim erhalten:

Darauf ſo bin ich gegangen nach Sachſen,
wo die ſchönen Mägdlein auf den Bäumen wachſen;
hätt ich daran gedacht,
ſo hätt ich mir eins davon mitgebracht;

und Aventin leitet ſchon merkwürdig den Namen der Germanen von germinare, auswachſen ab, weil die Deutſchen auf den Bäumen gewachſen ſeyn ſollen.

409.

Abkunft der Sachſen.

Lobged. auf Anno 21.
Cod. pal 361. Fol 2d.

Man lieſet, daß die Sachſen weiland Männer des wunderlichen Alexanders waren, der die Welt

in zwölf Jahren bis an ihr Ende erfuhr. Da er nun zu Babilonia umgekommen war, ſo theilten ſich viere in ſein Reich, die alle Könige ſeyn wollten. Die Uebrigen fuhren in der Irre umher, bis ihrer ein Theil mit vielen Schiffen nieder zur Elbe kam, da die Thüringer ſaßen. Da erhub ſich Krieg zwiſchen den Thüringern und Sachſen. Die Sachſen trugen große Meſſer, damit ſchlugen ſie die Thüringer aus Untreuen bei einer Sammenſprache, die ſie zum Frieden gegenſeitig gelobet hatten. Von den ſcharfen Meſſern wurden ſie Sahſen geheißen. Ihr wankeler Muth that den Römern Leids genug; ſo oft ſie Cäſar glaubte überwunden zu haben, ſtanden ſie doch wieder gegen ihn auf.

410.
Herkunft der Sachſen.

Sachſenſp III, 44. und dazu Gloße.

Die alten Sachſen, (welche die Thüringer vertrieben,) ehe ſie her zu Land kamen, waren ſie in Alexanders Heer geweſen, der auch mit ihrer Hülfe die Welt bezwang. Da Alexander geſtarb, mochten ſie ſich nicht unterthun in dem Lande, durch des Landes Haß willen, und ſchifften auch von dannen mit dreihundert Kielen; die verdurben alle, bis auf 54, und derſelben kamen 18 gen Preußen und beſaßen das Land, zwölfe beſaßen Rugien, und 24 kamen hierher zu Lande. Und da ihr ſo viel nicht waren, daß ſie den Acker möchten bauen, und da ſie auch die thürin-

giſchen Herrn geſchlugen und vertrieben, ließen ſie die Bauern ſitzen ungeſchlagen, und beſtätigten ihnen den Acker zu ſolchem Rechte, als noch die Laſſen haben. Und davon kommen die Laſſen, und von den Laſſen, die ſich verwirkten an ihrem Recht, ſind kommen die Tagwerker.

Die Gloße führt das noch mehr aus, und ſagt: Da man ſie aber berennen wollte, waren ſie bereit, und ſegelten hinweg. Daß die Kiel verdurben, kam davon, daß ſie zu Waſſer nicht ſchiffen konnten. Und der kamen 18 gen Preußen, da war noch ein Wildniſſe. Dieſe ſind da verwandelt in Heiden. Und 12 kamen gen Rugien, und von denen ſind kommen die Stormere, und Ditmarſen, und Holſten und Hadeler. Und 24 kamen her zu Lande, die heißen noch die Steine, denn im Griechiſchen ſo heißt Petra ein Stein, und Saxum ein Kißlingſtein, und daher heißen wir noch Sachſen, denn wir ſind geleichet den Kißlingſteinen in unſern Streiten.

Unter den Thüringern ſind aber gemeint, nicht die da bürtig ſind aus der Landgrafſchaft von Thüringen, denn dieſe ſind Sachſen, ſondern die Rotthüringer, das waren Wenden. Die heißen die Sachſen fortan: Rotdöringe, das iſt ſoviel geſprochen, als: nottörichte, oder Thörichte. Denn ſie waren ſtreittoll und thöricht.

411.

Die Sachſen und die Thüringer.

Witechindus corb. gleich anfangs.
Vergl. Cod. pal. 361. fol. 2[d].

Die Sachſen zogen aus und kamen mit ihren Schiffen an den Ort, der Hadolava heißt, da waren ihnen die Landeseinwohner, die Thüringer, zuwider und ſtritten heftig. Allein die Sachſen behaupteten den Hafen, und es wurde ein Bund geſchloſſen: die Sachſen ſollten kaufen und verkaufen können, was ſie beliebten, aber abſtehen vom Menſchenmord und Länderraub. Dieſer Friede wurde nun auch viele Tage gehalten. Als aber den Sachſen Geld fehlte, dachten ſie, das Bündniß wäre unnütz. Da geſchah, daß einer ihrer Jünglinge aus den Schiffen ans Land trat, mit vielem Gold beladen, mit güldenen Ketten und güldenen Spangen. Ein Thüringer begegnete dieſem und ſprach: „was trägſt du ſo viel Gold an deinem ausgehungerten Halſe?“ — „Ich ſuche Käufer, antwortete der Sachſe, und trage dies Gold bloß des Hungers halben, den ich leide; wie ſollte ich mich an Gold vergnügen?“ Der Thüringer fragte: „was es gelten ſolle?“ hierauf ſagte der andere: „mir liegt nichts daran, du ſollſt mir geben was du ſelber magſt.“ Lächelnd erwiederte jener: „ſo will ich dir dafür deinen Rock mit Erde füllen;“ denn es lag an dem Ort gerade viel Erde angehäuft. Der Sachſe hielt alſo ſeinen Rock auf, empfing die Erde und gab

das Gold hin; ſie gingen von einander, ihres Handels beide froh. Die Thüringer lobten den ihrigen, daß er um ſo ſchlechten Preis ſo vieles Gold erlangt; der Sachſe aber kam mit der Erde zu den Schiffen, und rief, da ihn etliche thöricht ſchalten, die Sachſen ihm zu folgen auf; bald würden ſie ſeine Thorheit gut heißen. Wie ſie ihm nun nachfolgten, nahm er Erde, ſtreute ſie fein dünne auf die Felder aus, und bedeckte einen großen Raum. Die Thüringer aber, welche das ſahen, ſchickten Geſandte, und klagten über Friedensbruch. Die Sachſen ließen ſagen: „den Bund haben wir jederzeit und heilig gehalten, das Land, das wir mit unſerm Gold erworben, wollen wir ruhig behalten, oder es mit den Waffen vertheidigen." Hierauf verwünſchten die Einwohner das Gold, und den ſie kürzlich geprieſen hatten, hielten ſie für ihres Unheiles Urſächer. Die Thüringer rennten nun zornig auf die Sachſen ein, die Sachſen aber behaupteten durch das Recht des Krieges das umliegende Land. Nachdem von beiden Theilen lange und heftig geſtritten war, und die Thüringer unterlagen, ſo kamen ſie überein: an einem beſtimmten Ort, jedoch ohne Waffen, des neuen Friedens wegen zuſammen zu gehen. Bei den Sachſen nun war es hergebrachte Sitte, große Meſſer zu tragen, wie die Angeln noch thun, und dieſe nahmen ſie unter ihren Kleidern auch mit in die Verſammlung. Als die Sachſen ihre Feinde ſo wehrlos, und ihre Fürſten alle gegenwärtig ſahen, achteten ſie die Gelegenheit für gut, um ſich

des ganzen Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer unverſehens mit ihren Meſſern, und erlegten ſie alle, daß auch nicht einer überblieb. Dadurch erlangten die Sachſen großen Ruf, und die benachbarten Völker huben ſie zu fürchten an. Und verſchiedene leiten den Namen von der That ab, weil ſolche Meſſer in ihrer Sprache Sachſe hießen.

412.

Ankunft der Angeln und Sachſen.

Beda H. eccl. I. 14. 15. nach Alfreds Ueberſ. p. 57. 58. ed. Cant. 1643.

Gotfridus Viterb. p. 358. 359.

Als die Britten grauſame Hungersnoth und ſchwere Krankheit erfahren hatten, und aus der Art geſchlagen, nicht mehr ſtark genug waren, um die Einbrüche fremder Völker, und der wilden Thiere abzuwenden, rathſchlagten ſie, was zu thun wäre? und beſchloſſen mit Wyrtgeorn (Vortigern) ihrem König, daß ſie der Sachſen Volk über die See ſich zur Hülfe rufen wollten. Der Angeln und Sachſen Volk wurde geladen, und kam nach Brittenland in dreien großen Schiffen. Es bekam im Oſttheil des Eilandes Erde angewieſen, die es bauen und des Gebotes des Königs, der ſie geladen hatte, gewärtig ſeyn ſollte, daß ſie Hülfe leiſteten, und wie für ihr Land zu kämpfen und fechten hätten. Darauf beſiegten die Sachſen die Feinde der Britten, und ſandten Boten in ihre Heimath, daß ſie den großen Sieg geſchlagen

hätten, und das Land ſchön und fruchtbar, das Volk der Britten träg und faul wäre. Da ſandten ſie aus Sachſenland einen noch ſtrengeren und mächtigeren Haufen. Als die dazu gekommen waren, wurde ein unüberwindliches Volk daraus. Die Britten liehen und gaben ihnen Erde neben ihnen, damit ſie für das Heil und den Frieden ihres Grundes ſtreiten, und gegen ihre Widerſacher kämpfen ſollten; für das was ſie gewonnen, gaben ſie ihnen Sold und Speiſe. Sie waren aus drei der ſtärkſten deutſchen Völker gekommen, den Sachſen, Angeln und Jüten. Von den Jüten ſtammen in Brittannien die Cantwaren und Wichtſaten ab; von den Altſachſen: die Oſtſachſen, Südſachſen und Weſtſachſen; von den Angeln: die Oſtangeln, Mittelangeln, Mercier und all Nordhumbergeſchlecht. Das Land der Angeln in Deutſchland lag zwiſchen den Jüten und Sachſen, und es ſoll der Sage nach, von der Zeit an, daß ſie daraus gingen, wüſt und unbewohnt geblieben ſeyn. Ihre Führer und Herzogen waren zwei Gebrüder, Hengſt und Horſa; ſie waren Wichtgiſels Söhne, deſſen Vater hieß Wicht, und Wichts Vater Woden, von deſſen Stamm vieler Länder Könige ihren Urſprung herleiten. Das Volk aber begann ſich auf der brittiſchen Inſel bald zu mehren, und wurde der Schrecken der Einwohner.

413.

Ankunft der Picten.

Beda hist. eccl. I. 1. nach Alfreds Ueberſ.

Da geſchah es, daß der Peohten Volk aus Scythienland in Schiffen kam, und langten in Schottland an, und fanden da der Schotten Volk. Und ſie verlangten Sitz und Erde in ihrem Land zwiſchen ihnen. Die Schotten antworteten: „ihr Land wäre nicht groß genug, daß ſie beide Raum darin hätten; wir wollen euch aber guten Rath geben, was ihr zu thun habt. Wir wiſſen nicht fern von hinnen ein ander Eiland, gegen Oſten hin, das können wir an klaren Tagen von hier aus der Weite ſehen. Wollt ihr das beſuchen, ſo werdet ihr da Erde zu wohnen finden; und widerſetzt ſich jemand, ſo wollen wir euch Hülfe leiſten.“ Da fuhren die Peohten nach Brittannien, und ließen ſich in den Nordtheilen dieſes Eilands nieder. In den Südtheilen wohnten die Britten. Da nun die Peohten keine Weiber hatten, baten ſie ſolche von den Schotten. Die willigten ein, und gaben ihnen Weiber unter dem Vertrag, daß ſie in ſtreitigen Fällen ihren König mehr aus dem Weibergeſchlecht, als aus den Männern kieſen möchten. Dies wird noch jetzt zu Tag unter den Peohten ſo gehalten.

414.

Die Sachſen erbauen Ochſenburg.

Pomarius ſächſ. Chronik. Witenb. 1588. fol. S. 13.

Als die Sachſen in England angekommen waren, baten ſie den König, daß er ihnen ein ſolch Bleck

Landes gäbe, das ſie mit einer Ochſenhaut beziehen könnten. Da er dies bewilligte, ſchnitten ſie die Haut in ſchmale Riemen, bezogen damit eine raume Stätte, bauten dahin eine Burg, Namens Offenburg.

415.

Haß zwiſchen den Sachſen und Schwaben.

Gloſſe des Sachſenſpiegels zu Buch 1, 17. und Buch 3, 12.

Dieweil Hengſt (Heſt, Hesternus) ausgezogen war mit ſeinen Männern nach England, und ihre Weiber daheim gelaſſen hatten, kamen die Schwaben, bezwungen Sachſenland, und nahmen der Sachſen Weiber. Da aber die Sachſen wiederkamen, und die Schwaben vertrieben, ſo zogen einige Weiber mit den Schwaben fort. Der Weiber Kinder, die dazumal mit den Schwaben zu Land zogen, die hieß man Schwaben. Darum ſind die Weiber auch erblos aus dieſem Geſchlecht, und es heißt im Geſetz, daß „die Sachſen behielten das ſchwäbiſch Recht durch der Weiber Haß.“

416.

Herkunft der Schwaben.

Lied auf Anno. Nr. 29.
Cod. pal. 361. fol. 2.[d]

Die Vordern der Schwaben waren weiland über Meer gekommen mit großer Heereskraft, und ſchlugen ihre Zelte auf an dem Berg Suevo, davon hießen ſie Sueven oder Schwaben. Sie waren ein gu-

tes und kluges Volk, und nahmen ſich oft vor, daß ſie gute Recken wären, ſtreitfertig und ſieghaft. Brenno, ihr Herzog, ſchlug mit Julius Cäſar eine blutige Schlacht.

417.

Abkunft der Baiern.

Lobgedicht auf Anno. 20.
Cod. pal. 361. fol. 2. c. d.

Das Geſchlecht der Baiern ſoll aus Armenien eingewandert ſeyn, in welchem Noah aus dem Schiffe landete, als ihm die Taube den grünen Zweig gebracht hatte. In ihrem Wappen führen ſie noch die Arche auf dem Berg Ararat. Gegen Indien hin ſollen noch deutſchredende Völker wohnen.

Die Baiern waren je ſtreitbar und tapfer, und ſchmiedeten ſolche Schwerter, daß keine andere beſſer biſſen. „Reginsburg die märe" heißt ihre Hauptſtadt. Den Sieg, den Cäſar über Boemund, ihren Herzog, und Ingram deſſen Bruder, gewann, mußt' er mit Römerblute gelten.

418.

Herkunft der Franken.

Anno 22. 23. Otfried Buch 1. Cap. 1.
Königschronik im Cod. pall 361. fol. 3 ?: 31.

Das Geſchlecht der Franken iſt dem der Römer nah verwandt, ihrer beider Vorfahren ſtammten aus der alten Troja ab. Da nun die Griechen dieſe Burg nach Gottes Urtheil zerſtört hatten, entronnen nur

wenige Trojaner, fuhren lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam nieder zu dem Rhein, und ſaß daſelbſt; da baute er zum Andenken ſeiner Abſtammung ein kleines Troja mit Freuden auf, und nannte den vorbeifließenden Bach Santen, nach dem Fluß in ihrem alten Lande. Den Rhein nahmen ſie für das Meer. So wuchs das fränkiſche Volk auf.

419.

Die Merovinger.

Θεοφανους Χρονογραφια ed. venet. 1729. fol. p. 268. (im Excerpt bei Bouquet Tom. V. p. 187. iſt die Stelle abſichtlich ausgelaſſen.)
Conradus ursperg. ed. argent. 1609. p. 92. aus Fredegars epitome (Bouquet II. 396.)

Die Merovinger hießen die Borſtigen *), weil der Sage nach, allen Königen aus dieſem Geſchlecht Borſten, wie den Schweinen, mitten auf dem Rücken wachſen. — Clodio, Faramunds Sohn, ſaß eines Tags mit der Königin am Meergeſtade, ſich von der Sommerhitze zu kühlen, da ſtieg ein Ungeheuer (Meermann) einem Stiere gleich, aus den Wogen, ergriff die badende Königin, und überwältigte ſie. Sie gebar darauf einen Sohn von ſeltſamen wunderbarem Anſehen, weßhalb er Merovig, das heißt Mereſech geheißen wurde, und von ihm entſpringen die Frankenkönige, Merowinger (Merofingi, Mereiangelingi) genannt.

*) Κριστάται (cristati) und τριχοραχάται.

420.

Childerich und Baſina.

Aimoinus Lib. I. c. 7. 8.
Vergl. Greg. tur. II, 12.

Childerich, Merowigs Sohn, hub an, übel zu regieren, und die Töchter der Edeln zu mißbrauchen; da warfen ihn die Franken vom Thron herab. Landflüchtig wandte er ſich zu Biſſinus, König der Thüringer, und fand bei ihm Schutz und ehrenvollen Aufenthalt lange Zeit hindurch. Er hatte aber unter den edelſten Franken einen vertrauten Freund gehabt, Winomadus mit Namen, der ihm, als er noch regierte, in allen Dingen rieth und beiſtand. Dieſer war auch zur Zeit, da der König aus dem Reiche vertrieben wurde, der Meinung geweſen: Childerich müſſe ſich nothwendig entfernen und erwarten, daß ſich allmählich ſein übler Ruf in der Abweſenheit mindere; wogegen er ſorgſam die Gemüther der Franken ſtets erforſchen, und wieder zu ihm hinlenken wolle. Zugleich nahm Winomad ſeinen Ring, und theilte ihn in zwei Hälften. Die eine gab er dem König und ſprach: „wenn ich dir die andere ſende, und beide Theile in einander paſſen, ſo ſoll es dir ein Zeichen ſeyn, daß dir die Franken wieder verſöhnt ſind, und dann ſäume nicht, in dein Vaterland zurück zu kehren.“

Unterdeſſen wählten ſich die Franken Aegidius, den Römer, zu ihrem König. Winomadus verſtellte ſein Herz, und wurde bald deſſen Vertrauter. Darauf beredete er ihn, nicht nur das Volk mit ſchweren

Abgaben zu belaſten, ſondern ſelbſt einige der Mäch=tigſten im Lande hinzurichten; dazu wählte aber Wi=nomad klüglich gerade Childerichs Feinde aus. Die Franken wurden durch ſolche Grauſamkeiten bald von Aegidius abgewandt, und es kam dahin, daß ſie bereuten, ihren eingeborenen Herrn verwieſen zu haben.

Da ſandte Winomad einen Boten mit dem hal=ben Goldring nach Thüringen ab, von woher Childe=rich ſchnell wiederkehrte, ſich allerwärts Volk ſam=melte, und den Aegidius überwand.

Wie nun der König in Ruhe ſein Reich beherrſchte, machte ſich Baſina des thüringiſchen Königs Biſſinus Weib auf, verließ ihren Gemahl, und zog zu Childe=rich; mit dem ſie, als er ſich dort aufhielt, in vertrauter Liebe gelebt hatte. Dem Childerich ſagte ſie, kein Hinderniß und keine Beſchwerde habe ſie ab=halten können, ihn aufzuſuchen: denn ſie vermöge keinen würdigern in der ganzen Welt zu finden, als ihn. Childerich aber, der Wohlthat, die ihm Biſſinus erwieſen, vergeſſen, weil er ein Heide war, nahm Baſina bei Lebzeiten ihres erſten Gemahls zur Ehe. In der Hochzeitnacht nun geſchah es, daß Baſina den König von der ehelichen Umarmung zurückwies, ihn hinaus vor die Thüre der Königsburg treten, und was er da ſehen werde, ihr hinterbringen hieß. Chil=derich folgte ihren Worten, und ſah vor dem Thore große wilde Thiere, Parder, Einhörner und Löwen wandeln. Erſchrocken eilte er zu ſeiner Gemahlin zu=

rück, und verkündigte ihr alles. Sie ermahnte ihn ohne Sorge zu ſeyn, und zum zweiten Mal hinaus zu gehen. Da ſah der König Bären und Wölfe wandeln, und hinterbrachte es der Königin, die ihn auch zum dritten Mal hinausſandte. Dieſes dritte Mal erblickte er Hunde und kleinere Thiere, die ſich unter einander zerriſſen. Staunend ſtieg er ins Ehebett zurück, erzählte alles, und verlangte von ſeiner weiſen Frau Auslegung, was dieſe Wunder bedeuteten? Baſina hieß den König die Nacht keuſch und enthaltſam zubringen, bei anbrechendem Tag ſolle er alles erfahren. Nach Sonnenaufgang ſagte ſie ihm: „Dies bezeichnet zukünftige Dinge und unſere Nachkommen.“ Unſer erſter Sohn wird mächtig und ſtark, gleich einem Löwen oder Einhorn werden, ſeine Kinder raubgierig und frech, wie Wölfe und Bären; deren Nachkommen und die letzten aus unſerm Geſchlecht, feig wie Hunde. Aber das kleine Gethier, was du geſehen haſt ſich unter einander zerreißen, bedeutet das Volk, welches ſich nicht mehr vor dem König ſcheut, ſondern unter einander in Haß und Thorheit verfolgt. Dies iſt nun die Auslegung der Geſichter, die du gehabt haſt.“ Childerich aber freute ſich über die ausgebreitete Nachkommenſchaft, die aus ihm erwachſen ſollte.

421.

Der Kirchenkrug.

Greg. turon. hist II. 28.
Aimoinus I. 12.
Flodoardus hist. rem. I. 13.
Vergl. Eichhorns d. Rechts-Geſch. S. 72.

Als Chlodowich mit ſeinen Franken noch im Heidenthum lebte, und den Gütern der Chriſten nachſtellte, geſchah es, daß ſie auch aus der Kirche zu Rheims einen großen, ſchweren und zierlichen Krug raubten. Der heilige Remig ſandte aber einen Boten an den König, und flehte, daß, wenn gleich das übrige Unrecht nicht wieder gut gemacht werden ſollte, wenigſtens dieſer Krug zurückgegeben würde. Der König befahl dem Boten, ihm nach Sueßion *) zu folgen, wo die ganze Beute durch Loos getheilt werden ſollte: „weiſt mir dann das Loos dieſes Gefäß zu, warum du bitteſt, ſo magſt du es gern zurücknehmen.“ Der Bote gehorſamte, ging mit an den beſtimmten Ort, wo ſie kaum angelangt waren, als auf Befehl des Königs alles gewonnene Geräth herbeigetragen wurde, um es zu verlooſen. Weil aber Chlodowich fürchtete, der Krug könnte einem andern, als ihm, zufallen, berief er ſeine Dienſtmänner und Genoſſen, und bat ſich von ihnen zur Gefälligkeit aus, daß ſie ihm jenen Krug, außer ſeinem Looſtheil an der Beute, beſonders zuweiſen möchten. Die Franken verſetzten: „wem ſie ihr Leben widmeten, woll-

*) Soißons. Im Parcifal 7785 Seſſun.

ten ſie auch nichts anders abſagen.“ Und alle waren's zufrieden, bis auf einen, der ſich erhob, mit ſeinem Schwert den Krug in Scherben ſchlug, und ſagte: „Du ſollſt weiter nichts haben, König, als was dir das gerechte Loos zutheilt.“ Alle ſtaunten ob des Mannes Kühnheit; der König aber verſtellte ſeinen Zorn, und übergab das zerbrochene Gefäß dem Boten des Biſchofs. — Ein Jahr darauf befahl der König, das Heer auf dem Märzfeld zu verſammeln, und jeder ſollte ſo gewaffnet erſcheinen, daß er gegen den Feind ſtreiten könne. Als ſich nun jedermann in glänzenden Waffen darſtellte, und Chlodowich alle muſterte, kam er zu dem, der mit dem Schwert den Krug zerſchlagen hatte, ſah ihn an und ſprach: „im ganzen Heer iſt kein Feiger, wie du; dein Spieß und Helm, Schild und Schwert ſind unnütz und ſchlecht.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach des Kriegers Schwert, und warf es auf den Boden hin. Als ſich nun jener bückte, das Schwert aufzuheben, zog der König ſeines, ſtieß es ihm heftig in den Nacken, und ſprach: „ſo haſt du mir zu Sueßion mit dem Kruge gethan!“ Auf dieſe Weiſe blieb der Krieger todt, der König hieß die übrigen heimziehen, und ſtand ſeitdem in viel größerer Furcht bei allen Franken, daß ihm keiner zu widerſtreben wagte.

422.

Remig umgeht ſein Land.

Flodoardus hist. remensis lib. 1. cap. 14.
Legenda aurea. cap. 142.

Chlodowich der Franken König ſchenkte dem heiligen Remigius, Biſchof zu Rheims, ſo viel Land, als er umgehen würde, ſo lange der König den Mittagsſchlaf hielte. Alſo machte ſich der heilige Mann auf, und ſteckte die Grenzen ab durch Zeichen, die man noch heutiges Tages ſieht. Da er nun vor einer Mühle vorüberkam, und ſie in ſeinen Bezirk ſchließen wollte, trat der Müller hervor, wies ihn ab, und ſprach ein dagegen, daß er ihn in ſeine Grenzen mitbegriffe. Sanft redete der Mann Gottes ihm zu: „Freund, laß dich's nicht verdrießen, wir wollen die Mühle zuſammen haben.“ Der Müller beharrte bei ſeiner Weigerung; alsbald fing das Mühlrad an, ſich verkehrt umzudrehen. Da rief er dem Heiligen nach: „komm, Gottes Diener, und laß uns die Mühle zuſammen haben!“ Remig antwortete: „weder ich noch du ſollen ſie haben.“ Von der Zeit an wich daſelbſt der Erdboden, und es entſtand eine ſolche Untiefe, daß an dem Ort niemand mehr eine Mühle haben konnte. Remig ſchritt weiter fort, und gelangte an einen kleinen Wald; da waren wieder die Leute, und wollten nicht, daß er ihn einſchlöſſe in ſeine Begrenzung. Der Heilige ſprach: „ſo ſoll nimmermehr ein Blatt von eurem Wald über meine Grenze fliegen, (die ganz hart daran her lief) und kein Aſt auf meine

Grenze fallen!“ Alles das traf hernach ein, und blieb ſo lange der Wald dauerte. Endlich kam Remig einem Dorf vorüber, Caviniac (Chavignon) mit Namen, und wollte es in ſeinen Strich eingränzen. Die Einwohner wieſen ihn gleichfalls zurück, wie er bald näher kam, bald wieder ferner ging, und die noch jetzt ſichtbaren Zeichen einſteckte; zuletzt rief er ihnen zu: „ihr werdet harte Arbeit zu thun haben, und in Dürftigkeit leben!“ welches alles in der Folge der Zeit ſo erfüllt wurde. — Wie aber der König aus dem Mittagsſchlaf erſtand, gewährte er durch königliche Schenkung dem heiligen Biſchof für ſeine Kirche alles Land, das er in dem Kreis ſeines Umgangs eingeſchloſſen hatte.

423.

Remig verjagt die Feuersbrunſt.

Flodoard. hist. rem. Lib. 1. cap. 6 et 12. ed. Duac. p. 35. 50.

Als in der Stadt Rheims ein wüthendes Feuer ausgebrochen, und ſchon der dritte Theil der Wohnungen verzehrt worden war, erfuhr der Heilige die Botſchaft in der Nicaſienkirche, warf ſich nieder, und flehte Gott um Hülfe. Darauf eilte er mit ſchnellen Schritten in die Stadt; auf den Stufen der Kirchentreppe drückten ſich ſeine Fußſtapfen in den harten Stein, als wär' es weicher Thon, ein, und werden noch heutiges Tags zum Beweis des göttlichen Wunders da geſehen. Darauf wandte er ſich der Flamme entgegen, und kaum hatte er mit ſeiner Rechten das

Kreuz gemacht, als ſie wich, und vor des Heiligen Gegenwart gleichſam zu fliehen anfing. Er verfolgte ſie, trieb ſie von allen noch unverletzten Örtern ab, und zuletzt dem offenen Thor hinaus. Darauf ſchloß er die Thüre, und gebot, unter ausgeſprochener Drohung gegen jeden Frevler, daß ſie nimmermehr geöffnet werden ſollte. Als nach einigen Jahren ein daneben wohnender Bürger, Namens Fercinctus, das Mauerwerk, womit dieſes Thor verſchloſſen war, durchbrach, kam die Seuche in ſein Haus, daß darin weder Menſch noch Vieh lebendig blieb.

424.

Des Remigs Theil vom Waſichenwald.

Flodoardus l. c. l. 20. p. 108 — 110.

Es hatte der heilige Remig für ſeine Kirche ein großes Stück des Waſichenwaldes erkauft, woſelbſt er einige Weiler, Namens Cosla und Gleni, gebaut haben ſoll. In dieſe ſetzte er Einwohner aus der nahgelegenen Stadt Berna, die der Kirche jährlich ein Gewiſſes an Pech liefern mußten. Die Grenzen dieſes Beſitzthums hatte er ringsherum ſo genau abgeſteckt, daß ſie jedermann bekannt ſind, unter andern mit ſeiner eignen Hand einen Stein auf ein hohles Baumloch hingeworfen. Mit dieſem Stein hat es die wunderbare Bewandtniß, daß man ihn zwar aufheben, und mit der Hand in die Höhle reichen, niemals aber den Stein ganz von der Stelle wegbringen kann. Als

dies

dies ein Abgünſtiger ein Mal vergeblich verſucht hatte, wollte er mit einem Beile das Loch größer hauen; kaum aber ſchwang er's gegen den Baum, ſo dorrte ſeine rechte Hand, und ſeine Augen erblindeten.

Zu Kaiſer Ludwigs Zeiten waren zwei Brüder zu Förſtern des königlichen Waldes geſetzt. Dieſe behaupteten, daß jenes Stück dem Könige höre, und ſtritten darüber mit den Leuten der Kirche. Es geſchah, daß einer dieſer Brüder ſeine Schweine, die er in den Wald geſchickt hatte, ſehen wollte, und einen Wolf unter ihnen traf. Indem er das Raubthier verfolgte, ſcheute ſein Roß, und er zerſchellte ſich ſein Haupt an einem Baum, daß er augenblicklich verſchied. Als hernach der andre Bruder ein Mal zu einem Felſen im Wald kam, und ausrief: „Jedermann ſey kund und zu wiſſen, alles was bis zu dieſem Felsſtein gehet, iſt Kaiserswald!" auch bei dieſen Worten mit ſeiner Axt an den Stein ſchlug, ſo ſprangen Stücke daraus in ſeine Augen, daß er blind wurde.

425.

Crothilds Verlobung.

Aimoinus I. 13. 14.
cf. Greg. Tur. II. 28.

Dem Könige Chlodowich hatten ſeine Botſchafter von der Schönheit Crothildens, die am burgundiſchen Königshofe lebte, vieles erzählt. Er ſandte alſo Aurelian, ſeinen Buſenfreund, mit Gaben und Geſchenken ab an die Jungfrau, daß er ihre Geſtalt genauer

genauer erkundige, ihr des Königs Willen offenbare, und ihre Neigung erforſche. Aurelian gehorchte, machte ſich auf nach Burgund, und wie er bald an die königliche Burg gelangt war, hieß er ſeine Geſellen, ſich in einen nahen Wald bergen. Er ſelbſt aber nahm das Kleid eines Bettlers an, begab ſich nach dem Hof, und forſchte, wie er mit ſeiner künftigen Herrin ein Geſpräch halten könnte. Dazumal war Burgund ſchon chriſtlich, Franken aber noch nicht. Crothild ging nun, weil es eben Sonntag war, in die Meſſe, ihr Gebet zu verrichten; und Aurelian ſtellte ſich zu den übrigen Bettlern vor die Thüre hin, und wartete, bis ſie herauskäme. Wie alſo die Meſſe vorüber war, trat die Jungfrau aus der Kirche, und gab, der Sitte nach, den Armen Almoſen. Aurelian näherte ſich und bettelte. Als ihm nun Crothild einen Goldgulden reichte, erfaßte er ihre bloße Hand unter dem Mantel hervor, und drückte ſie an ſeinen Mund zum Kuß. Mit jungfräulicher Schaamröthe übergoſſen, ging ſie in ihre Wohnung, ſandte aber bald eine ihrer Frauen, daß ſie ihr den vermeintlichen Bettler zuführte. Bei ſeiner Ankunft frug ſie: „was fiel dir ein, Mann, daß du beim Empfahen des Almoſens meine Hand vom Mantel entblößteſt und küßteſt? Aurelian mit Übergehung der Frage ſagte Folgendes: „mein Herr, der Frankenkönig, hat von deiner Herrlichkeit gehört, und begehrt dich zur Gemahlin; hier iſt ſein Ring, ſammt anderm Schmuck der Verlöbniß.“ Wie er ſich aber wandte, den Sack zu langen, den er neben die

Thüre gelegt hatte, und aus dem er die Brautgaben nehmen wollte, war der Sack heimlich geſtohlen. Auf angeſtellte Unterſuchung wurde er dennoch wieder entdeckt, und dem Gaſt zugeſtellt; der nun, der geſchehenen Verlobung ſicher und gewiß, die Gaben der Jungfrau zuſtellte. Sie aber ſprach dieſes: „nicht ziemt's einer Chriſtenfrau, einen Heidenmann zu nehmen; fügt es jedoch der Schöpfer, daß er durch mich bekehrt werde, ſo weigere ich mich nicht ſeinem Geſuch, ſondern des Herrn Wille ergehe.“ Die Jungfrau bat aber: „alles, was ſie geſagt, geheim zu halten,“ und hinterlegte den Ring, den ihr Chlodowich geſandt hatte, in ihres Oheims Schatzkammer.

426.

Die Scheere und das Schwert.

Greg. turon. hist. III. 18.
Vergl. Lex ripuar. 60.

Als Crothild, die alte Königin, ſich der verwaiſten Kinder Chlodomers ihres Sohnes annahm, und ſie zärtlich liebte: ſah das, mit Neid und Furcht, König Childebert ihr andrer Sohn; und er wollte nicht, daß ſie mit der Gunſt ſeiner Mutter ein Mal nach dem Reich ſtreben möchten. Alſo ſandte er insgeheim an König Chlotar ſeinen dritten Bruder: „unſre Mutter hält die Kinder unſers Bruders bei ſich, und denkt ihnen das Reich zu; komm ſchnell nach Paris, auf daß wir überlegen, was rathſamer zu thun ſey: entweder ihnen das Hauptthaar zu ſcheeren,

daß ſie für gemeines Volk angeſehn werden, oder ſie zu tödten, und unſers Bruders hinterlaſſenes Reich unter uns zu theilen.“ Chlotar freute ſich der Botſchaft, ging in die Stadt Paris, und rathſchlagte. Darauf beſchickten ſie vereint ihre Mutter, und ließen ihr ſagen: „ſende uns die beiden Kleinen, damit ſie eingeſetzt werden in ihre Würde.“ Denn es hatte auch Childebert öffentlich geprahlt, als wenn er mit Chlotar darum zuſammenkomme, um die Knaben im Reich zu beſtätigen. Crothild erfreut und nichts Arges ahnend, gab den Kindern zu eſſen und zu trinken, und ſprach: „den Tod meines Sohnes will ich verſchmerzen, wenn ich euch an ſeine Stelle erhoben ſehen werde.“ Die Knaben gingen alſo hin, wurden ſogleich ergriffen, von ihren Spieldienern und Erziehern abgeſondert, und gefangen gehalten.

Darauf ſandten Childebert und Chlotar einen Boten zur alten Königin mit einer Scheere und mit einem entblößten Schwert. Der Bote kam und zeigte ihr beiderlei mit den Worten: „Durchlauchtigſte Königin! deine Söhne, meine Herren, verlangen deine Meinung zu wiſſen, was mit den beiden Kindern zu thun ſey, ob ſie mit abgeſchnittenen Haaren leben, oder vom Leben zum Tod zu bringen ſeyen?“ Da erſchrak die unglückliche Großmutter und zürnte, und das bloße Schwert und die Scheere anſehend: „lieber will ich — ſprach ſie — wenn ihnen ihr Reich doch nicht werden ſoll, ſie todt ſehen, als geſchoren.“ — Bald darauf wurden die Knaben ertödtet.

427.

Sage von Attalus dem Pferdeknecht, und Leo dem Küchenjungen.

Greg. turon. hist. III. 15.
Aimoinus II. 11.

Zur Zeit, als Theodorich und Childebert, die Frankenkönige, in Hader und Zwietracht lebten, und viele edele Söhne zu Geißeln gegeben, oder in Knechtſchaft gebracht wurden, trug ſich auch folgende Begebenheit zu.

Attalus, von guter Abkunft, und ein naher Verwandter des heiligen Gregor, gerieth in die Dienſtſchaft eines Franken, im Trieriſchen Gebiet, und wurde zum Pferdewärter beſtellt. Der Biſchof Gregor, um ſein Schickſal beſorgt, ſandte Boten aus, die ihn aufſuchen ſollten, endlich auch fanden, und ſeinem Herrn Gaben anboten, um Attalus freizukaufen. Der Mann verwarf ſie aber, und ſprach: „einer von ſolcher Geburt muß losgekauft werden, mit zehn Pfunden Goldes.“ Alſo kamen die Abgeſandten unverrichteter Dinge wieder heim zu Gregor; aber Leo, einer ſeiner Küchendiener ſprach: „wofern ihr mir erlauben wollet, ihn aufzuſuchen, könnte ich ihn vielleicht aus der Gefangenſchaft erledigen.“ Der Biſchof war froh, und geſtattete es ihm; da kam auch Leo an jenen Ort, und ſuchte den Knaben heimlich fortzuſchaffen, allein er konnte nicht. Darauf verabredete er ſich mit einem andern Manne, und ſprach:

„komm mit mir dahin, und verkaufe mich in dem Hauſe des Franken; der Preis, den du empfängſt, ſoll dein Gewinn ſeyn.“ Der Mann thät's, und ſchlug ihn um zwölf Goldgulden los; der Käufer aber fragte den Knecht, welchen Dienſt er verſtünde? „In Zubereitung aller Dinge, die auf der Herren Tiſche gegeſſen werden, bin ich gar geſchickt, und befürchte nicht, daß einer mich darin übertreffe; denn ſelbſt königliche Gerichte kann ich bereiten, wenn du dem König ein Gaſtmahl geben wollteſt.“ Jener antwortete: „nächſten Sonntag werden meine Nachbarn und Freunde zu mir eingeladen werden; da ſollſt du ein Mahl zurichten, daß alle ſagen, in des Königs Hauſe hätten ſie beſſeres nicht gefunden.“ Leo ſagte: „mein Herr laſſe mir nur eine Menge junger Hähne bringen, ſo will ich dein Gebot ſchon erfüllen.“ Als nun das geſchehen war, ſtellte er auf den Sonntag ein ſolches und dermaßen köſtliches Eſſen zu, daß alle Gäſte nicht genug loben konnten. Die Freunde des Herrn kehrten nach Haus zurück, der Herr aber ſchenkte dem Küchenknecht ſeine Gunſt, und gab ihm Gewalt und Aufſicht über alle ſeine Vorräthe. So verlief ein Jahr, und der Herr liebte ihn immer mehr, und ſetzte alles Vertrauen auf ihn. Ein Mal ging nun Leo auf die Wieſe, nahe beim Haus, wo Attalus der Pferde wartete, und fing an mit ihm zu reden; und ſie legten ſich weit von einander auf die Erde, mit ſich zugedrehten Rücken, damit niemand muthmaßen möchte, daß ſie zuſammen ſprächen. „Zeit iſt es —

ſagte Leo — daß wir an unſer Vaterland denken; ich mahne dich, wenn du heut Nacht die Pferde in den Stall gebracht haſt, ſo laß dich nicht vom Schlaf bewältigen; ſondern ſey munter, wann ich dich rufe, daß wir uns alſobald fortmachen können.“ Der Franke hatte aber wieder viele Verwandten und Freunde zu Gaſt geladen, unter andern den Schwiegerſohn, der mit ſeiner Tochter verheurathet war. Als ſie nun um Mitternacht aufſtiegen, und ſchlafen gehen woll⸗ten, reichte Leo ſeines Herrn Schwiegerſohn einen Becher zu trinken. Der ſcherzte und ſprach: „wie, Leo? möchteſt du wohl mit deines Herren Pferden durchgehen, und wieder in deine Heimath?“ Er antwortete gleichſam ſcherzweiſe die Wahrheit, und ſagte: „ja heunt Nacht, wenns Gottes Wille iſt.“ „Wenn mich nur — erwiederte der Schwiegerſohn — meine Leute gut bewachen, daß du mir nichts von meinen Sachen mit entführeſt.“ So im Lachen ſchie⸗den ſie von einander. Wie aber alle entſchlafen wa⸗ren, rief Leo den Attalus aus dem Bett. „Haſt du ein Schwert?“ — „Nein, blos einen kurzen Spieß.“ — Da ging Leo in ſeines Herrn Gemach, und nahm Schild und Lanze. Der Herr aber fragte halbwach: wer biſt du, und was willſt du? — Leo bin ich, dein Diener; und ich wecke den Attalus, daß er früh auf⸗ſtehe, und die Pferde zur Weide führe. Denn er ver⸗ſchläft ſich, und iſt noch trunken.“ Der Herr ſprach „thu, wie du meinſt;“ und nach dieſen Worten ſchlief er von neuem ein. Leo aber ging zur Thür

hinaus, wappnete den Jüngling; und die Stallthüre, die er noch Abends zur Sicherung der Pferde mit Hammerſchlägen vernagelt hatte, ſtand jetzt offen, gleichſam durch göttliche Schickung. Da dankte er Gott ſeines Beiſtandes, und ſie nahmen die Pferde mit aus dem Stall und entwichen; auch einen Falken nahmen ſie, nebſt den Decken. Beim Übergang der Moſel wurden ſie aufgehalten, und mußten Pferde und Decken im Stich laſſen; und auf ihre Schilde gelegt, ſchwammen ſie den Strom hinüber. Als die Nacht kam, und es dunkel wurde, gingen ſie in einen Wald und bargen ſich. Und ſchon war die dritte Nacht gekommen, und noch keinen Biſſen Speiſe hatten ſie in ihren Mund gebracht, und wanderten in einem fort. Da fanden ſie auf Gottes Wink einen Baum voll Obſt, dem, das man Zwetſchen zu nennen pflegt, und erlabten ſich daran. Darauf langten ſie in Campanien (Champagne an); bald hörten ſie hinter ſich Roßtritte, und ſprachen: „es kommen Männer geritten, werfen wir uns zur Erde, daß ſie uns nicht erſpähen!“ Und ſiehe, ein großer Dornſtrauch ſtand daneben; dahinter traten ſie, warfen ſich nieder zu Boden, mit aus der Scheide gezogenen Schwertern: damit, wenn ſie entdeckt würden, ſie ſich alsbald wehren könnten. Die Reuter aber, als ſie zu der Stelle gelangt waren, hielten gerade vor dem Dornſtrauch ſtill; ihre Pferde ließen den Harn, und einer unter ihnen ſprach: „übel geht es mir mit dieſen beiden Flüchtlingen, daß wir ſie nimmer finden

können; das weiß ich aber, ſo wahr ich lebe, würden ſie ertappt, ſo ließ ich den einen an den Galgen hängen, den andern in tauſend Stücken zerhauen mit Schwertſchlägen.“ Der die Worte ſprach, war ihr Herr der Franken, welcher aus Rheims herkam, ſie zu ſuchen, und ſie unfehlbar gefunden hätte, wo nicht die Nacht dazwiſchen gekommen wäre. Nach dieſem ritten die Männer wieder weiter, jene aber erreichten noch ſelbe Nacht glücklich die Stadt, gingen hinein und ſuchten einen Bürger auf, den ſie fragten: „wo Paulluſus des Prieſters Haus wäre?“ Der Bürger zeigte ihnen das Haus. Als ſie aber durch die Gaſſe gingen, läutete das Zeichen zur Frühmette; denn es war Sonntag. Sie aber klopften an des Prieſters Thüre, und ſie ward aufgethan. Der Knabe fing an zu erzählen von ſeinem Herrn. Da ſprach der Prieſter: „ſo wird wahr mein Traum! denn es träumte mir heunt von zweien Tauben, die flogen her und ſetzten ſich auf meine Hand. Und eine von ihnen war weiß, die andere ſchwarz.“ Die Knaben ſagten dem Prieſter: „weil ein heiliger Tag heute iſt, bitten wir, daß du uns etwas Speiſe gebeſt; denn heute leuchtet der vierte Tag, daß wir kein Brot noch Muß genoſſen haben.“ Er barg aber die Knaben bei ſich, gab ihnen Brot mit Wein begoſſen, und ging in ſeine Metten. Der Franke war auch an dieſen Ort gegangen, und hatte die Knaben geſucht; als ihm aber der Prieſter eine Täuſchung vorgeſagt, kehrte er zurück. Denn der Prieſter ſtand in alter Freundſchaft mit

dem heil. Gregor. Als ſich nun die Knaben mit Speiſen zu neuen Kräften geſtärkt hatten, und zwei Tage in dieſem Hauſe geblieben waren, ſchieden ſie und kamen glücklich bei Biſchof Gregorius an, der ſich über ihren Anblick freute, und an dem Halſe ſeines Neffen (Enkels) Attalus weinte. Den Leo aber mit all ſeinem Geſchlechte machte er frei von der Knechtſchaft, uud gab ihm ein eigen Land, wo er mit Frau und Kindern als ein Freier das Leben beſchloß.

428.
Der ſchlafende König.

Paulus Diaconus III, 34.
Aimoinus III, 3.

Der fränkiſche König Guntram war eines gar guten, friedliebenden Herzens. Ein Mal war er auf die Jagd gegangen, und ſeine Diener hatten ſich hierhin nnd dahin zerſtreut; blos ein einziger, ſein liebſter und getreuſter, blieb noch bei ihm. Da befiel den König große Müdigkeit; er ſetzte ſich unter einen Baum, neigte das Haupt in des Freundes Schooß, und ſchloß die Augenlieder zum Schlummer. Als er nun entſchlafen war, ſchlich aus Guntrams Munde ein Thierlein hervor in Schlangenweiſe, lief fort bis zu einem nahe fließenden Bach, an deſſen Rand ſtand es ſtill und wollte gern hinüber. Das hatte alles des Königs Geſell, in deſſen Schooß er ruhte, mit angeſehen, zog ſein Schwert aus der Scheide, und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte ſchritt

nun das Thierlein hinüber, und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein ſchloff es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück, und lief über die nämliche Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs. Der König erwachte und ſagte zu ſeinem Geſellen: „ich muß dir meinen Traum erzählen, und das wunderbare Geſicht, das ich gehabt.“ „Ich erblickte einen groſſen, groſſen Fluß, darüber war eine eiſerne Brücke gebaut; auf der Brücke gelangte ich hinüber, und ging in die Höhle eines hohen Berges; in der Höhle lag ein unſäglicher Schatz und Hort der alten Vorfahren.“ Da erzählte ihm der Geſell alles, was er unter der Zeit des Schlafes geſehen hatte, und wie der Traum mit der wirklichen Erſcheinung übereinſtimmte. Darauf ward an jenem Ort nachgegraben, und in dem Berg eine groſſe Menge Goldes und Silbers gefunden, das vor Zeiten dahin verborgen war.

429.

Der kommende Wald und die klingenden Schellen.

Aimoinus III, 82.

Als Childebert mit groſſer Heeresmacht in Guntrams und Fredegundens Reich einbrach, ermahnte die Königin ihre Franken zu tapferem Streit, und ließ Guntrams hinterlaſſenes Söhnlein in der Wiege vorauſtragen; dem Säugling an Mutterbruſt folgten die gewaffneten Schaaren. Fredegund erſann eine Liſt. In finſterer Mitternacht, angeführt von Landerich, des

jungen Chlotars Vormund, erhob ſich das Heer, und zog in einen Wald; Landerich griff ein Beil, und hieb ſich einen Baumaſt; drauf nahm er Schellen und hing ſie an des Pferdes Hals, auf dem er ritt. Daſſelbe zu thun ermahnte er alle ſeine Krieger; jeder mit Baumzweigen in der Hand und klingenden Schellen auf ihren Pferden, rückten ſie in früher Morgenſtunde dem feindlichen Lager näher. Die Königin, den jungen Chlotar in den Armen haltend, ging voraus: damit Erbarmen über das Kind die Krieger entzünden möchte, welches gefangen genommen werden mußte, wo ſie unterlägen. Als nun einer der feindlichen Wächter in der Dämmerung ausſchaute, rief er ſeinem Geſellen: „was iſt das für ein Wald, den ich dort ſtehen ſehe, wo geſtern Abend nicht ein Mal kleines Gebüſch war?“ „Du biſt noch weintrunken und haſt alles vergeſſen — ſprach der andere Wächter; unſere Leute haben im nahen Wald Futter und Weide für ihre Pferde gefunden. Hörſt du nicht, wie die Schellen klingen am Halſe der weidenden Roſſe?“ (Denn es war von alten Zeiten her Sitte der Franken, und zumal der öſtlichen, daß ſie ihren graſenden Pferden Schellen anhingen; damit, wenn ſie ſich verirrten, das Läuten ſie wieder finden ließe.) Während deſſen die Wächter ſolche Reden unter einander führten, ließen die Franken die Laubzweige fallen, und der Wald ſtand da leer an Blättern, aber dicht von den Stämmen ſchimmernder Spieße. Da überfiel Verwirrung die Feinde und jäher Schrecken; aus

dem Schlaf erweckt wurden ſie zur blutigen Schlacht, und die nicht entrinnen konnten, fielen erſchlagen; kaum mochten ſich die Heerführer auf ſchnellen Roſſen vor dem Tode zu retten.

430.

Chlotars Sieg über die Sachſen.

Aimoinus IV, 18. und vita Dagoberti ms. vita S. Faronis cap. 71 — 73. (apud Duchesne I, 569)

Chlotar hatte ſeinen Sohn Dagobert über die auſtraſiſchen Franken zum König geſetzt. Dieſer brach mit Heereskraft über den Rhein auf, um die ſich empörenden Sachſen zu züchtigen. Der ſächſiſche Herzog Bertoald lieferte ihm aber eine ſchwere Schlacht; Dagobert empfing einen Schwertſtreich in ſein Haupt, und ſandte die mit dem Stück vom Helm zugleich abgeſchnittenen Haare alsbald ſeinem Vater, zum Zeichen, daß er ihm ſchleunig zur Hülfe eile, ehe ihm das übrige Heer zerrinne. Chlotar bekam die Botſchaft, wie er gerade auf der Jagd war; beſtürzt machte er ſich ſogleich mit dem geringen Gefolg, das ihn begleitete, auf den weiten Weg, reiſte Tag und Nacht, und langte endlich an der Weſer an, wo der Franken Lager ſtand. Frühmorgens erhuben die Franken ein Freudengeſchrei über ihres Königes Ankunft; Bertoald am andern Ufer, hörte den Jubel und fragte, was er bedeute? „Die Franken feiern Chlotars Ankunft,“ antwortete man ihm. „Das iſt ein falſcher Wahn — verſetzte Bertoald — denn ich habe gewiſſe Kundſchaft,

daß er nicht mehr am Leben ſey.“ Da ſtand Chlotar am Ufer, ſprach keinen Laut, ſondern hob ſchnell ſeinen Helm vom Haupte, daß das ſchöne, mit weißen Locken gemiſchte Haupthaar herunterwallte. An dieſem königlichen Schmucke erkannten ihn gleich die Feinde; Bertoald rief: „biſt du alſo da, du ſtummes Thier!“ Glühend von Zorn ſetzte der König den Helm aufs Haupt, und spornte ſein Roß durch den Fluß, daß er ſich an den Feinden räche; alle Franken ſprengten ihm nach. Chlotars Waffen waren ſchwer, und beim Durchſchwimmen hatte ihm Waſſer den Bruſtharniſch und die Schuhe gefüllt; dennoch folgte er dem fliehenden Sachſen-Herzog unermüdlich nach. Bertoald rief zurück: „ein ſo berühmter König und Herr ſolle doch ſeinen Knecht nicht ungerecht verfolgen.“ Chlotar wußte aber wohl, daß er aus Hinterliſt ſo redete, kümmerte ſich nicht um die Worte, ſondern holte ihn mit ſeinem ſchnellen Roſſe ein, und brachte ihn um. Darauf ſchlug er ihm das Haupt ab, und trug es den nachkommenden Franken entgegen. Da verwandelte ſich ihre Trauer in Freude; ſie überzogen ganz Sachſenland, und der König Chlotar hieß alle Einwohner männlichen Geſchlechts, die länger waren als das Schlachtſchwert, das er damals gerade trug, hinrichten: auf daß die jüngeren und kleineren durch das lebendige Andenken hieran, abgeſchreckt würden. Und ſo verfuhr Chlotar.

431.

Das Grab der Heiligen.

Aimoinus IV, 17.

Dagobert, als er noch Jüngling war, ritt eines Tages auf die Jagd und verfolgte einen Hirſch, der ihm durch Berg und Thal entrann.

Endlich floh das Thier in ein Häuslein, worin die Gebeine des h. Dionyſius und ſeiner Gefährten begraben lagen; die Hunde fanden die Spur, aber ſie vermochten, ungeachtet die Thüren des Hauſes offen ſtanden, nicht hineinzudringen, ſondern ſtanden außen und bellen. Dagobert kam dazu, und betrachtete ſtaunend das Wunder. Von der Zeit an wandte ſich Dagobert zu den Heiligen. Es geſchah aber, daß Dagobert, durch den Stolz eines Herzogs Sadregiſel beleidigt, ihn mit Schlägen und Bartſcheerung beſchimpfen ließ. Dieſer verwegenen That halber flüchtete Dagobert in den Wald, und barg ſich in demſelben Schlupfwinkel, wohin damals der Hirſch geflohen war, vor dem Zorn ſeines Vaters. Der König Chlotar, ſobald er die Beſchimpfung des Dieners hörte, befahl, ſeinen Sohn augenblicklich aufzuſuchen und zu beſtrafen. Während dies geſchah, hatte ſich Dagobert vor den heiligen Leichnamen demüthiges Herzens niedergeworfen, und verſank in Schlaf. Da erſchien ihm ein ehrwürdiger Greis mit freundlichem Antlitz, und hieß ihn ohne Furcht ſeyn: wenn er verheiße, die Heiligen in ſtäter Ehre zu halten, ſolle er nicht

allein aus dieſer, ſondern auch der ewigen Noth gezogen, und mit dem Königsthrone begabt werden. Die Boten, die ihn aus dem heiligen Haus abführen ſollten, konnten ſich ihm nicht auf eine Stunde weit nähern. Betroffen kehrten ſie heim und hinterbrachten das. Der König ſchalt ſie und ſandte andere aus, aber dieſe erfuhren das Nämliche. Da machte ſich Chlotar ſelbſt auf, und ſiehe, auch ihn verließ ſeine Stärke, als er ſich dem heiligen Orte nähern wollte; nunmehr erkannte er Gottes Macht, verzieh ſeinem Sohne und ſöhnte ſich mit ihm aus. Dieſer Ort war dem Dagobert lieb und angenehm vor allen andern.

432.

Sanct Arbogaſt.

Königshofen elſäß. Chronik S. 234. 235.

Sanct Arbogaſt, Biſchof zu Straßburg, kam in große Huld und Heimlichkeit mit Dagobert, König zu Frankreich; und nichts gehrte der König lieber, als oft mit ihm zu ſprechen und ſeinen weiſen Rath zu haben. Ein Mal geſchah, daß des Königs Jäger und Siegebert ſein Sohn in den Büſchen und Wäldern jagten an der Ill, wo nachher Ebersheim das Münſter aufkam, und fanden einen großen Eber; dem rannten ſie nach mit den Hunden, einer hin, der andre her. Und da kam's, daß Siegebert der Knabe ganz allein ritt, und ungewarnt auf den Eber ſtieß. Das Roß ſcheute vor dem Wild, daß der Knabe abfiel und im

im Stegreif hangen blieb; da trat ihn das Pferd, daß er für todt da lag. Als ihn nun des Königs Diener ertreten fanden, huben ſie ihn auf mit großem Leide, führten ihn heim, und er ſtarb am andern Tag. Da wurde Dagoberten gerathen, zu St. Arbogaſt zu ſchicken; der kam alsbald, und nach viel Rede und Klage kniete er vor die Leiche, und rief unſre Frauen an: ſeit ſie das Leben aller Welt geboren hätte, daß ſie dem Knaben ſein Leben wieder erwürbe. Da ward der Knabe wieder lebend, und ſtund auf in den Todtenkleidern, die zog man ihm aus, und thät ihm an königliche Kleider. Da fielen König und Königin, und alles ihr Gefolg dem Heiligen zu Füßen, und dankten ſeiner Gnaden; weder Gold noch Silber wollte er nehmen, aber nach ſeinem Rathe gab der König an Unſer Frauen Münſter zu Straßburg, Rufach mit Aeckern, Wäldern, Wonn und Weide.

Als nun nach vielen Jahren Arbogaſt an das Alter kam und krank wurde, ſprach er zu ſeinen Unterthanen: „gleich wie unſer Herr Jeſus begraben worden wäre auswendig Jeruſalems, an der Statt, da man böſe Leute verderbet, alſo wolle er dem Heiland nachfolgen; und wann er verführe, ſollte man ihn auswendig Straßburg begraben bei dem Galgen, an die Stätte, wo man über böſe Leute richtet.“ Das mußten ſie ihm geloben zu thun. Alſo ward er nach ſeinem Tode begraben auf St. Michelsbühel, das war der Henkebühel, und ſtund damals der Galgen da. Da baute man über ſein Grab eine Capelle in Sanct

Michaels Ehren, in dieſer lag er viel Jahre lang leibhaftig.

433.

Dagobert und Sanct Florentius.

Königshofen elſäß. Chronik S. 235. 236.

Sanct Florentius fing jung an, Gott zu dienen. Und er ging aus Schottland, wo er geboren war, in Pilgrimsweiſe mit vier Geſellen: Arbogaſt, Fidelis, Theodatus und Hildolf, und kamen zu jüngſt im Elſaß an die Brüſche (das Flüßchen Breuſch), da wo jetzt Haſelo liegt. Sprach Florentius, er wollte da bleiben. Alſo gingen ſeine Geſellen fürbaß gen Straßburg; er aber baute ein Häuſelein bei der Brüſche, dalp (grub) die Bäume und Hürſte aus, und machte ein neues Feld; dahin ſäete er Korn und Kraut nach ſeiner Nothdurft. Da aßen ihm die wilden Thiere das Korn und das Kraut ab. Da ſteckete Sanct Florentius vier Gerten um das Feld, und gebot allen wilden Thieren, daß ſie auf ſeinen neuen Acker nicht mehr kämen, ſo fern, als die Gerten geſteckt wären; und dies Ziel überſchritten ſie ſeitdem nimmer. In dieſen Zeiten hatte König Dagobert eine Tochter, die war blind geboren, dazu ſtumm; und als er ſagen hörte von Florentius Heiligkeit, ſandte er ehrbare Boten, und ein Roß mit vergüldetem Gedecke, daß er zu ihm ritte. Der Heilige war aber demüthig, wollte das Roß nicht, und ſaß auf einen Eſel und ritt zu dem Könige. Noch war er nicht ganz an der Burg,

ſo ward des Königs Tochter ſehend und redend, und rief mit lauter Stimme, und das erſte Wort, das ſie ſprach, ſprach ſie alſo: „ſehet! dort reitet Florentius her, durch deſſen Gnade mich Gott ſehend und redend gemacht hat.“ Da erſchraken der König und die Königin von Wunder und von Freuden, und alles Volk lief aus gegen dem heiligen Manne, und empfingen ihn gar ehrwürdiglich und fielen zu ſeinen Füßen, um des Zeichens Willen, das Gott durch ihn gewirkt hatte. Der König aber gab die Gebreite (Ebene) und Stätte, wo Florentius wohnte und nun Haſelo liegt, ihm zu eigen, und auch ſein ſelbes Beſitzthum zu Kirchheim. Da bat der Heilige noch König Dagobert, daß er ihm ſein Ländlin unterſchiede (abgrenzte), daß er deſto beſſer möcht wiſſen, wie weit und breit er hätte. Da ſprach der König: was du mit deinem Eſelein magſt umfahren, bis ich aus dem Bade gehe und meine Kleider anthue, das ſoll alles zu dir und deiner Wohnung hören. Da wußte Florentius wohl, wie lange der König hätte Gewohnheit im Bade zu ſitzen, eilte weg mit ſeinem Eſelein, und fuhr über Berg und Thal, viel mehr und weiter, denn einer möchte gethan haben auf ſchnellem Pferde in zwei Mal ſo langer Zeit. Und fuhr wieder zum König, und kam zeitig genug, wie es beredet worden war. Und nach Arbogaſts Tode ward Florentius einhelliglich von allem Volke, Laien und Pfaffen, zum Biſchof von Straßburg gewählt.

434.

Dagoberts Seele im Schiff.

Chronique de Guill. de Nangis.

Als der gute König Dagobert aus dieſer Welt geſchieden war, ließ es Gott der Herr geſchehn, weil er ſich nicht von allen Sünden gereinigt hatte: daß die Teufel ſeine Seele faßten, auf ein Schiff ſetzten, und mit ſich fort zu führen dachten. Aber der heil. Dionyſius vergaß ſeines guten Freundes nicht, ſondern bat unſern Herrn um die Erlaubniß, der Seele zu Hülfe zu kommen, welches ihm auch verſtattet wurde. St. Dionyſius nahm aber mit ſich St. Mauritius und andere Freunde, die König Dagobert in ſeinen Lebzeiten vorzüglich geehrt und gefeiert hatte; auch folgten ihnen Engel nach und geleiteten ſie bis ins Meer. Da ſie nun an die Teufel kamen, huben ſie an mit ihnen zu fechten; die Teufel hatten wenig Gewalt gegen den Heiligen, wurden beſiegt, und hie und da aus dem Schiffe ins Meer geſtoßen. Die Engel nahmen darauf Dagoberts Seele in Empfang, und der Heilige nebſt ſeinem Gefolge kehrte ins Paradies zurück.

435.

Dagobert und ſeine Hunde.

Melanges tirées d'une grande Bibl. IV. 29 — 45.

Noch heut zu Tage kennt das Volk in Frankreich zwei Sprüchwörter vom König Dagobert, deren Ur-

ſprung man vergeſſen hat: „wann König Dagobert gegeſſen hatte, ſo ließ er auch ſeine Hunde eſſen,“ und „König Dagobert auf ſeinem Sterbebette redete ſeine Hunde an, und ſprach: keine Geſellſchaft iſt ſo gut, aus der man nicht ſcheiden muß.“

436.

Die zwei gleichen Söhne.

Gesta rom. cap. 116.

König Pipin von Frankreich vermählte ſich mit einer ſchönen Jungfrau, die ihm einen Sohn zur Welt brachte, aber über deſſen Geburt ſtarb. Bald darauf nahm er eine neue Gemahlin, die gebar ihm ebenfalls einen Sohn. Dieſe beiden Söhne ſandte er in weite Länder, und ließ ſie auswärts erziehen; ſie wurden ſich aber in allen Stücken ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte. Nach einiger Zeit lag die Königin ihrem Gemahle an, daß er ſie doch ihr Kind ſehen ließe; er aber befahl, die beiden Söhne an Hof zu bringen. Da war der jüngſte dem älteſten, ungeachtet des einen Jahres Unterſchied, in Geſtalt und Größe vollkommen gleich, und einer wie der andere glich dem Vater: daß die Mutter nicht wiſſen konnte, welches ihr Kind darunter wäre. Da hub ſie an zu weinen, weil es Pipin nicht offenbaren wollte; endlich ſprach er: „laß ab zu weinen, dieſer iſt dein Sohn,“ und wies ihr den von der erſten Gemahlin. Die Königin freute ſich, und pflegte und beſorgte dieſes Kind

auf alle Weiſe; während ſie das andere, welches ihr rechter Sohn war, nicht im Geringſten achtete.

437.

Hildegard.

Annales campidonenses.

Nic. Frischlini comoedia: Hildegardis magna.

Vergl. Vinc. bellovac. sp. hist. VII. c. 90—92. und das altd. Gedicht Crescentia.

Kaiſer Carl war im Heereszug, und hatte die ſchöne Hildegard ſeine Gemahlin zu Hauſe gelaſſen. Während der Zeit muthete ihr Taland, Carls Stiefbruder an, daß ſie zu ſeinem Willen ſeyn möchte. Aber die tugendhafte Frau wollte lieber den Tod leiden, als ihrem Herrn Treue brechen; doch verſtellte ſie ſich, und gelobte dem Böſewicht in ſein Begehren zu willigen, ſo bald er ihr dazu eine ſchöne Brautkammer würde haben bauen laſſen. Alsbald baute Taland ein koſtbares Frauengemach, ließ es mit drei Thüren verwahren, und bat die Königin, hinein zu kommen und ihn zu beſuchen. Hildegard that als ob ſie ihm nachfolgte, und bat ihn voraus zu gehen; als er fröhlich durch die dritte Thüre geſprungen war, warf ſie ſchnell zu und legte einen ſchweren Riegel vor. In dieſem Gefängniß blieb Taland eine Zeit lang eingeſchloſſen, bis Carl ſiegreich aus Sachſen heimkehrte; da ließ ſie ihn aus Mitleiden und auf vielfältiges erheucheltes Flehen und Bitten los, und dachte, er wäre genug geſtraft. Carl aber, als er

ihn zuerſt erblickte, fragte: „warum er ſo mager und bleich ausſähe? Daran iſt eure gottloſe, unzüchtige Hausfrau Schuld — antwortete Taland; die habe bald gemerkt, wie er ſie ſorgſam gehütet, daß ſie keine Sünde begehen dürfen, und darum einen neuen Thurm gebaut und ihn darin gefangen gehalten.“ Der König betrübte ſich heftig über dieſe Nachricht, und befahl im Zorn ſeinen Dienern, Hildegard zu ertränken. Sie floh und barg ſich heimlich bei einer ihrer Freundinnen; aber ſobald der König ihren Aufenthalt erfuhr, verordnete er aufs Neue: ſie in einen Wald zu führen, da zu blenden, und ſo beider Augen beraubt, Landes zu verweiſen. Was geſchah? Als ſie die Diener ausführten, begegnete ihnen ein Edelmann, des Geſchlechts von Freudenberg; den hatte gerade Gräfin Adelgund ihre Schweſter mit einer Botſchaft zu Hildegarden abgeſandt. Als dieſer die Gefahr und Noth der Königin ſah, entriß er ſie den Henkersknechten und gab ihnen ſeinen mit laufenden Hund. Dem Hunde ſtachen ſie die Augen aus, und hinterbrachten ſie dem König, zum Zeichen, daß ſein Befehl geſchehen wäre. Hildegard aber, als ſie mit Gottes Hülfe gerettet war, zog in Begleitung einer Edelfrau, Namens Roſina von Bodmer nach Rom, und übte die Heilkunſt, die ſie ihr Lebtag gelernt und getrieben hatte, ſo glücklich aus, daß ſie bald in großen Ruhm kam. Mittlerweile ſtrafte Gott den gottloſen Taland mit Blindheit und Ausſatz. Niemand vermochte ihn zu heilen, und endlich hörte er, zu Rom lebe eine be-

rühmte Heilfrau, die dieſem Siechthum abhelfen könne. Als Carl nun nach Rom zog, war Taland auch im Gefolg, erkundigte der Frauen Wohnung, nannte ihr ſeinen Namen, und begehrte Arzenei und Hülfe für ſeine Krankheit; er wußte aber nicht, daß ſie die Königin wäre. Hildegard gab ihm auf, daß er ſeine Sünden dem Prieſter beichten und Buße und Beſſerung geloben müſſe; dann wollte ſie ihre Kunſt erweiſen. Taland that es und beichtete; darauf kam er wieder zur Frauen hin, die ihn friſch und geſund machte. Ueber dieſe Heilung wunderten ſich Pabſt und König aus der Maßen, und wünſchten die Aerztin zu ſehen und beſandten ſie. Allein ſie erbot ſich, daß ſie Tags darauf in das Münſter St. Petri gehen wollte. Da kam ſie hin, und berichtete dem König ihrem Herrn alsbald die ganze Geſchichte, wie man ſie verrathen hatte. Carl erkannte ſie mit Freuden, und nahm ſie wieder zu ſeiner Gemahlin; aber ſeinen Stiefbruder verurtheilte er Todes. Doch bat die Königin ſich ſein Leben aus, und er wurde blos in das Elend verwieſen.

438.

Der Hahnenkampf.

Crusius ann. suev. dodecas I, p. 330.

Zu einer Zeit kam Carl der Große auf ſein Schloß bei Kempten zu ſeiner Gemahlin Hildgard. Als ſie nun eines Tages über Tiſche ſaßen, und Mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, wäh-

rend ihre Söhne Pipin, Carl und Ludwig darneben ſtanden, hub Pipin an und ſprach: „Mutter, wann ein Mal der Vater im Himmel iſt, werde ich dann König?“ Carl aber wandte ſich zum Vater und ſagte: „nicht Pipin, ſondern ich folge dir nach im Reich.“ Ludwig aber, der jüngſte, bat beide Eltern, daß ſie ihn doch möchten laſſen König werden. Als die Kinder ſo ſtritten, ſprach die Königin: „eure Zwiſt wollen wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und laßt euch jeder ſich einen Hahn von den Bauern geben. Die Knaben ſtiegen die Burg hinab mit ihrem Lehrmeiſter und den übrigen Schülern, und holten die Hähne. Hierauf ſagte Hildegard: „nun laßt die Hähne auf einander los! weſſen Hahn im Kampfe ſiegt, der ſoll König werden.“ Die Vögel ſtritten, und Ludwigs Hahn überwand die beiden andern. Dieſer Ludwig erlangte auch wirklich nach ſeines Vaters Tode die Herrſchaft.

439.

Carls Heimkehr aus Ungerland.

Reimchronick im Cod. pal. 336. fol. 259 — 267.

König Carl, als er nach Ungarn und Wallachei fahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte er ſeiner Frauen, in zehn Jahren heimzukehren; wäre er nach Verlauf derſelben ausgeblieben, ſo ſolle ſie ſeinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten ſein golden Fingerlein zuſenden, dann möge ſie auf alles vertrauen, was er ihr durch den-

ſelben entbieten laſſe. Nun geſchah es, daß der König ſchon über neun Jahre ausgeweſen war; da hob ſich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da gingen die Herren zu der Königin und baten, daß ſie ſich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: „wie möcht ich ſo wider König Karl ſündigen, und meine Treue brechen! ſo hat er mir auch das Wahrzeichen nicht geſandt, das er mir kund thät, als er von hinnen ſchied.“ Die Herren aber redeten ihr ſo lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müſſe, daß ſie ihrem Willen endlich zu folgen verſprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angeſtellt, und ſie ſollte über den dritten Tag mit einem reichen König vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dies hindern wollte, ſandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der König lag, und ſchon manchen Tag gelegen hatte. Als König Carl die Kundſchaft vernommen, ſprach er: „wie ſoll ich in dreien Tagen heimkehren, einen Weg, der hundert Raſte lang iſt, und funfzehn Raſte dazu, bis ich in mein Land komme?“ Der Engel verſetzte: „weißt du nicht, Gott kann thun was er will, denn er hat viel Gewalt. Geh' zu deinem Schreiber, der hat ein gutes, ſtarkes Pferd, das du ihm abgewinnen mußt; das ſoll dich in einem Tage tragen über Moos und Haide, bis in die Stadt zu Rab, das ſey deine erſte Tagweide. Den andern Morgen ſollt du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Paſſau;

das ſey deine andere Tagweide. Zu Paſſau ſollt du dein Pferd laſſen; der Wirth, bei dem du einkehreſt, hat ein ſchön Füllen; das kauf ihm ab, es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen."

Der Kaiſer that, wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab, und ritt in einem Tag aus der Bulgarei bis nach Rab; ruhte über Nacht, und kam den zweiten Tag bei Sonnenſchein nach Paſſau, wo ihm der Wirth gutes Gemach ſchuf. Abends, als die Viehheerde einging, ſah er das Füllen, griffs bei der Mähne und ſprach: „Herr Wirth, gebt mir das Roß, ich will es morgen über Feld reiten." Nein! ſagte dieſer; das Füllen iſt noch zu jung, ihr ſeyd ihm zu ſchwer, als daß es euch tragen könnte." Der König bat ihn von neuem; der Wirth ſagte: „ja, wenn es gezäumt, oder geritten wäre." Der König bat ihn zum dritten Mal, und da der Wirth ſah, daß es Karl ſo lieb wäre, ſo wollte er das Roß ablaſſen; und der König verkaufte ihm dagegen ſein Pferd, das er die zwei Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Alſo machte ſich der König des dritten Tages auf, und ritt ſchnell und unaufhaltſam bis gen Aachen vor das Burgthor, da kehrte er bei einem Wirth ein. Überall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er, was das wäre? Der Wirth ſprach: „eine große Hochzeit ſoll heute ergehen, denn meine Frau wird einem reichen König anvermählt; da wird große Koſt gemacht, und

Jungen und Alten, Armen und Reichen Brod und Wein gereicht, und ungemeſſen Futter vor die Roſſe getragen.“ Der König ſprach: „hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speiſe bekümmern, die ſie in der Stadt austheilen; kauft mir für mein Guldenpfennige was ich bedarf, ſchafft mir viel und genug. Als der Wirth das Gold ſah, ſagte er bei ſich ſelbſt. „Das iſt ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!“ Nachdem die Speiſe köſtlich und reichlich zugerichtet, und Carl zu Tiſch geſeſſen war, forderte er einen Wächter vom Wirth, der ſein des Nachts über pflege, und legte ſich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn theuer: „wann man den Singos im Dom läuten wird, ſollſt du mich wekken, daß ich das Läuten höre; dies gülden Fingerlein will ich dir zu Miethe geben.“ Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den ſchlafenden König: „Wohlan, Herr, gebt mir meine Miethe, eben läuten ſie den Singos im Dom.“ Schnell ſtand er auf, legte ein reiches Gewand an, und bat den Wirth, ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und ging mit ihm vor das Burgthor, aber es lagen ſtarke Riegel davor. „Herr, ſprach der Wirth, ihr müßt unten durchſchliefen, aber dann wird euer Gewand kothig werden. „Daraus mach ich mir wenig, und würde es ganz zerriſſen.“ Nun ſchloffen ſie dem Thor hinein; der König voll weiſen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen,

während er ſelber in den Dom ging. Nun war das Recht in Franken, „wer auf den Stuhl im Dom ſaß, der mußte König ſeyn;“ das däuchte ihm gut, er ſetzte ſich auf den Stuhl, zog ſein Schwert, und legte es baar über ſeine Knie. Da trat der Meßner in den Dom, und wollte die Bücher vortragen; als er aber den König ſitzen ſah mit baarem Schwert und ſtillſchweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Prieſter: „Da ich zum Altar ging, ſah ich einen greiſen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem geſegneten Stuhl ſitzen.“ Die Domherren wollten dem Meßner nicht glauben; einer von ihnen griff ein Licht, und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit ſah, wie der greiſe Mann auf dem Stuhle ſaß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erſchrocken zum Biſchof. Der Biſchof ließ ſich zwei Kerzen von Knechten tragen, die mußten ihm zu dem Dom leuchten; da ſah er den Mann auf dem Stuhle ſitzen, und ſprach furchtſam: „ihr ſollt mir ſagen, was Mannes ihr ſeyd, geheuer oder ungeheuer, und wer euch ein Leids gethan, daß ihr an dieſer Stätte ſitzet?“ Da hob der König an: „ich war euch wohl bekannt, als ich König Carl hieß, an Gewalt war keiner über mich!“ Mit dieſen Worten trat er dem Biſchof näher, daß er ihn recht anſehen könnte. Da rief der Biſchof: „will kommen, liebſter Herr! eurer Kunſt will ich froh ſeyn,“ umfing ihn mit ſeinen Armen, und leitete ihn in ſein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und

die Hochzeitgäſte frugen, was der Schall bedeute? Als ſie aber hörten, daß König Karl zurückgekehrt wäre, ſtoben ſie aus einander, und jeder ſuchte ſein Heil in der Flucht. Doch der Biſchof bat, daß ihnen der König Friede gäbe, und der Königin wieder hold würde, es ſey ohne ihre Schuld geſchehn. Den gewährte Karl der Bitte, und gab der Königin ſeine Huld.

440.

Der Hirſch zu Magdeburg.

Zeillers Reiſebuch S. 128.

Zu Magdeburg, gegenüber dem Roland, ſtand vor dieſem auf einer ſteinernen Säule ein Hirſch, mit guldenem Halsband, den Kaiſer Carl gefangen haben ſoll. Andre ſagen: er habe ihn wieder laufen laſſen, und ihm ein gulden Halsband umgehängt, worauf ein Kreuz mit den Worten:

Lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir mein Halsband geben.

Und dieſer Hirſch iſt hernach zu Zeiten Friedrich Rothbarts allererſt wieder gefangen worden.

441.

Der lombardiſche Spielmann.

Chron. novalic. Lib. 3. cap. 10. 14.

Als Carl vorhatte, den König Deſiderius mit Krieg zu überziehen, kam ein lombardiſcher Spielmann zu den Franken, und ſang ein Lied folgendes

Inhalts: „welchen Lohn wird der empfangen, der Carl in das Land Italien führt? auf Wegen, wo kein Spieß gegen ihn aufgehoben, kein Schild zurückgeſtoßen, und keiner ſeiner Leute verletzt werden ſoll?“ Als das Carl zu Ohren kam, berief er den Mann zu ſich, und verſprach ihm alles, was er fordern würde, nach erlangtem Sieg zu gewähren.

Das Heer wurde zuſammen berufen, und der Spielmann mußte vorausgehen. Er wich aber aus allen Straßen und Wegen, und leitete den König über den Rand eines Berges, wo es bis auf heutigen Tag noch heißt: der Frankenweg. Wie ſie von dieſem Berg niederſtiegen in die gaveuiſche Ebene, ſammelten ſie ſich ſchnell, und fielen den Longobarden unerwarteter Weiſe in den Rücken; Deſiderius floh nach Pavia, und die Franken überſtrömten das ganze Land. Der Spielmann aber kam vor den König Carl, und ermahnte ihn ſeines Verſprechens. Der König ſprach: „fordre, was du willſt!“ Darauf antwortete er: „ich will auf einen dieſer Berge ſteigen, und ſtark in mein Horn blaſen; ſo weit der Schall gehört werden mag, das Land verleihe mir zum Lohn meiner Verdienſte mit Männern und Weibern, die darin ſind.“ Carl ſprach: „es geſchehe, wie du geſagt haſt.“ Der Spielmann neigte ſich, ſtieg ſogleich auf den Berg und blies; ſtieg ſodann herab, ging durch Dörfer und Felder, und wen er fand, fragte er: „haſt du Horn blaſen hören? Und wer nun antwortete:

„ja, ich habs gehört,“ dem verſetzte er eine Maulſchelle, mit den Worten: du biſt mein Eigen.

So verlieh ihm Carl das Land, ſo weit man ſein Blaſen hatte hören können; der Spielmann, ſo lange er lebte, und ſeine Nachkommen beſaßen es ruhig, und bis auf heutigen Tag heißen die Einwohner dieſes Landes: die zuſammengeblaſenen (transcornati.)

442.

Der eiſerne Carl.

Monachus sangallensis ap. Canisium lect. antiq. Tom. II. p. 2. p. 81. 82.

Zur Zeit, als König Carl den Lombarden König Deſiderius befeindete, lebte an des Letztern Hofe Ogger, (Odger, Autchar) ein edler Franke, der vor Carls Ungnade das Land hatte räumen müſſen. Wie nun die Nachricht erſcholl, Carl rücke mit Heeresmacht heran, ſtanden Deſiderius und Ogger auf einen hohen Thurm, von deſſen Gipfel man weit und breit in das Reich ſchauen konnte. Das Gepäck rückte in Haufen an; „iſt Carl unter dieſem großen Heer?“ frug König Deſiderius. „Noch nicht!“ verſetzte Ogger. Nun kam der Landſturm des ganzen fränkiſchen Reichs: „hierunter befindet ſich Carl aber gewiß,“ ſagte Deſiderius beſtimmt. Ogger antwortete: „noch nicht, noch nicht.“ Da tobte der König, und ſagte: „was ſollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ „Wie er kommen wird, antwortete jener, ſollſt du gewahr werden; was mit uns geſchehe, weiß

ich

ich nicht.“ Unter dieſen Reden zeigte ſich ein neuer Troß. Erſtaunt ſagte Deſiderius: „darunter iſt doch Carl?“ „Immer noch nicht,“ ſprach Ogger. Nächſtdem erblickte man Biſchöfe, Äbte, Capellane mit ihrer Geiſtlichkeit. Außer ſich ſtöhnte Deſiderius: „o laß uns niederſteigen, und uns bergen in der Erde vor dem Angeſichte dieſes grauſamen Feindes.“ Da erinnerte ſich Ogger der herrlichen, unvergleichlichen Macht des König Carls aus beſſeren Zeiten her, und brach in die Worte aus: „wenn du die Saat auf den Feldern wirſt ſtarren ſehen, den eiſernen Po und Tiſſino mit dunkeln eiſenſchwarzen Meereswellen die Stadtmauern überſchwemmen, dann gewarte, daß Carl kommt.“ Kaum war dies ausgeredet, als ſich in Weſten wie eine finſtere Wolke zeigte, die den hellen Tag beſchattete. Dann ſah man den eiſernen Carl in einem Eiſenhelm, in eiſernen Schienen, eiſernem Panzer um die breite Bruſt, eine Eiſenſtange in der Linken hoch aufreckend. In der Rechten hielt er den Stahl, der Schild war ganz aus Eiſen, und auch ſein Roß ſchien eiſern an Muth und Farbe. Alle die ihm vorausgingen, zur Seite waren und ihm nach folgten, ja das ganze Heer ſchien auf gleiche Weiſe ausgerüſtet. Einen ſchnellen Blick darauf werfend, rief Ogger: „hier haſt du den, nach dem du ſo viel frugeſt,“ und ſtürzte halb entſeelt zu Boden.

443.

Carl belagert Pavia.

Chron. noval. III. 14.

Deſiderius floh mit Adelgis ſeinem Sohn und einer Tochter, in die Mauern von Pavia, worin ihn Carl lange belagerte. Deſiderius war gut und demüthig; ſtets ſoll er, der Sage nach, um Mitternacht aufgeſtanden, und in die Kirchen zum Gebet gegangen ſeyn; die Thore der Kirchen öffneten ſich ihm von ſelbſt vor ſeinem bloßen Anblick. Während jener Belagerung ſchrieb nun die Königstochter einen Brief an König Carl, und ſchoß ihn auf einer Armbruſt über den Fluß Teſſino; in dem Brief ſtand: „wenn ſie der König zum Ehegemahl nehmen wolle, werde ſie ihm die Stadt und den Schatz ihres Vaters überliefern.“ Carl antwortete ihr ſo, daß die Liebe der Jungfrau nur noch ſtärker entzündet wurde. Sie ſtahl unter dem Haupt ihres ſchlafenden Vaters die Schlüſſel der Stadt, und meldete dem Frankenkönig, daß er ſich dieſe Nacht bereite in die Stadt zu rücken. Als ſich das Heer den Thoren nahte, und einzog, ſprang ihm die Jungfrau fröhlich entgegen, gerieth aber im Gedränge unter die Hufe der Roſſe, und wurde, weil es finſtre Nacht war, von dieſen zertreten. Über dem Gewieher der Roſſe erwachte Adelgis, zog ſein Schwert, und tödtete viele Franken. Aber ſein Vater verbot ihm, ſich zu wehren, weil es Gottes Wille ſey, die Stadt dem Feinde zu geben. Adel-

giſ entfloh hierauf, und Carl nahm die Stadt und die königliche Burg in ſeinen Beſitz.

444.

Adelgis.

Chron. novalic. III. cap. 10. 22 — 24.

Adelgiſ, (Algiſ, Adelger) Deſiderius Sohn, war von Jugend auf ſtark und heldenmüthig. In Kriegszeiten pflegte er mit einer Eiſenſtange zu reiten, und viele Feinde zu erſchlagen; ſo tödtete er auch viele der Franken, die in Lombarden gezogen kamen. Dennoch mußte er der Übermacht weichen, und Carl hatte ſelbſt Ticinum unterworfen. In dieſer Stadt aber beſchloß ihn der kühne Jüngling auszukundſchaften. Er fuhr auf einem Schiff dahin, nicht wie ein Königsſohn, ſondern umgeben von wenigen Leuten, wie einer aus geringem Stande. Keiner der Krieger erkannte ihn, außer einem der ehemaligen treuſten Diener ſeines Vaters; dieſen bat er flehentlich, daß er ihn nicht verrathen möchte. „Bei meiner Treue — antwortete jener — ich will dich niemanden offenbaren, ſo lange ich dich verhehlen kann.“ „Ich bitte dich — ſagte Adelgis — heute, wann du beim König zu Mittag ſpeiſeſt, ſo ſetze mich ans Ende eines der Tiſche, und ſchaffe, daß alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden.“ Der andere verſprach es, denn er wars, der die königlichen Speiſen auftragen mußte. Als nun das Mahl gehalten wurde, ſo that er allerdings ſo, und legte

die Knochen vor Adelgis, der ſie zerbrach, und gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus aß. Die Splitter warf er unter den Tiſch, und machte einen tüchtigen Haufen zuſammen. Dann ſtand er früher als die andern auf, und ging fort. Der König, wie er die Tafel aufgehoben hatte, und die Menge Knochen unter dem Tiſch erblickte, fragte: „welcher Gaſt hat ſo viel Knochen zerbrochen?“ Alle antworteten „ſie wüßten es nicht;“ einer aber fügte hinzu: „es ſaß hier ein ſtarker Degen, der brach alle Hirſch-, Bären- und Ochſenknochen auf, als wären es Hanfſtengel.“ Der König ließ den Speisaufträger rufen, und ſprach: „wer, oder woher war der Mann, der hier die vielen Knochen zerbrach?“ Er antwortete: „ich weiß es nicht, Herr“ Carl erwiederte: „bei meines Hauptes Krone, du weißt es.“ Da er ſich betreten ſah, fürchtete er, und ſchwieg. Der König aber merkte leicht, daß es Adelgis geweſen, und es that ihm leid, daß man ihn ungeſtraft von dannen gehen laſſen; er ſagte: wo hinaus iſt er gegangen?“ Einer verſetzte: „er kam zu Schiff, und wird vermuthlich ſo weggehen.“ „Willſt du — ſprach ein andrer — daß ich ihm nachſetze und ihn tödte?“ „Auf welche Weiſe“ antwortete Carl. „Gib mir deine goldenen Armſpangen, und ich will ihn damit berücken.“ Der König gab ſie ihm alsbald, und jener eilte ihm ſchnell zu Lande nach, bis er ihn einholte. Und aus der Ferne rief er zu Adelgis, der im Schiffe fuhr: „halt an! der König ſendet dir ſeine Goldſpangen zur Gabe;

warum biſt du ſo heimlich fortgegangen?“ Adelgis wandte ſein Schiff ans Ufer, und als er näher kam, und die Gabe auf der Speerſpitze ihm dargereicht erblickte, ahndete er Verrath, warf ſeinen Panzer über die Schulter, und rief: „was du mir mit dem Speere reichſt, will ich mit dem Speere empfangen; *) ſendet dein Herr betrüglich dieſe Gabe, damit du mich tödten ſolleſt, ſo werde ich nicht nachſtehen, und ihm meine Gabe ſenden.“ Darauf nahm er ſeine Armſpangen, und reichte ſie jenem auf dem Speer, der in ſeiner Erwartung getäuſcht heimkehrte, und dem König Carl Adelgis Spangen brachte. Carl legte ſie ſogleich an, da fielen ſie ihm bis auf die Schultern nieder. Carl aber rief aus: „es iſt nicht zu wundern, daß dieſer Mann Rieſenſtärke hat.“

König Carl fürchtete dieſen Adelgis allezeit, weil er ihn und ſeinen Vater des Reiches beraubt hatte. Adelgis floh zu ſeiner Mutter, der Königin Anſa nach Brixen, wo ſie ein reiches Münſter geſtiftet hatte.

445.

Von König Carl und den Frieſen.

Altfrieſengeſetz. ed. Wierdſma I. S. 103 — 108.

Als König Carl aus Franken, und König Radbod aus Dänemark, in Frieſenland wider einander ſtießen, beſetzte jeder ſeinen Ort und ſein End im Franekergau mit einem Heerſchild, und jedweder ſagte:

*) Vergl. Hildebrands Lied Z. 36.

das Land wäre ſein. Das wollten weiſe Leute ſühnen, aber die Herren wollten es ausfechten. Da ſuchte man die Sühne ſo lange, bis man ſie endlich in die Hand der beiden Könige ſelber legte: „wer von ihnen den andern an Stillſtehen überträfe, der ſollte gewonnen haben.“ Da brachte man die Herren zuſammen. Da ſtanden ſie ein Etmal (Zeit von Tag und Nacht) in der Runde. Da ließ König Carl ſeinen Handſchuh entfallen. Da hub ihn König Radbod auf, und reichte ihn König Carl. Da ſprach Carl: ha, ha, das Land iſt mein, und lachte; darum hieß ſein Ort Hachenſe. Warum? ſprach Radbod. Da ſprach Carl: ihr ſeyd mein Mann worden. Da ſprach Radbod: o wach (o weh) darum hieß ſein Ort Wachenſe. Da fuhr König Radbod aus dem Lande, und König wollte ein Ting (Gericht) halten; da vermochte er nicht, denn ſo viel lediges Landes war nicht da, darauf er dingen konnte. Da ſandte er in die ſieben Seelande, und hieß ihnen, daß ſie ihm eine freie Stelle gewönnen, darauf er möchte dingen. Da kauften ſie mit Schatz und mit Schilling Deldemanes. Dahin dingte er, und lud die Frieſen, dahin zu ihm zu fahren, und ſich ihr Recht erkören, das ſie halten wollten. Da baten ſie Friſt zu ihrer Vorſprechung. Da gab er ihnen Urlaub. Des andern Tages hieß er ſie, daß ſie vor das Recht führen. Da kamen ſie, und erwählten Vorſprecher, zwölf von den ſieben Seelanden. Da hieß er ſie, daß ſie das Recht erkörten. Da begehr-

ten ſie Friſt. Des dritten Tages hieß er ſie wiederkommen. Da zogen ſie Nothſchein, (beriefen ſich auf geſetzliche Hinderniß) des vierten Tags eben ſo, des fünften auch ſo. Dies ſind die zwei Friſten, und die drei Nothſcheine, die die freien Frieſen mit Recht haben ſollen. Des ſechſten Tages hieß er ſie Recht kören. Da ſprachen ſie: ſie könnten nicht. Da ſprach der König: nun leg ich euch vor drei Kören, was euch lieber iſt: daß man euch tödte? oder daß ihr alle eigen (leibeigen) werdet? oder daß man euch ein Schiff gebe, ſo feſt und ſo ſtark, daß es eine Ebbe und eine Flut mag ausſtehen, und das ſonder Riem und Ruder, und ſonder Tau? Da erkoren ſie das Schiff, und fuhren aus mit der Ebbe ſo fern weg, daß ſie kein Land mehr ſehen mochten. Da war ihnen leid zu Muth. Da ſprach einer, der aus Wittekinds Geſchlecht war, des erſten Aſegen (Richters): „ich habe gehört, daß unſer Herr Gott, da er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er ſelbſt der dreizehnte war, und kam zu jedem bei beſchloſſenen Thüren, tröſtete und lehrete ſie; warum bitten wir nicht, daß er uns einen dreizehnten ſende, der uns Recht lehre, und zu Lande weiſe?“ Da fielen ſie alle auf ihre Knie, und beteten inniglich. Da ſie die Betung gethan hatten, ſahen ſie einen dreizehnten am Steuer ſitzen, und eine Achſe auf ſeiner Achſel, da er mit ans Land ſteuerte, gegen Strom und Wind. Da ſie zu Land kamen, da warf er mit der Achſe auf das Land, und warf einen Erdwaſen auf.

Da entſprang da ein Born, davon heißt die Stelle: zu Achſenhof. Und zu Eſchweg kamen ſie zu Land, und ſaßen um den Born herum; und was ihnen der dreizehnte lehrte, das nahmen ſie zu Recht an. Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war; ſo gleich war er jedem unter ihnen. Da er ihnen das Recht gewieſen hatte, waren ihrer nur zwölf. Darum ſollen in dem Land allzeit dreizehen Aſegen ſeyn, und ihr Urtheil ſollen ſie fällen zu Achſenhof und zu Eſchwege, und wenn ſie entzwei ſprechen (verſchiedener Meinung ſind) ſo haben die ſieben die ſechs einzuhalten. So iſt das Landrecht aller Frieſen.

446.

Radbot läßt ſich nicht taufen.

Melis Stoke Rymkronike B. 1. Z. 149 — 176.
Vergl. Buchelius zu Beka p. 13.
Pomarius a. a. O. S. 57.

Als der heilige Wolfram den Frieſen das Chriſtenthum predigte, brachte er endlich Radbot ihren Herzog dazu, daß er ſich taufen laſſen wollte. Radbot hatte ſchon einen Fuß in das Taufbecken geſtellt; da fiel ihm ein, vorher zu fragen: „wohin denn ſeine Vorfahren gekommen wären? ob ſie bei den Schaaren der Seeligen, oder in der Hölle ſeyen?“ Sanct Wolfram antwortete: „ſie waren Heiden, und ihre Seelen ſind verloren.“ Da zog Radbot ſchnell den Fuß zurück, und ſprach: „ihrer Geſellſchaft mag ich mich nicht begeben; lieber will ich elend bei ihnen in der Hölle wohnen, als herrlich ohne ſie im Him-

melreich:“ So verhinderte der Teufel, daß Radbot nicht getauft wurde: denn er ſtarb den dritten Tag darauf, und fuhr dahin, wo ſeine Magen waren.

Andere erzählen ſo: Radbot habe auf Wolframs Antwort, daß ſeine Vorfahren zur Hölle wären, weiter gefragt: „ob da der meiſte Haufe ſey?“ Wolfram ſprach: „ja, es ſteht zu befürchten, daß in der Hölle der meiſte Haufen iſt.“ Da zog der Heide den Fuß aus der Taufe und ſagte: „wo der meiſte Haufen iſt, da will ich auch bleiben.“

447.

Des Teufels goldnes Haus.

Vita S. Wulframi.
Rhein. Mercur 1816. vom 4. Jan.

St. Wolfram hatte im Schlafe ein Geſicht, das ihm gebot, den Frieſen das Evangelium zu predigen. Er kam mit einigen Gefährten nach Friesland. Es war aber Sitte bei den Frieſen, daß, wen das Loos traf, den Göttern geopfert wurde. Dies Mal fiel das Loos auf einen Knaben, Occo genannt. Als St. Wolfram ihn ſich vom Fürſten Radbot ausbat, antwortete dieſer: „er ſey dein, wenn dein Chriſtus ihn vom Tode errettet.“ Als ſie ihn aber zum Galgen ſchleppten, betete Wolfram; und ſogleich riß der Strick, der Knabe fiel zur Erde, ſtand unverletzt und wurde getauft. Die Weiſe aber, wie Radbot vom Teufel betrogen wurde, erzählt der genannte Occo: Der Teufel erſchien ihm in Engelsgeſtalt, um das Haupt

eine Goldbinde mit Geſtein beſetzt, und in einem Kleide aus Gold gewirkt. Als Radbot auf ihn hinſah, ſprach der Teufel zu ihm: „Tapferſter unter den Männern, was hat dich alſo verführt, daß du abweichen willſt von dem Fürſten der Götter? Wolle das nicht thun, ſondern beharre bei dem, was du gelernt, und du ſollſt in goldne Häuſer kommen, die ich dir in alle Ewigkeit zum Eigenthume geben will. Gehe morgen zu Wolfram, dem Lehrer der Chriſten, und befrage ihn, welches jene Wohnung der ewigen Klarheit ſey, die er dir verſpricht. Kann er ſie dir nicht augenſcheinlich darthun, dann mögen beide Theile Abgeordnete wählen, und ich will ihr Führer ſeyn auf der Reiſe, und will ihnen das goldne Haus zeigen und die ſchöne Wohnung, die ich dir bereitet.“ Wie Radbot erwachte, erzählte er alles dem heil. Wolfram. Dieſer ſagte, der Betrüger Satanas wolle ihm ein Gaukelſpiel vormachen. Der Fürſt antwortete: „er wolle Chriſt werden, wenn ſein Gott ihm jene Wohnung nicht zeige. Sogleich ward ein Frieſe von ſeiner Seite, und ein Diaconus von Seiten Wolframs ausgeſandt, die, als ſie etwas von der Stadt ſich entfernt, einen Reiſegefährten fanden, der ihnen ſagte: „eilt ſchnell, denn ich zeige euch die ſchöne, dem Herzog Radbot bereitete Wohnung.“ Sie gingen auf breitem Wege durch unbewohnte Oerter, und ſahen einen Weg mit verſchiednen Arten glatten Marmors aufs ſchönſte geziert. Von ferne ſahen ſie ein Haus glänzen wie Gold, und kamen zu einer Straße, die

zum Hauſe führte, mit Gold und edlem Geſtein gepflaſtert. Als ſie das Haus betraten, ſahen ſie es von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze, und in ihm einen Thron von wunderbarer Größe. Da ſprach der Führer: „das iſt die dem Herzog Radbot bereitete Wohnung!“ Darauf ſprach der Diaconus ſtaunend: „wenn das von Gott gemacht ward, wird es ewig beſtehen; wenn vom Teufel, muß es ſchnell verſchwinden.“ Somit bezeichnete er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, da verwandelte ſich der Führer in den Teufel, das goldne Haus in Koth, und der Diacon befand ſich mit dem Frieſen in Mitten von Sümpfen, die voll Waſſers waren, mit langen Binſen und Geröhren. Sie mußten in drei Tagen einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis ſie zur Stadt kamen, und fanden dort den Herzog todt, und erzählten, was ſie geſehen, St. Wolfram. Der Frieſe wurde getauft und hieß Sugomar.

448.
Wittekinds Taufe.

Abels Samml. alt. Chroniken S. 61. 62.
Pomarius S. 40. 41.

König Carl hatte eine Gewohnheit, alle große Feſte folgten ihm viele Bettler nach, denen ließ er geben einem jeglichen einen Silberpfenning. So war es in der ſtillen Woche, daß Wittekind von Engern Bettlerskleider anlegte, und ging in Carls Lager unter die Bettler ſitzen, und wollte die Franken aus-

kundſchaften. Auf Oſtern aber ließ der König in ſeinem Zelt Meſſe leſen; da geſchah ein göttliches Wunder, daß Wittekind, als der Prieſter das Heiligthum emporhob, darin ein lebendiges Kind erblickte; das däuchte ihm ein ſo ſchönes Kind, als er ſein Lebtag je geſehen, und kein Auge ſah es außer ihm. Nach der Meſſe wurden die Silberpfennige den armen Leuten ausgetheilt; da erkannte man Wittekind unter dem Bettlerrock, griff und führte ihn vor den König. Da ſagte er, was er geſehen hätte, und ward unterrichtet aller Dinge, daß ſein Herz bewegt wurde, und empfing die Taufe, und ſandte nach den andern Fürſten in ſeinem Lager, daß ſie den Krieg einſtellten und ſich taufen ließen. Carl aber machte ihn zum Herzogen, und wandelte das ſchwarze Pferd in ſeinem Schilde in ein weißes.

449.

Erbauung Frankfurts.

Ditmarus merseb. Lib VII, p. m. 104.

Als König Carl von den Sachſen geſchlagen floh, und zum Main kam, wußten die Franken das Furth nicht zu finden, wo ſie über den Fluß gehen und ſich vor ihren Feinden retten könnten. Da ſoll plötzlich eine Hirſchkuh erſchienen, ihnen vorangegangen und eine Wegweiſerin geworden ſeyn. Daher gelangten die Franken über den Main, und ſeitdem heißt der Ort Frankenfurth.

450.

Warum die Schwaben dem Reich vorfechten.

Strikers Gedicht vom ſpan. Feldz. S. 99[b].
Alte Reimchronik des 12. Jahrh. in Aretins Beitr. Bd. IX.
Stelle im Gedicht Friedrich v. Schwaben, Grundriß S. 189.
Stelle im Gedicht von der Mörin Lohengrin, Strophe 423.
Schwabenſpiegel Cap 31.
Lambert. schafnab. p. 219,
Königshofen elſäß. Chr. S. 327.
Vergl. Pfiſter Geſch. v. Schwaben II. 114.

Die Schwaben haben von alten Zeiten her unter allen Völkern des deutſchen Reiches das Recht, dem Heer vorzuſtreiten; und dies verlieh Carl der Große ihrem Herzoge Gerold (Hildegardens Bruder), der in der blutigen Schlacht von Runzefal vor dem Kaiſer auf das Knie fiel, und dieſen Vorzug, als der Aelteſte im Heer, verlangte. Seitdem darf ihnen niemand vorfechten. Andere erzählen es von der Einnahme von Rom, wozu die Schwaben Carl dem Großen tapfer halfen. Noch andere von der Einnahme Mailands, wo der ſchwäbiſche Herzog das kaiſerliche Banner getragen, und dadurch das Vorrecht erworben.

451.

Eginhart und Emma *).

Chronicon lauiishamense, in codice lauresh. ed. Manhem. 1768. 4. I. p. 40—46.

Eginhart, Carls des Großen Erzcapellan und Schreiber, der in dem königlichen Hofe löblich diente,

*) Vincent. bellov. verſetzt die Sage unter Kaiſer Heinrich III.

wurde von allen Leuten werth gehalten, aber von Imma, des Kaiſers Tochter, heftig geliebt. Sie war dem griechiſchen König als Braut verlobt, und je mehr Zeit verſtrich, deſto mehr wuchs die heimliche Liebe zwiſchen Eginhart und Imma. Beide hielt die Furcht zurück, daß der König ihre Leidenſchaft entdek-ken und darüber erzürnen möchte. Endlich aber mochte der Jüngling ſich nicht länger bergen, faßte ſich, weil er den Ohren der Jungfrau nichts durch einen frem-den Boten offenbaren wollte, ein Herz, und ging bei ſtiller Nacht zu ihrer Wohnung. Er klopfte leiſe an der Kammer Thüre, als wäre er auf des Königs Ge-heiß hergeſandt, und wurde eingelaſſen. Da geſtan-den ſie ſich ihre Liebe, und genoſſen der erſehnten Umarmung. Als inzwiſchen der Jüngling bei Tages Anbruch zurück gehen wollte, woher er gekommen war, ſah er, daß ein dicker Schnee über Nacht gefal-len war, und ſcheute ſich über die Schwelle zu treten, weil ihn die Spuren von Mannsfüßen bald verrathen würden. In dieſer Angſt und Noth überlegten die Liebenden was zu thun wäre, und die Jungfrau er-dachte ſich eine kühne That: ſie wollte den Eginhart auf ſich nehmen und ihn, eh es licht wurde, bis nah zu ſeiner Herberg tragen, daſelbſt abſetzen und vor-ſichtig in ihren eigenen Fußſpuren wieder zurück keh-ren. Dieſe Nacht hatte gerade durch Gottes Schik-kung der Kaiſer keinen Schlaf, erhub ſich bei der frü-hen Morgendämmerung, und ſchaute von Weitem in den Hof ſeiner Burg. Da erblickte er ſeine Tochter

unter ihrer ſchweren Laſt vorüberwanken, und nach abgelegter Bürde ſchnell zurück ſpringen. Genau ſah der Kaiſer zu, und fühlte Bewunderung und Schmerz zu gleicher Zeit; doch hielt er Stillſchweigen. Eginhart aber, welcher ſich wohl bewußt war, dieſe That würde in die Länge nicht verborgen bleiben, rathſchlagte mit ſich, trat vor ſeinen Herrn, kniete nieder und bat um Abſchied, weil ihm doch ſein treuer Dienſt nicht vergolten werde. Der König ſchwieg lange und verhehlte ſein Gemüth; endlich verſprach er dem Jüngling baldigen Beſcheid zu ſagen. Unterdeſſen ſetzte er ein Gericht an, berief ſeine erſten und vertrauteſten Räthe, und offenbarte ihnen, daß das königliche Anſehen durch den Liebeshandel ſeiner Tochter Imma mit ſeinem Schreiber verletzt worden ſey. Und während alle erſtaunten über die Nachricht des neuen und großen Vergehens, ſagte er ihnen weiter, wie ſich alles zugetragen und er es mit ſeinen eigenen Augen angeſehen hätte, und er jetzo ihren Rath und ihr Urtheil heiſche. Die meiſten aber, weiſe und darum mild von Geſinnung, waren der Meinung, daß der König ſelbſt in dieſer Sache entſcheiden ſolle. Carl, nachdem er alle Seiten geprüft hatte, und den Finger der Vorſehung in dieſer Begebenheit wohl erkannte, beſchloß: Gnade für Recht ergehen zu laſſen, und die Liebenden mit einander zu verehelichen. Alle lobten mit Freuden des Königs Sanftmuth, der den Schreiber vor ſich forderte und alſo anredete: „ſchon lange hätte ich deine Dienſte beſſer vergolten, wo du mir

dein Mißvergnügen früher entdeckt hätteſt; jetzo will ich dir zum Lohn meine Tochter Imma, die dich hoch gegürtet willig getragen hat, zur ehelichen Frau geben.“ Sogleich befahl er, nach der Tochter zu ſenden, welche mit erröthendem Geſicht in des Hofes Gegenwart ihrem Geliebten angetraut wurde. Auch gab er ihr reiche Mitgift an Grundſtücken, Gold und Silber; und nach des Kaiſers Abſterben ſchenkte ihnen Ludwig der Fromme, durch eine beſondere Urkunde, in dem Maingau Michlinſtadt und Mühlenheim, welches jetzo Seeligenſtadt heißt. In der Kirche zu Seeligenſtadt liegen beide Liebende nach ihrem Tode begraben. Die mündliche Sage erhält dort ihr Andenken, und ſelbſt dem nah liegenden Walde ſoll, ihr zu Folge, Imma, als ſie ihn ein Mal „o du Wald!“ angeredet, den Namen Odenwald verliehen haben.

452.

Der Ring im See bei Aachen.

Petrarcha, epistolae familiares Lib. I. c. 3.
Pasquier, recherches VI. 33.
Vergl. Dippoldt, Karl der Gr. S. 121.

Petrarcha, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, hörte von den Prieſtern zu Aachen eine Geſchichte erzählen, die ſie für wahrhaft ausgaben, und die ſich von Mund zu Munde fortgepflanzt haben ſollte. Vor Zeiten verliebte ſich Carl der Große in eine gemeine Frau ſo heftig, daß er alle ſeine Thaten vergaß, ſeine Geſchäffte liegen ließ, und ſelbſt ſeinen eigenen Leib darüber

darüber vernachläſſigte. Sein ganzer Hof war verlegen und mißmüthig über dieſe Leidenſchaft, die gar nicht nachließ; endlich verfiel die geliebte Frau in eine Krankheit und ſtarb. Vergeblich hoffte man aber, daß der Kaiſer nunmehr ſeine Liebe aufgeben würde: ſondern er ſaß bei dem Leichnam, küßte und umarmte ihn, und redete zu ihm, als ob er noch lebendig wäre. Die Todte hub an zu riechen und in Fäulniß über zu gehen; nichts deſto weniger ließ der Kaiſer nicht von ihr ab. Da ahnte Turpin der Erzbiſchof, es müſſe darunter eine Zauberei walten; daher, als Carl eines Tages das Zimmer verlaſſen hatte, befühlte er den Leib der todten Frau allerſeits, ob er nichts entdecken könnte; endlich fand er im Munde unter der Zunge einen Ring, den nahm er weg. Als nun der Kaiſer in das Zimmer wiederkehrte, that er erſtaunt, wie ein Aufwachender aus tiefem Schlafe, und fragte „wer hat dieſen ſtinkenden Leichnam herein getragen?“ und befahl zur Stunde, daß man ihn beſtatten ſolle. Dies geſchah, allein nunmehr wandte ſich die Zuneigung des Kaiſers auf den Erzbiſchof, dem er allenthalben folgte, wohin er ging. Als der weiſe, fromme Mann dieſes merkte und die Kraft des Ringes erkannte, fürchtete er, daß er ein Mal in unrechte Hände fiele, nahm und warf ihn in einen See, nah bei der Stadt. Seit der Zeit, ſagt man, gewann der Kaiſer den Ort ſo lieb: daß er nicht mehr aus der Stadt Aachen weichen wollte, ein kaiſerliches Schloß und einen Münſter da bauen ließ, und in jenem ſeine übrige Lebens-

zeit zubrachte; in dieſem aber nach ſeinem Tode begraben ſeyn wollte. Auch verordnete er, daß alle ſeine Nachfolger in dieſer Stadt ſich zuerſt ſollten ſalben und weihen laſſen.

453.

Der Kaiſer und die Schlange.

Scheuchzer itin. alpina III. 381. aus Henrici Braenwaldi embracensis coengbii praepositi chron. ms. Cento novelle antiche 49. Der erſte Theil der Sage umſtändlich in der Reimchronik Cod. pal. 336 fol. 271—273. Vergl. Gesta roman. 99 und 105. Deutſch 71.

Als Kaiſer Carl zu Zürch in dem Hauſe, genannt „zum Loch“ wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten: damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordere, ſo oft der Kaiſer am Mittagsmahl ſitze. Eines Tages nun geſchah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es ſchellte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiſer befahl ihnen nochmals hin zu gehen, und auf die Urſache Acht zu haben. Da ſahen ſie nun, daß eine große Schlange ſich dem Seile näherte und die Glocke zog. Beſtürzt hinterbrachten ſie das dem Kaiſer, der alsbald aufſtand und dem Thiere, nicht weniger als den Menſchen, Recht ſprechen wollte. Nachdem ſich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürſten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waſſers, wo auf ſeinem Neſt und auf ſeinen Eiern eine übergroße Kröte ſaß. Carl unterſuchte und entſchied der beiden

Thiere Streit, dergeſtalt, daß er die Kröte zum Feuer verdammte und der Schlange Recht gab. Dieſes Urtheil wurde geſprochen und vollſtreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch, und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Munde einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wiederum und ging weg. An dem Orte, wo der Schlangen Neſt geſtanden, ließ Carl eine Kirche bauen, die nannte man Waſſerkilch; den Stein aber ſchenkte er, aus beſonderer Liebe, ſeiner Gemalin. Dieſer Stein hatte die geheime Kraft in ſich, daß er den Kaiſer beſtändig zu ſeinem Gemal hinzog, und daß er abweſend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg ſie ihn in ihrer Todesſtunde unter der Zunge, wohl wiſſend, daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiſer ihrer bald vergeſſen würde. Alſo wurde die Kaiſerin ſammt dem Stein begraben; da vermochte Carl ſich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, ſo daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und 18 Jahr mit ſich herum führte, wohin er ſich auch begab. Inzwiſchen durchſuchte ein Höfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg und ſteckte ihn zu ſich. Alſobald kehrte ſich des Kaiſers Liebe ab von ſeiner todten Gemalin und auf den Höfling, den er nun gar nicht von ſich laſſen wollte. Aus Unwillen warf ein

Mal der Höfling, auf einer Reiſe nach Cöln, den Stein in eine heiße Quelle; ſeitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaiſers zu dem Ritter hörte zwar auf, allein er fühlte ſich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte, wo der Stein verborgen lag; und an dieſer Stelle gründete er Aachen, ſeinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

454.

König Carl.

Königschronik im Cod. pal. 361. fol. 87 etc. und aus einem Wiener Codex gedruckt in Aretins Beitr. Theil 9.

Das Reich ſtund leer, da nahmen die Römer die Krone, ſetzten ſie auf Sanct Peters Altar nieder, und ſchwuren vor all dem Volke: daß ſie aus ihrem Geſchlechte nimmermehr Könige erwählen wollten, ſondern aus fremden Landen.

Damals war Sitte, daß die Römer Jünglinge aus andern Reichen an ihrem Hofe fleißig und löblich auferzogen. Kamen ſie zu den Jahren, daß ſie Schwert führen mochten, ſo ſandten die Römer ſie wieder fröhlich heim in ihr Land, und darum dienten ihnen alle Reiche in großer Furcht.

Da geſchah, daß Pipin, ein reicher König zu Kerlingen, zwei Söhne hatte; der eine hieß Leo, der wurde zu Rom erzogen, und ſaß auf Sanct Peters Stuhl. Der zweite hieß Carl, und war noch daheim.

Eines Nachtes, da Carl entſchlief, ſprach eine

Stimme drei Mal zu ihm: „wohlauf, Carl lieber! fahr gen Rom, dich fordert Leo dein Bruder.“

Schier bereitete er ſich zu der Fahrt, offenbarte aber niemand was er vor hatte, bis er den König ſeinen Vater um Urlaub bat; er ſprach: „ich will gerne den Pabſt ſehen, und zu Rom in der Hauptſtadt beten.“

Mit reicher Gabe ausgerüſtet hob ſich Carl auf den Weg, und betete mit naſſen Augen zu Gott, ſtill, daß es niemand innen wurde. Zu Rom ward er von Alten und Jungen wohl empfangen; der Pabſt ſang eine heilige Meſſe; alle Römer ſprachen, daß Carl ihr rechter Vogt und Richter ſeyn ſollte.

Carl achtete ihrer Rede nicht, denn er war um zu beten dahin gekommen, und ließ ſich durch nichts irren. Mit bloßen Füßen beſuchte er die Kirchen, flehte inniglich zu Gott und dingte um ſeine Seele. So diente er Gott vier Wochen lang; da warfen ſich der Pabſt ſein Bruder, und all das Volk, vor ihm nieder, er empfing die theure Krone, und alle riefen Amen.

König Carl ſaß zu Gericht; der Papſt klagte ihm, daß die Zehenden, Witthümer und Pfründen von den Fürſten genommen wären. „Das iſt ja der Welt Brauch — ſagte Carl — was einer um Gottes Willen gibt, nimmt der andere hin. Wer dieſen offenen Raub begeht, iſt kein guter Chriſt. Ich kann jetzt dieſe Klage noch nicht richten; erlebe ich aber den Tag,

daß ich es thun darf, ſo fordre es mir Sanct Pe-
ter ab.“

Da ſchieden ſich die Herren mit großem Neid; Carl wollte nicht länger in dieſem Lande bleiben, ſondern fuhr nach Riflanden *). Die Römer hatten wohl erkannt, daß er ihr rechter Richter wäre; aber die Böſen unter ihnen bereuten die Unterwerfung. Sie drangen in St. Peters Münſter, fingen den Pabſt und brachen ihm beide Augen aus. Darauf ſandten ſie ihn blind nach Riflanden dem Könige zum Hohn. Der Papſt ſaß auf einen Eſel, nahm zwei Capellane und zwei Knechte, die ihm den Weg weiſen ſollten; auf der Reiſe ſtand er Kummer und Noth aus. Als er zu Ingelnheim in des Königs Hof ritt, wußte noch niemand, was ihm geſchehen war; ſtill hielt er auf dem Eſel und hieß einen ſeiner Capellane heimlich zu dem König gehen: „ſchone deiner Worte und eile nicht zu ſehr; ſage dem König nur, ein armer Pilgrim wolle ihn gerne ſprechen.“

Der Prieſter ging und weinte, daß ihm das Blut über den Bart rann. Als ihn der König kommen ſah, ſagte er: „dieſem Mann iſt großes Leid gethan; wir ſollen ihm richten, wo wir können.“

Nieder kniete der Prieſter, kaum vermochte er zu ſprechen: „wohlan, reicher König! komm und rede mit einem deiner Capellane, dem große Noth geſchehen iſt.“ Carl folgte dem Prieſter eilends über den Hof,

*) Ripuaria.

und hieß die Leute vor ſich weichen. „Ihr guten Pilgrime — ſprach er — wollt ihr hier bei mir bleiben, ich herberge euch gerne; klaget mir euer Leid, ſo will ich's büßen, wo ich kann.“

Da wollte der arme Pabſt zu dem König ſich kehren, ſein Haupt ſtand zwerch, ſein Geſicht ſcheel; er ſprach: „daß mir Gott deiner Hülfe gönne! es iſt erſt kurze Zeit, daß ich dir zu Rom die Meſſe ſang; damals ſah ich noch mit meinen Augen.“ An dieſen Worten erkannte König Carl ſeinen Bruder, erſchrak ſo heftig, daß er zu Boden fallen wollte, und raufte die Haare aus. Die Leute ſprangen herzu und hielten ihren Herrn. „Zu deinen Gnaden — klagte Leo — bin ich hierher gekommen, um deinetwillen hab ich die Augen verloren; weine nicht mehr, lieber Bruder, ſondern loben wir Gott ſeiner großen Barmherzigkeit!“ Da war großer Jammer unter dem Volke, und niemand mochte das Weinen verhalten.

Als nun der König alles von dem Papſt erfahren hatte, ſagte er: „deine Augen will ich rächen oder nimmermehr das Schwert länger führen.“ Er ſandte Boten zu Pipin ſeinem Vater und den Fürſten in Kerlingen. Alle waren ihm willig, die Boten eilten von Lande zu Lande, von Herren zu Mannen; Bauleute und Kaufmänner, die niemand entbieten konnte, ließen freiwillig Hab' und Gut, und folgten dem Heere. Sie zogen ſich zuſammen wie die Wolken. Der Zug ging über die Alpen durch Trien-

tal, eine unzählige Schaar, und die größte Heerfahrt, die je nach Rom geſchah.

Als das Heer ſo weit gekommen war, daß ſie Rom von ferne erblickten, auf dem Mendelberg*), da betete der werthe König drei Tag und drei Nacht, daß es den Fürſten leid that, und ſie ſprachen: wie er ſo lange ihre Noth anſehen möchte, nun ſie ſo weit gekommen wären? Der König antwortete: „erſt müſſen wir zu Gott flehen und ſeinen Urlaub haben, dann können wir ſanft ſtreiten; auch bedarf ich eines Dienſtmannes in dieſer Noth, den ſende mir Gott gnädiglich.“

Früh am vierten Morgen scholl die Stimme vom Himmel „nicht länger zu warten, ſondern auf Rom los zu ziehen; die Rache ſolle ergehen und Gottes Urtheil ſey erfolgt.“

Da bereitete man des Königs Fahne. Als das Volk den Berg herab zog, ritt Gerold dem König entgegen. Herrlich redete ihn der König an: „lange warte ich dein, liebſter unter meinen Mannen!“ Carl rückte den Helm auf und küßte ihn. Alle verwunderte es, wer der Einſchilde **) wäre, den der König ſo vertraut grüßte. Es war der kühne Gerold, dem das ſchwäbiſche Volk folgte in drei wonneſamen Schaaren. Da verlieh ihnen Carl, daß die Schwaben dem Reich immer vorfechten ſollten.

*) Mons gaudii, mons joie, wovon der Heerruf Carls des Großen.

**) Der nur einen Schild führt.

Sieben Tage und ſieben Nächte belagerte das Heer Rom und den Lateran, an denen niemand wagte, mit ihnen zu ſtreiten. Den achten Tag ſchloſſen die Römer das Thor auf, und ließen den König ein. Carl ſaß zu Gericht, die Briefe wurden geleſen, die Schuldigen genannt. Als man ſie vorforderte, ſo leugneten ſie. Da verlangte der Kaiſer Kampf, daß die Wahrheit davon erſcheine. Die Römer ſprachen: das wäre ihr Recht nicht, und kein König hätte ſie noch dazu gezwungen; ihre Finger wollten ſie recken und ſchwören. Da ſagte er: „von euerm Rechte will ich keinen treiben, aber ſchwören ſollt ihr mir auf Pancratius, dem heiligen Kinde."

Sie zogen in Pancratiusſtift, und ſollten die Finger auf das Heiligthum legen. Der erſte, welcher ſchwören wollte, ſank zu Boden. Da verzweifelten die andern, wichen zurück, und begannen zu fliehen. Zornig ritt ihnen der König nach, drei Tage ließ er ſie erſchlagen, die Todten aus S. Peters Dome tragen, den Eſtrich reinigen, und den Pabſt wieder einführen. Drauf fiel Carl vor dem Altar nieder, und bat um ein Wunder, damit das böſe Volk der Römer zum Glauben gebracht würde. Auch forderte er Sanct Peter, den Thürhüter des Himmels, daß er ſeinen Pabſt ſchauen ſollte: „geſund ließ ich ihn in deinem Hauſe, blind hab ich ihn gefunden; und machſt du ihn nicht wieder ſehend heut am Tage, ſo zerſtöre ich deinen Dom, zerbreche deine Stiftung, und fahre heim nach Riſlanden."

Da bereitete ſich Pabſt Leo, und als er die Beicht ausgeſprochen, ſah er ein himmliſches Licht, kehrte ſich um zu dem Volk, und hatte ſeine beiden Augen wieder. Der König ſammt allem dem Heer fielen in Kreuzesſtellung, und lobten Gott. Der Pabſt weihete ihn zum Kaiſer, und ſprach allen ſeinen Gefährten Ablaß. Da war große Freude zu Rom.

Carl ſetzte ſein Recht und Geſetz mit der Hülfe des himmliſchen Boten, und alle Herren ſchwuren, es zu halten. Zuerſt richtete er Kirchen und Biſchöfe, und ſtiftete ihnen Zehenden und Witthümer. Alsdann verordnete er über die Bauleute, (Bauern): Schwarz oder Grau ſollten ſie tragen, und nicht anders, einen Spieß daneben, rinderne Schuhe, ſieben Ellen zu Hemd und Bruch rauhes Tuches; ſechs Tage bei dem Pfluge und der Arbeit, an dem Sonntag zur Kirche gehen, mit der Gerte in der Hand. Wird ein Schwert bei dem Bauern gefunden, ſo ſoll er an den Kirchzaun gebunden, und ihm Haut und Haar abgeſchlagen werden; trägt er Feindſchaft, ſo wehre er ſich mit der Gabel. Dieſes Recht ſetzte König Carl.

Da wuchs die Ehre und der Name des Königs, ſeine Feinde beſiegte er; Adelhart Fürſten von Apulia ließ er das Haupt abſchlagen, und Deſiderius Fürſt von Soſinnia mußte auf ſeine Gnade dingen; deſſen Tochter Aba nahm ſich Carl zur Frauen, und führte ſie an den Rhein. Die Weſtphalen ergaben ihm ihr Land, die Frieſen bezwang er, aber die Sachſen wollten ihn nicht empfangen. Sie pflagen ihre

alte Sitte, und fochten mit dem Kaiſer, daß er ſieg- los wurde. Doch Wittekind genoß es nicht, denn Gerold ſchlug ihn mit Liſten; es geſchah noch man- cher Streit, eh' die Sachſen unterworfen wurden.

Darauf kehrte Carl nach Spanien und Navarra, focht zwei lange Tage, und behauptete die Wahlſtatt. Er mußte nun eine Burg, geheißen Arl, belagern, län- ger als ſieben Jahre, weil ihnen Wein und Waſſer unter der Erde zufuhr: bis endlich der König ihre Liſt gewahrte, und die Gänge abſchnitt. Da ver- mochten ſie nicht länger zu ſtreiten, kamen vor das Burgthor, und fochten mit feſtem Muth. Keiner bot dem andern Friede, und Chriſten und Heiden wur- den ſo viel unter einander erſchlagen, daß es niemand ſagen kann. Doch überwand Carl mit Gott, und ließ die Chriſten in wohlgezierten Särgen beſtatten.

*) Hierauf nahm er die Burg Gerundo **) ein, zwang ſie mit Hunger, und taufte alle Leute darin. Aber in Gallacia that ihm der Heidenkönig großes Leid, die Chriſten wurden erſchlagen, Carl allein ent- rann kaum. Noch heute iſt der Stein naß, wor- auf heißweinend der König ſaß, und Gott ſeine Sün- den klagte: „gnade, o Herr, meiner Seele, und ſcheide meinen Leib von dieſer Welt! nimmer kann ich wieder froh werden.“ Da kam ein Engel, der tröſtete ihn:

---

*) Den hier folgenden Theil der Sage von dem naſſen Stein und dem Schättenwald kennt auch Pomarius in ſ. Chronik S. 54.

**) Girona.

„Carl, du biſt Gott lieb, und deine Freude kehret ſchier wieder; ſende deine Boten eilends heim, und mahne Frauen und Jungfrauen, daß ſie dir deine Ehre wieder gewinnen helfen!“

Die Boten eilten in alle ſeine Länder, und ſammelten die Mägde und Jungfrauen, funfzig tauſend und drei, und ſechs und ſechzig in allem. An einem Ort, geheißen Carles Thal, bereiteten die Mägde männlich ſich zur Schlacht. Der Heiden Wartleute nahm es Wunder, woher dieſe Menge Volkes gekommen war. „Herr — ſprachen ſie zu ihrem Könige — die Alten haben wir erſchlagen, die Jungen ſind hergekommen, ſie zu rächen; ſie ſind ſtark um die Brüſte, ihr Haar iſt ihnen lang, ſchön iſt ihr Gang; es iſt ein vermeſſenes Volk, gegen das unſer Fechten nicht taugen wird; und was auf dieſem Erdboden zuſammen kommen könnte, würde ſie nicht beſtehen, ſo dreiſam ſind ihre Gebärden.“

Da erſchrak der Heide, ſeine Weiſen riethen, daß er dem Kaiſer Geißel gab, ſich und ſein Volk taufen ließ. So machte Gott die Chriſten ſieghaft ohne Stich und Schlag, und die Mägde erkannten, daß der Himmel mit ihnen war.

Carl und die Seinen zogen heim. Die heermüden Heldinnen kamen zu einer grünen Wieſe, ſteckten ihre Schäfte auf, und fielen in Kreuzſtellung um Gott zu loben. Da blieben ſie über Nacht; am andern Morgen grünten, laubten und blühten ihre Schäfte. Da-

von heißet die Stelle der Schäftenwald, *) wie man noch heutiges Tages ſehen mag. Der König aber ließ, Chriſtus und der heiligen Marien zu Ehren, daſelbſt eine reiche Kirche bauen.

Carl hatte eine Sünde gethan, keinem Menſchen auf Erden wollt er ſie beichten, und darin erſterben. In die Länge aber wurde ihm die Bürde zu ſchwer, und da er von Egidius dem heiligen Manne gehört hatte, ſo legte er ihm Beichte ab aller Dinge, die er bis dahin gethan: „außerdem — ſprach er — habe ich noch eine Sünde auf mir, die mag ich dir nicht eröffnen, und bin doch in großen Ängſten.“ Egidius rieth ihm, da zu bleiben, bis den andern Morgen; beide waren übernacht zuſammen, und keiner pflag Schlafes. Am andern Tage früh bat der König den heiligen Mann, daß er ihn dannen fertigte. Da bat Egidius Gott von Herzen, und eröffnete ihm des Königs heimliche Noth; als er die Meſſe endete, und den Segen ſprach, ſah er einen Brief geſchrieben ohne Menſchenhand, vom Himmel geſandt. Den wies er dem Könige, und Carl las daran: wer ſeine Schuld inniglich bereut, und Gott vertraut, die fordert er nimmermehr.

Sollte man alle Wunder des Königs erzählen, ſo wäre lange Zeit nöthig. Carl war kühn, ſchön, gnädig, ſelig, demüthig, ſtät, löblich und furchtlich. Zu Aachen liegt er begraben.

---

*) Auch Schächtewald und Gluvinkwald, von Glevin, Schaft.

455.

Der ſchlafende Landsknecht.

Helinandus in chronico, libro 15.
Weier von Zauberern 1, 14.

Als Heinrich, Erzbiſchof zu Rheims, der König Ludwigs Bruder auf eine Zeit im Sommer über Land reiſte, und um Mittag von der Hitz wegen ein Schläflein that, ruhten ſich auch einige ſeiner Landsknechte und ſchliefen. Die übrigen aber, welche Wacht hielten, ſahen aus dem offenen Mund eines der ſchlafenden Landsknechte ein klein, weiß Thierlein, gleich einer Wieſel, herauskriechen, und gegen dem nächſten Bächlein zu laufen. Am Geſtad des Bächleins lief es aber hin und wieder, und konnte nicht über kommen. Da fuhr einer von denen, die dabei ſtanden zu, und legte ſein entblößtes Schwert, wie eine Brücke, hin; darüber lief das Thierlein und verſchwand. Über eine kleine Weil kam es jenſeits wieder, und ſuchte emſig die vorige Brücke, die mittlerweile der Kriegsknecht weggethan hatte. Alſo brückte er nun wieder über das Bächlein, das Thierlein ging darauf, näherte ſich dem noch aufgethanen Mund des ſchlafenden Landsknechtes, und kehrte in ſeine alte Herberg ein. Von Stund an erwachte der Landsknecht. Seine Spießgeſellen fragten: was ihm im Schlafe begegnet ſey? Er antwortete: „mir träumte, ich wäre gar müd und hellig, von wegen eines gar fernen, weiten Wegs, den ich zog, und auf dem Wege mußt ich zwei Mal über eine eiſerne Brücke gehen. — Die Lands-

knechte konnten daraus abnehmen, daß, was ſie mit Augen geſehen, ihm wirklich im Traum vorgeſchwebt hatte.

456.

Kaiſer Ludwig bauet Hildesheim.

Pomarius a. a. O. S. 63.
Caſp. Abel Samml. alter Chroniken. Braunſchw. 1732. S. 68.

Kaiſer Ludwig führte allzeit ein Marienbild an ſeinem Halſe; nun begab ſichs, daß er ritt durch einen Wald, ſtieg ab ſeine Füße zu decken, und ſetzte dieweil das Bild auf einen Stein (oder auf einen Stamm). Als er's darauf wieder zu ſich nehmen wollte, vermochte er es nicht von der Stätte zu bringen. Da fiel der König auf die Knie, und betete zu Gott: daß er ihm kund thäte, ob er einer Miſſethat ſchuldig wäre, derentwegen das Bild nicht von dem Steine weichen wollte? Da hörte er eine Stimme rufen, die ſprach: „ſo ferne und weit ein Schnee fallen wird, ſo groß und weit ſollt du einen Thumb bauen, zu Marien Ehre!" Und alsbald hub es an vom Himmel zu ſchneien auf die Stätte; da ſprach Ludwig: Dies iſt Hilde Schnee, (dit is tomalen hilde Snee) und es ſoll auch Hildeſchnee heißen. So weit nun der Schnee gefallen war, ſtiftete er einen Kirchenbau, unſrer lieben Frauen zu Ehren, und Günther war der erſte Biſchof, den er darin beſtätigte. Alſo kriegte der Thumb und die Stadt den Namen nach dem Schnee, der „do hilde" fiel; das

ward genennet Hildeſchnee und folgends Hildesheim.

457.

Der Roſenſtrauch zu Hildesheim.

mündlich.

Als Ludwig der Fromme Winters in der Gegend von Hildesheim jagte, verlor er ſein mit Heiligthum gefülltes Kreuz, das ihm vor allem lieb war. Er ſandte ſeine Diener aus, um es zu ſuchen; und gelobte, an dem Orte, wo ſie es finden würden, eine Capelle zu bauen. Die Diener verfolgten die Spur der geſtrigen Jagd auf dem Schnee, und ſahen bald aus der Ferne mitten im Wald einen grünen Raſen, und darauf einen grünenden wilden Roſenſtrauch. Als ſie ihm näher kamen, hing das verlorene Kreuz daran; ſie nahmen es und berichteten dem Kaiſer, wo ſie es gefunden. Alſobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Capelle zu erbauen, und den Altar dahin zu ſetzen, wo der Roſenſtock ſtand. Dieſes geſchah, und bis auf dieſe Zeiten grünt und blüht der Strauch, und wird von einem eigends dazu beſtellten Manne gepflegt. Er hat mit ſeinen Äſten und Zweigen die Ründung des Doms bis zum Dache umzogen.

458.

König Ludwigs Rippe klappt.

(Aventin Bair. Chronik Bl. 301 b.)

Von König Ludwigs in Deutſchland Härte und Stärke wird erzählet, wie folgt. Es geſchah auf einem

einem Heerzug, daß eine Laube oder Cammer unter ihm einging, er hinunter ſtürzte, und eine Rippe ausfiel. Allein er verbarg den Schaden vor jedermann, vollbrachte ſeine Reiſe, und es heißt, die, welche dieſelbige Zeit ihn begleiteten, haben ſeine Rippe im Zug klappern hören. Wie alles ausgerichtet war, zog er gen Ach, und lag zwei Monat im Bett nieder, ließ ſich erſt da recht verbinden.

459.

Die Königin im Wachshemd.

Königs Chronik Cod. pal. 361. fol. 94.

Ludwig der Deutſche hinterließ drei Söhne: Carl, Ludwig und Carlman. Unter dieſen nahm ſich König Carl eine ſchöne und tugendſame Gemahlin, deren reines Leben ihr bald Neider am Hofe erweckte. Als der König eines Morgens früh in die Metten ging, folgte ihm Sigerat ſein Dienſtmann, der ſprach: „Herr, was meine Frau begeht, ziemet nicht euren Ehren, mehr darf ich nicht ſagen.“ Der König blickte ihn an, und ſagte traurig: „ſage mir ſchnell die Wahrheit, wo du irgend etwas geſehen haſt, was wider des Reiches Ehren ſtößt.“ Der liſtige Alte verſetzte: „leider, ich werde nimmermehr froh, ſeit ich geſehen habe, daß meine Fraue andere Männer minnet; lüge ich, ſo heißt mich an einen Baum hängen.“

Der König eilte ſchnell in ſeine Schlafkammer zurück, und legte ſich ſtillſchweigend an der Königin

Seite. Da ſprach die Fraue: „deß bin ich ungewohnt, warum ſeyd ihr ſchon wieder gekommen?“ Er ſchlug ihr einen Fauſtſchlag, und ſagte: „weh mir, daß dich meine Augen je geſehen, und ich meine Ehre durch dich verloren habe; das ſoll dir ans Leben gehen.“ Die Königin erſchrak, und erweinte: „ſchönet eure Worte, und haltet auf eurer Ehre! Ich ſehe, daß ich verlogen worden bin; iſt es aber durch meine Schuld, ſo will ich den Leib verloren haben.“ Carl zwang ſeinen Zorn, und antwortete: „Du pflegeſt unrechter Minne, wie möchteſt du länger dem Reiche zur Königin taugen!“ Sie ſprach: „ich will auf Gottes Urtheil dingen, daß ich es nimmermehr gethan habe, und vertraue, ſeine Gnade wird mir beiſtehen.“

Die Fraue ſandte nach vier Biſchöfen, die mußten ihre Beichte hören, und immer bey ihr ſeyn; ſie betete und faſtete bis der Gerichtstag kam. Biſchöfe, Herzoge und eine große Volksmenge hatten ſich verſammelt, die Königin bereitete ſich zu der ſchweren Arbeit. Als die edeln Herren ſich dazwiſchen legen wollten, ſprach ſie: „das wolle Gott nicht, daß man ſolche Reden von mir höre, und ich länger die Krone trage.“ Da jammerte es allen Fürſten.

Die Fraue mit auferhabenen Augen, und unter manchem guten Segen ſchloff in ein Hemde, das dazu gemacht war. Gebete wurden geſungen und geleſen, und an vier Ecken zu Füßen und Händen zündete man ihr Hemde an. In kurzer Stunde brann es von ihr ab, das Wachs floß auf das Steinpfla-

ſter nieder; unverſehrt, ohne Arg ſtand die Königin. Alle ſprachen: Gott Lob! der König ließ die Lügner an einen Galgen hängen. Die Königin aber ſchied fröhlich dannen, that ſich des Reiches ab, und diente Gott ihr übriges Leben.

460.

Königin Adelheid.

Chron. nova'ic, IV. c. 8. col. 735.

Als die Königin Adelheid, Lothars Gemahlin, von König Berengar hart in der Burg Canuſium belagert wurde, und ſchon auf Mittel und Wege dachte, zu entfliehen, fragte Arduin: „wie viel Scheffel Weizen habt ihr noch auf der Burg?“ „Nicht mehr — ſagte Atto — als fünf Scheffel Roggen und drei Sechter Weizen.“ — „So folgt meinem Rathe, nehmt ein Wildſchwein, füttert es mit dem Weizen, und laßt es zum Thore hinaus laufen.“ Dieſes geſchah. Als nun das Schwein unten im Heer gefangen und getödtet wurde, fand man in deſſen Magen die viele Frucht. Man ſchloß daraus, daß es vergebens ſeyn würde, dieſe Feſtung auszuhungern, und hob die Belagerung auf.

461.

König Carl ſieht ſeine Vorfahren in der Hölle und im Paradies.

Chronigues de S. Denys ap. D. Bouquet VII. p. 148. 149. Vergl. 355. Vergl. Crusius ann. suev. dodecas II. p. 70.

König Carl (der dicke), als er auf Weihnachten nach der Mette früh morgens ruhen wollte, und faſt ſchlummerte, vernahm eine ſchreckliche Stimme, die zu ihm ſprach: „Carl, jetzt ſoll dein Geiſt aus deinem Leibe gehen, das Gericht des Herrn zu ſchauen, und dann wieder zurückkehren!“ Und alſobald wurde ſein Geiſt entzückt, und der ihn wegzuckte, war ein ganz weißes Weſen, welches einen leuchtenden Faden, ähnlich dem fallender Sterne, hielt und ſagte: „faſſe das Ende dieſes Fadens, binde ihn feſt an den Daumen deiner rechten Hand, ich will dich daran führen zu dem Ort der hölliſchen Pein.“ Nach dieſen Worten ſchritt es vor ihm her, indem es den Faden von dem leuchtenden Knäuel abwickelte, und leitete ihn durch tiefe Thäler voll feuriger Brunnen; in dieſen Brunnen war Schwefel, Pech, Blei und Wachs. Er erblickte darin die Biſchöfe und Geiſtlichen aus der Zeit ſeines Vaters und ſeiner Ahnen; Carl fragte furchtſam: „warum ſie alſo leiden müßten?“ „Weil wir — ſprachen ſie — Krieg und Zwietracht unter die Fürſten ſtreuten, ſtatt ſie zum Frieden zu mahnen.“ Während ſie noch redeten, flogen ſchwarze Teufel auf glühenden Haken heran, die ſich ſehr mühten, den

Faden, woran ſich der König hielt, zu ihnen zu ziehen; allein ſie vermochten nicht, ſeiner großen Klarheit wegen, und fuhren davor zurück. Darauf kamen ſie von hinten, und wollten Carl mit langen Haken ziehen und fallen machen; allein der, welcher ihn führte, warf ihm den Faden doppelt um die Schulter, und hielt ihn ſtark zurück.

Hierauf beſtiegen ſie hohe Berge, zu deren Füßen glühende Flüſſe und Seen lagen. In dieſe fand er die Seelen der Leute ſeines Vaters, ſeiner Vorfahren und Brüder bis zu den Haupthaaren, einige bis zum Kinn, andere bis zum Nabel getaucht. Sie huben an ihm entgegen zu ſchreien, und heulten: „Carl, Carl, weil wir Mordthaten begingen, Krieg und Raub, müſſen wir in dieſen Qualen bleiben!“ Und hinter ihm jammerten andre; da wandte er ſich um, und ſah an den Ufern des Fluſſes Eiſenöfen, voll Drachen und Schlangen, in denen er andere bekannte Fürſten leiden ſah. Einer der Drachen flog herzu, und wollte ihn ſchlingen: aber ſein Führer wand ihm den dritten Schleif des Fadens um die Schulter.

Nächſtdem gelangten ſie in ein ungeheuer großes Thal, welches auf der einen Seite licht, auf der andern dunkel war. In der dunkeln lagen einige Könige, ſeine Vorfahren, in ſchrecklichen Peinen; und am Lichte, das der Faden warf, erkannte Carl in einem Faß, mit ſiedendem Waſſer, ſeinen eigenen Vater, König Ludwig, der ihn kläglich ermahnte, und ihm links zwei gleiche Kufen zeigte, die ihm ſelber

zubereitet wären, wenn er nicht Buße für ſeine Sünden thun würde. Da erſchrak er heftig, der Führer aber brachte ihn auf die lichte Seite des Thals; da ſah Carl ſeinen Oheim Lothar ſitzen auf einem großen Edelſtein, andere Könige um ihn her, gekrönt und in Wonnen; die ermahnten ihn, und verkündigten, daß ſein Reich nicht mehr lange dauern werde; aber es ſolle fallen an Ludwig, Lothars Tochterſohn. Und indem ſah Carl dieſes Kind, Ludwig, da ſtehen, Lothar, ſein Ahnherr ſprach: „hier iſt Ludwig, das unſchuldige Kind, dem übergib jetzo deines Reiches Gewalt durch den Faden, den du in deiner Hand hältſt.“ Da wand Carl den Faden vom Daumen, und übergab dem Kind das Reich; augenblicklich knäuelte ſich der Faden, glänzend wie ein Strahl der Sonne, in des Kindes Hand.

Hierauf kehrte Carls Geiſt in den Leib zurück, ganz müde und abgearbeitet.

462.

Adalbert von Babenberg.

Otto Frising. VI, 15.
Liutprand hist. Lib. II. cap. 3.
Witechindus ed. Reinn. p. 8. 9.
Gerſtenberger ap. Schminke I. 46 — 48.
Pomarius S. 83.

Im Jahre 905 zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug ſich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Mahlſtätten vor dem Volke ſingen hörte, und deren die geſchriebenen Bücher von den

Thaten der Könige nicht geſchweigen. Adalbert, ein edler fränkiſcher Graf, hatte Conraden, König Ludwigs Bruder, erlegt; und wurde in ſeiner Burg Babenberg darum belagert. Da man aber dieſen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, ſo ſann des jungen Königs Rathgeber, Erzbiſchof Hatto von Mainz, auf eine Liſt. Mit frommer Gleisnerei ging er hinauf zu einem Geſpräch in das Schloß, und redete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu ſuchen. Adalbert, fromm und demüthig, fügte ſich gerne, bedung ſich aber aus, daß ihn Hatto ſicher und ohne Gefahr ſeines Lebens wieder in die Burg zurück bringe. Hatto gab ihm ſein Wort darauf, und beide machen ſich auf den Weg. Als ſie ſich dem nächſten Dorfe, Namens Teurſtat, näherten, ſprach der Biſchof: „es wird uns das Faſten ſchwer halten, bis wir zum Könige kommen, ſollten wir nicht vorher frühſtücken, wenn es dir gefiele?“ Adalbert, einfältig und gläubig nach Art der Alten, ohne Böſes zu ahnden, lud den Biſchof alsbald nach dieſen Worten bei ſich zum Eſſen ein, und ſie kehrten wieder in die Burg zurück, die ſie ſo eben verlaſſen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben ſie ſich ſodann ins Lager, wo die Sache des Fürſten vorgenommen, und er der Klage des Hochverraths ſchuldig geſprochen, und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieſes Urtheil zu vollziehen Anſtalt machte, mahnte Adalbert den Biſchof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verrätheriſch: „die hab' ich dir wohl gehalten,

als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühſtücken zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und ſein Land eingezogen.

Andere erzählen mit der Abweichung: Adalbert habe gleich anfangs dem Hatto eine Mahlzeit angeboten, dieſer aber ſie ausgeſchlagen, und nachher unterwegens geſagt „fürwahr, oft begehrt man, was man erſt abgelehnt, ich bin wegmüd und nüchtern.“ Da neigte ſich der Babenberger auf die Knie, und lud ihn ein, mit zurück zu gehn und etwas zu eſſen. Der Erzbiſchof aber meinte ſich ſeines Schwurs ledig, ſobald er ihn zur Burg zurück gebracht hatte. Die Verurtheilung Adalberts geſchah zu Tribur.

463.

Herzog Heinrich und die goldne Halskette.

Witechindus corb. lib. I. edit. Reinnec. p. 8. 9. 10.
Vergl. Leibnitz I. p. 213.
Ditmarus merseb. lib. I. initio.

Heinrich, Ottos Sohn, folgte in ſein väterliches Erbe, ſo wie in die meiſten Güter, die auch Otto vom Reiche getragen hatte; doch nicht in alle, weil König Conrad fürchtete, Heinrich möchte übermächtig werden. Dieſes ſchmerzte auch Heinrichen, und die Feindſchaft, wie Unkraut unter dem Waizen, wuchs zwiſchen beiden. Die Sachſen murrten; aber der König ſtellte ſich freundlich in Worten gegen Heinrich, und ſuchte ihn durch Liſt zu berücken. Des Verrathes Auſtifter wurde aber Biſchof Hatto von Mainz,

der auch Grafen Adalbert, Heinrichs Vetter, trüglich ums Leben gebracht hatte. Dieſer Hatto ging zu einem Schmied und beſtellte eine goldne Halskette, in welcher Heinrich erwürgt werden ſollte. Eines Tages kam nun einer von des Königs Leuten in die Werkſtätte, die Arbeit zu beſehen, und als er ſie betrachtete, ſeufzte er. Der Goldſchmied fragte: „warum ſeufzet ihr ſo?“ „Ach, antwortete jener, weil ſie bald roth werden ſoll vom Blute des beſten Mannes, Herzogs Heinrich.“ Der Schmied aber ſchwieg ſtill, als um eine Kleinigkeit. Sobald er hernach das Werk mit großer Kunſt vollendet hatte, entfernte er ſich insgeheim und ging dem Herzog Heinrich, der ſchon unterwegens war, entgegen. Er traf ihn bei dem Orte Caſſala und fragte: wo er hin gedächte? Heinrich antwortete: „zu einem Gaſtmahl und großen Ehren, wozu ich geladen worden bin.“ Da entdeckte ihm der Schmied die ganze Beſchaffenheit der Sache; Heinrich rief den Geſandten, der ihn eingeladen hatte, hieß ihn allein ziehen, und den Herren danken und abſagen. Für Hatto ſoll er ihm folgenden Beſcheid mitgegeben haben: „geh hin und ſage Hatto, daß Heinrich keinen härtern Hals trägt als Adalbert; und lieber will er zu Haus bleiben, als ihn mit ſeinem vielen Gefolg beläſtigen.“ Hierauf überzog Heinrich des Biſchofs Beſitzungen in Sachſen und Thüringen, und befeindete des Königs Freunde. Hatto ſtarb bald darnach aus Verdruß, einige ſagen, daß er drei Tage ſpäter vom Blitzſtrahl getödtet worden ſey. Das

Glück verließ den König, und wandte ſich überall zu Herzog Heinrich (hernachmals Heinrich der Vogler genannt).

464.

Kaiſer Heinrich der Vogeler.

Volksbuch von Herzog Ernſt, S. 6.
Cölner Chronik 1499. Bl. 125ª.
Lohengrein Strophe 327.
Godefr. Viterb. p. 324. Cod. pal. 525, fol. 59ᵇ.

Als die Fürſten den Heinrich ſuchten, daß ſie ihn zum deutſchen Kaiſer erklären wollten, da fanden ſie ihn mit einem Garnneße und Kloben bei ſeinen lieben Kindern, wie er mit ihnen vogelte. Darum nannte man ihn ſcherzweiſe Heinrich den Vogeler, oder Finkler (auceps).

465.

Der kühne Kurzbold *).

Ekkehardus sangallensis ap. Goldast I. 29.

König Heinrich der Finkler hatte einen getreuen Helden, Namens Kuno, aus königlichem Geſchlecht, klein von Geſtalt, aber groß an Herz und Muth. Seines winzigen Ausſehens wegen, gab man ihm den Beinamen Kurzbold. Giſilbert von Lothringen und Eberhard von Franken hatten ſich gegen den König

*) Churzibolt, pugillus, Däumling (gloss. zwetl. Kurzbolt, eine Art Kleid (Rother 4576.), altfranzöſ. cortibaut, courtibaut, latein. cortibaldus.

empört, und waren gerade im Begriffe, bei Breiſach das Heer überzuſchiffen; aber während ſie am Rheinufer Schach ſpielten, überfiel ſie der Kurzbold blos mit 24 Männern. Giſilbert ſprang in den Nachen, Kuno ſtieß ſeine Lanze mit ſolcher Kraft hinein, daß er den Herzog mit allen, die im Schiff waren, verſenkte. Den Eberhard durchbohrte er am Ufer mit dem Schwert. — Zu einer andern Zeit ſtand Kurzbold allein bei dem Könige, als ein Löwe aus dem Käfich losbrach. Der König wollte dem Kuno das Schwert, welches er nach damaliger Sitte trug, entreißen; aber jener ſprang ihm zuvor auf den Löwen los und tödtete ihn. Dieſe That erſcholl weit und breit. — Kuno hatte einen natürlichen Abſcheu vor Weibern und Aepfeln, und wo er auf eins von beiden ſtieß, war ſeines Bleibens nicht. Es gibt von ihm viele Sagen und Lieder *). Einsmals hatte er auch einen Heiden (Slaven) von rieſenhafter Geſtalt, auf deſſen Ausforderung er aus des Königs Lager erſchien, überwunden.

*) Zu Ekkehards Zeit (zweite Hälfte des elften Jahrh.), der, weil die Lieder zu allgemein bekannt, die Erzählung der Begebenheiten ausläßt.

466.

Otto mit dem Bart.

Latein. Verſe bei Gottfr. v. Viterbo (Piſtorius II. 326. 327.) altd. Gedicht von Conrad von Wurzburg (Cod. pal. 341. fol. 241^{b}—246^{a}. und Cod. 393. fol. 92^{d}—98^{b}.).
Cruſius ann. dod. II. 130. 131.
Königshofen, S. 108.
Cöln. Chronik v. 1499. Bl. 129.

Kaiſer Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war ſtrenge und ohne Milde, trug einen ſchönen rothen Bart; was er bei dieſem Barte ſchwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geſchah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geiſtliche und weltliche Fürſten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Oſtermorgens zog der Kaiſer mit allen dieſen Fürſten in das Münſter, um die feierliche Meſſe zu hören, unterdeſſen in der Burg zu dem Gaſtmahl die Tiſche bereitet wurden; man legte Brot und ſetzte ſchöne Trinkgefäße darauf. An des Kaiſers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonneſamer Knabe, ſein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur dieſen einzigen Erben. Dieſer ſchöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tiſche gegangen, griff nach einem linden Brot mit ſeinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte eſſen, wie alle Kinder ſind, die gerne in hübſche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille ſteht. Wie er nun ein Theil des weißen Brotes abbrach, ging da mit ſeinem Stabe des Kaiſers

Truchſeß, welcher die Aufſicht über die Tafel haben ſollte; der ſchlug zornig den Knaben aufs Haupt, ſo hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchſeß gewagt hätte, es zu ſchlagen. Das erſah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und deſſen Zuchtmeiſter; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind ſo unbarmherzig geſchlagen hatte, und fuhr den Truchſeſſen, ſeiner Unzucht wegen, mit harten Worten an. Der Truchſeß ſagte, daß er Kraft ſeines Amtes allen ungefügen Schälken an Hofe mit ſeinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und ſpaltete des Truchſeſſen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden ſank.

Unterdeſſen hatten die Herren Gotte gedient und geſungen, und kehrten zurück; da ſah der Kaiſer den blutigen Eſtrich, fragte und vernahm, was ſich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „daß mein Truchſeß hier erſchlagen liegt, ſchwöre ich an euch zu rächen; ſam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten dieſen theuren Eid ausgeſprochen hörte und ſah, daß es ſein Leben galt, faßte er ſich, ſprang ſchnell auf den Kaiſer los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit ſchwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiſer-

liche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürſten, den Kaiſer von dieſem wüthenden Menſchen zu befreien, herzuſprangen — ſein Meſſer, indem er laut ausrief: „keiner rühre mich an, oder der Kaiſer liegt todt hier!“ Alle traten hinter ſich, Otto, mit groſſer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber ſprach: „Kaiſer, wollt ihr das Leben haben, ſo thut mir Sicherheit, daß ich geneſe.“ Der Kaiſer, der das Meſſer an ſeiner Kehle ſtehen ſah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiſerlichen Ehren, daß ihm das Leben geſchenkt ſeyn ſolle.

Heinrich, ſobald er dieſe Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus ſeiner Hand und den Kaiſer aufſtehen. Dieſer ſetzte ſich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, ſtrich ſich den Bart, und redete in dieſen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugeſagt; damit fahrt eurer Wege, hütet euch aber vor meinen Augen, daß ſie euch nimmer wieder ſehn, und raumet mir Hof und Land! ihr ſeyd mir zu ſchwer zum Hofgeſind, und mein Bart müſſe immerdar euer Scheermeſſer meiden!“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf ſein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug; lebte einſam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es ſich, daß Kaiſer Otto einen ſchweren Krieg führte, jenſeit des Gebirges, und vor einer feſten Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und ſandte her-

aus nach deutſchen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, ſolle ihm ſchnell zu Hülfe eilen, bei Verluſt des Lehens und ſeines Dienſtes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt beſandte wiederum ſeine Dienſtleute, und forderte Herrn Heinrich, als deſſen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun — antwortete der Ritter — ihr wißt doch, daß ich des Kaiſers Huld verwirkt habe; lieber geb ich euch meine zwei Söhne hin, und laß ſie mit euch ziehen.“ „Ihr aber ſeyd mir nöthiger als ſie beide zuſammen — ſprach der Abt — ich darf es nicht von dieſem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es beſſer zu verdienen wiſſen.“ „Traun — antwortete der edle Ritter — iſt dem ſo, daß Land und Ehre auf dem Spiel ſtehen, ſo will ich euer Gebot leiſten, es komme was da wolle, und des Kaiſers Drohung möge über mich ergehn.“

Hiermit rüſtete ſich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälſchland zu der Stadt, wo die Deutſchen lagen; jedoch barg er ſich vor des Kaiſers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig ſeitwärts vom Heere ſchlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend ſchauen. Da ſah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiſer dagegen reiten zu einem Geſpräch, das zwiſchen beiden Theilen verabredet worden war. Die treuloſen Bürger hatten aber dieſe Liſt erſonnen; denn als

der Kaiſer ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten ſie gerüſtete Mannſchaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß ſie ihn fingen und ſchlügen. Als Herr Heinrich dieſen Treubruch und Mord geſchehen ſah, ließ er Baden und Waſchen, ſprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen, und ſein Schwert mit der andern Hand, und lief blos und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn ſchlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte ſie alle flüchtig. Darauf löſte er den Kaiſer ſeiner Bande, und lief ſchnell zurück, legte ſich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu ſeinem Heer wieder gelangte, wollte erkundigen, wer ſein unbekannter Retter geweſen wäre; zornig ſaß er im Zelt auf ſeinem Stuhl, und ſprach: „ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten geweſen war; doch fürchteten ſie den Namen deſſen auszuſprechen, dem der Kaiſer den Tod geſchworen hatte. Mit dem Ritter — antworteten ſie — ſtehet es ſo, daß ſchwere Ungnade auf ihm laſtet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, ſo ließen wir ihn vor dir ſehen. Da nun der Kaiſer ſprach „und wenn er ihm gleich ſeinen Vater erſchlagen hätte, ſolle ihm vergeben ſeyn:“ nannten ſie ihm Heinrich von Kempten.

ten. Otto befahl, daß er alſobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erſchrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiſer ſich zornig und ſprach: „wie getrauet ihr, mir unter Augen zu treten? ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermeſſer geſchoren habt, daß er noch ohne Locke ſteht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt?“ „Gnade, Herr — ſprach der kühne Degen — ich kam gezwungen hierher, und mein Fürſt, der hier ſteht, gebot es bei ſeinen Hulden. Gott ſey mein Zeuge, wie ungern ich dieſe Fahrt gethan; aber meinen Dienſteid mußte ich löſen: wer mir das übel nimmt, dem lohne ich ſo, daß er ſein letztes Wort geſprochen hat.“ Da begann Otto zu lachen: „ſeyd mir tauſend Mal willkommen, ihr auserwählter Held! mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, ſeliger Mann.“ So ſprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindſchaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiſer lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

467.

Der Schuſter zu Lauingen.

Cruſii ann. suev. dod. III. p. 151. 152. nach Matth. a Pappenhaim in libro de origine dominorum de Calatin c. 64. Zeilers Reiſebuch S. 134.

Auf dem Hofthurm der Stadt Lauingen findet ſich folgende Sage abgemahlt *). Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiſer mit ſeinem Heer entgegen und lagerte ſich unweit der Donau zwiſchen Lauingen und dem Schloß Faimingen. Nach mehrern vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Chriſten und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entſcheiden zu laſſen. Der Kaiſer wählte den Marſchall von Calatin (Pappenheim) zu ſeinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm, und nachſann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und ſprach: „was ſinnſt du? ich ſage dir, daß du nicht für den Kaiſer fechten ſollſt, ſondern ein Schuſter aus Hennwil (ſpäter Lauingen) iſt dazu auserſehen.“ Der Calatin verſetzte: „wer biſt du? wie dürfte ich die Ehre dieſes Kampfes von mir ablehnen?“ „Ich bin Georg, Chriſti Held — ſprach der Unbekannte — und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling.“ Mit dieſen

*) Auf dieſem Thurm ſteht auch ein anderes Gemählde von einem Pferd, das funfzehn Schuh lang geweſen, zwei Herzen gehabt haben, und um 1260. zu Lauingen geboren worden ſeyn ſoll.

Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marſchall, welcher ungeſäumt damit zum Kaiſer ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde beſchloſſen, daß der Schuſter gegen den Heiden ſtreiten ſollte. Der Schuſter übernahm es, und beſiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiſer die Wahl von drei Gnaden ſich auszubitten. Der Schuſter bat erſtens um eine Wieſe in der Nähe von Lauingen, daß dieſe der Stadt als Gemeingut gegeben würde. Zweitens, daß die Stadt mit rothem Wachs ſiegeln dürfte (welches ſonſt keinem mittelbaren Ort verſtattet war). Drittens, daß die Herrn von Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt, und der Daumen St. Georgs ſorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Kaisheim, die andre zu Pappenheim.

468.

Das Rad im Mainzer Wappen.

Lange thür. Chr. Bl. 38.
Thomas Lirer. Th. II.

Im Jahr 1009 wurde Willegis, ein frommer und gelehrter Mann, zum Biſchof von Mainz gewählt; er war aber von geringer, armer Herkunft, und ſein Vater ein Wagnersmann geweſen. Deß haßten ihn die adlichen Thumherrn und Stiftsgenoſſen, nahmen Kreide und mahleten ihm verdrießweiſe Räder an die Wände und Thüren ſeines Schloſſes; gedachten ihm

damit eine Schmach zu thun. Als der fromme Biſchof ihren Spott vernahm, da hieß er einen Mahler rufen; dem befahl er, mit guter Farbe in alle ſeine Gemächer weiße Räder in rothe Felder zu mahlen, und ließ dazu ſetzen einen Reim, der ſagte: „Willegis, Willegis, denk woher du kommen ſis.“ Daher rührt, daß ſeit der Zeit alle Biſchöfe zu Mainz weiße Räder im rothen Schild führen. Andere fügen hinzu, Willegis habe, von Demüthigkeit wegen, ein hölzernes Pflugrad ſtets an ſeiner Bettſtätte hangen gehabt.

469.

Der Rammelsberg.

Happel rel. cur. I 753.
Behrens a. a. O. S. 145. 146.
Melissantes u. d. W.
Bange, thür. Chron. 33b.
Fiſchart's Gargantua c. 15. fol. 133a.

Zur Zeit Kaiſer Otto I. auf der Harzburg hauſte, hielt er auch an dem Harzgebirge große Jagden. Da geſchah es, daß Ramm (nach andern Remme) ſeiner beſten Jäger einer, an den Vorbergen jagte, der Burg gegen Niedergang, und ein Wild verfolgte. Bald aber wurde der Berg zu ſteil, darum ſtand der Jäger ab von ſeinem Roß, band es an einen Baum, und eilte dem Wild zu Fuße nach. Sein zurückbleibendes Pferd ſtampfte ungeduldig, und kratzte mit den Vorderhufen auf dem Grund. Als ſein Herr, der Jäger Ramm, von der Verfolgung des Wildes zurück

kehrte, ſah er verwundert, wie ſein Pferd gearbeitet und mit den Füßen einen ſchönen Erzgang aufgeſcharrt hatte. Da hub er einige Stufen auf und trug ſie dem Kaiſer hin, der alsbald das entblößte Bergwerk angreifen und mit Schürfen verſuchen ließ. Man fand eine reichliche Menge Erz, und der Berg wurde dem Jäger zu Ehren Rammelsberg *) geheißen. Des Jägers Frau nannte ſich Goſa, und von ihr empfing die Stadt Goſlar, die nahe bei dem Berg gebaut wurde, ihren Namen. Das Flüßchen, das durch die Stadt rinnt, heißt ebenfalls Goſe, deßgleichen das daraus gebraute Weißbier. Der Jäger wurde in der Auguſtins-Capelle begraben, und auf dem Leichenſtein mit ſeiner Frau in Lebensgröße ausgehauen; Rammel trägt in der Rechten ein Schwert über ſich, und Goſa eine Krone auf dem Haupt.

Nach andern hat nicht der Jäger, ſondern eines Jungherrn Pferd Rammel geheißen, das man ein Mal an dem Berge anband, wo es ſo rammelte und ſtampfte, daß ſeine wohl geſchärften Hufeiſennägel eine Goldader bloß machten.

Noch ſieht man auf dem Rammelsberge einen Brunnen, der Kinderbrunnen genannt, worauf

*) In den Rammelsberg ſoll mehr Holz verbaut ſeyn, als in die Städte Braunſchweig und Goſlar. Man hatte ein altes Lied, das ſo anfängt:

De Ramelsburgk heſt enen gulden Font,
drumb tragen wi en ſtolten Mont ꝛc.

zwei ſteingehauene Kinder ſtehen; daher, weil unter Heinrich II. eine ſchwangere Frau bei dieſem Brunnen zweier Söhnlein entbunden wurde. Kaiſer Otto ſoll auf dem Berg oben an dem Platz, Namens Werl, ein Schloß oder einen Saal gehabt haben, vor dem er einſt einem gefangenen König das Haupt abſchlagen ließ. Späterhin ſchlug das Bergwerk ein Mal ein, und verdarb ſo viel Arbeiter, daß vierthalb Hundert Witwen vor dem Berge ſtanden, und ihre Männer klagten; darauf lagen die Gruben Hundert Jahr ſtill, und Goslar wurde ſo einſam, daß in allen Straßen hohes Gras wuchs.

470.
Die Grafen von Eberſtein.

Cruſius ann. ſuev. dod. II. p. 108. 109. aus Familiennachrichten durch Caſpar Baldung geſammelt.

Als Kaiſer Otto ſeine Feinde geſchlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen Eberſtein, die es mit ſeinen Feinden hielten. Das Schloß ſtand auf einem hohen Fels am Wald (unweit Baden in Schwaben), und dritthalb Jahr lang konnte es das kaiſerliche Heer immer nicht bezwingen, ſowohl der natürlichen Feſtigkeit, als der tapfern Vertheidigung der Grafen wegen. Endlich rieth ein kluger Mann dem Kaiſer folgende Liſt: er ſolle einen Hoftag nach Speier ausſchreiben, zu welchem jedermann ins Turnier ſicher kommen dürfte; die Grafen von Eberſtein würden nicht ſäumen, ſich

dahin einzufinden; um ihre Tapferkeit zu beweiſen; mittlerweile möge der Kaiſer durch geſchickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen laſſen.“ Der Feſttag zu Speier wurde hierauf verkündigt; der König, viele Fürſten und Herrn, unter dieſen auch die drei Eberſteiner waren zugegen; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reihen, wobei der jüngſte Graf von Eberſtein, ein ſchöner, anmuthiger Mann, mit krauſem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte ſich heimlich eine ſchöne Jungfrau den dreien Grafen und raunte: „Hütet euch, denn der Kaiſer will eure Burg erſteigen laſſen, während ihr hier ſeyd; eilt noch heute Nacht zurück!“ Die drei Brüder beriethen ſich, und beſchloſſen, der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten ſie zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen, und hinterlegten Hundert Goldgülden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber ſchifften ſie über Rhein und gelangten glücklich in ihre Burg heim. Kaiſer und Ritterſchaft warteten am andern Tage vergebens auf ihre Erſcheinung zum Lanzenſpiel; endlich befand man, daß die Eberſteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs ſchleunigſte die Burg zu ſtürmen; aber die Grafen waren zurückgekehrt und ſchlugen den Angriff muthig ab. Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, ſandte der Kaiſer drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelaſſen, und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen

und rothen Wein, Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgeſandten verwunderten ſich über ſolche Vorräthe. Allein die Fäſſer hatten doppelte Boden oder waren voll Waſſer; unter dem Getraide lag Spreu, Kehricht und alte Lumpen. Die Geſandten hinterbrachten dem Kaiſer „es ſey vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn Wein und Korn reiche denen inwendig noch auf dritthalb Jahre aus.“ Da wurde Otto'n gerathen, ſeine Tochter mit dem jüngſten Grafen Eberhard von Eberſtein zu vermählen, und dadurch dieſes tapfre Geſchlecht auf ſeine Seite zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachſen gefeiert, und der Sage nach ſoll es die Braut ſelber geweſen ſeyn, welche an jenem Abend die Grafen gewarnt hatte. Otto ſandte ſeinen Schwiegerſohn hernachmals zum Pabſt in Geſchäfften; der Pabſt ſchenkte ihm eine Roſe in weißem Korb, weil es gerade der Roſenſonntag war. Dieſe nahm Eberhard mit nach Braunſchweig, und der Kaiſer verordnete: daß die Roſe in weißem Felde künftig das eberſteiniſche Wappen bilden ſollte.

471.

Otto läßt ſich nicht ſchlagen.

Lohengrin Str 743 744 . Vergl. Cod. pal 345. fol. 64.

Otto III. war noch klein, als man ihn zu Aachen weihte, und ſtand unter ſeines Oheims, Biſchof Bruno's, Vormundſchaft. Eines Tages geſchah, daß das Kind im Bad unziemlich geſchlagen wurde; da ließ es

ein todtes Kind in ſein Bett tragen und verbarg ſich heimlich. Bruno, als er vor das Bett trat, erſchrak heftig, und glaubte den König todt: doch bald darauf würde er wieder gefunden. Da fragte der Biſchof Otton, warum er das gethan hätte? Das Kind ſprach: „du hießeſt mich im Bade hart mit einer ſcharfen Gerte ſchlagen, und half mich all mein Weinen nicht; da zürnte ich auf dich, und wollte dich drum erſchrecken.“ Da gelobte ihm Bruno „daß ihm fürbaß kein Leid mehr geſchehen ſollte“ berief die Fürſten nach Mainz auf einen Tag, und übergab ihnen das Kind mit dem Reiche. Die Fürſten aber empfahlen das Kind nunmehr Willegis, Biſchof zu Mainz.

472.

König Otto in Lamparten.

Cod. pal. 525. Fol 62a. b.

Der König Ott fuhr da mit großem Heer zu Lamparten und gewann Mailand, und ſatzte da Pfenning, die hießen Ottelin. Da der König dannen kam, verwurfen ſie ihm ſein Münze zu Laſter, und er fuhr wieder dar, und bezwang ſie dazu, daß ſie von altem Leder Pfenning nehmen und geben müßten. Da kam eine Frau vor ihn, und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König ſprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten.“ „Herr — ſagte die Frau — du vergiſſeſt es.“ Der König wies ſie mit ſeiner Hand an eine Kirche, und

ſprach: „dieſe Kirche ſey deß mein Urkund.“ Er fuhr dann wieder in deutſche Land, und bezwang Ludolf ſeinen Sohn, der ſich empört hatte. Und als er nach der Zeit wieder in Lamparten zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weib gewieſen hatte, daß er ihr richten wollte, um ihre Noth. Der König ließ ſie rufen, und ließ ſie klagen. Sie ſprach: „Herr, er iſt nun mein ehelicher Mann, und ich habe liebe Kinder mit ihm.“ Der ſprach da: „ſammer Otten Bart!“ Alſo ſchwur er ihr: „er ſoll meiner Barten (Beile) ſchmecken!“ und befahl den Miſſethäter an ſeinem Leibe nach dem Recht zu ſtrafen. Alſo richtete er dem Weib wider ihren Willen.

473.
Der unſchuldige Ritter.

Vangs Bl. 37.
Domarius S. 175.

Kaiſer Otto III. genannt das Kind, hatte am Hofe einen edlen Ritter, den langte die Kaiſerin Maria, gebürtig von Arragonien, bittend an, daß er mit ihr buhlete. Der Ritter erſchrak, und ſprach: „das ſey ferne von mir, das wäre meiner und meines Herrn Ehre viel zu nah,“ und ging weg von der Kaiſerin. Da ſie ſah, daß er alſo im Zorne von ihr ging, kam ſie zum Kaiſer, ſchmeichelte und ſprach: „was habt ihr für Ritter an eurem Hofe? einer von ihnen wollte mich ſchänden.“ Da dies der Kaiſer

hörte, ließ er von Stund an den Ritter fangen, und ihm das Haupt abſchlagen. Aber es ſoll aus ſeinem Halſe kein Blut gefloſſen ſeyn, ſondern Milch. Der Kaiſer, als er das Wunder ſah, rief „hierum ſteht's nicht recht,“ ließ die Kaiſerin vorfordern, und fragte ſie hart um die Wahrheit. Sie fiel beſtürzt zu Fuß, und bat um Gnade; er aber als ein geſtrenger Richter, nachdem er die Lügen erfahren, ließ ſein Weib dieſer Unthat wegen fangen und brennen, blieb auch ohne Weib und Erben ſein Lebetage.

474.

Kaiſer Otto hält Witwen- und Waiſengericht.

Gottfridus Viterb. l. c. p. 329. 330.
Elter Theil d. Etterlin S. 60. 61. Königshofen S. 109.
Gerſtenberger ap. Schminke I. 77 — 80.

Otto der dritte hatte ein unſtät Weib; die warb an einen Grafen, daß er mit ihr buhlen ſollte; das wollte der Graf nicht thun, und ſeinen Herrn nicht entehren, noch ſich ſelber. Da gab die Königin dieſen Grafen an beim König, und ſprach: „der Graf hat mich meiner Ehren angemuthet.“ Der König hieß, in jähem Zorn, den Grafen tödten. Indem er aber zum Tod geführt wurde, begegnete ihm ſein Ehegemahl; der offenbarte er, wie ihn die Königin böslich um Frömmigkeit, Biederkeit und Leben bringe; und ermahnte ſie, nach ſeinem Tode das glühende Eiſen zu tragen auf ſeine Unſchuld. Nun ward dem frommen Grafen ſein Haupt abgeſchlagen, und eine

Zeit darauf geſchah's, daß der Kaiſer ein Gricht berief, und dazu Witwen und Waiſen, daß nach dem Recht gerichtet würde. Als nun das Gericht beſetzt war, trat des Grafen Gemahlin vor, trug das Haupt ihres Mannes heimlich unterm Gewand, kniete nieder, und forderte Hülfe und Recht. Hierauf fragte ſie: „welchen Tod zu leiden der ſchuldig ſey, der einen andern unſchuldig enthaupten laſſen?“ Der Kaiſer ſprach: „man ſoll ihm wieder ſein eigen Haupt abſchlagen.“ Da zog ſie des Grafen Haupt hervor, und ſprach: „Herr, du ſelbſt biſt es, der dieſen meinen Mann unſchuldig haſt tödten laſſen“ und offenbarte der Königin Falſchheit. Der Kaiſer erſchrak, und forderte Beweis. Die Witwe wählte das Gottesurtheil, und trug das glühende Eiſen, daß ihr nie kein Leid davon geſchah. Da gab ſich der Kaiſer in der Frauen Gewalt, daß ſie ihn tödten laſſen könne nach dem Recht. Die Herren aber legten ſich hinein, und erwarben dem Kaiſer von der Frauen einen Aufſchlag des Gerichts zehen Tage, darnach acht Tage, darnach ſieben Tage, darnach ſechs Tage. Und der Kaiſer gab der Gräfin um jeden Aufſchlag eine gute Feſte; die haben davon den Namen, eine heißt die zehent, die andere die acht, die dritte die ſiebent, die vierte die ſechſt, und liegen im Lüner Bisthum. Und eh' die Tage vollgingen — da die Witwe auf des Kaiſers Haupt beſtand, es wäre denn, daß die Hure ſterbe, und damit allein könne ſich der König löſen, — ſo ließ er die Königin fahen und lebendig ver-

graben; mit den vier Schlöſſern hatte er ſich ſelber gelöſt.

475.

Otto III. in Carls Grabe.

Chron. noval. III. 33.
Cf. Walch, hist. canon. C. M. p. 19.
Cod. pal. 525. fol. 65^{b}.
Vergl. Lohengrin Strophe 748. Seite 188.

Als nach langen Jahren Kaiſer Otto III. an das Grab kam, wo Carls Gebeine beſtattet ruhten, trat er mit zwei Biſchöfen und dem Grafen Otto von Laumel (der dieſes alles berichtet hat,) in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andre Todte; ſondern ſaß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handſchuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt, und waren herausgewachſen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk ſehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, mußte eine Öffnung gebrochen werden; ſobald man hineingelangt war, ſpürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten ſogleich die Knie, und erwieſen dem Todten Ehrerbietung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Carls Munde einen

Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern, und ging von dannen.

Nachts darauf ſoll ihm im Traume Carl erſchienen ſeyn, und verkündigt haben: daß Otto nicht alt werden, und keinen Erben hinter ſich laſſen werde.

476.

Die heilige Kunigund.

Cod. pal. 523. fol. 65 b.
Lohengrin Str. 754.
Pomarius S. 181.

Kaiſer Heinrich II. und Kunigund, die blieben beide unbefleckt bis an ihren Tod. Der Teufel wollte ſie da unehren, daß ſie der Kaiſer zieh von eines Herzogen wegen, mit dem ſollte ſie in Ungebühr ſtehen. Die Fraue bot dafür ihr Recht, dazu kam manich Biſchöfe und Fürſten. Da wurden ſieben glühende Eiſenſchaaren gelegt, die ſollte die Fraue treten. Sie hub auf ihre Hände zu Gott, und ſprach: „Gott du weißt wohl allein meine Unſchuld; ledige mich von dieſer Noth, als du thäteſt der guten Suſannen von der ungerechten Bezeugniß!“ Sie trat die Schaar kecklich und ſprach “ſieh Kaiſer, ſo ſchuldig ich deiner bin, bin ich aller Männer.“ Da ward die Fraue gereinigt mit großen Ehren. Der König fiel ihr zu Füßen, und die Herren alle.

477.

Der Dom zu Bamberg.

Domarius a. a. O. S. 183. 186.
Munster cosmogr. lib. III.

Baba, Heinrich des Voglers Schweſter, und Graf Albrechts Gemahlin, nach andern aber Kunigund, Kaiſer Heinrich II. Gemahlin, ſtiftete mit eigenem Gut den Dom zu Babenberg. So lange ſie baute, ſetzte ſie täglich eine große Schüſſel voll Geldes auf für die Taglöhner, und ließ einen jeden ſo viel herausnehmen, als er verdient hatte; denn es konnte keiner mehr nehmen, als er verdient hätte. Sie zwang auch den Teufel, daß er ihr große marmelſteinerne Säulen mußte auf den Berg tragen, auf den ſie die Kirche ſetzte, die man noch heutiges Tages wohl ſiehet.

478.

Taube ſagt den Feind an.

Gesta rom. cap. 58.

Man erzählt, unter Kaiſer Heinrich II. habe es ſich begeben: daß eine Taube in eine Stadt, die bald darauf vom Feind überfallen und belagert wurde, geflogen kam. Um ihren Hals fand man einen Zettel gebunden, auf dem dieſe Nachricht geſchrieben ſtand.

479.
Der Kelch mit der Scharte.

Cod. pal. 525. fol. 66[b].

In den Zeiten, als Kaiſer Heinrich der zweite ſtarb, war ein frommer Einſiedel, der hörte einen großen Rauſch von Teufeln in der Luft, und beſchwor ſie bei Gott; wo ſie hinfahren wollten? Die böſen Geiſter ſagten: „Zu Kaiſer Heinrich.“ Da beſchwor ſie der gute Mann, daß ſie ihm hinterbrächten, was ſie geworben hätten? Die Teufel führen ihren Weg, aber der gute Mann betete zu Gott für des Kaiſers Seele. Bald darauf kamen die Teufel wieder gefahren zu dem Einſiedel, und ſprachen: „als die Miſſethat des Kaiſers ſeine Gutheit überwiegen ſollte, und wir die Seele in unſre Gewalt nehmen wollten, da kam der geſegnete Laurentius, und warf einen Kelch ſchnell in die Wage, daß dem Kelch eine Scherbe ausbrach, alſo verloren wir die Seele; denn derſelbe Kelch machte die gute Schale ſchwerer.“ — Auf dieſe Bothſchaft dankte der Einſiedel Gott ſeiner Gnaden, und that ſie kund den Domherren von Merſeburg. Und ſie funden den Kelch mit der Scharte, als man ihn noch heute kann ſchauen. Der Kaiſer aber hatte ihn einſt bei ſeinen Lebzeiten dem heil. Laurenz zu Merſeburg aus Gutthat geweihet.

480.

Sage von Kaiſer Heinrich III.

Gotfridus viterbiensis I. c p. 333 — 336.
Thomas Lirer Th. II.
Crusius, dod II. 198. 199.
Etterlin S. 66 — 68.
Vergl. Becherer thür. Chron. S. 199. und Gerſtenberger S. 90 — 94.
Gesta roman. 20. Deutſch. No. 44. mit einigen andern Umſtänden.

Kaiſer Conrad der Franke ließ ein Gebot ausgehn: wer den Frieden bräche, dem ſollte man das Haupt abſchlagen. Dies Gebot brach Graf Leopold von Calw, und da der König zu Land kam, entwich Graf Leopold in den Schwarzwald in eine öde Mühle, meinte ſich da zu enthalten mit ſeiner Hausfrau, bis daß ihm des Königs Hnld wieder würde. Eines Mals ritt der König ungefähr in den Wald, und vor dieſelbe Mühle hin. Und da ihn Leopold hörte, furchte er, der König wolle ihn ſuchen, und floh in das Dickicht. Seine Hausfrau ließ er in der Mühle, die konnte nirgends hin; denn es war um die Zeit, daß ſie ein Kind gebähren ſollte. Als nun der König nah bei der Mühle war, und die Frau in ihren Nöthen hörte ſchreien, hieß er nachſehen, was der Frauen gebräche. In den Dingen hörte der König eine Stimme, die ſprach: „auf dieſe Stunde iſt ein Kind hier geboren, das wird dein Tochtermann!“ Conrad erſchrak, denn er wußte anders nicht, denn daß die Frau eine Bäuerin wäre; und dachte, wie er dem zuvorkommen möchte, daß ſeine Tochter keinem Bauern

zu Theil würde. Und ſchickte zwei ſeiner Diener in die Mühle, daß ſie das neugeborne Kind tödteten, und zu deſſen Sicherheit ihm des Kindes Herz brächten; denn er müſſe es haben zu einer Buße. Die Diener mußten dem Kaiſer genug thun, fürchteten doch Gott und wollten das Kind nicht tödten; denn es war gar ein hübſches Knäbelein, und legten's auf einen Baum, darum, daß etwer des Kindes inne würde.

Dem Kaiſer brachten ſie eines Haſen Herz, das warf er den Hunden vor, und meinte damit zuvor gekommen zu ſeyn der Stimme der Weiſſagung.

In den Weilen jagte Herzog Heinrich von Schwaben auf dem Wald, und fand das Kind mutterallein da liegen. Und ſah, daß es neugeboren war, und brachte es heimlich ſeiner Frauen, die war unfruchtbar, und bat ſie, daß ſie ſich des Kindes annähme, ſich in ein Kindbett legte, und das Kind wie ihr natürliches hätte; denn es ſey ihnen von Gott geſchickt worden. Die Herzogin that es gern, und alſo ward das Kind getauft und ward H e i n r i c h geheißen; niemand aber hielt es anders als für einen Herzogen zu Schwaben. Und da das Kind alſo erwuchs, ward es König Conrad geſandt zu Hof. Der hieß dieſen Knaben öfter vor ſich ſtehen, denn die andern Junkern an ſeinem Hoſe, von ſeiner klugen Weisheit und Höflichkeit wegen. Nun geſchah es, daß dem Kaiſer eine Verleumdung zu Ohren kam: der junge Herr wäre nicht ein rechter Herzog von Schwaben, ſondern ein geraubt Kind. Da der Kaiſer das vernahm, rechnete

er ſeinem Alter nach, und kam ihm Furcht, es wäre dasjenige, wovon die Stimme bei der Waldmühle geredet hätte. Und wollte wiederum zuvorkommen, daß es nicht ſeiner Tochter zu einem Mann würde. Da ſchrieb er einen Brief der Kaiſerin, in dem befahl er ihr, als lieb ihr Leib und Leben wäre, daß ſie den Zeiger dieſes Briefes tödten hieße. Den Brief befahl er beſchloſſen dem jungen Herrn an, daß er ihn der Kaiſerin einhändigte und niemand anderm. Der junge Heinrich verſtund ſich darunter nichts als Gutes, wollte die Botſchaft vollenden, und kam unterwegens in eines gelehrten Wirthes Haus; dem vertraute er ſeine Taſche von Sicherheit wegen, worin der Brief und anders Ding lagen. Der Wirth kam über den Brief aus Fürwitz, und da wo er geſchrieben fand, daß die Kaiſerin ihn tödten ſollte, ſchrieb er: „daß die Kaiſerin dem jungen Herrn, Zeiger des Briefs, ihre Tochter gäbe und zulegte unverzogenlich;“ den Brief beſchloß er wieder mit dem Inſiegel gar ſäuberlich ohne Fehl. Da nun der junge Herr der Kaiſerin den Brief zeigte, gab ſie ihm die Tochter und legte ſie ihm zu. Die Mären kamen aber bald vor den Kaiſer. Da befand der Kaiſer mit dem Herzogen von Schwaben und andern Rittern und Knechten, daß der Jüngling war von Leopolds Weib in der Mühle geboren, von dem die Stimme geweiſſagt hatte, und ſprach: „nun merk' ich wohl, daß Gottes Ordnung niemand hintertreiben mag,“ und forderte ſeinen Tochtermann zu dem Reich. Dieſer König Heinrich baute

und ſtiftete hernachmals Hirſchau das erſte Kloſter, an die Statt der Mühle, darin er geboren worden war.

481.

Die Weiber zu Weinsperg.

Cölner Chronik 1499. Bl. 169.
Vergl. Pfiſter Geſch. v. Schwaben II. 192. 198.

Als König Conrad III. den Herzog Welf geſchlagen hatte (im Jahr 1140) und Weinsperg belagerte, ſo bedingten die Weiber der Belagerten die Uebergabe damit: daß eine jede auf ihren Schultern mitnehmen dürfte, was ſie tragen könne. Der König gönnte das den Weibern. Da ließen ſie alle Dinge fahren, und nahm ein jegliche ihren Mann auf die Schulter und trugen den aus. Und da des Königs Leute das ſahen, ſprachen ihrer viele, das wäre die Meinung nicht geweſen, und wollten das nicht geſtatten. Der König aber ſchmutzlachte und thät Gnade dem liſtigen Anſchlag der Frauen: „ein königlich Wort — rief er — das ein Mal geſprochen und zugeſagt iſt, ſoll unverwandelt bleiben.“

482.

Der Teufels-Thurn am Donauſtrudel.

Aventin. Bair. Chronik S. 330.

Es iſt eine Stadt in Oeſterreich, mit Namen Crain, ob der Stadt hat es einen gefährlichen Ort in der Donau, nennet man den Strudel bei Stockerau, da hört man das Waſſer weit und breit rauſchen;

alſo hoch fällt es über den Felſen, macht einen groſſen Schaum, iſt gar gefährlich dadurch zu fahren; kommen die Schiff in einen Wirbel, gehen geſcheibweis herum, ſchlägt das Waſſer in die Schiff, und werden alle die auf dem Schiff ſind, ganz und gar naß. Wenn ein Schiff nur ein wenig an den Felſen rührt, zerſtößt es ſich zu kleinen Trümmern. Da muß jedermann arbeiten, an den Rudern mit Gewalt ziehen, bis man herdurch kommt. Daſelbſt herum wohnen viel Schiffleut, die des Waſſers Art im Strudel wiſſen; die werden alsdann von den Schiffleuten beſtellt, daß ſie alſo deſto leichter, ohn ſondern Schaden, durch den Strudel kommen mögen.

Kaiſer Heinrich, der dritte dieſes Namens, fuhr hinab durch den Strudel; auf einem andern Schiff war Biſchof Bruno von Würzburg, des Kaiſers Vetter; und als dieſer auch durch den Strudel fahren wollte, ſaß auf einem Felſen, der über das Waſſer herausging, ein ſchwarzer Mann, wie ein Mohr, ein gräulicher Anblick und erſchrecklich. Der ſchreit und ſagt zu dem Biſchof Bruno: „höre, höre, Biſchof! ich bin dein böſer Geiſt, du biſt mein eigen; fahr hin, wo du willt, ſo wirſt du mein werden; jetzund will ich dir nichts thun, aber bald wirſt du mich wieder ſehen. Alle Menſchen, die das hörten, erſchraken und fürchteten ſich. Der Biſchof machte ein Kreuz, geſegnete ſich, ſprach etlich Gebet, und der Geiſt verſchwand vor ihnen allen. Dieſer Stein wird noch auf dieſen Tag gezeigt; iſt darauf ein kleines Thürnlein gebaut,

allein von Steinen und kein Holz dabei, hat kein Dach, wird der Teufels=Thurn genannt. Nicht weit davon, etwan zwei Meil Wegs, fuhr der Kaiſer mit den Seinen zu Land, wollt da über Nacht bleiben in einem Flecken, heißt Pöſenbeiß. Daſelbſt empfinge Frau Richlita, des Grafen Adelbar von Ebersberg Hausfrau (er war aber ſchon geſtorben), den Kaiſer gar herrlich, hielt ihn zu Gaſt und bat ihn daneben: daß er den Flecken Pöſenbeiß und andere Höfe herum, ſo ihr Gemal vogtsweiſe beſeſſen und verwaltet hätte, ihres Bruders Sohn, Welf dem dritten, verleihen wollte. Der Kaiſer ging in die Stube, und während er da ſtand bei dem Biſchof Bruno, Grafen Aleman von Ebersberg, und bei Frau Richilta, und er ihr die rechte Hand gab und die Bitte gewährte, fiel jähling der Boden in der Stube ein; der Kaiſer fiel hindurch auf den Boden der Badſtube ohne allen Schaden, dergleichen auch Graf Aleman und die Frau Richilta; der Biſchof aber fiel auf eine Badwanne auf die Tan-fel, fiel die Rippe und das Herz ein, ſtarb alſo in wenig Tagen hernach.

483.

Quedl das Hündlein.

Mündlich. Vergl. Fiſchart Gargantua Bl. 31.

Mathild, die ſchöne Kaiſertochter Heinrich II. war ſo anmuthig, daß ſich ihr Vater in ſie verliebte. Da flehte ſie zu Gott und betete inbrünſtig, daß er ſie häßlich werden ließe, damit ihres Vaters Herz ſich

abwende. Aber Gott erhörte ſie nicht. Da erſchien ihr der böſe Feind und bot ſich an, mit dem Beding, daß ſie ihm angehöre, ſo ſolle des Kaiſers Neigung und Liebe gewandelt werden in Haß und Zorn. Und ſie ging es ein; doch hielt ſie aus: erſt dann ſolle ſie ſein eigen ſeyn, wenn er ſie in dreien Nächten nach einander ſchlafend fände; bliebe ſie aber wachen, ſo dürfe er ihr nichts anhaben. Alſo webte ſie ein köſtliches Tuch und ſtickte dran die lange Nacht, das erhielt ihren Geiſt munter; auch hatte ſie ein treues Hündlein bei ſich, Namens Quedl oder Wedl, das bellte laut und wedelte mit dem Schwanz, wenn ihr die Augen vor Schlaf wollten zunicken. Wie nun der Teufel die drei Nächte hinter einander kam, und ſie immer wach und munter fand, da zürnte er und griff ihr mit der Kralle ins Angeſicht, daß er ihr die Naſe platt drückte, den Mund ſchlitzte und ein Auge ausſtieß. Da war ſie ſcheel, großmäulig und platſchnaſig geworden, daß ſie ihr Vater nicht weiter leiden konnte, und ſeine ſündliche Liebe verlor. Sie aber führte ein geiſtliches Leben und erbaute eine Abtey, zu Ehren des Hündleins, genannt Quedlinburg.

484.

Sage vom Schüler Hildebrand.

Cod. pal. 525. fol. 69, 70.

Dieweil Kaiſer Heinrich III. zu Rom war, wo er drei Päbſte entſetzt und ins Elend geſchickt hatte,

wohnte ein Zimmermann in der Stadt, der ein klein Kind hatte. Das Kind ſpielete an dem Werk mit den Spänen, und legte die Späne in Buchſtabenweiſe zuſammen. Da kam ein Prieſter hinzu und las des. Das Kind hatte mit den Spänen geleget: dominabor a mari usque ad mare, das ſpricht: ich werde Herr vom Meer bis zum Meer. Der Prieſter wußte wohl, daß dies Kind Pabſt werden ſollte, und ſagte es ſeinem Vater. Der Vater ließ das Kind lehren. Da es Schüler war, kam es an des Kaiſers Hof, und ward den Schreibern viel lieb; aber des Kaiſers Sohn Heinrich, der nachher auch Kaiſer ward, that dem Schüler Leides viel und ſpielte ihm ungefüglich mit: denn es ahnt ihm ſein Herz wohl, was ihm von dem Schüler aufſtehen ſollte. Der Kaiſer ſpottete ſeines Sohns und des Schülers Spieles. Der Kaiſerin war es leid, und ſie ſchalt ihren Sohn darum. Dem Kaiſer träumte eines Nachts, wie ſein Sohn zum Tiſch wäre geſeſſen, und wie dem Schüler Hildebranden wüchſen zwei Hörner bis in den Himmel, und wie er mit dieſen Hörnern ſeinen Sohn aufhübe und ihn in das Horb (in den Koth) würfe. Dieſen Traum ſagte der Kaiſer der Kaiſerin, die beſchied ihn alſo: daß der Schüler Pabſt werden und ihren Sohn von dem Reich werfen würde. Da hieß der Kaiſer den Hildebrand fahen und ihn zu Hammerſtein in einen Thurn werfen, und wähnte, daß er Gottes Willen wenden möchte. Die Kaiſerin verwies ihm oft, daß er eines bloßen Traumes willen an dem armen

Schüler ſo ſchändlich thäte; und über ein Jahr ließ er ihn wieder ledig. Der ward ein Münch, fuhr mit ſeinem Abt hin zu Rom, ward zu Hof lieb, und zu jüngſt Pabſt.

485.

Der Knoblauchskönig.

Bange S. 49. 50. auch berührt im Cod. pal 525. fol. 74[b].
Pomarius S. 218.

Kaiſer Heinrich IV. entbot den Sachſen, wo ſie ſeinen Sohn zum König wähleten, wolle er nimmermehr ziehen in Sachſenland. Aber die Leute hatten keine Luſt, und ſprach Herzog Otto von der Weſer: „ich habe je in der Welt ſagen hören, von einer böſen Kuh kommt kein gut Kalb;“ und ſie koren zum Gegenkönig Herzog Herrmann von Lothringen (Luxenburg), der ward vom Mainzer Biſchof geweihet, und ſetzten ihn auf die Burg Eisleben, da der Knoblauch wächſet. Die Kaiſerlichen nannten ihn zum Spott Knoblauchskönig, oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, ſondern wurde nachher auf einer Burg erſchlagen, wohin er geflohen war. Da ſagte man abermals: „König Knoblauch iſt todt!“

486.

Kaiſer Heinrich verſucht die Kaiſerin.

Cod. pal. 525. fol. 78.

Gedicht im Cod. pal. 361. fol. 351—354 aber ohne Namen von einem Ritter, deſſen Knecht Hänſelin heißt.

Der König nahm da Rath von den Herren, was er mit ſeines Vaters (Kaiſer Heinrich IV.) Leichnam ſchaffen oder thun ſollte, der war begraben in Sanct Lamprechts Münſter zu Ludeke (Lüttich). Sie riethen: daß er ihn ausgrübe und legen ließe in ein ungeweiht Münſter, bis daß er ſeinen Boten nach Rom geſandt hätte. Alſo gethan Ende nahm der Kaiſer. Dies war Kaiſer Heinrich der Uebele. Er ließ das beſte Roß, das er im Lande fand, binden und in den Rhein werfen, bis es ertrank. Er ließ einen ſeinen Mann die Kaiſerin um ihre Minne bitten. Das war ihr leid. Der Ritter bat ſie ſehr, da ſprach die Fraue: „ſie wolle thun, als ihr Herr rathen würde.“ Da dies der Kaiſer vernahm, gebärdete er, als er ausreiten wollte; legte des Mannes, der nach ſeinem Rathe das geworben hatte, Kleider an, und kam des Nachts zu der Kaiſerin. Die Kaiſerin hatte bereit ſtarke Männer in Weibsgewand, die trugen große Knüttel, ſie nahmen den Kaiſer unter ſich und ſchlugen ihn ſehr. Der Kaiſer rief, daß er es wäre. Die Kaiſerin erſchrak und ſprach: „Herr, ihr habt übel an mir gethan.“

487.

Graf Hoyer von Mansfeld.

Mündlich. Vergl. Oberlin u. Jodute.

In dem ſogenannten Welpshölzchen, wo im Jahr 1112 die Schlacht zwiſchen Kaiſer Heinrich V. und den Sachſen vorfiel, liegt ein Stein, der die Eigenſchaft hat, bei Gewitter ganz zu erweichen, und erſt nach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er iſt voller Nägel geſchlagen, und man ſieht auf ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Graf Hoyer von Mansfeld, der Oberfeldherr, ſoll ihn vor der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „ſo wahr ich in dieſen Stein greife, ſo wahr will ich den Sieg gewinnen!“ Auch wurden die Kaiſerlichen geſchlagen; aber der Hoier blieb todt und wurde von Wiprecht von Groitſch erſchlagen. Zu ſeinen Ehren ließen die Sachſen die Bildſäule eines gehelmten Mannes mit dem eiſernen Streitkolben in der Rechten aufrichten, und dem ſächſiſchen Wappen in der Linken. Dieſe Denkſäule nannte man Jodute, da gingen die Landleute fleißig zu beten hin, und auch die Prieſterſchaft ehrte ſie als ein heiliges Bild. Kaiſer Rudolf aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ ſie wegnehmen, weil man faſt Abgötterei damit trieb, und eine Capelle an der Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenſtock in dieſer Capelle, von dem die Prieſter ſagten: er habe in jener Schlacht Jodute gerufen, und dadurch den Sieg zuwege gebracht.

488.

Der verlorene Kaiſer Friedrich *).

Bruchſtück eines Gedichts über Kaiſer Friedrich, aus dem 15. Jahrh. im Cod. pal. 844.

Kaiſer Friedrich war vom Pabſt in den Bann gethan, man verſchloß ihm Kirchen und Capellen, und kein Prieſter wollte ihm die Meſſe mehr leſen; da ritt der edle Herr kurz vor Oſtern, als die Chriſtenheit das heilige Feſt begehen wollte, darum, daß er ſie nicht daran irren möchte, aus auf die Jagd. Keiner von des Kaiſers Leuten wußte ſeinen Muth und Sinn; er legte ein edles Gewand an, das man ihm geſendet hatte von Indien, nahm ein Fläſchlein mit wohlriechendem Waſſer zu ſich, und beſtieg ein edles Roß. Nur wenig Herren waren ihm in den tiefen Wald nachgefolgt; da nahm er plötzlich ein wunderbares Fingerlein in ſeine Hand, und wie er das that, war er aus ihrem Geſicht verſchwunden. Seit dieſer Zeit ſah man ihn nimmer mehr, und ſo war der hochgeborne Kaiſer verloren. Wo er hinkam, ob er in dem Wald das Leben verlor, oder ihn die wilden Thiere zerriſſen, oder ob er noch lebendig ſey, das kann niemand wiſſen. Doch erzählen alte Bauern: Friedrich lebe noch, und laſſe ſich oft als ein Waller bei ihnen ſehen; dabei habe er öffentlich ausgeſagt, daß er noch auf römiſcher Erde gewaltig werden, und die Pfaffen

*) Die Sage miſcht den zweiten zu dem erſten Friedrich.

ſtören wolle, und nicht ehnder ablaſſen, er habe denn das heilige Land wieder in die Gewalt der Chriſten gebracht; dann werde er „ſeines Schildes Laſt haben an den dürren Aſt.“

489.

Albertus Magnus und Kaiſer Wilhelm.

Trithemii chronicon monast. Spanheim.
Lehmann Speier. Chronik. V. cap. 90. S. 534.

Albertus Magnus, ein ſehr berühmter und gelehrter Mönch, hat den Kaiſer Wilhelm von Holland, als er im Jahr 1248 zu Cöln auf den Tag der drei Könige angelangt, in einen Garten beim Prediger-Kloſter gelegen, mit ſeinem ganzen Hof zu Gaſt gebeten, dem der Kaiſer gern willfahrt. Es iſt aber auf berührten Tag nicht allein große, unleidliche Kälte, ſondern auch ein tiefer Schnee gefallen; deßhalb die kaiſerlichen Räthe und Diener beſchwerliches Mißfallen an des Mönchs unordentlicher Ladung getragen, und dem Kaiſer, außer dem Kloſter zu ſo ſtrenger winterlicher Zeit Mahl zu halten, widerrathen; haben aber doch denſelben von ſeiner Zuſag nicht wenden können, ſondern hat ſich ſammt den Seinen zu rechter Zeit eingeſtellt. Albert der Mönch hat etliche Tafeln ſammt aller Bereitſchaft in den Kloſter-Garten, darin Bäume, Laub und Gras alles mit Schnee bedeckt geweſen, mit großem Befremden eines Jeden über die ſeltſame und widerſinnige Anſtalt, laſſen ſtellen, und zum Aufwarten eine gute Anzahl, von Geſtalt des

Leibes überaus ſchöne, anſehnliche Geſellen zur Hand bracht. Jndem nun der Kaiſer ſammt Fürſten und Herren zur Tafel geſeſſen und die Speiſen vorgetragen und aufgeſtellt ſind, iſt der Tag obenrab unverſehens heiter und ſchön worden, aller Schnee zuſehens abgangen und gleich in einem Augenblick ein luſtiger, lieblicher Sommer-Tag erſchienen. Laub und Gras ſind augenſcheinlich, deßgleichen allerhand ſchöne Blumen aus dem Boden hervor gebrochen, die Bäume haben anfahen zu blühen, und gleich nach der Blüt ein jeder ſeine Frucht zu tragen; darauf allerhand Gevögel nieder gefallen und den ganzen Ort mit lieblichem Geſang erfüllet; und hat die Hitze des Tages der Maßen überhand genommen, daß faſt männiglich der winterlichen Kleider zum Theil ſich entblößen müſſen. Es hat aber niemand geſehen, wo die Speiſen gekocht und zubereitet worden; auch niemand die zierlichen und willfährigen Diener gekannt, oder Wiſſenſchaft gehabt, wer und wannen ſie ſeyen, und jedermann voll groſer Verwunderung über all die Anſtellung und Bereitſchaft geweſen. Demnach aber die Zeit des Mahls herum, ſind erſtlich die wunderbar köſtliche Diener des Mönchs, bald die lieblichen Vögel ſammt Laub und Gras auf Bäumen und Boden verſchwunden, und iſt alles wieder mit Schnee und Kälte dem anfänglichen Winter ähnlich worden: alſo daß man die abgelegten Kleider wieder angelegt, und die ſtrenge Kälte der Maßen empfunden, daß männiglich davon und zum Feuer und warmen Stube geeilet.

Um ſolcher abentheuerlichen Kurzweil halben hat Kaiſer Wilhelm den Albertus Magnus und ſein Convent, Prediger=Ordens, mit etlichen Gütern reichlich begabt, und denſelben wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in großem Anſehen und Werth gehalten.

490.

Kaiſer Maximilian und Maria von Burgund.

Aug. Lercheimer Bedenken von Zauberei Bl. 18. aus mündlichen Erzählungen.

Der hochlöbliche Kaiſer Maximilian I. hatte zum Gemahl Maria von Burgund, die ihm herzlich lieb war, und deren Tod ihn heftig bekümmerte. Dies wußte der Abt zu Spanheim, Johannes Trithem wohl, und erbot ſich dem Kaiſer: ſo es ihm gefalle, die Verſtorbene wieder vor Augen zu bringen, damit er ſich an ihrem Angeſicht ergötze. Der Kaiſer ließ ſich überreden, und willigte in den gefährlichen Vorwitz. Sie gingen mit einander in ein beſonderes Gemach und nahmen noch einen zu ſich, damit ihrer dreie waren. Der Zauberer verbot ihnen, daß ihrer keiner bei Leibe ein Wort rede, ſo lange das Geſpenſt gegenwärtig ſey. Maria kam herein getreten, ging ſäuberlich vor ihnen vorüber, der lebendigen, wahren Maria ſo ähnlich, daß gar kein Unterſchied war und nicht das Geringſte mangelte. Ja in Bemerkung und Verwunderung der Gleichheit ward der Kaiſer eingedenk, daß ſie am Halſe hinten ein kleines ſchwarzes Flecklein gehabt, hatte Acht darauf und befand es alſo, da ſie

zum andern Mal vorüber ging. Da iſt dem Kaiſer ein Grauen ankommen, hat dem Abt gewinkt, er ſolle das Geſpenſt wegthun, und darnach mit Zittern und Zorn zu ihm geſprochen: „Mönch, mache mir der Poſſen keine mehr;“ und hat bekannt, wie ſchwerlich und kaum er ſich habe enthalten, daß er nicht zu ihr geredet.

491.

Sage von Adelger zu Baiern.

Cod. pal. 361. fol. 39b. — 42c.

Vergl. Abele, ſelzame Gerichtshändel. Nürnb. 1706. Nro. 116.

Zur Zeit Kaiſers Severus war in Baiern ein Herzog, Namens Adelger, der ſtand in großem Lobe, und wollte ſich nicht vor den Römern demüthigen. Da es nun dem König zu Ohren kam, daß niemand im ganzen Reiche ihm die gebührliche Ehre weigerte, außer Herzog Adelger, ſo ſandte er Boten nach Baiern und ließ ihn nach Rom entbieten. Adelger hatte nun einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rath fragte; den rief er zu ſich in ſein Gemach, und ſprach: ich bin ungemuth, denn die Römer haben nach mir geſendet und mein Herz ſtehet nicht dahin; ſie ſind ein böſes Geſchlecht, und werden mir Böſes anthun; gern möchte ich dieſer Fahrt entübrigt ſeyn, rathe mir dazu, du haſt kluge Gedanken. Der alte Rathgebe antwortete: gerne rathe ich dir alles, was zu deinen Ehren ſtehet; willſt du mir folgen, ſo beſende deine Mannen und heiß ſie ſich kleiden

in das beſte Gewand, das im Lande gefunden wird; fahr mit ihnen furchtlos nach Rom, und ſey ihm alles Rechtes bereit. Denn du biſt nicht ſtark genug, um wider das römiſche Reich zu fechten; verlangt der König aber über ſein Recht hinaus, ſo kanns ihm übel ausſchlagen.

Herzog Adelger berief ſeine Mannen und zog an des Königs Hof nach Rom, wo er übel empfangen wurde. Zornig ſprach der König ihm entgegen: du haſt mir viel Leides gethan, das ſollſt du heute mit deinem Leben gelten! „Dein Bote — antwortete Adelger — hat mich zu Recht und Urtheil hierher geleitet; was alle Römer ſprechen, dem will ich mich unterwerfen, und hoffen auf deine Gnade.“ Von Gnade weiß ich nichts mehr — ſagte der König — das Haupt ſoll man dir abſchlagen, und dein Reich einen andern Herrn haben.

Als die Römer den Zorn des Königs ſahen, legten ſie ſich dazwiſchen und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geſchenkt wurde. Darauf pflogen ſie Rath und ſchnitten ihm ſein Gewand ab, daß es ihm nur zu den Knien reichte, und ſchnitten ihm das Haar vornen aus; damit gedachten ſie den edeln Helden zu entehren.

Adelger aber ging hart ergrimmt in ſeine Herberge. Alle ſeine Mannen trauerten, doch der alte Rathgebe ſprach: Herr, Gott erhalte dich! laß nur dein Trauern ſeyn und thu nach meinem Rath, ſo ſoll alles zu deinen Ehren ausgehen. — „Dein

Rath — ſagte Adelger — hat mich hierher gebracht; magſt du nun mit guten Sinnen meine Sache herſtellen, ſo will ich dich deſto werther halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, ſo komm ich nimmermehr heim nach Baierland.“ Der Alte ſprach: Herr nun heiß mir thun, wie dir geſchehen iſt, und beſende alle deine Mann, und leih und gib ihnen, daß ſie ſich alleſammt beſcheeren laſſen; damit rette ich dir alle deine Ehre. Da forderte der Herzog jeden Mann ſonders vor ſich, und ſagte: wer mir in dieſer Noth beiſteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der laſſe ſich ſcheeren, wie mir geſchehen iſt. Ja — ſprachen alle ſeine Leute — ſie wären ihm treu bis in den Tod, und wollten alles erfüllen. Zur Stunde beſchoren ſich alle, die mit ihm ausgekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachſen und herrlich geſchaffen, tugendreich und lobeſam, daß es jeden Wunder nahm, der ſie anſah, ſo vermeſſenlich war ihre Gebärde.

Früh den andern Morgen ging Adelger mit allen ſeinen Mannen zu des Königs Hof. Als ſie der König anſah, ſagte er in halbem Zorn: rede, lieber Mann, wer hat dir dieſen Rath gegeben? „Ich führte mit mir einen treuen Dienſtmann — ſprach Herzog Adelger — der mir ſchon viele Treue erwieſen, der iſt es geweſen; auch iſt unſrer Baiern Gewohnheit daheim: „*was einem zu Leide geſchieht, das müſſen wir alleſammt dulden*“ ſo tragen wir uns nun

einer wie der andre, arm oder reich, und das iſt unſre Sitte ſo.“ Der König von Rom ſprach: gib mir jenen alten Dienſtmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du hinnen ſcheideſt; damit ſollſt du alle meine Gnade gewinnen. — So ungern es auch der Herzog thäte, konnte er doch dieſer Bitte nicht ausweichen, ſondern nahm den treuen Rathgeben bei der Hand, und befahl ihn in die Gewalt des Königs. Darauf nahm er Urlaub und ſchied heim in ſein Vaterland; voraus aber ſandte er Boten, und befahl allen ſeinen Unterthanen, die Lehnrecht oder Ritters-namen haben wollten: daß ſie ſich das Haar vornen aus-, und das Gewand abſchnitten, und wer es nicht thäte, daß er die rechte Hand verloren hätte. Als es nun auskam, daß ſich die Baiern ſo beſchoren, da beliebte der Gebrauch hernach allen in deutſchen Landen. —

Es ſtund aber nicht lange an, ſo war die Freundſchaft zwiſchen dem römiſchen König und dem Herzog wieder zergangen, und Adelgern ward von neuem entboten: nach Rom zu ziehen, bei Leib und Leben, der König wolle mit ihm Rede haben. Adelger, ungemuth über dieſes Anſinnen, ſandte heimlich einen Boten nach Wälſchland zu ſeinem alten Dienſtmann, den ſollte er bei ſeinen Treuen mahnen: ihm des Königs Willen, weßhalb er ihn nach Hof rief, zu offenbaren, und zu rathen, ob er kommen oder bleiben ſollte? Der alte Mann ſprach aber zu Adelgers Boten: es iſt nicht recht, daß du zu mir fährſt; hiebevor, da ich

des Herzogen war, rieth ich ihm je das Beſte; er gab mich dem König hin, daran warb er übel; denn verrieth ich nun das Reich, ſo thät ich als ein Treuloſer. Doch will ich dem König am Hofe ein Beiſpiel erzählen, das magſt du wohl in Acht behalten, und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, ſo ſteht es gut um ſeine Ehre.

Früh des andern Morgens, als der ganze Hof verſammelt war, trat der Alte vor den König und bat ſich aus, daß er ein Beiſpiel erzählen dürfte. Der König ſagte, daß er ihn gerne hören würde, und der alte Rathgebe begann: Vor Zeiten, wie mir mein Vater erzählte, lebte hier ein Mann, der mit großem Fleiß ſeines Gartens wartete, und viel gute Kräuter und Würze darin zog. Dies wurde ein Hirſch gewahr, der ſchlich ſich Nachts in den Garten, und zerfraß und verwüſtete die Kräuter des Mannes, daß alles niederlag. Das trieb er manchen Tag lang, bis ihn der Gärtner erwiſchte und ſeinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirſch zu ſchnell, der Mann ſchlug ihm blos das eine Ohr ab. Als der Hirſch dennoch nicht von dem Garten ließ, betrat ihn der Mann von neuem und ſchlug ihm halb den Schwanz ab; das trag dir, ſagte er, zum Wahrzeichen! ſchmerzt's dich, ſo kommſt du nicht wieder. Bald aber heilten dem Hirſch die Wunden, er ſtrich ſeine alten Schliche, und äßte dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieſer den Garten liſtig mit Netzen umſtellen ließ. Wie nun der Hirſch entfliehen wollte,

ward er gefangen; der Gärtner ſtieß ihm ſeinen Spieß in den Leib, und ſagte: nun wird dir das Süße ſauer, und du bezahlſt mir theuer meine Kräuter. Darauf nahm er den Hirſch und zerwirkte ihn, wie es ſich gehörte. Ein ſchlauer Fuchs lag ſtill neben in einer Furche; als der Mann wegging, ſchlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz vom Hirſch. Wie nun der Gärtner, vergnügt über ſeine Jagd, zurück kam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, ſchlug die Hände zuſammen, und erzählte zu Haus ſeiner Frau das große Wunder von dem Hirſch, den er erlegt habe, der groß und ſtark geweſen, aber kein Herz im Leibe gehabt. Das hätte ich zuvor ſagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn als der Hirſch Ohr und Schwanz verlor, hätte er ein Herz gehabt, ſo wär er nimmer in den Garten wieder gekommen. —

All dieſe kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er vernahm ſie einfältig und kehrte mit Zorn gen Baierland. Als er den Herzogen fand, ſprach er: „ich habe viel Arbeit erlitten und nichts damit erworben; was ſollte ich da zu Rom thun? der alte Rathgebe entbietet dir nichts zurück, als ein Beiſpiel, das er dem König erzählte, das hieß er mich dir hinterbringen. Daß er ein übel Jahr möge haben!“

Als Adelger das Beiſpiel vernahm, berief er ſchnell ſeine Mannen. Dies Beiſpiel — ſagte er — will ich euch, ihr Helden, wohl beſcheiden. Die Römer

wollen mit Netzen meinen Leib umgarnen; wiſst aber, daſs ſie mich zu Rom in ihrem Garten nimmer berük-ken ſollen. Wäre aber, daſs ſie mich ſelbſt in Baiern heimſuchen, ſo wird ihnen der Leib durchbohrt, wo ich anders ein Herz habe, und meine lieben Leute mir helfen wollen.

Da man nun am römiſchen Hof erfuhr, daſs Adelger nicht nach Rom gehen wollte, ſagte der König: ſo wolle er ſehen, in welchem Lande der Herzog wohne. Das Heer wurde verſammelt, und brach, dreiſsig Tauſend wohl gewaffneter Knechte ſtark, ſchnell nach Baiern auf; erſt zogen ſie vor Bern, dann ritten ſie durch Triental. Adelger mit tugendlichem Muthe ſammelte all ſeine Leute, Freunde und Verwandten; bei dem Waſſer, heiſset Inn, ſtieſsen ſie zuſammen, der Herzog trat auf eine Anhöhe und redete zu ihnen: wohlan ihr Helde unverzagt! jetzt ſollt ihr nicht vergeſſen, ſondern leiſten, was ihr mir gelobt habt. Man thut mir groſs Unrecht. Zu Rom wurde ich gerichtet, und hielt meine Strafe aus, als mich der König ſchändete an Haar und Gewand; damit gewann ich Verzeihung. Nun ſucht er mich ohne Schuld heim; läge der Mann im Streite todt, ſo wäre die Noth gering. Aber ſie werfen uns in den Kerker und quälen unſern Leib, höhnen unſre Weiber, tödten unſre Kinder, ſtiften Raub und Brand; nimmer mehr hinführo gewinnt Baiern die Tugend und Ehre, deren es unter mir gewohnt war; um ſo mehr, ihr Helden, wehret beides, Leib und Land. — Alle

reckten ihre Hände auf und ſchwuren: wer heute entrinne, ſolle nimmerdar auf baierſcher Erde weder Eigen noch Lehen haben.

Gerold, den Markgrafen, ſandte Adelger ab, daß er den Schwaben die Mark wehrete. Er focht mit ihnen einen ſtarken Sturm, doch Gott machte ihn ſieghaft; er fing Brenno, den Schwabenherzog, und hing ihn an einen Galgen auf.

Rudolf den Grafen, mit ſeinen beiden Brüdern, ſandte Adelger gegen Böheim, deſſen König zu Salre mit großer Macht lag und Baiern heerte. Rudolf nahm ſelbſt die Fahne und griff ihn vermeſſen an. Er erſchlug den König Osmig, und gewann allen Raub wieder. Zu Cambach wand er ſeine Fahne.

Wirent den Burggrafen, ſandte Adelger gegen die Hunnen. Niemand kann ſagen, wie viel der Hunnen in der Schlacht todt lagen; einen ſommerlangen Tag wurden ſie getrieben bis an ein Waſſer, heißet Traun, da genaſen ſie kaum.

Herzog Adelger ſelbſt leitete ſein Heer gen Brixen an das Feld, da ſchlugen ſie ihr Lager auf; das erſahen die Wartmänner der Römer, die richteten ihre Fahne auf und zogen den Baiern entgegen. Da fielen viele Degen, und brach mancher Eſchenſchaft! Volkwin ſtach den Fähnrich des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang: dieſen Zins — rief der vermeſſene Held — bringe deinem Herrn und ſage ihm, als er meinen Herrn ſchändete an Haar und

Gewand, das iſt jetzt dahin gekommen, daß ers ihm wohl vergelten mag. Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporn und durchbrach den Römern die Schaar. Von keiner Seite wollten ſie weichen, und viel frommer Helden ſank zu Boden; der Streit währte den ſommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schaar troff von Blut. Da mochte man kühne Jünglinge ſchwer verhauen ſehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Da mochte man hören ſchreien nichts als Ach und Weh! Die kühnen Helde ſchlugen einander, ſie wollten nicht von der Wahlſtätte kehren, weder wegen des Tods, noch wegen irgend einer Noth; ſie wollten ihre Herrn nicht verlaſſen, ſondern ſie mit Ehren dannen bringen; das ward ihr aller Ende.

Der Tag begann ſich zu neigen, da wankten die Römer. Volkwin der Fähnrich, dies gewahrend, kehrte ſeine Fahne wider den König der Römer; auf ihn drangen die muthigen Baiern mit ihren ſcharfen Schwerten, und ſangen das Kriegslied. Da vermochten die Wälſchen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus ſah, daß die Seinen erſchlagen oder verwundet lagen, und die Wahlſtätte nicht behaupten konnten. Das Schwert warf er aus der Hand und rief: Rom, dich hat Baiern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger! Da erſchlug Volkwin den König; als der König erſchlagen war, ſteckte Herzog Adelger ſeinen Schaft in die Erde neben dem

Haſel=Brunnen: Dies Land hab ich gewonnen den Baiern zu Ehre; dieſe Mark diene ihnen immerdar!

492.

Die treuloſe Störchin.

Aventin bair. Chr. Bl. 276[a].
Gesta rom. deutſch c. 5. latein. c. 82.

Cranz, ein Canzler Herzog Thaßilos III. ſchreibt gar ein ſeltſames Wunder von Störchen, zur Zeit Herzog Haunbrechts. Der Ehebruch ſey derſelbigen Zeit gemein geweſen, und Gott habe deſſen harte Strafe an unvernünftigen Thieren zeigen wollen.

Oberhalb Abach in Unterbaiern, nicht weit von der Donau, ſtand ein Dorf, das man jetzund Teyßen nennet. In dem Dorf niſteten ein Paar Störche und hatten Eier zuſammen. Während die Störchin brütete und der Storch um Futter ausflog, kam ein fremder Storch, buhlte um die Störchin, und überkam ſie zuletzt. Nach verbrachtem Ehebruch flog die Störchin überfeld zu einem Brunnen, taufte und wuſch ſich, und kehrte wieder ins Neſt zurück, der Maßen, daß der alte Storch bei ſeiner Rückkunft nichts von der Untreue empfand. Das trieb nun die Störchin mit dem Ehebrecher fort, einen Tag wie den andern, bis ſie die Jungen ausgebrütet hatte. Ein Bauer aber auf dem Felde nahm es wahr und verwunderte ſich, was doch die Störchin alle Tage zum Brunnen flöge und badete; vermachte alſo den Brunnen mit

Reiſig und Steinen, und ſah von ferne zu, was geſchehen würde. Als nun die Störchin wieder kam und nicht zum Brunnen konnte, that ſie kläglich, mußte doch zuletzt ins Neſt zurückfliegen. Da aber der Storch ihr Mann heim kam, merkte er die Treuloſigkeit, fiel die Störchin an, die ſich heftig wehrte; endlich flog der Storch davon und kam nimmer wieder, die Störchin mußte die Jungen allein nähren. Nachher um St. Laurenztag, da die Störche fort zu ziehen pflegen, kam der alte Storch zurück, brachte unſäglich viel andre Störche mit, die fielen zuſammen über die Störchin, erſtachen und zerfleckten ſie in kleine Flecken. Davon iſt das gemeine Sprüchwort aufkommen: „du kannſt es nicht ſchmecken!“

493.

Herzog Heinrich in Baiern hält reine Straße.

Aventin Baier. Chronik Bl. 411b.

Herzog Heinrich zu Baiern, deſſen Tochter Elsbeth nach Brandenburg heurathete, und die Märker nur „dat ſchon Elſken uth Beyern“ nannten, ſoll das Rothwild zu ſehr lieb gehabt und den Bauern die Rüden durch die Zaun gejagt haben. Doch hielt er guten Frieden und litt Reuterei, oder wie die Kaufleute ſagten, Räuberei, gar nicht im Lande. Die Kaufleut hießen ſein Reich: im Roſengarten. Die Reuter aber klagten und ſagten: kein Wolf mag ſich in ſeinem Land erhalten, und dem Strang entrinnen.

Man ſagt auch ſonſt von ihm, daß er ſeine Vormünder, die ihn in großen Verluſt gebracht, ehe er zu ſeinen Jahren kam, gewaltig gehaßt, und ein Mal, als er über Land geritten, begegnete ihm ein Karrn, geladen mit Häſen. Nun kaufte er denſelben ganzen Karrn, ſtellte die Häſen neben einander her, und hob an zu fragen jeglichen Haſen: weß biſt du? Antwortete drauf ſelber „des Herzogs“ und ſprach dann: nun du mußt es bezahlen, und zerſchlug ihn. Welcher Haſen aber ſagte „er wäre der Regenten“ dem that er nichts, ſondern zog das Hütel vor ihm ab. Sagte nachmals: ſo haben meine Regenten mit mir regiert. Man nannt ihn nur den reichen Herzog; den Thurn zu Burghauſen füllte er mit Geld aus.

494.

Diez Schwinburg.

Vergl. Ioan. Trithemii chronicon. hirsaug. II, 181. 182.

Kaiſer Ludwig der Baier ließ im Jahr 1337 den Landfriedensbrecher Diez Schwinburg, mit ſeinen vier Knechten gefangen in München einbringen und zum Schwert verurtheilen. Da bat Diez die Richter, ſie möchten ihn und ſeine Knechte an eine Zeil, jeden acht Schuhe von einander ſtellen, und mit ihm die Enthauptung anfangen; dann wolle er aufſtehen und vor den Knechten vorbei laufen, und vor ſo vielen er vorbei gelaufen, denen möchte das Leben begnadigt ſeyn. Als ihm dieſes die Richter ſpottweiſe gewährt, ſtellte

er ſeine Knechte, je den liebſten am nächſten zu ſich, kniete getroſt nieder, und wie ſein Haupt abgefallen, ſtand er alsbald auf, lief vor allen vier Knechten hinaus, fiel alsdann hin und blieb liegen. Die Richter getrauten ſich doch den Knechten nichts zu thun, berichteten alles dem Kaiſer und erlangten, daß den Knechten das Leben geſchenkt wurde.

495.

Der geſchundene Wolf.

Aventin Bl. 376[a].

Herzog Otto von Baiern vertrieb des Pabſtes Legaten Albrecht, daß er flüchten mußte und kam nach Paſſau. Da zog Otto vor die Stadt, nahm ſie ein, und ließ ihn da jämmerlich erwürgen. Etliche ſagen: man habe ihn ſchinden laſſen, darum führen noch die von Paſſau einen geſchundenen Wolf. Auch zeigt man einen Stein, der Blutſtein geheißen, darauf ſoll Albrecht geſchunden und zu Stücken gehauen ſeyn. Es ſey ihm, wie es wolle: er hat den Lohn dafür empfangen, daß er ſo viel Unglück in der Chriſtenheit angeſtiftet.

496.

Die Gretlmühl.

Aventin Bair. Chronik Bl. 406[a].

Herzog Ott, Ludwigs von Baiern jüngſter Sohn, verkaufte Mark Brandenburg an Kaiſer Carl IV. um

200,000 Gülden, raumte das Land und zog nach Baiern. Da verzehrte er ſein Gut mit einer ſchönen Müllerin, Namens Margret, und wohnte im Schloß Wolfſtein, unterhalb Landshut. Dieſelbige Mühl wird noch die Gretlmühl genannt, und der Fürſt Otto der Finner, darum, weil er alſo ein ſolches Land verkauft. Man ſagt: Carl hab ihn im Kauf überliſtet und die Stricke an den Glocken im Land nicht bezahlt.

497.

Herzog Friedrich und Leopold von Oeſterreich.

Albertus argentin. p. 178. 179.
Königshofen, S. 127. 128.
Cölner Chronik 1499, fol. 250.
Vergl. Aventin S. 393. 396.

Da König Friedrich in der Gewalt Ludwig des Baiern gefangen lag auf einer Feſte, genannt Trausnitz *), kam ein wohl gelehrter Mann ein zu Herzog Leopold von Oeſtreich (des Gefangenen Bruder), und ſprach: „ich will Gut nehmen und den Teufel beſchwören, und zwingen, daß er muß euern Bruder, König Friedrich aus der Gefängniß her zu euch bringen.“ Alſo gingen die zwei, Herzog Leopold und der Meiſter in die Kammer; da trieb der Meiſter ſeine

*) Als der Gefangene hinein geführt wurde, und dieſen Namen ausſprechen hörte, rief er aus: ja wohl Trausnicht (Druwesnit), ich habe ſein je nicht getraut, daß ich ſo ſollte darein gebracht worden ſeyn.

Kunſt, und kam der Teufel zu ihnen in eines Pilgrims Weiſe, und ward geheißen, daß er König Friedrich brächte ohn allen Schaden. Der Teufel antwortete: er wolle das wohl thun, wo ihm der König folgen würde. Alſo fuhr der Teufel weg, kam zu Friedrich nach Trausnitz und ſprach: „ſitze her auf mich, ſo will ich dich bringen ohne Schaden zu deinem Bruder.“ Der König ſagte: „wer biſt du?“ Der Teufel verſetzte und ſprach: „frage nicht danach; willſt du aus der Gefängniß kommen, ſo thu, das ich dich heiße.“ Da ward dem Könige und denen, die ſein hüteten, grauen, und machten Kreuze vor ſich. Da verſchwand der Teufel.

Danach thät Herzog Leopold dem König Ludwig alſo weh mit Kriege, daß er mußte König Friedrich aus der Gefängniß laſſen. Doch mußte er ſchwören und verbürgen, König Ludwigen fürder nicht zu irren an dem Reiche.

498.
Der Markgräfin Schleier.

Berckenmeyer Antiquar S. 488.
Taſchenbuch für vaterl. Geſch. Wien 1811
Vergl. Naubert Volksmärchen III, 113—117. 130—138.

Agnes, Kaiſer Heinrichs IV. Tochter ſtand mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen von Oeſtreich, den achten Tag ihrer Hochzeit an einem Fenſter der Burg und redeten von der Stiftung eines Kloſters, um das ihm Agnes anlag. Indem kam ein ſtarker Wind und führte den Schleier der Markgräfin mit ſich fort

Leopold aber ſchlug ihr die Bitte mit den Worten ab: wenn ſich dein Schleier findet, will ich dir auch ein Kloſter bauen. Acht Jahre ſpäter geſchah es, daß Leopold im Walde jagte, und auf einem Hollunderſtrauch Agneſens Schleier hangen ſah. Dieſes Wunders wegen, ließ der Markgraf auf der Stelle, wo er ihn gefunden hatte, das Kloſter Neuburg bauen; und noch heutiges Tages weiſt man daſelbſt den Schleier ſowohl, als den Stamm des Hollunderbuſches.

499.

Der Brennberger (erſte Sage).

Ungedruckter Meiſterſang aus dem 15. Jahrh.

Der Brennberger, ein edler Ritter, war zu Wien an des Herzogs von Oeſtreich Hofe, und ſah die auserwählte Herzogin an, ihre Wangen und ihren rothen Mund, die blühten gleich den Roſen. Da ſang er Lieder zu ihrem Preis; wie ſelig wäre, der ſie küſſen dürfe, und wie kein ſchöner Frauenbild auf Erden lebe, als die ſein Herr beſitze und der König von Frankreich; dieſen beiden Weibern thue es keine gleich. Als die Herzogin von dieſem Lobe vernahm, ließ ſie den Ritter vor ſich kommen und ſprach: ach Brennberger, du allerliebſter Diener mein, iſt es dein Ernſt oder Scherz, daß du mich ſo beſingeſt? und wärſt du nicht mein Diener, nähm ich dirs übel. „Ich rede ohne Scherz — ſagte Brennberger — und in meinem Herzen ſeyd ihr die Schönſte auf Erden; zwar ſpricht

man von der Königin zu Frankreich Schönheit, doch kann ichs nicht glauben.“ Da ſprach die zarte Frau: Brennberger, allerliebſter Diener mein, ich bin dir hold, und bitte dich ſehr, nimm mein Gold und Silber und ſchaue die Königin, und ſieh, welche die Schönſte ſey unter uns zweien; bringſt du mir davon die Wahrheit, ſo erfreuſt du meinen Muth. „Ach edle Frau — ſagte der Brennberger — ich fürchte die Müh und die lange Reiſe; und brächt ich das zurück, das ihr nicht gerne hörtet, ſo wär mein Herze ſchwer; bring ich euch aber gute Mähr, daß ihr euch freuetet, ſo geſchäh's auch mir zu Lieb, darum will ich die Reiſe wagen. Die Frau ſprach: zeuch hin und laß dirs an nichts gebrechen, an Geſchmeide noch an Gewändern.

Brennberger aber ließ ſich ein Krämlein machen; darein that er, was Frauen gehöret, Gürtel und Spinnzeug, und wollte das als Krämerin feil tragen; und zog über Berg und Thal, im Dienſte ſeiner Frauen, bis er hin gen Paris kam. Zu Paris nahm er Herberg bei einem auserwählten Wirth, der unten am Berge wohnte, der gab ihm Futter und Streu, Speiſe und Trank aufs Freundlichſte. Brennberger hatte doch weder Ruh noch Raſt, winkte dem Wirth und frug ihn um Rath, wie ers anfange, der Königin unter Augen zu kommen; denn um ihrentwillen habe ihn die Herzogin aus Oeſtreich hergeſandt. Der Wirth ſprach: ſtellt euch dahin, wo ſie pflegt zur Kirche zu gehen, ſo ſehet ihr ſie ſicherlich.

Da kleidete ſich Brennberger fräulich an, nahm

ſeinen

ſeinen Kram und ſetzte ſich vors Burgthor, hielt Spindel und Seide feil. Endlich kam auch die Königin gegangen, ihr Mund brann wie ein Feuer und eilf Jungfrauen traten ihr nach. Gott grüß dich Krämerin, ſprach ſie im Vorübergang; was Schönes haſt du feil? Die Krämerin dankte tugendlich und ſagte: hochgelobte Königin, gnadet's anzuſchauen und kauft von mir ſammt euern Jungfrauen!

Abends ſpat ſprach die edle Königin: nun hat ſich die Krämerin vor dem Thore verſpätet; laßt ſie ein, fürwahr, ſie mag hennt bei uns bleiben. Und die Krämerin ſaß mit den Frauen züchtiglich zu Tiſch. Als das Mahl vollbracht war, ſagte die Königin: bei wem wollt ihr ſchlafen. Die Krämerin wär' gern daheim geweſen, antwortete: Gott Dank euch, edle Königin! geliebt's euch, ſo laßt mich allein liegen. Das wäre ſchlechte Ehre — verſetzte ſie — wohlan, ich hab zwölf Jungfrauen hier, bei der jüngſten ziemt euch zu liegen, da iſt euer Ehre gar wohl bewahrt. Alſo lag die Krämerin die lange Nacht bei der zarten Jungfrau, und hatte dreizehn Tage feil in der Burg, und jede Nacht ſchlief ſie bei einer andern Jungfrau. Wie nun die letzte Nacht kam, ſagte die Königin: hat ſie euch allen beigelegen, was ſollt ich's denn entgelten? Da wurde dem Brennberger angſt, daß es um ſein Leben geſchehen wäre, wenn er bei der Königin liegen müßte; und ſchlich ſich des Abends von dannen zu ſeinem Wirth, ſetzte ſich alsbald zu Pferd und ritt ohn Aufenthalt, bis er in die Stadt zu Wien kam.

Ach Brennberger, allerliebſter Diener mein, wie iſt es dir ergangen, was bringſt du guter Mähre? Edle Frau — antwortete der Ritter — ich habe Lieb und Leid gehabt, wie man noch nie erhört. Dreizehn Tage hatte ich feil meinen Kram vor dem Burgthor; nun möget ihr Wunder hören, welches Heil mir widerfuhr; jeden Abend wurde ich eingelaſſen, und mußte bei jeder Jungfrau beſonders liegen; ich fürchte mich, es könnte nicht ſo lang verſchwiegen bleiben, und die letzte Nacht wollte mich die Königin ſelber haben. — Weh mir, Brennberger, daß ich je geboren ward — ſprach die Herzogin — daß ich dir je den Rath gab, die edle Frau zu kränken; nun ſag mir aber, welche die Schönſte ſey unter uns zweien? — Frau, in Wahrheit, ſie iſt ſchön ohn Gleichen, nie ſah ich ein ſchöner Weib auf Erden; ein lichter Schein brach von ihrem Angeſicht, als ſie das erſte Mal vor meinen Kram ging, ſonderliche Kraft empfing ich von ihrer Schöne. — Ach Brennberger, gefällt ſie dir beſſer als ich, ſo ſollſt du auch ihr Diener ſeyn! — Nein, edle Frau, das ſag ich nicht; ihr ſeyd die Schönſte in meinem Herzen. — Nun ſprachſt du eben erſt, kein ſchöner Weib habeſt du nie geſehen — Wißt Frau, ſie hatte einen hohen Mund, darum ſeyd ihr ſchöner auch an Hals und Kinn; aber nach euch iſt die Königin das ſchönſte Weib, das ich je auf der Welt geſehen; das iſt meine allergrößte Klage, ob ich einen unrechten Tod an ihr verdient hätte!

500.

Der Brennberger (zweite Sage).

Fliegendes Blatt.

Als nun der edle Brennberger mannichfalt geſungen hatte von ſeiner ſchönen Frauen, da gewahrte es ihr Gemahl, ließ den Ritter fahen und ſagte: du haſt meine Frau lieb, das geht dir an dein Leben! Und zur Stunde ward ihm das Haupt abgehauen; ſein Herz aber gebot der Herr auszuſchneiden und zu kochen. Darauf wurde das Gericht der edlen Frau vorgeſtellt, und ihr rother Mund aß das Herz, das ihr treuer Dienſtmann im Leibe getragen hatte. Da ſprach der Herr: Frau, könnt ihr mich beſcheiden, was ihr jetzund gegeſſen habt? Die Frau antwortete: nein, ich weiß es nicht; aber ich möcht es wiſſen, denn es ſchmeckt mir ſchön. Er ſprach: fürwahr, es iſt Brennbergers Herz, deines Dieners, der dir viel Luſt und Scherz brachte, und konnte dir wohl dein Leid vertreiben. Die Frau ſagte: hab ich gegeſſen, das mir Leid vertrieben hat, ſo thu ich einen Trunk darauf zu dieſer Stund, und ſollte meiner armen Seele nimmer Rath werden; von Eſſen und Trinken kommt nimmer mehr in meinen Mund. Und eilends ſtund ſie auf, ſchloß ſich in ihre Kammer und flehte die himmliſche Königin um Hülfe an: es muß mich immer reuen um den treuen Brennberger, der unſchuldig den Tod erlitt um meinetwillen; fürwahr, er ward nie meines Leibes theilhaftig, und kam mir nie

ſo nah, daß ihn meine Arme umfangen hätten. Von der Zeit an kam weder Speiſe noch Trank über der Frauen Mund; eilf Tage lebte ſie, und am zwölften ſchied ſie davon. Ihr Herr aber, aus Jammer, daß er ſie ſo unehrlich verrathen, ſtach ſich mit einem Meſſer todt.

501.

Schreckenwalds Roſengarten.

Pſellionorus Luſtgarten. Straßb. 1621. S. 681. 682.

Unterhalb Mölk in Oeſtreich, auf dem hohen Agſtein, wohnte vor Zeiten ein furchtbarer Räuber, Namens Schreckenwald. Er lauerte den Leuten auf, und nachdem er ſie beraubt hatte, ſperrte er ſie oben auf dem ſteilen Felſen in einen engen, nicht mehr als drei Schritte langen und breiten Raum, wo die Unglücklichen vor Hunger verſchmachteten, wenn ſie ſich nicht in die ſchreckliche Tiefe des Abgrunds ſtürzen, und ihrem Elend ein Ende machen wollten. Ein Mal aber geſchah es, daß jemand kühn und glücklich ſpringend auf weiche Baumäſte fiel nnd herab gelangte. Dieſer offenbarte nun nach vollbrachter Rettung das Raubneſt, und brachte den Räuber gefangen, der mit dem Schwert hingerichtet würde. Sprüchwörtlich ſoll man von einem Menſchen, der ſich aus höchſter Noth nur mit Leib- und Lebensgefahr retten mag, ſagen: er ſitzt in Schreckenwalds Roſengärtlein.

502.

Margaretha Maultaſch.

Nachr. von Geſpenſtern. Frankf. 1737. S. 60—66.
Vergl Aventin Bl. 401ᵃ.

In Tyrol und Cärnthen erzählen die Einwohner viel von der umgehenden Margaretha Maultaſch, welche vor alten Zeiten Fürſtin des Landes geweſen, und ein ſo großes Maul gehabt, davon ſie benannt wird. Die Klagenfurther gehen nach der Betglocke nicht gern ins Zeughaus, wo ihr Panzer verwahret wird, oder ihr Vorwitz wird mit derben Maulſchellen geſtraft. Am großen Brunnen, da wo der aus Erz gegoſſene Drache ſteht, ſieht man ſie zu gewiſſen Zeiten auf einem dunkelrothen Pferde reiten. Unfern des Schloſſes Oſterwik ſtehet ein altes Gemäuer; manche Hirten, die da auf dem Felde ihre Heerden weideten, nahten ſich unvorſichtig und wurden mit Peitſchenhieben empfangen. Man hat darum gewiſſe Zeichen aufgeſteckt, über welche hinaus keiner dort ſein Vieh treibt; und ſelbſt das Vieh mag das ſchöne, fette Gras, das an dem Orte wächſt, nicht freſſen, wenn unwiſſende Hirten es mit Mühe dahin getrieben haben. Zumal aber erſcheint der Geiſt auf dem alten Schloſſe bei Meran, neckt die Gäſte, und ſoll ein Mal mit dem bloßen Schwerte auf ein neuvermähltes Brautpaar in der Hochzeitnacht eingehauen haben; doch ohne jemand zu tödten. In ihrem Leben war dieſe Margaretha kriegeriſch, ſtürmte und verheerte Burgen und Städte, und vergoß unſchuldiges Blut.

503.

Dieterichſtein in Kärnthen.

Hieron. Megiſer Chronik von Kärnthen II. 973.

Als bei fortwährender Belagerung des Schloſſes Dietrichſtein (im Jahr 1334) die Oberſten geſehen, daß ſie den Platz in die Länge wider die Frau Margaretha Maultaſch nicht erhalten möchten, da ſie ihnen zu mächtig geweſen; darzu dann auch kommen, daß ſie von Erzherzog Otten keine Hülf auf dies Mal zu verhoffen gehabt: ſind ſie hierauf mit einhelligem Gemüth auf einen Abend, da ein gewaltiger Nebel eingefallen, in aller Stille mit dem ganzen Kärnthiſchen Kriegsvolk von Dietrichſtein abgezogen und ganz glücklich in die Stadt St. Veit gekommen, deſſen ſich eine ganze Bürgerſchaft höchlich erfreut hat. Wie nun aber die Maultaſchiſchen folgendes Tages mit Stürmung angehalten, und keinen einigen Widerſtand befunden, konnten ſie leichtlich aus dem ſtillen Weſen abnehmen, daß die Unſern ſie betrogen und das Schloß ihnen leer verlaſſen hätten; darum Frau Maultaſch im Zorn entbrannt mit großem Geſchrei die Ihren nöthiget und zwang, die Mauern zu erſteigen und das Haus einzunehmen; welches ſie leichtlich, weil niemand darauf geweſen, thun können; und eroberten es alſo, und wurden die Mauern ungeſtümmiglich zerbrochen, die Thürm und Thore alle der Erden gleich eingeriſſen, die Zimmer verbrannt, und ließen ſie allda wenig Gebäu aufrecht ſtehen. Damit iſt Dieterichſtein

von der Maultaſch zerſtört und gränlich verwüſt worden, das doch die Herren von Dieterichſtein folgender Zeit wieder aufgebaut und in etwas bewohnt gemacht haben. Es iſt die gemeine Sage im Land, wie daß in dieſem verödeten Schloß ein groß unſäglich Gut ſoll verborgen liegen; wie dann heut zu Tage oft geſchehen ſoll, wenn man recht in das verfallne Gebäu kommt, daß ſich ein ſolches Werfen, Poltern und Sauſen erhebt, gleich als wenn es alles über einen Haufen werfen wollt; darum ſich denn auch niemand unterſtehen darf, lang' an dieſem Ort zu bleiben.

504.

Die Maultaſch-Schutt.

Megiſer Chronik von Kärnthen II, 974—977.
Valvaſſor Ehre von Crain. B. 15. S. 317.

Wie das Schloß Dieterichſtein von der Frau Margreth Maultaſch (im Jahr 1334) belagert und verwüſtet worden, ſind hiezwiſchen viel Herren und Landleut aus Kärnthen mit Weib und Kind in eilender Flucht gen Oſterwitz kommen, dem edeln und geſtrengen Herrn Reinher Schenk zugehörig, von dem ſie dann mit großen Ehren ſind empfangen worden. An dieſem Orte, als von Natur überaus ſtark und ungewinnlich, hatten ſie alle gute Hoffnung, mit den Ihren vor der Tyrannin ſicher zu bleiben. Es liegt aber Oſterwitz eine Meil Wegs von St. Veit gegen Völkelmarkt werts zu der rechten Hand, auf einem ſtarken und ſehr hohen Felſen, der an keinem Ort

mag weder geſtürmt noch angelaufen werden. Nun zog aber Frau Maultaſch mit ihrem Kriegsvolk ſtracks auf Oſterwitz zu, ſonderlich, nachdem ſie verſtanden, daß ein großer Adel allda beiſammen wäre; des endlichen Vorhabens, ſo lange davor zu liegen, bis ſie ſolches in ihre Gewalt bringen und der vorberührten Herren und Frauen würde habhaft ſeyn. Wie ſolches dem Herrn Reinher Schenk von ſeinen Kundſchaftern angekündet worden, hat er hierauf unverzogenlich ſeine Kriegsleute, derſelben nicht viel über drei Hundert geweſen, mit großem Fleiß auf die Wehren der Mauern und allenthalben auf dem hohen Berge geordnet, und gar nichts unterlaſſen, was auf dies Mal dazu gedienet. Hiezwiſchen kam die Frau Maultaſch ſo weit hinaus, daß ſie mit den Ihren das Feld weit und breit eingenommen, auch das Schloß in dem Gezirk alſo umringet, daß ſchier niemand zu den Belagerten kommen oder aus der Feſtung weichen konnte. Und weil die Tyrannin geſehen, daß es unmöglich, Oſterwitz zu begwaltigen, hat ſie demnach, in der Zeit der Belagerung, den armen Bauersleuten in den Dörfern, mit Brennen, Rauben, Morden und andern Gewaltthätigkeiten nicht geringen Schaden zugefügt; wie deſſen die zerbrochnen Schlöſſer und Burgen noch heutiges Tages genügſame Zeugniß geben. Doch als ſie zuletzt geſehen, daß ſie Zeit umſonſt und vergeblich vertrieben, auch mit all ihrer Gewalt wenig ausrichten würde, hat ſie ſo viel im Rath befunden, ihre Geſandten an Reinher Schenk zu verordnen, mit dem

Befehl: daß ſie ihn mit vielen und reichen Verheißungen dahin bewegen ſollten, das Schloß Oſterwitz ihr zu übergeben, und mit den Seinen frei abzuziehen. Als auf ſolche Werbung Herr Reinher Schenk abſchläglich antwortete und ſagen ließ „er müſſe ein Kind ſeyn, wenn er darauf horchen und nach ihren Drohungen fragen wollte“ alſo daß die Geſandten mit betrübtem Herzen ins Lager zurück kamen: riethen ihr alle, den Ort, da mit Gewalt nichts auszurichten wäre, auszuhungern, und mit ſolchem Mittel den kärnthiſchen Adel zum Brett zu treiben. Welchem getreuen Rath auch Frau Maultaſch nachkommen wollte, weil doch keine andere Gelegenheit vorhanden war, ihres Willens habhaft zu werden.

Weil dann nun dieſe Belagerung ziemlich lange gewähret, entſtand hiezwiſchen in dem Schloß zu Oſterwitz nicht allein unter den gemeinen Knechten, ſondern auch denen von Adel, ſonderlich aber bei dem Frauenzimmer ein großer Mangel in allen Sachen, vornehmlich aber an Waſſer, daß auch täglich viel umkamen. Dann es waren von den drei Hundert Knechten kaum Hundert überblieben, die ſich, gedrungener Weiſe, mit abſcheulicher Speiſe, als Katzen-, Hund- und Roß-Fleiſch erſättigen mußten. Indem ſich nun etliche vornehme Herren, und vom Adel deßwegen mit einander berathſchlagten, wie den Sachen zu thun wäre, erfanden ſie endlich einen trefflich guten und erwünſchten Weg. Denn, als ſie täglich den großen Jammer vermerkten, und ihnen gar ſchmerzlich war, daß ſie

ſammt Weib und Kindern in großem Unglück ſtanden, und noch zukünftiger Zeit mehrerm Unfall möchten unterworfen ſeyn, gingen ſie ſämmtlich zu Herrn Reinher Schenk und ſagten ihm: „wie ſie dies Mal nur durch einen liſtigen Fund, weil ſie keine Hülfe von Erzherzog Otto zu gewarten hätten, zu erretten wären. Nun hätten ſie eine gute und geſchwinde Kriegsliſt erdacht, damit den grimmen Feind ab ihrem Hals zu bringen. Nämlich, dieweil ſie geſehen, daß alle Eſſens-Speiſen und des Leibes Nothdurft nun bereits verzehrt, und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre, als ein dürrer Stier und zwei Vierling Roggen: ſo wäre ihr getreuer Rath, Gutdünken und Meinung, man ſollte hierauf den Stier abſchlachten, in deſſen abgezogene Haut den Roggen einſchütten, und ſie alſo, wohl vermacht, den Berg herab werfen. Wenn die Feinde dann ſolches ſähen, würde es ihnen Urſache geben zu denken: wir wären mit allerlei Nothdurft und Lebensmittel noch reichlich verſehen, und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit ausharren. Derowegen ſie unzweifelich würden aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheer abziehen.“ Dieſem Rath kam Herr Reinher Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen, den Roggen darein thun, und ſolche damit über den Berg abſtürzen, dem jedermann mit großer Verwunderung zugeſehen. Als aber ſolches Frau Maultaſch erfahren, thät ſie hierauf einen lauten hellen Schrei und ſagte: „ha! das ſind die Klaus-Rappen, ſo eine gute Zeit ihre Nahrung in

die Kluft zuſammen getragen, und auf den hohen Felſen ſich verſteckt haben, die wir nicht ſo leichtlich in unſern Klauen werden faſſen können; darum wir ſie in ihrem tiefen Neſt ſitzen und andere gemäſtete Vögel ſuchen wollen.“ Hat von Stund an darauf ihren Kriegsleuten geboten, daß ein jeder inſonderheit ſeine Sturm-Haube voll Erde faſſen und ſolches auf einem ebenen Felde, gleich gegen Oſterwitz über, ausſchütten ſollte. Welches, als es beſchehen, iſt aus derſelben Erde ein ziemlich groß Berglein worden, das man lange Zeit im Land zu Kärnthen die Maultaſch-Schutt genannt hat. Noch vor Kurzem, im Jahr 1580 hat Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, als Landes-Hauptmann von Kärnthen, der Frau Maultaſch Bildniß in ſchönem, weißem Stein ausgehauen laſſen, welche Säul das Kreuz bei der Maultaſch-Schutt genannt worden.

505.

Radbod von Habsburg.

Felix Faber hist. suev. Lib. II.
Joh. Müller I, 262. not. 161.

Im zehnten Jahrhundert gründete Radbod auf ſeinem eigenen Gute im Aargau eine Burg, genannt Habsburg (Habichtsburg, Felſenneſt), klein aber feſt. Als ſie vollendet war, kam Biſchof Werner, ſein Bruder, der ihm Geld dazu hergegeben, den Bau zu ſehen, und war unzufrieden mit dem kleinen Umfang. Nachts aber ließ Graf Radbod ſeine Dienſt-

mannen aufbieten und die Burg umringen. Als nun der Biſchof Morgens ausſchaute, und ſich verwunderte, ſprach ſein Bruder: ich hab eine lebendige Mauer erbaut, und die Treue tapferer Männer iſt die feſteſte Burg.

506.

Rudolf von Strättlingen.

Chronik von Einigen und Strättlingen.
Wyß Schweizerſagen S. 187—194. Vergl. 329.

König Rudolf von Burgund herrſchte mächtig zu Strättlingen auf der hohen Burg; er war gerecht und mild, baute Kirchen weit und breit im Lande; aber zuletzt übernahm ihn der Stolz, daß er meinte, niemand und ſelbſt der Kaiſer nicht, ſey ihm an Macht und Reichthum zu vergleichen. Da ließ ihn Gott der Herr ſterben; alsbald nahte ſich der Teufel und wollte ſeine Seele empfangen; drei Mal hatte er ſchon die Seele ergriffen, aber Sanct Michael wehrte ihm. Und der Teufel verlangte von Gott, daß des Königs Thaten gewogen würden; und weſſen Schale dann ſchwerer ſey, dem ſolle der Zuſpruch geſchehen. Michael nahm die Wage, und warf in die eine Schale, was Rudolf Gutes, in die andere, was er Böſes gethan hatte; und wie die Schalen ſchwankten, und ſachte die gute niederzog, wurde dem Teufel angſt, daß ſeine auffahre; und ſchnell klammerte er ſich von unten dran feſt, daß ſie ſchwer hinunter ſank. Da rief Michael: wehe, der erſte Zug geht zum Gericht!

Drauf hebt er zum zweiten Mal die Wage, und abermal hängte ſich Satan unten dran, und machte ſeine Schale laſtend; wehe — ſprach der Engel — der zweite Zug geht zum Gericht! Und zum dritten Mal hob er und zögerte; da erblickte er die Krallen des Drachen am ſchmalen Rand der Wagſchale, die ſie niederdrückten. Da zürnte Michael und verfluchte den Teufel, daß er zur Hölle fuhr; langſam nach langem Streit hob ſich die Schale des Guten um eines Haares Breite, und des Königs Seele war gerettet.

507.

Idda von Toggenburg.

Vita S. Iddae cum genealogiis comitum de Tokenburg aus dem Altdeutſchen von Albr. v. Bonſtetten, im Jahr 1481 überſetzt. repr. Costanc. 1685. 8.
Tſchudi ad 1142. 1177.
Vergl. Joh. Müller I. 402. 403.

Ein Rabe entführte der Gräfin Idda von Tokenburg, des Geſchlechtes von Kirchberg, ihren Brautring durch ein offenes Fenſter. Ein Dienſtmann des Grafen Heinrichs, ihres Gemahls, fand und nahm ihn auf; der Graf erkannte ihn an deſſen Finger. Wüthend eilte er zu der unglücklichen Idda, und ſtürzte ſie in den Graben der hohen Tokenburg; den Dienſtmann ließ er am Schweif eines wilden Pferdes die Felſen herunter ſchleifen. Indeß erhielt ſich die Gräfin im Herabfall an einem Geſträuch, wovon ſie ſich Nachts losmachte. Sie ging in einen Wald, lebte

von Waſſer und Wurzeln; als ihre Unſchuld klar geworden, fand ein Jäger die Gräfin Idda. Der Graf bat viel; ſie wollte nicht mehr bei ihm leben, ſondern blieb ſtill und heilig im Kloſter zu Fiſchingen.

508.

Auswanderung der Schweizer.

Weſtfrieſenlied, noch lautbar in Oberhaſli, ausgezogen in Spaziers Wanderungen durch die Schweiz. S. 343. ff.
Etterlins Chronik. Baſel 1764. S. 18 19. 20.
Vergl. Joh. Müller Buch I. c. 15.

Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Frieſen *); über daſſelbe kam Hunger und theure Zeit. In dieſer Noth ſammelte ſich die Gemeinde; durch die meiſten Stimmen wurde beſchloſſen, daß jeden Monat das Volk zuſammen kommen und looſen ſollte; wen das Loos träfe, der müſſe bei Lebensſtrafe aus dem Land ziehen, Hohe und Niedere, Männer, Weiber und Kinder. Dies geſchah eine Zeit lang; aber es half bald nicht aus, und man wußte den Menſchen keine Nahrung mehr zu finden. Da verſammlete ſich nochmals der Rath und verordnete: es ſolle nun alle acht Tage der zehnte Mann looſen, auswandern, und nimmermehr wiederkehren. So geſchah der Ausgang aus dem Land in Mitternacht, über hohe Berge und tiefe

*) Das Lied nennt den damaligen König Riſbert und den Grafen Chriſtoph von Oſtfriesland.

Thäler, mit großem Wehklagen aller Verwandten und Freunde; die Mütter führten ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen die Schweden, zuſammen ſechs Tauſend Männer, groß wie die Rieſen, mit Weib und Kindern, Hab' und Gut. Sie ſchwuren ſich einander nie zu verlaſſen, und erwählten drei Hauptleute über ſich durchs Loos, deren Namen waren Switer (Schweizer), Swey und Haſius. Zwölf Hundert Frieſen ſchloſſen ſich ihnen an. Sie wurden reich an fahrendem Gut durch ihren ſieghaften Arm. Als ſie durch Franken zogen und über den Rheinſtrom wollten, ward es Graf Peter von Franken kund, und andern; die machten ſich auf, wollten ihren Zug wehren und ihnen die Straße verlegen. Die Feinde dachten, mit ihrem ſtarken Heer das arme Volk leicht zu bezwingen, wie man Hunde und Wölfe jagt, und ihnen Gut und Waffen zu nehmen. Aber die Schweizer ſchlugen ſich glücklich durch, machten große Beute und baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo ſie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte ſie Gott in die eine Gegend, die hieß das Brochenburg. Da wuchs gut Fleiſch und auch Milch, und viel ſchönes Korn, daſelbſt ſaßen ſie nieder und bauten Schwytz, genannt nach Schwyzer ihrem erſten Hauptmann. Das Volk mehrte ſich, in dem Thal war nicht Raum genug, ſie hatten manchen ſchweren Tag, eh ihnen das Land Nutzen gab; den Wald ausrotten war ihr Geigenbogen. Ein Theil der Menge zog ins Land an den ſchwarzen Berg, der

jetzt Braun=eck heißt. Sie zogen über das Gebirg ins Thal, wo die Aar rinnt, da werkten ſie emſig zu Tag und Nacht, und bauten Hütten. Die aber aus der Stadt Häßle in Schweden ſtammten, beſetzten Hasli im Weißland (Oberhaſli) und wohnten daſelbſt unter Haſius dem dritten Hauptmann. Der Graf von Habsburg gab ihnen ſeine Erlaubniß dazu. Gott hatte ihnen das Land gegeben, daß ſie drinnen ſeyn ſollten; aus Schweden waren ſie geboren, trugen Kleider aus grobem Zwilch, nährten ſich von Milch, Käſ' und Fleiſch, und erzogen ihre Kinder damit.

Hirten wußten noch zwiſchen 1777 — 80 zu erzählen: wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, aus Thal in Thal, nach Frutigen, Oberſibenthal, Sanen, Afflentſch und Jaun gezogen; jenſeits Jaun wohnen andere Stämme. Die Berge waren aber vor den Thälern bewohnt.

509.

Die Ochſen auf dem Acker zu Melchtal.

Etterlin S. 25.

Es ſaß zu Sarnen einer von Landenberg, der war daſelbſt Vogt; der vernahm, daß ein Landmann im Melchtal einen hübſchen Zug Ochſen hätte, da fuhr er zu, ſchickte einen Knecht und hieß ihm die Ochſen bringen; „Bauern ſollten den Pflug ziehen, er wolle die Ochſen haben." Der Knecht that, was ihm befohlen war; nun hatte der arme fromme Landmann

einen Sohn; als der Knecht die Joche der Ochſen aufbinden wollte, ſchlug der Sohn mit dem Garb (Stecken) dem Knecht den Finger entzwei. Der gehub ſich übel, lief heim und klagte. Der gute arme Knab verſah ſich wohl: wo er nicht wiche, daß er darum leiden müßte, floh und entrann. Der Herr ward zornig und ſchickte noch mehr Leute aus, da war der Junge entronnen; da fingen ſie den alten Vater, dem ließ der Herr die Augen ausſtechen, und nahm ihm, was er hatte.

510.

Der Landvogt im Bad.

Etterlin S. 25. 26.

Zu den Zeiten war auch ein Biedermann auf Allzellen im Wald geſeſſen, der hatte eine ſchöne Frau, die gefiel dem Landvogt, und hätte ſie gern zu ſeinem Willen gehabt. Weil er aber ſah, daß das wider den Willen der Frau war, und ſie ihn bat, abzuſtehen, und ſie unbekümmert zu laſſen, denn ſie wolle fromm bleiben: da dachte er die Frau zu zwingen. Eines Tages ritt er zu der Frauen Haus; da war der Mann ungefähr zu Holz gefahren; da zwang er die Frau, daß ſie ihm ein Bad machen mußte, das that ſie unwillig. Da das Bad gemacht war, ſaß der Herr hinein, und wollte, daß die Frau ſich zu ihm ins Bad ſetzte; das war die gute Frau nicht Willens, und verzog die Sache ſo lange ſie mochte,

bat Gott, daß er ihre Ehre beſchirmen und beſchützen möge. Und Gott der Herr verließ ſie in ihren Nöthen nicht; denn da ſie am größten waren, kam der Mann eben bei Zeit aus dem Walde; und wäre er nicht gekommen, ſo hätte die Frau des Herrn Willen thun müſſen. Da der Mann gekommen war, und ſeine Frau traurig ſtehen ſah, fragte er, was ihr wäre, warum ſie ihn nicht fröhlich empfänge? Ach lieber Mann — ſagte ſie — unſer Herr iſt da innen, und zwang mich, ihm ein Bad zu richten; und wollte gehabt haben, daß ich zu ihm ſäße, ſeinen Muthwillen mit mir zu verbringen, das hab' ich nicht wollen thun. Der Mann ſprach: iſt dem alſo, ſo ſchweig ſtill, und ſey Gott gelobt, daß du deine Ehre behalten haſt; ich will ihm ſchon das Bad geſegnen, daß ers keiner mehr thut. Und ging hin zum Herrn, der noch im Bad ſaß, und der Frauen wartete, und ſchlug ihn mit der Axt zu Tode. Das alles wollte Gott.

511.

Der Bund in Rütli.

Etterlin S. 26. 27. 28.

Einer von Schwitz, genannt Stöffacher, ſaß zu Steinen, dießhalb der Burg, der hatte gar ein hübſches Haus erbaut. Da ritt auf eine Zeit Grißler, Vogt zu des Reichs Handen in Uri und Schwitz, vorüber, rief dem Stöffacher und fragte: weß die ſchöne Herberg wäre? Sprach der Mann: „euer Gnaden

und mein Leben“ wagte aus Furcht nicht zu ſprechen, ſie iſt mein. Grißler ſchwieg ſtill, und zog heim. Nun war der Stöffacher ein kluger, verſtändiger Mann, hatte auch eine fromme, weiſe Frau; der ſetzte ſich die Sache zu Herzen und dachte, der Vogt nähme ihm noch Leib und Gut. Die Frau aber, als ſie ihn bekümmert ſah, fragte ihn aus; er ſagte ihr alles. Da ſagte ſie: deß wird noch Rath, geh und klag es deinen vertrauten Freunden. So geſchah es bald, daß drei Männer zuſammen kamen, einer von Uri, der von Schwitz und der Unterwaldner, dem man den Vater geblendet hatte. Dieſe drei ſchwuren heimlich den erſten Eid, des ewigen Bundes Anfang, daß ſie wollten Recht mehren, Unrecht niederdrücken, und Böſes ſtrafen; darum gab ihnen Gott Glück. Wann ſie aber ihre heimliche Anſchläge thun wollten, fuhren ſie an den Mittenſtein, an ein Ende, heißt **im Bettlin**, da tageten ſie zuſammen im Rütli.

512.

Wilhelm Tell.

Zuerſt bei Peter Etterlin von Lucern, Baſel 1764. S. 28 — 31.
Stumpf und andere.
Spiel vom Tell und altes Volkslied.

Es fügte ſich, daß des Kaiſers Landvogt, genannt der **Grißler**, *) gen Uri fuhr; als er da eine

*) Sonſt **Geßler**. Spiel und Lied nennen ihn gar nicht mit Namen.

Zeit wohnte, ließ er einen Stecken unter der Linde, da jedermann vorbei gehen mußte, richten, legte einen Hut drauf, und hatte einen Knecht zur Wacht dabei ſitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Ausruf: wer der wäre, der da vorüber ginge, ſollte ſich dem Hut neigen, als ob der Herr ſelber zugegen ſey; und überſähe es einer und thäte es nicht, den wollte er mit ſchweren Bußen ſtrafen. Nun war ein frommer Mann im Lande, hieß Wilhelm Tell, der ging vor dem Hut über und neigte ihm kein Mal: da verklagte ihn der Knecht, der des Hutes wartete bei dem Landvogt. Der Landvogt ließ den Tell vor ſich bringen und fragte: warum er dem Stecken und Hut nicht neige, als doch geboten ſey? Wilhelm Tell antwortete: lieber Herr, es iſt von ungefähr beſchehen; dachte nicht, daß es euer Gnad ſo hoch achten und faſſen würde; wär ich witzig, ſo hieß ich anders dann der Tell. Nun war der Tell gar ein guter Schütz, wie man ſonſt keinen im Lande fand, hatte auch hübſche Kinder, die ihm lieb waren. Da ſandte der Landvogt, ließ die Kinder holen, und als ſie gekommen waren, fragte er Tellen, welches Kind ihm das allerliebſte wäre? Sie ſind mir alle gleich lieb. Da ſprach der Herr: Wilhelm, du biſt ein guter Schütz, und find't man nicht deins gleichen; das wirſt du mir jetzt bewähren; denn du ſollſt deiner Kinder einem den Apfel vom Haupte ſchießen. Thuſt du das, ſo will ich dich für einen guten Schützen achten. Der gute Tell erſchrak, fleht um Gnade, und daß man ihn

ſolches erließe, denn es wäre unnatürlich; was er ihn ſonſt hieße, wolle er gern thun. Der Vogt aber zwang ihn mit ſeinen Knechten, und legte dem Kinde den Apfel ſelbſt aufs Haupt. Nun ſah Tell, daß er nicht ausweichen konnte, nahm den Pfeil, und ſteckte ihn hinten in ſeinen Göller, den andern Pfeil nahm er in die Hand, ſpannte die Armbruſt, und bat Gott, daß er ſein Kind behüten wolle; zielte und ſchoß glücklich ohne Schaden den Apfel von des Kindes Haupt. Da ſprach der Herr, das wäre ein Meiſterſchuß; aber eins wirſt du mir ſagen: was bedeutet, daß du den erſten Pfeil hinten ins Göller ſtießeſt? Tell ſprach: das iſt ſo Schützen Gewohnheit. Der Landvogt ließ aber nicht ab, und wollte es eigentlich hören; zuletzt ſagte Tell, der ſich fürchtete, wenn er die Wahrheit offenbarte: wenn er ihm das Leben ſicherte, wolle ers ſagen. Als das der Landvogt gethan, ſprach Tell: nun wohl! ſintemal ihr mich des Lebens geſichert habt, will ich das Wahre ſagen. Und fing an und ſagte: ich hab es darum gethan, hätte ich des Apfels gefehlt, und mein Kindlein geſchoſſen, ſo wollte ich euer mit dem andern Pfeil nicht gefehlt haben. Da das der Landvogt vernahm, ſprach er: dein Leben iſt dir zwar zugeſagt; aber an ein Ende will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nimmer beſcheinen; ließ ihn fangen und binden, und in denſelben Nachen legen, auf dem er wieder nach Schwitz ſchiffen wollte. Wie ſie nun auf dem See fuhren, und kamen bis gen Aren hinaus, ſtieß ſie

ein grauſamer ſtarker Wind an, daß das Schiff ſchwankte, und ſie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr dem Fahrzeug vor den Wellen zu ſteuern. Indem ſprach einer der Knechte zum Landvogt „Herr, hießet ihr den Tell aufbinden, der iſt ein ſtarker, mächtiger Mann, und verſteht ſich wohl auf das Wetter: ſo möchten wir wohl aus der Noth entrinnen“ Sprach der Herr, und rief dem Tell: willt du uns helfen und dein Beſtes thun, daß wir von hinnen kommen? ſo will ich dich heißen aufbinden. Da ſprach der Tell: ja gnädiger Herr, ich wills gerne thun, und getraue mirs. Da ward Tell aufgebunden, und ſtand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch ſo lugte er allenthalben auf ſeinen Vortheil und auf ſeine Armbruſt, die nah bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen einer großen Platte — die man ſeither ſtets genannt hat „des Tellen Platte“ und noch heut bei Tag alſo nennet — däucht es ihm Zeit zu ſeyn, daß er entrinnen konnte; rief allen munter zu, feſt anzuziehen, bis ſie auf die Platte kämen, denn wann ſie davor kämen, hätten ſie das Böſeſte überwunden. Alſo zogen ſie der Platte nah, da ſchwang er mit Gewalt, als er dann ein mächtig ſtark Mann war, den Nachen, griff ſeine Armbruſt, und that einen Sprung auf die Platte, ſtieß das Schiff von ihm, und ließ es ſchweben und ſchwanken auf dem See. Lief durch Schwitz ſchattenhalb, (im dunkeln Gebirg) bis daß er kam gen Küßnach in die hohle Gaſſen; da war er vor dem Herrn hingekommen,

und wartete ſein daſelbſt. Und als der Landvogt mit ſeinen Dienern geritten kam, ſtand Tell hinter einem Staudenbuſch, und hörte allerlei Anſchläge, die über ihn gingen, ſpannte die Armbruſt auf, und ſchoß einen Pfeil in den Herrn, daß er todt umfiel. Da lief Tell hinter ſich über die Gebirge gen Uri, fand ſeine Geſellen, und ſagte ihnen, wie es ergangen war.

513.

Der Knabe erzählts dem Ofen.

Etterlin, S. 42. 43.
J. Müller II. 92. Vergl. U. 215. von der Zürcher Mordnacht.

Als auch Lucern dem ewigen Bunde beigetreten war, da wohnten doch noch Öſtreichiſch-geſinnte in der Stadt, die erkannten ſich an den rothen Ärmeln, welche ſie trugen. Dieſe Rothärmel verſammelten ſich einer Nacht unter dem Schwibbogen, Willens die Eidgenoſſen zu überfallen. Und wiewohl ſonſt niemand um ſo ſpäte Zeit an den Ort zu gehen pflegte, geſchah es damals durch Gottes Schickung: daß ein junger Knab unter dem Bogen gehen wollte, der hörte die Waffen klingen und den Lärm, erſchrak und wollte fliehen. Sie aber holten ihn ein und drohten hart: wenn er einen Laut von ſich gebe, müſſe er ſterben. Drauf nahmen ſie ihm einen Eid ab, daß ers keinem Menſchen ſagen wolle; er aber hörte alle ihre Anſchläge, und entlief ihnen unter dem Getümmel, ohne daß man ſein achtete. Da ſchlich er und

lugte, wo er Licht ſähe; und ſah ein groß Licht auf der Metzgerſtube, war frey, und legte ſich dahinten auf den Ofen. Es waren noch Leute da, die tranken und ſpielten. Und der gute Knab fing laut zu reden an: o Ofen, Ofen! und redete nichts weiter. Die andern hatten aber kein Acht drauf. Nach einer Weile fing er wieder an: „o Ofen, Ofen, dürft ich reden.“ Das hörten die Geſellen, ſchnarzten ihn an: was Gefährts treibſt du hinterm Ofen? hat er dir ein Leid gethan, biſt du ein Narr, oder was ſonſt, daß du mit ihm ſchwatzeſt? Da ſprach der Knab: nichts, nichts, ich ſage nichts, aber eine Weile drauf hub er an zum dritten Mal, und ſagte laut:

o Ofen Ofen, ich muß dir klagen,
ich darf es keinem Menſchen ſagen;

ſetzte hinzu „daß Leute unterm Schwibbogen ſtünden, die wollten heunt einen großen Mord thun.“ Da die Geſellen das hörten, fragten ſie nicht lange nach dem Knaben, liefen und thatens jedermann kund, daß bald die ganze Stadt gewarnt wurde.

514.

Der Lucerner Harſchhörner.

Etterlin S. 11.
Simler Eidgnoſſenſchaft. Zürch 1645. 8. S. 340.

Die Schweizer brauchen Trompeten, Trummeln und Pfeiffen, doch iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem landsknechtiſchen und eidgnößiſchem Schlag; denn der iſt etwas gemächer. Die von Uri haben einen

Mann dazu verordnet, den man den **Stier von Uri** nennt, der im Krieg ein Horn von einem wilden Urochſen bläſt, ſchön mit Silber beſchlagen. Die von Lucern brauchen aber ehrine Harſchhörner, die gab ihnen König Carl zu Ehren, als ſie tapfer ſtritten in der runcifaller Schlacht. Da gönnte er ihnen, daß ſie immerdar Hörner führen möchten und ſollten, wie ſie Roland ſein eigner Vetter auch geführt.

515.

Urſprung der Welfen.

Reiner Reinek von Steinheim brandenburger Chronica. Wittenberg 1580. 4. gleich Eingangs nach alten Chroniken.
Crusius ann. suev. dod. I. p. 337. (nach Bruſch ex relatu senium.)
Bucelinus, monachus weingartensis in Germ. s. et prof. T. 2. p. 363.

Warin war ein Graf zu Altorf und Ravensburg in Schwaben, ſein Sohn hieß **Iſenbart** und **Irmentrut** deſſen Gemahlin. Es geſchah, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf ein Mal zur Welt brachte; als das Irmentrut die Gräfin hörte, rief ſie aus: es iſt unmöglich, daß dies Weib drei Kinder von einem Mann haben könne, ohne Ehbruch. Dieſes redete ſie öffentlich vor Graf Iſenbart ihrem Herrn und allem Hofgeſinde „und dieſe Ehbrecherin verdiene nichts anders, als in einen Sack geſteckt und ertränkt zu werden.“

Das nächſte Jahr wurde die Gräfin ſelbſt ſchwanger, und gebar, als der Graf eben ausgezogen war, zwölf Kindlein, eitel Knaben. Zitternd und zagend,

daß man ſie nun gewiß, ihren eigenen Reden nach, Ehbruchs zeihen würde, befahl ſie der Kellnerin, die andern elfe (denn das zwölfte behielt ſie) in den nächſten Bach zu tragen, und zu erſäufen. Indem nun die Alte dieſe elf unſchuldigen Knäblein in ein großes Becken gefaßt, in den vorfließenden Bach, die Scherz genannt, tragen wollte: ſchickte es Gott, daß der Iſenbart ſelber heim kam, und die Alte frug, was ſie da trüge? Welche antwortete: es wären Welfe oder junge Hündlein. Laß ſchauen — ſprach der Graf — ob mir einige zur Zucht gefallen, die ich zu meiner Nothdurft hernach gebrauchen will. Ei, ihr habt Hunde genug — ſagte die Alte und weigerte ſich — ihr möchtet ein Grauen nehmen, ſähet ihr einen ſolchen Wuſt und Unluſt von Hunden. Allein der Graf ließ nicht ab, und zwang ſie hart, die Kinder zu blößen und zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, wiewohl klein, doch von adlicher, ſchöner Geſtalt und Art, fragte er heftig und geſchwind: weß die Kinder wären. Und als die alte Frau bekannte, und ihn des ganzen Handels verſtändigte „wie daß nämlich die Kindlein ſeinem Gemahl zuſtünden, auch aus was Urſach ſie hätten umgebracht werden ſollen" befahl der Graf dieſe Welfen einem reichen Müller der Gegend, welcher ſie aufziehen ſollte; und verbot der Alten ernſtlich, daß ſie wiederum zu ihrer Frau ohne Furcht und Scheu gehen, und nichts anders ſagen ſollte, als: ihr Befehl ſey ausgerichtet und vollzogen worden.

Sechs Jahre hernach ließ der Graf die elf Knaben, adlich geputzt und geziert in ſein Schloß, da itzo das Kloſter Weingarten ſtehet, bringen, lud ſeine Freundſchaft zu Gaſt, und machte ſich fröhlich. Wie das Mahl ſchier vollendet war, hieß er aber die elf Kinder, alle roth gekleidet, einführen; und alle waren dem zwölften, den die Gräfin behalten hatte, an Farbe, Gliedern, Geſtalt und Größe ſo gleich: daß man eigentlich ſehen konnte, wie ſie von einem Vater gezeugt, und unter einer Mutter Herzen gelegen wären.

Unterdeſſen ſtand der Graf auf, und frug feierlich ſeine geſammte Freundſchaft: was doch ein Weib, die ſo herrlicher Knaben elfe umbringen wollen, für einen Tod verſchulde? Machtlos und ohnmächtig ſank die Gräfin bei dieſen Worten hin; denn das Herz ſagte ihr, daß ihr Fleiſch und Blut zugegen waren; als ſie wieder zu ſich gebracht worden, fiel ſie dem Grafen mit Weinen zu Füßen, und flehte jämmerlich um Gnade. Da nun alle Freunde Bitten für ſie einlegten, ſo verzieh der Graf ihrer Einfalt und kindlichen Unſchuld, aus der ſie das Verbrechen begangen hatte. Gottlob, daß die Kinder am Leben ſind.

Zum ewigen Gedächtniß der wunderbaren Geſchichte, begehrte und verordnete in ſeiner Freunde Gegenwart der Graf: daß ſeine Nachkommen ſich fürder nicht mehr Grafen zu Altorf, ſondern Welfen, und ſein Stamm der Welfen Stamm heißen ſollten. —

Andere berichten des Namens Entſtehung auf folgende verſchiedene Art:

Der Vorfahre dieſes Geſchlechtes habe ſich an des Kaiſers Hof aufgehalten, als er von ſeiner eines Sohns entbundenen Gemahlin zurück gerufen wurde. Der Kaiſer ſagte ſcherzweiſe: was eilſt du um eines Welfen willen, der dir geboren iſt? Der Ritter antwortete: weil nun der Kaiſer dem Kind den Namen gegeben, ſolle das gelten; und bat ihn, es zur Taufe zu halten, welches geſchah.

516.

Welfen und Giblinger.

Alte Zuſätze zu Königshofen, ed. Schilter S. 424. Vergl. Pfiſter ſchwäb. Geſch. II. S. 176.

Herzog Friedrich von Schwaben, Conrads Sohn, überwand die Baiern unter ihrem Herzog Heinrich, und deſſen Bruder Welf in dem Rieß (Holz) bei Neresheim. Welf entfloh aus der Schlacht, wurde aber im nächſten Streit vor Winſperg erſtochen. Und war die Krei (Schlachtgeſchrei) des bairiſchen Heeres: hie Welf! Aber der Schwaben „hier Gibling!“ und ward die Krei genommen von einem Wiler, darin die Säugamme Friedrichs war; und wollte damit bezeugen, daß er durch ſeine Stärke, die er durch die Bauernmilch empfangen hätte, die Welfen überwinden könne.

517.

Herzog Bundus, genannt der Wolf.

Lirer ſchwäb. Chronik. Cap. 17.

Herzog Balthaſar von Schwaben hatte Herzog Albans von München Tochter zur Ehe, die gebar ihm in vierzehn Jahren kein Kind. Da hatte der Herzog einen Jäger, dem er in allen Dingen traute; mit dem legte ers an, wenn des Jägers Frau ſchwanger würde, daß er es heimlich hielte, ſo ſollte ſein Gemahl thun, als ob ſie ſchwanger wäre. Wann dann ſein Weib geneſe, ſolle er das Kind bringen, und es die Herzogin für ihres ausgeben. Das geſchah. Da war große Freude, und nannten das Kind Bundus. Nun hatten des Jägers Nachbarn zu derſelben Nacht etwas ungeheures gehört, die fragten: was es geweſen wäre? Er ſagte ihnen: ſeine Jagdhunde hätten geweifet. Da der Knabe vierzehn Jahr alt war, da wollt er nun bei den Jägern ſeyn; und da er in dem zwei und zwanzigſten Jahr war, ſtarb der alte Herzog; da wollten ſie dem jungen eine Frau geben, die Herzogin von Geldern. Indem ſchlug der Jäger einen am Hof, und wurde in den Thurn gelegt; da kam des Jägers Weib, begehrte heimlich mit dem Herrn zu reden. Das trieb ſie ſo ernſtlich, daß ſie der Herr ein hieß gehn, und jedermann hinaus. Da fiel ſie ihm um den Hals und ſprach: herzlieber Sohn! und ſagte ihm, daß der Jäger ſein Vater wäre, und wie es ein Geſtalt hätte

ganz überall. Da erſchrak er von Herzen ſehr, und beſandte ſeinen Beichtvater; der wollte ihm nicht rathen ein Weib zu nehmen, er möge dann ſeine Seele verlieren. Da nahm er Hugo des Herrn vom Heiligenberg Sohn zu ſich, und hieß ihm die Herzogin von Geldern geben, mit aller Landsherren Willen; und kam mit ihnen überein, daß dieſer ſein Lebtag das Herzogthum inhaben und beherrſchen ſollte. Herzog Bundus aber nahm viel Geld und einige liegende Güter, damit kam er ins Gotteshaus Altorf, diente Gott ernſtlich neun und zwanzig Jahr. Und als er ſterben wollte, beſandte er Herzog Hugo und die mächtigſten Landesherren, und offenbarte ihnen, weß Sohn er wäre, und den ganzen Verlauf. Da ward er geheißen Herzog Wolf, (Welf) und alſo in die Gedächtniß und Jahrzahl geſchrieben.

518.

Heinrich mit dem güldenen Wagen.

Annalista Saxo p. 660.
Lüdewig reliq. T. 8. p. 150.
Bange thür. Chron. Bl. 30. 31.
Aventin bair. Chron. Bl. 304 und 363.

Zu Zeiten König Ludwigs von Frankreich lebte in Schwaben Eticho der Welf, ein reicher Herr, geſeſſen zu Ravenſpurg und Altorf; ſeine Gemahlin hieß Judith, Königstochter aus Engelland, und ihr Sohn Heinrich. Eticho war ſo reich und ſtolz, daß er einen güldenen Wagen im

Schilde führte, und wollte ſein Land weder von Kaiſer noch König in Lehen nehmen laſſen; verbot es auch Heinrich ſeinem Sohne. Dieſer aber, deſſen Schweſter Kaiſer Ludwig vermählt war, ließ ſich ein Mal von derſelben bereden: daß er dem Kaiſer ein Land abforderte, und bat, ihm ſo viel zu verleihen, als er mit einem güldenen Wagen in einem Vormittag umfahren könnte in Baiern. Das geſchah, Ludwig aber traute ihm nicht ſolchen Reichthum zu, daß er einen güldenen Wagen vermöchte. Da hatte Heinrich immer friſche Pferde, und umfuhr ein groß Fleck Lands, und hatte einen güldenen Wagen im Schooß. Ward alſo des Kaiſers Mann. Darum nahm ſein Vater, im Zorn und aus Schaam, ſein edles Geſchlecht ſo erniedrigt zu ſehen, zwölf Edelleute zu ſich, ging in einen Berg und blieb darinnen, vermachte das Loch, daß ihn niemand finden konnte. Das geſchah bei dem Scherenzer *) Walde, darin verhärmte er ſich mit den zwölf Edelleuten.

519.

Heinrich mit dem goldenen Pfluge.

J. Reineccii expositiones geminae de Welforum prosapia. Frankof. 1581. fol. p. 22, 23. aus einer handſchriftl. altdeutſchen Chronik. Deßgl. auch in der deutſchen Ausgabe des Reinek. Wittenb. 1580. 4.

Eticho der Welf liebte die Freiheit dergeſtalt, daß er Heinrich ſeinem Sohne heftig abrieth, er

*) Soeronzerewald iſt die älteſte und beſte Leſart; andere haben Scherendewald.

möchte kein Land vom Kaiſer zu Lehen tragen. Heinrich aber, durch Zuthun ſeiner Schweſter Judith, die Ludwig dem Frommen die Hand gegeben hatte, that ſich in des Kaiſers Schutz und Dienſt, und erwarb von ihm die Zuſage: daß ihm ſo viel Landes geſchenkt ſeyn ſolle, als er mit ſeinem Pfluge zur Mittagszeit umgehen könne. Heinrich ließ darauf einen goldenen Pflug ſchmieden, den er unter ſeinem Kleide barg; und zur Mittagszeit, da der Kaiſer Schlaf hielt, fing er an, das Land zu umziehen. Er hatte auch an verſchiedenen Orten Pferde bereit ſtehen, wenn ſie ermüdeten, gleich umzuwechſeln. Endlich, wie er eben einen Berg überreiten wollte, kam er an ein böſes Mutterpferd, die gar nicht zu bezwingen war, ſo daß er ſie nicht beſteigen konnte. Daher der Berg davon Mährenberg heißt, bis auf den heutigen Tag; und die varensburger Herren das Recht behaupten, daß ſie nicht genöthiget werden können, Stuten zu beſteigen. Mittlerweile war der Kaiſer aufgewacht, und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit ſeinem Pfluge am Hof, und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort. Dieſer hielt es auch; wiewohl es ihm leid that, daß er ſo beliſtet, und um ein großes Land gebracht worden. Seitdem führte Heinrich den Namen eines Herrn von Ravensburg; denn Ravensburg lag mit im umpflügten Gebiet: da ſeine Vorfahren blos Herren von Altorf geheißen hatten.

Als aber Eticho hörte, daß ſich ſein Sohn hatte belehnen laſſen, machte er ſich traurig auf aus Baiern,

zog mit zwölfen ſeiner treuſten Diener auf das Gebirg, ließ alle Zugänge ſperren, und blieb da bis in ſein Lebensende. Späterhin hieß einer ſeiner Nachfahren, um Gewißheit dieſer Sage zu erlangen, die Gräber auf dem Gebirg ſuchen und die Todtenbeine ausgraben. Da er nun die Wahrheit völlig daran erkannt hatte, ließ er an dem Ort eine Capelle bauen, und ſie da zuſammen beſtatten.

520.

Heinrich der Löwe.

Nach dem Volkslied.

Zu Braunſchweig ſtehet aus Erz gegoſſen das Denkmal eines Helden, zu deſſen Füßen ein Löwe liegt; auch hängt im Dom daſelbſt eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage: vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub ſich ein heftiger Sturm und verſchlug den Herzogen; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fing den Reiſenden die Speiſe an auszugehen, und der Hunger quälte ſie ſchrecklich. In dieſer Noth wurde beſchloſſen, Looſe in einen Hut zu werfen; und weſſen Loos gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannſchaft mit ſeinem Fleiſche zur Nahrung dienen; willig unterwarfen ſich dieſe Unglücklichen, und ließen ſich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten ſchlachten. So wur-

den die Uebrigen eine Zeit lang gefriſtet; doch ſchickte es die Vorſehung, daß niemals des Herzogen Loos herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war blos der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der ſchreckliche Hunger hielt nicht ſtille. Da ſprach der Fürſt: laß uns beide looſen, und auf wen es fällt, von dem ſpeiſe ſich der andere. Ueber dieſe Zumuthung erſchrak der treue Knecht, doch ſo dachte er, es würde ihn ſelbſt betreffen und ließ es zu; ſiehe, da fiel das Loos auf ſeinen edlen, liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten ſollte. Da ſprach der Knecht: das thu ich nimmer mehr, und wenn alles verloren iſt, ſo hab ich noch ein andres ausgeſonnen; ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geſchehen wird. Der Herzog gab ſeinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochſen, den ſie vordem auf dem Schiffe geſpeiſt hatten, wickelte den Herzogen darein und nähte ſie zuſammen; doch hatte er ſein Schwert neben ihn mit hinein geſteckt. Nicht lange, ſo kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in ſein Neſt. Als der Vogel dieſes bewerkſtelligt hatte, ſann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerſchnitt die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menſchen erblickten, fielen ſie gierig und mit Geſchrei über ihn her. Der

theure Held wehrte ſich tapfer und ſchlug ſie ſämmtlich zu Tode. Als er ſich aus dieſer Noth befreit ſah, ſchnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit ſich nahm, ſtieg aus dem Neſte den hohen Baum hernieder, und befand ſich in einem weiten wilden Wald. In dieſem Walde ging der Herzog eine gute Weile fort; da ſah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen ſtreiten, und der Löwe ſchwebte in großer Noth zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böſes, giftiges: ſäumte Herzog Heinrich nicht, ſondern ſprang dem Löwen mit ſeiner Hülfe bei. Der Lindwurm ſchrie, daß es durch den Wald erſcholl, und wehrte ſich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit ſeinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte ſich der Löwe, legte ſich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmer mehr von dieſer Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirſch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieſer Einöde und der Geſellſchaft des Löwen wieder unter die Menſchen gelangen könnte, baute er ſich eine Horde aus zuſammen gelegtem Holz mit Reiß durchflochten, und ſetzte ſie aufs Meer. Als nun ein Mal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, beſtieg Heinrich ſein Fahrzeug und ſtieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurück kehrte und ſeinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Geſtade und erblickte ihn

aus weiter Ferne; alſobald ſprang er in die Wogen, und ſchwamm ſo lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzogen war, zu deſſen Füßen er ſich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren ſie eine Zeit lang auf den Meereswellen, bald überkam ſie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erſchien ihm der böſe Teufel und ſprach: Herzog, ich bringe dir Botſchaft; du ſchwebſt hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunſchweig iſt lauter Freude und Hochzeit; heute an dieſem Abend hält ein Fürſt aus fremden Landen Beilager mit deinem Weibe; denn die geſetzten ſieben Jahre ſeit deiner Ausfahrt ſind verſtrichen. Traurig verſetzte Heinrich: das möge wahr ſeyn, doch wolle er ſich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redeſt noch viel von Gott — ſprach der Verſucher — der hilft dir nicht aus dieſen Waſſerwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein ſeyn willſt.“ Sie hatten ein lang Geſpräche, der Herr wollte ſein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da ſchlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden ſammt dem Löwen noch heut Abend auf den Giersberg vor Braunſchweig tragen und hinlegen, da ſolle er ſeiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft ſchlafend, ſo ſey er ihm und ſeinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnſucht nach ſeiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieſes ein, und hoffte auf des Himmels Beiſtand wider alle Künſte

des Böſen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn ſchnell durch die Lüfte bis vor Braunſchweig, legte ihn auf dem Giersberg nieder nnd rief: nun wache, Herr! ich kehre bald wieder. Heinrich aber war aufs höchſte ermüdet, und der Schlaf ſetzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück, und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen; es währte nicht lange, ſo kam er mit dem treuen Thiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit verſenkt auf dem Giersberge ruhen ſah, freute er ſich ſchon im Voraus; allein der Löwe, der ſeinen Herrn für todt hielt, hub laut zu ſchreien an, daß Heinrich in demſelben Augenblicke erwachte. Der böſe Feind ſah nun ſein Spiel verloren, und bereute es zu ſpät, das wilde Thier herbei geholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu ſeinem Herrn, welcher Gott dankte und ſich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunſchweig zu gehen. Nach der Burg war ſein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne ſcholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürſtenhaus treten, da wieſen ihn die Diener zurück. Was heißt das Getön und Pfeifen — rief Heinrich aus — ſollte doch wahr ſeyn, was mir der Teufel geſagt? Und iſt ein fremder Herr in dieſem Haus? „Kein fremder — antwortete man ihm — denn er iſt unſrer gnädigen Frauen verlobt, und bekommt heute das braunſchweiger Land.“

„So bitte ich — ſagte der Herzog — die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz iſt mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürſtin und hinterbrachte, daß ein fremder Gaſt, dem ein Löwe mit folge, um einen Trunk Wein bitten laſſe. Die Herzogin verwunderte ſich, füllte ihm ein Geſchirr mit Wein und ſandte es dem Pilgrim. „Wer magſt du wohl ſeyn — ſprach der Diener — daß du von dieſem edlen Wein zu trinken begehrſt, den man allein der Herzogin einſchenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm ſeinen goldnen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß dieſen der Braut zurück tragen. Als ſie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geſchnitten war, erbleichte ſie, ſtund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu ſchauen. Sie ward den Herrn inne, der da mit dem Löwen ſaß; darauf ließ ſie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab' ich ihn bekommen, ſondern ihn ſelbſt genommen, es ſind nun länger als ſieben Jahre; und den Ring hab' ich hingeleget, wo er billig hin gehört.“ Als man der Herzogin dieſe Antwort hinterbrachte, ſchaute ſie den Fremden an, und fiel vor Freuden zur Erden, weil ſie ihren geliebten Gemahl erkannte; ſie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entſtand große Freude im ganzen Saal, Herzog Heinrich ſetzte ſich zu ſeiner Gemahlin an den Tiſch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein

ſchönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in ſeinem Reich; als er in hohem Alter verſtarb, legte ſich der Löwe auf des Herrn Grab, und wich nicht davon, bis er auch verſchied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und ſeiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

521.

Urſprung der Zähringer.

Chronik von Freyburg, hinter Schilters Königshofen. S. 44. 45.

Die Sage iſt, daß die Herzoge von Zähringen vor Zeiten Köhler ſind geweſen, und haben ihre Wohnung gehabt in dem Gebirg und den Wäldern hinter Zähring dem Schloß, da es dann jetzund ſtehet, und haben allda Kohlen gebrennt. Nun hat es ſich begeben, daß der Köhler an einem Ort im Gebirg Kohlen brannte, Grund und Erde nahm, und damit den Kohlhaufen, um ihn auszubrennen, bedeckte. Als er nun die Kohlen hinweg that, fand er am Boden eine ſchwere, geſchmelzte Materie; und da er ſie beſichtigte, da iſt es gut Silber geweſen. Alſo brennte er fürder immerdar an dem Ort ſeine Kohlen, deckte ſie mit demſelben Grund und Erdboden, und fand aber Silber, wie zuvor. Dabei konnte er merken, daß es des Berges Schuld wäre, behielt es geheim, brannte von Tag zu Tag Kohlen da, und brachte großen Schatz Silbers zuſammen.

Nun hat es ſich damals ereignet, daß ein König vertrieben ward vom Reich, und floh auf den Berg im Breisgau, genannt der Kaiſerſtuhl, mit Weib und Kindern und allem Geſinde, litt da viel Armuth mit den Seinen. Ließ darauf ausrufen, wer da wäre, der ihm wollte Hülfe thun, ſein Reich wieder zu erlangen, der ſollte zum Herzoge gemacht, und eine Tochter des Kaiſers ihm gegeben werden. Da der Köhler das vernahm, fügte ſich's, daß er mit einer Bürde Silbers vor den König trat und begehrte: er wolle ſein Sohn werden und des Königs Tochter ehelichen, auch dazu Land und Gegend — wo jetzt Zähringen, das Schloß, und die Stadt Freiburg ſtehet — zu eigen haben; alsdann wolle er ihm einen ſolchen Schatz von Silber geben und überliefern, damit er ſein ganzes Reich wieder gewinnen könne. Als der König ſolches vernahm, willigte er ein, empfing die Laſt Silbers, und gab dem Köhler, den er zum Sohn annahm, die Tochter zur Ehe, und die Gegend des Landes darzu, wie er begehret hatte. Da hub der Sohn an und ließ ſein Erz ſchmelzen, überkam groß Gut damit und baute Zähringen ſammt dem Schloß; da macht ihn der römiſche König, ſein Schwäher, zu einem Herzogen von Zähringen. Der Herzog baute Freiburg und andre umliegende Städte und Schlöſſer mehr; und wie er nun mächtig ward, zunahm an Gut, Gewalt und Ehre, hub er an und ward ſtolz und frevelhaft. Eines Tages, ſo rief er ſeinen eignen Koch und gebot, daß er ihm einen jungen Knaben

briete und zurichtete; denn ihn gelüſte zu ſchmecken, wie gut Menſchenfleiſch wäre. Der Koch vollbrachte alles nach des Herrn Befehl und Willen, und da der Knab gebraten war und man ihn zu Tiſche trug dem Herrn, und er ihn ſah vor ſich ſtehen, da fiel Schrekken und Furcht in ihn, und empfand Reu und Leid um dieſe Sünde. Da ließ er zur Sühne zwei Klöſter bauen, mit Namen das eine zu St. Ruprecht, und das andere zu St. Peter im Schwarzwald, damit ihm Gott der Herr barmherzig verzeihen möge und vergeben.

522.

Herr Peter Dimringer von Staufenberg.

Nach dem altdeutſchen Gedicht Erkenbolds aus dem 14. Jahrh.

In der Ortenau unweit Offenburg liegt Staufenberg, das Stammſchloß Ritter Peters Dimringer, von dem die Sage lautet: er hieß einen Pfingſttag früh den Knecht das Pferd ſatteln, und wollte von ſeiner Veſte gen Rußbach reiten, daſelbſt Metten zu hören. Der Knappe ritt voran, unterweges am Eingang des Waldes ſah er auf einem Stein eine wunderſchöne, reichgeſchmückte Jungfrau mutterallein ſitzen; ſie grüßte ihn, der Knecht ritt vorüber. Bald darauf kam Herr Peter ſelbſt daher, ſah ſie mit Freuden, grüßte und ſprach die Jungfrau freundlich an. Sie neigte ihm und ſagte: Gott danke dir deines Grußes. Da ſtund Peter vom Pferde, ſie bot ihm ihre Hände und er hob ſie vom Steine auf, mit Armen umfing er ſie; ſie ſetz-

ten ſich beide ins Gras und redeten, was ihr Wille war. „Gnade, ſchöne Frane, darf ich fragen was mir zu Herzen liegt, ſo ſagt mir: warum ihr hier ſo einſam ſitzet und niemand bei euch iſt?“ — Das ſag ich dir Freund auf meine Treue: „weil ich hier dein warten wollte; ich liebe dich, ſeit du je Pferd überſchritteſt; und überall in Kampf und in Streit, in Weg und auf Straßen hab ich dich heimlich gepfleget, und gehütet mit meiner freien Hand, daß dir nie kein Leid geſchah.“ Da antwortete der Ritter tugendlich: daß ich euch erblickt habe, nichts liebers konnte mir geſchehen, und mein Wille wäre, bei euch zu ſeyn bis an den Tod. „Dies mag wohl geſchehen — ſprach die Jungfrau — wenn du meiner Lehre folgeſt: willſt du mich lieb haben, darfſt du fürder kein ehelich Weib nehmen, und thäteſt du's doch, würde dein Leib den dritten Tag ſterben. Wo du aber allein biſt und mein begehreſt, da haſt du mich gleich bei dir, und lebeſt glücklich und in Wonne.“ Herr Peter ſagte: „Frau, iſt das alles wahr?“ Und ſie gab ihm Gott zum Bürgen der Wahrheit und Treue. Darauf verſprach er ſich ihr zu eigen, und beide verpflichteten ſich zu einander. Die Hochzeit ſollte auf der Frauen Bitte zu Staufenberg gehalten werden; ſie gab ihm einen ſchönen Ring, und nachdem ſie ſich tugendlich angelacht und einander umfangen hatten, ritt Herr Peter weiter fort ſeine Straße. In dem Dorfe hörte er Meſſe leſen, und that ſein Gebät, kehrte alsdann heim auf ſeine Feſte, und ſobald er

allein in der Kemenate war, dachte er bei ſich im Herzen: wenn ich doch nun meine liebe Braut hier bei mir hätte, die ich draußen auf dem Stein fand! Und wie er das Wort ausgeſprochen hatte, ſtand ſie ſchon vor ſeinen Augen, ſie küßten ſich und waren in Freuden beiſammen.

Alſo lebten ſie eine Weile, ſie gab ihm auch Geld und Gut, daß er fröhlich auf der Welt leben konnte. Nachher fuhr er aus in die Lande, und wohin er kam, war ſeine Frau bei ihm, ſo oft er ſie wünſchte.

Endlich kehrte er wieder heim in ſeine Heimath. Da lagen ihm ſeine Brüder und Freunde an, daß er ein ehelich Weib nehmen ſollte; er erſchrak und ſuchte es auszureden. Sie ließen ihm aber härter zuſetzen durch einen weiſen Mann, auch aus ſeiner Sippe. Herr Peter antwortete: eh will ich meinen Leib in Riemen ſchneiden laſſen, als ich mich verehеliche. Abends nun, wie er allein war, wußte es ſeine Frau ſchon, was ſie mit ihm vor hatten, und er ſagte ihr von neuem ſein Wort zu. Es ſollte aber zu damal der deutſche König in Frankfurt gewählt werden; dahin zog auch der Staufenberger unter viel andern Dienſtmännern und Edelleuten. Da that er ſich ſo heraus im Ritterſpiel, daß er die Augen des Königs auf ſich zog, und der König ihm endlich ſeine Muhme aus Kärnthen zur Ehe antrug. Herr Peter gerieth in heftigen Kummer und ſchlug das Erbieten aus; und weil alle Fürſten darein redeten, und die Urſache wiſſen wollten, ſprach er zuletzt: daß er ſchon eine

ſchöne Frau und von ihr alles Gute hätte; aber um ihrentwillen keine andere nehmen dürfte, ſonſt müßte er todt liegen innerhalb drei Tagen. Da ſagte der Biſchof: Herr, laßt mich die Frau ſehen. Da ſprach er: ſie läßt ſich vor niemand, denn vor mir ſehen. So iſt ſie kein rechtes Weib — redeten ſie alle — ſondern vom Teufel; und daß ihr die Teufelin minnet mehr denn reine Frauen, das verdirbt euren Namen und eure Ehre vor aller Welt.“ Verwirrt durch dieſe Reden ſagte der Staufenberger „er wollte alles thun, was dem König gefalle;“ und alſobald ward ihm die Jungfrau verlobet unter koſtbaren königlichen Geſchenken. Die Hochzeit ſollte nach Peters Willen in der Ortenau gehalten werden. Als er ſeine Frau wieder das erſte Mal bei ſich hatte, that ſie ihm klägliche Vorwürfe, daß er ihr Verbot und ſeine Zuſage dennoch übertreten hätte, ſo ſey nun ſein junges Leben verloren „und zum Zeichen will ich dir Folgendes geben; wenn du meinen Fuß erblicken wirſt und ihn alle andere ſehen, Frauen und Männer, auf deiner Hochzeit, dann ſollſt du nicht ſäumen, ſondern beichten und dich zum Tod bereiten.“ Da dachte aber Peter an der Pfaffen Worte, daß ſie ihn vielleicht nur mit ſolchen Drohungen berücken wolle, und es eitel Lüge wäre. Als nun bald die junge Braut nach Staufenburg gebracht wurde, ein großes Feſt gehalten wurde, und der Ritter ihr über Tafel gegen über ſaß, da ſah man plötzlich etwas durch die Bühne ſtoßen, einen wunderſchönen Menſchenfuß bis an die Knie, weiß

wie Elfenbein. Der Ritter erblaßte und rief: weh meine Freunde, ihr habt mich verderbet, und in drei Tagen bin ich des Todes. Der Fuß war wieder verſchwunden, ohne ein Loch in der Bühne zurück zu laſſen. Pfeiffen, Tanzen und Singen lagen danieder, ein Pfaff wurde gerufen, und nachdem er von ſeiner Braut Abſchied genommen und ſeine Sünden gebeichtet hatte, brach ſein Herz. Seine junge Ehefrau begab ſich ins Kloſter, und betete zu Gott für ſeine Seele, und in allen deutſchen Landen wurde der mannhafte Ritter beklaget.

Im 16. Jahrh. nach Fiſcharts Zeugniß, wußte das Volk der ganzen Gegend noch die Geſchichte von Peter dem Staufenberger und der ſchönen Meerfei, wie man ſie damals nannte. Noch jetzt iſt der Zwölfſtein zwiſchen Staufenberg, Nußbach und Weilershofen zu ſehen, wo ſie ihm das erſte Mal erſchienen war; und auf dem Schloſſe wird die Stube gezeigt, da ſich die Meerfei ſoll unterweilen aufgehalten haben.

523.

Des edlen Möringers Wallfahrt.

Nach dem alten Lied.
Vergl. Schmid in Bragur III. 402.
Gräters Odina S. 200—210.

Zu Möringen an der Donau lebte vor Zeiten ein edler Ritter; der lag eines Nachts bei ſeiner Frau und bat ſie um Urlaub, weil er weit hin ziehen wollte

in Sanct Thomas Land; befahl ihr Leute und Gut und ſagte, daß ſie ſieben Jahre ſeiner harren möchte. Früh Morgens ſtand er auf, kleidete ſich an und empfahl ſeinem Kämmerer, daß er ſieben Jahre lang ſeiner Frauen pflege, bis zu ſeiner Wiederkehr. Der Kämmerer ſprach: Frauen tragen lange Haar und kurzen Muth; fürwahr nicht länger denn ſieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen. Da ging der edle Möringer hin zu dem Jungen von Neuſen und bat, daß er ſieben Jahre ſeiner Gemahlin pflege; der ſagts ihm zu und gelobte ſeine Treue.

Alſo zog der edle Möringer fern dahin, und ein Jahr verſtrich um das andere. Wie das ſiebente nun ſich vollendete, lag er im Garten und ſchlief. Da träumte ihm, wie daß ein Engel riefe und ſpräche: erwache Möringer, es iſt Zeit! kommſt du heut nicht zu Land, ſo nimmt der junge von Neuſen dein Weib. Der Möringer raufte vor Leid ſeinen grauen Bart, und klagte flehentlich ſeine Noth Gott und dem heiligen Thomas; in den ſchweren Sorgen entſchlief er von neuem. Wie er aufwachte und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er ſah ſich daheim in Schwaben, vor ſeiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen und ging zu der Mühle. Mutter — ſprach er — was gibts Neues in der Burg? ich bin ein armer Pilgrim. Viel Neues — antwortete der Müller — der von Neuſen will heut des edlen Möringers Frau nehmen; leider ſoll unſer guter Herr todt ſeyn. — Da ging der edle Möringer an ſein

eigen Burgthor, und klopfte hart dawider. Der Thorwart trat heraus: geh und ſag deiner Frauen an, hier ſtehe ein elender Pilgrim; nun bin ich vom weiten Gehen ſo müde geworden, daß ich ſie um ein Almoſen bitte, um Gottes und Sanct Thomas Willen, und des edlen Möringers Seele. Und als das die Frau erhörte, hieß ſie eilends aufthun, und ſolle er dem Pilger zu eſſen geben ein ganzes Jahr.

Der edle Möringer trat in ſeine Burg, und es war ihm ſo leid und ſchwer, daß ihn kein Mann empfing; er ſetzte ſich nieder auf die Bank, und als die Abendſtunde kam, daß die Braut bald zu Bett gehen ſollte, redete ein Dienſtmann und ſprach: ſonſt hatte mein Herr Möring die Sitte, daß kein fremder Pilgrim ſchlafen durfte, er ſang denn zuvor ein Lied. Das hörte der junge Herr von Neufen, der Bräutigam, und rief: ſingt uns, Herr Gaſt, ein Liedelein, ich will euch reich begaben. Da hub der edle Möringer an und ſang ein Lied, das anfängt: „eins langen Schweigens hatt ich mich bedacht, ſo muß ich aber ſingen als eh“ u. ſ. w. *), und ſang darin: daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen, und ſie mit Sommerlatten (Ruthen) ſchlagen ſolle; ehemals ſey er Herr geweſen und jetzt Knecht, und auf der Hochzeit ihm nun eine alte Schüſſel vorgeſetzt wor-

*) Vergl. Samml. von Minneſingern I. 124. wo das Lied merkwürdig dem Walther von der Vogelweide beigelegt wird.

den. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten ſich ihre klare Augen, und einen goldnen Becher ſetzte ſie dem Pilgrim hin, in den ſchenkte ſie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrothes Fingerlein von ſeiner Hand, womit ihm ſeine liebſte Frau vermählt worden war, ſenkt es in den Becher und gab ihn dem Weinſchenken, daß er ihn der edlen Frau vorſetzen ſollte. Der Weinſchenk brachte ihn: das ſendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verſchmähen, edle Frau. Und als ſie trank und das Fingerlein im Becher ſah, rief ſie laut: mein Herr iſt hier, der edle Möringer, ſtand auf und fiel ihm zu Füßen. Gott, willkommen, liebſter Herr, und laßt euer Trauern ſeyn! meine Ehr hab ich noch behalten, und hätt' ich ſie verbrochen, ſo ſollt ihr mich vermauern laſſen. Aber der Herr von Neufen erſchrak, und fiel auch auf die Knie: liebſter Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum ſchlagt mir ab mein Haupt! — Das ſoll nicht ſeyn, Herr von Neufen! ſondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt ſie und laßt mir meine alte Braut. Deß war der von Neuſen froh, und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohl geboren.

524.

Graf Hubert von Calw.

Crusius annales suevici. Francof. 1595. dodecas II. p. 263.

Vor alten Zeiten lebte zu Calw ein Graf in Wonne und Reichthum, bis ihn zuletzt ſein Gewiſſen antrieb, und er zu ſeiner Gemahlin ſprach: „nun iſt von Nöthen, daß ich auch lerne, was Armuth heißt, wo ich nicht ganz will zu Grunde gehen.“ Hierauf ſagte er ihr Lebewohl, nahm die Kleidung eines armen Pilgrims an, und wanderte in die Gegend nach der Schweiz zu. In einem Dorfe, genannt Deißlingen, wurde er Kuhhirt, und weidete die ihm anvertraute Heerde auf einem nahgelegenen Berge mit allem Fleiß. Wiewohl nun das Vieh unter ſeiner Hut gedieh und fett ward: ſo verdroß es die Bauern, daß er ſich immer auf dem nämlichen Berge hielt, und ſie ſetzten ihn vom Amte ab. Da ging er wieder heim nach Calw, und heiſchte das Almoſen vor der Thüre ſeiner Gemahlin, die eben ihre Hochzeit mit einem andern Mann feierte. Als ihm nun ein Stück Brod herausgebracht wurde, weigerte er es anzunehmen, es wäre dann, daß ihm auch der Gräfin Becher voll Wein dazu geſpendet würde. Man brachte ihm den Becher, und indem er trank, ließ er ſeinen güldenen Mahlring darein fallen, und kehrte ſtillſchweigends nach dem vorigen Dorfe zurück. Die Leute waren ſeiner Rückkunft froh, weil ſie ihr Vieh unterdeſſen einem ſchlechten Hirten hatten untergeben

müſſen, und ſetzten den Grafen neuerdings in ſeine Stelle ein. So hütete er bis zu ſeinem Lebensende; als er ſich dem Tode nah' fühlte, offenbarte er den Leuten, wer und woher er wäre; auch verordnete er, daß ſie ſeine Leiche von Rindern ausfahren laſſen, und da, wo dieſe ſtillſtehen würden, beerdigen ſollten, daſelbſt aber eine Capelle bauen. Sein Wille ward genau vollzogen, und über ſeinem Grabe ein Heiligthum errichtet, nach ſeinem Namen Hubert oder Oberk „zu Sanct Hupprecht" geheißen. Viele Menſchen wallfahreten dahin, und ließen zu ſeiner Minne Meſſen leſen; jeder Bürger aus Calw, der da vorüber geht, hat das Recht, an der Capellenthüre anzuklopfen.

525.
Udalrich und Wendelgart und der ungeborne Burkard.

Ekkehardus monachus (ap. Goldast I. p. 40. 41.)

Udalrich Graf zu Buchhorn (am Bodenſee) abſtammend aus Carls Geſchlecht, war mit Wendilgart, Heinrich des Voglers Nichte, vermählt. Zu ſeiner Zeit brachen die Heiden (Ungarn) in Baiern ein, Udalrich rückte aus in den Krieg, wurde gefangen und weggeführt. Wendilgart, die gehört hatte, daß er todt in der Schlacht geblieben, wollte nicht wieder heurathen, ſondern begab ſich nach St. Gallen, wo ſie ſtill und eingezogen lebte, und für ihres Gemahls Seele den Armen Wohlthaten erwies. Weil ſie aber zart auf-

gezogen war, trug ſie immer große Luſt nach ſüßen Speiſen. Sie ſaß eines Tages bei Wiborad, einer frommen Kloſterfrau im Geſpräch, und bat ſie um ſüße Äpfel. „Ich habe ſchöne Äpfel, wie ſie arme Leute eſſen — ſprach Wiborad — die will ich dir geben“ und zeigte ihr wilde Holzäpfel. Wendilgart nahm ſie gierig und biß darein; ſie ſchmeckten ſo herb, daß ſie ihr den Mund zuſammen zogen, warf ſie weg, und ſagte: „deine Äpfel ſind ſauer, Schweſter; hätte der Schöpfer alle ſo erſchaffen, ſo würde Eva keinen gekoſtet haben.“ Mit Recht führſt du Even an — ſprach Wiborad — denn ſie gelüſtete gleich dir nach ſüßer Speiſe. Da erröthete die edle Frau, und thal ſich hernach Gewalt an, entwöhnte ſich aller Süßigkeiten, und gedieh bald zu ſolcher Frömmigkeit, daß ſie vom Biſchof den heiligen Schleier begehrte. Er wurde ihr gewährt, und ſie ließ ſich einkleiden; lebte auch fortan in Tugend und Strenge. Vier Jahre verfloſſen, da ging ſie am Todestage Udalrichs ihres Gemahls nach Buchhorn, und beſchenkte die Armen, wie ſie alljährlich zu thun pflegte.

Udalrich war aber unterdeſſen glücklich aus der Gefangenſchaft entronnen, und hatte ſich heimlich unter die übrigen verlumpten Bettler geſtellt. Als Wendilgart hinzutrat, rief er laut um ein Kleid. Sie ſchalt, daß er ungeſtüm fordere, gab ihm aber doch das Kleid, als deſſen er bedurfte. Er zog die Hand der Geberin mit dem Kleide an ſich, umfaßte und küßte ſie wider ihren Willen. Da warf er ſeine lan-

gen Haare mit der Hand hinter die Schulter, und ſprach — indem einige Umſtehende mit Schlägen droheten: verſchont mich mit Schlägen, ich habe ihrer genug ausgehalten, und erkennt euren Udalrich! Das Volk hörte die Stimme des alten Herrn, und erkannte ſein Geſicht unter den wilden Haaren. Laut ſchrie ihm alles zu. Wendilgart war, gleichſam beſchimpft, zurück getreten: jetzt erſt empfinde ich meines Gemahls gewiſſen Tod, da mir jemand Gewalt zu thun wagt. Er aber reichte ihr die Hand um ſie aufzuheben, an der Hand ſah ſie eine ihr wohlbekannte Wundennarbe. Wie vom Traum erwachend, rief ſie: „mein Herr, den ich auf der Welt am liebſten habe, willkommen mein liebſter Gemahl!“ Und unter Küſſen und Umarmungen „kleidet euern Herrn und bereitet ihm ein Bad zu!“ Als er angezogen war, ſagte er: „laß uns zur Kirche gehen.“ Unter dem Gehen ſah er ihren Schleier und fragte: wer hat dein Haupt eingeſchleiert? Und als ſie antwortete „der Biſchof in der Kirchenverſammlung“ ſprach Udalrich zu ſich ſelbſt: nun darf ich dich erſt mit der Kirche Erlaubniß umarmen. Geiſtlichkeit und Volk ſangen Loblieder; darauf ging man ins Bad und zur Mahlzeit. Bald verſammelte ſich die Kirche, und Udalrich forderte ſeine verlobte Gemahlin zurück. Der Biſchof löſte ihr den Schleier, und verſchloß ihn im Schrein: damit, wann ihr Gemahl früher verſtürbe, ſie ihn wieder nehmen ſollte. Die Hochzeit wurde von neuem gefeiert, und als Wendilgart ſich nach

einiger Zeit ſchwanger befand, ging ſie mit dem Grafen nach St. Gallen, und gelobte dem Kloſter das Kind, wenn es ein Knabe wäre. Vierzehn Tage vor ihrer Niederkunft erkrankte plötzlich Wendilgart, und ſtarb. Das Kind aber wurde lebendig aus dem Leichnam geſchnitten, und in eine friſch abgezogene Speckſchweinſchwarte gewickelt. So kam es auf, wurde Burkhart getauft, und ſorgſam im Kloſter erzogen. Das Kind wuchs, zart von Leib, aber wunderſchön; die Brüder pflegten ihn den ungebornen (Burcardus ingenitus) zu nennen. Seine Haut blieb immer ſo fein, daß jeder Mückenſtich Blut heraus zog, und ihn ſein Meiſter mit der Ruthe gänzlich verſchonen mußte. Burkard der ungeborne ward mit der Zeit ein gelehrter, tugendhafter Mann.

526.

Stiftung des Kloſters Wettenhauſen.

Crusius ann. suev. dod. II. p. 148. nach Bruſch.

Zwiſchen Ulm und Augsburg, am Flüßchen Camlach, liegt das Auguſtinerkloſter Wettenhauſen. Es wurde im Jahr 982 von zwei Brüdern, Conrad und Wernher, Grafen von Rochenſtain, oder vielmehr von deren Mutter Gertrud geſtiftet. Dieſe verlangte und erhielt von ihren Söhnen ſo viel Lands zur Erbauung einer heiligen Stätte, als ſie innerhalb eines Tages umpflügen könnte. Dann ſchaffte ſie einen ganz kleinen Pflug, barg ihn in ihren Buſen, und umritt der-

geſtalt das Gebiet, welches noch heutiges Tages dem Kloſter unterworfen iſt.

527.

Ritter Ulrich, Dienſtmann zu Wirtenberg.

Altd. Gedicht im Cod. vindob. phil. 119. fol. 188 — 192.

Eine Burg liegt in Schwabenland, geheißen Wirtenberg, auf der ſaß vor Zeiten Graf Hartmann, deſſen Dienſtmann, Ritter Ulrich, folgendes Abentheuer begegnete. Als er eines Freitags in den Wald zu jagen zog, aber den ganzen Tag kein Wild treffen konnte, verirrte ſich Ritter Ulrich auf unbekanntem Wege in eine öde Gegend, die ſein Fuß noch nie betreten hatte. Nicht lange, ſo kamen ihm entgegen geritten ein Ritter und eine Frau, beide von edelem Ausſehen; er grüßte ſie höflich, aber ſie ſchwiegen, ohne ihm zu neigen; da ſah er derſelben Leute noch mehr herbei ziehen. Ulrich hielt beiſeit in dem Tann, bis fünfhundert Männer und eben ſo viel Weiber vorüber kamen, alle in ſtummer, ſchweigender Gebärde und ohne ſeine Grüße zu erwiedern. Zu hinterſt an der Schaar fuhr eine Frau allein, ohne Mann, die antwortete auf ſeinen Gruß: Gott vergelts! Ritter Ulrich war froh, Gott nennen zu hören, und begann dieſe Frau weiter zu fragen nach dem Zuge, und was es für Leute wären, die ihm ihren Gruß nicht gegönnt hätten? „Laßt's euch nicht verdrießen — ſagte die Frau — wir grüßen nicht, denn wir ſind todte Leute.“ — „Wie kommt's aber, daß euer Mund friſch

und roth ſteht?“ — „Das iſt nur der Schein; vor dreißig Jahren war mein Leib ſchon erſtorben und verweſet, aber die Seele leidet Qual.“ — „Warum zoget ihr allein, das nimmt mich Wunder, da ich doch jede Frau ſammt einem Ritter fahren ſah?“ — „Der Ritter, den ich haben ſoll, der iſt noch nicht todt, und gerne wollt ich lieber allein fahren, wenn er noch Buße thäte und ſeine Sünde bereute.“ — „Wie heißt er mit Namen?“ — „Er iſt genannt von Schenkenburg.“ — „Den kenne ich wohl, er hob mir ein Kind aus der Taufe; gern möchte ich ihm hinterbringen, was mir hier begegnet iſt: aber wie wird er die Wahrheit glauben?“ — „Sagt ihm zum Wahrzeichen dieſes: mein Mann war ausgeritten, da ließ ich ihn ein in mein Haus, und er küßte mich an meinen Mund; da wurden wir einander bekannt, und er zog ein roth gülden Fingerlein von ſeiner Hand und ſchenkte mir's; wollte Gott, meine Augen hätten ihn nie geſehen!“ — „Mag denn nichts eure Seele retten, Gebete und Wallfahrten?“ — „Aller Pfaffen Zungen, die je laſen und ſangen, können mir nicht helfen, darum, daß ich nicht zur Beichte gelangt bin, und gebüßt habe vor meinem Tod; ich ſcheute aber die Beichte: denn wäre meinem biderben Mann etwas zu Ohren kommen von meiner Unzucht, es hätte mir das Leben gekoſtet.“

Ritter Ulrich betrachtete dieſe Frau, während ſie ihre jämmerliche Geſchichte erzählte; an dem Leibe erſchien nicht das Ungemach ihrer Seele; ſondern ſie

war wohl ausſehend und reichlich gekleidet. Ulrich wollte mit ihr dem andern Volk bis in ihre Herberge nachreiten; und als ihn die Frau nicht von dieſem Vorſatz ablenken konnte, empfahl ſie ihm blos: keine der Speiſen anzurühren, die man ihm bieten würde, auch ſich nicht daran zu kehren, wie übel man dies zu nehmen ſcheine. Sie ritten zuſammen über Holz und Feld, bis der ganze Haufen vor eine ſchön erbaute Burg gelangte, wo die Frauen abgehoben, den Rittern die Pferde und Sporen in Empfang genommen wurden. Darauf ſaßen ſie je zwei, Ritter und Frauen, zuſammen auf das grüne Gras; denn es waren keine Stühle vorhanden; jene elende Frau ſaß ganz allein am Ende, und niemand achtete ihrer. Goldne Gefäße wurden aufgetragen, Wildpret und Fiſche, die edelſten Speiſen, die man erdenken konnte, weiße Semmel und Brod; Schenken gingen und füllten die Becher mit kühlem Weine. Da wurde auch dieſer Speiſen Ritter Ulrich vorgetragen, die ihn lieblich anrochen: doch war er ſo weiſe, nichts davon zu berühren. Er ging zu der Frauen ſitzen, und vergaß ſich, daß er auf den Tiſch griff, und einen gebratenen Fiſch aufheben wollte; da verbrunnen ihm ſchnell ſeiner Finger viere, wie von hölliſchem Feuer, daß er laut ſchreien mußte. Kein Waſſer und kein Wein konnte ihm dieſen Brand löſchen; die Frau, welche neben ihm ſaß, ſah ein Meſſer an ſeiner Seite hangen, griff ſchnell danach, ſchnitt ihm ein Kreuz über die Hand, und ſtieß das Meſſer wie-

der ein. Als das Blut über die Hand floß, mußte das Feuer davor weichen, und Ritter Ulrich kam mit dem Verluſte der Finger davon. Die Frau ſprach: jetzt wird ein Turnier anheben, und euch ein edles Pferd vorgeführt, und ein goldbeſchlagener Schild vorgetragen werden; davor hütet euch. Bald darauf kam ein Knecht mit dem Roß und Schild vor den Ritter, und ſo gern ers beſtiegen hätte, ließ ers doch ſtandhaft fahren. Nach dem Turnier erklangen ſüße Töne, und der Tanz begann; die elende Frau hatte den Ritter wieder davor gewarnt. Sie ſelbſt aber mußte mit anſtehen, und ſtellte ſich unten hin; als ſie Ritter Ulrich anſchaute, vergaß er alles, trat hinzu, und bot ihr die Hand. Kaum berührte er ſie, als er für todt niederſank; ſchnell trug ſie ihn ſeitwärts auf einen Rain, grub ihm ein Kraut, und ſteckte es in ſeinen Mund, wovon er wieder auflebte. Da ſprach die Frau: es nahet dem Tage, und wann der Hahn kräht, müſſen wir alle von hinnen. Ulrich antwortete: iſt es denn Nacht? mir hat es ſo geſchienen, als ob es die ganze Zeit heller Tag geweſen wäre. Sie ſagte; der Wahn trügt euch; ihr werdet einen Waldſteig finden, auf dem ihr ſicher zu dem Ausgang aus der Wildniß gelangen könnet. Ein Zelter wurde der armen Frau vorgeführt, der brann als eine Gluth; wie ſie ihn beſtiegen hatte, ſtreifte ſie den Aermel zurück: da ſah Ritter Ulrich das Feuer von ihrem bloßen Arm ſchießen, wie wenn die Flammen um ein brennendes Haus ſchlagen. Er ſegnete

ſie zum Abſchied, und kam auf dem angewieſenen Steige glücklich heim nach Wirtenberg geritten, zeigte dem Grafen die verbrannte Hand, und machte ſich auf zu der Burg, wo ſein Gevatter ſaß. Dem offenbarte er, was ihm ſeine Buhlin entbieten ließ, ſammt dem Wahrzeichen mit dem Fingerlein und den verbrannten Fingern. Auf dieſe Nachricht rüſtete ſich der von Schenkenburg ſammt Ritter Ulrich; fuhren über Meer gegen die ungetauften Heiden, denen ſie ſo viel Schaden, dem deutſchen Hauſe zum Troſt, anthaten, bis die Frau aus ihrer Pein erlöſt worden war.

528.

Freiherr Albrecht von Simmern.

Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362.
Der vielförmige Hinzelmann 111 — 120.
Bräuners Curioſit. 329 — 335.

Albrecht Freiherr von Simmern war bei ſeinem Landesherrn Herzog Friedrich von Schwaben, der ihn auferzogen hatte, wohlgelitten, und ſtand in beſonderer Gnade. Einſtmals that dieſer in der Begleitung ſeiner Grafen und Ritter, unter welchen ſich auch der Freiherr Albrecht befand, einen Luſtritt zu dem Grafen Erchinger, bei dem er ſchon öfter geweſen, und deſſen Schloß Mogenheim im Zabergau lag. Der Graf war ein Mann von fröhlichem Gemüthe, der Jagd und andern ehrlichen Uebungen ergeben. Mit ſeiner Frau, Maria von Tübing, hatte er nur zwei

Töchter und keinen Sohn erzeugt, und ſein gräflicher Stamm drohte zu erlöſchen.

Nahe an dem Schloſſe lag ein luſtiges Gehölz, der Stromberg genannt; darin lief ſeit langer Zeit ein anſehnlicher großer Hirſch, den weder die Jäger noch Hofbediente je hatten fahen können. Als er ſich eben jetzt wieder ſehen ließ, freuten ſich alle, beſonders der Graf Erchinger, welcher die übrige Geſellſchaft aufmahnte, ſich mit dem gewöhnlichen Jäger-Zeuge dahin zu begeben. Unter dem Jagen kam der Freiherr Albrecht von den andern ab in eine beſondere Gegend des Waldes, wo er eines großen und ſchönen Hirſches anſichtig ward, wie er noch nie glaubte einen geſehen zu haben. Er ſetzte ihm lange durch den Wald nach, bis er ihn ganz aus dem Geſicht verlor, und er nicht wußte, wo das Thier hingerathen war.

Indem trat ein Mann ſchrecklicher Geſtalt vor ihn, und ob er gleich ſonſt beherzt und tapfer war, ſo entſetzte er ſich doch heftig, und wahrte ſich wider ihn mit dem Zeichen des Kreuzes. Der Mann aber ſprach: „Fürchte dich nicht! ich bin von Gott geſandt, dir etwas zu offenbaren. Folge mir nach, ſo ſollſt du wunderbare Dinge ſehen; wie ſie deine Augen noch nie erblickt haben, und ſoll dir kein Haar dabei gekrümmt werden.“ Der Freiherr willigte ein, und folgte ſeinem Führer, der ihn aus dem Walde leitete. Als ſie herausstraten, däuchte ihm, er ſehe ſchöne Wieſen und eine überaus luſtige Gegend. Ferner ein Schloß, das mit vielen Thürmen und ande-

rer Zier ſo prangte, daß dergleichen ſeine Augen niemals geſehen. Indem ſie ſich dieſem Schloſſe nahten, kamen viel Leute, gleich als Hofdiener, entgegen. Keiner aber redete ein Wort; ſondern als er bei dem Thor anlangte, nahm einer ſein Pferd ab, als wollte er es unterdeſſen halten. Sein Führer aber ſprach: „laß dich ihr Schweigen nicht befremden; dagegen rede auch nicht mit ihnen, ſondern allein mit mir, und thue in allem, wie ich dir ſagen werde.“

Nun traten ſie ein, und Herr Albrecht ward in einen großen, ſchönen Saal geführt, wo ein Fürſt mit den Seinigen zu Tiſche ſaß. Alle ſtanden auf, und neigten ſich ehrerbietig, gleich als wollten ſie ihn willkommen heißen. Darauf ſetzten ſie ſich wieder, und thaten, als wenn ſie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb ſtehen, hielt ſein Schwert in der Hand, und wollte es nicht von ſich laſſen: indeſſen betrachtete er das wunderköſtliche, ſilberne Tafel-Geſchirr, darin die Speiſen auf- und abgetragen wurden, ſammt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles dieſes geſchah mit großem Stillſchweigen; auch der Herr und ſeine Leute aßen für ſich, und bekümmerten ſich nicht um ihn. Nachdem er alſo lange geſtanden, und alles angeſchaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hergeführt, daß er ſich vor dem Herrn neigen, und deſſen Leute grüßen ſolle; dann wolle er ihn wieder heraus geleiten. Als er es gethan, ſtand der Herr mit allen ſeinen Leuten wiederum höflich auf, und ſie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward

Herr Albrecht von ſeinem Führer zu der Schloß-Pforte gebracht. Hier ſtellten diejenigen, welche bisher ſein Pferd gehalten, ihm ſelbes wieder zu, legten ihm aber dabei Stillſchweigen auf; worauf ſie ins Schloß zurückkehrten. Nun gürtete Herr Albrecht ſein Schwert wieder an, und ward von ſeinem Gefährten auf dem vorigen Wege nach dem Stromberger Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für ein Schloß, und wer deſſen Einwohner wären, die darin zur Tafel geſeſſen? der Geiſt antwortete: „der Herr, welchen du geſehen, iſt deines Vaters Bruder geweſen, ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals wider die Unglaubigen gefochten. Ich aber und die andern, die du geſehen, waren bei Leibes-Leben ſeine Diener, und müſſen nun unausſprechlich harte Pein leiden. Er hat bei Lebzeiten ſeine Unterthanen mit unbilligen Auflagen ſehr gedrückt, und das Geld zum Krieg gegen die Unglaubigen angewendet: wir andern aber haben ihm dazu Rath und Anſchläge gegeben, und werden jetzt ſolcher Ungerechtigkeit willen hart geſtraft. Dieſes iſt deiner Tugenden wegen offenbart, damit du vor ſolchen und ähnlichen Dingen dich hüten und dein Leben beſſern mögeſt. Siehe, da iſt der Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannſt du noch ein Mal zurückkehren, damit du ſieheſt, in was für Elend und Jammer ſich die vorige Glückſeligkeit verkehrt hat." Wie der Geiſt dieſes geſagt, war er verſchwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu

dem Schloſſe zurück. Siehe, da war alles mit einander zu Feuer, Pech und Schwefel worden, davon ihm der Geruch entgegen qualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen, worüber er ſich ſo ſehr entſetzte, daß ihm die Haare zu Berge ſtunden. Darum wendete er ſchnell ſein Pferd um, und ritt des vorigen Weges wieder nach ſeiner Geſellſchaft zu.

Als er anlangte, kam er allen ſo verändert und verſtellet vor, daß ſie ihn faſt nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch ein junger und friſcher Mann war, hatte ihn doch Schrecken und Beſtürzung zu einem eisgrauen umgeſtaltet; indem Haupt-Haar und Bart weiß wie der Schnee waren. Sie verwunderten ſich zwar darüber nicht wenig, aber noch mehr über die durch ſeine veränderte Geſtalt beglaubigte Erzählung, ſo daß ſie insgeſammt traurig nach Hauſe umkehrten.

Der Freiherr von Simmern beſchloß an dem Orte, wo ſich das zugetragen, zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen. Graf Erchinger, auf deſſen Gebiet er lag, gab gern ſeine Einwilligung, und er und ſeine Gemahlin verſprachen Rath und Hülfe; damit daſelbſt ein Frauen-Kloſter aufgerichtet, und Gott ſtets gedienet würde. Auch der Herzog Friedrich von Schwaben verhieß ſeinen Beiſtand zur Förderung des Baues, und hat verſchiedene Zehnden und Einkünfte dazu verordnet. Die Geſchichte hat ſich im Jahr 1134 unter Lothar dem zweiten begeben.

529.

Andreas von Sangerwitz, Comthur auf Chriſtburg.

Caspar Schütz Beſchreibung der Lande Preußen 1599. fol. Bl. 102. 103.

Happel Denkwürdigkeiten der Welt IV. 407. 408.

Caspar Henneberger Erklärung der großen Preuß. Landtafel.

Rauſchink Geſpenſterſagen, Rudolſt. 1817. St. 2.

Im Jahr 1410 am 15ten Juli, ward bei Tanneberg, zwiſchen den Kreuzherren in Preußen und Vladislav, Könige von Pohlen, eine große Schlacht gelliefert. Sie endigte mit der Niederlage des ganzen Ordensheers; der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen ſelbſt fiel darin. Seinen Leichnam ließ der König den Brüdern zu Oſterode zukommen, die ihn zu Marienburg begruben; das abgehauene Kinn aber mit dem Bart ward gen Krakau gebracht, wo es noch heutiges Tages (zu Caspar Schützens Zeit) gezeigt wird.

Als der Hochmeiſter mit den Gebietigern über dieſen Krieg rathſchlagte, rieth der Comthur von der Chriſtburg, Andreas Sangerwitz, ein Deutſcher von Adel, treulich zum Frieden; unangeſehen die andern faſt alle zum Krieg ſtimmten, und der Feind ſchon im Lande war; welches den Hochmeiſter übel verdroß, und rechnete es ihm zur Furcht und Zagheit. Er aber, der nicht weniger Herz als Witz und Verſtand hatte, ſagte zu ihm: „ich habe Euer Gnaden zum Frieden gerathen, wie ichs am beſten

merk und verſtehe, und bedünket mich, nach Frieden dienete uns dieſer Zeit Gelegenheit am beſten. Weil es aber Gott anders auserſehen, auch Euer Gnaden anders gefällt: ſo muß ich folgen, und will euch in künftiger Schlacht, es laufe wie es wolle, ſo männlich beiſtehen, und mein Leib und Leben bei euch laſſen, als getreulich ich jetzt zum Frieden rathe.“ Welchem er auch als ein redlicher Mann nachgelebt, und iſt nebſt dem Hochmeiſter, nachdem er ſich tapfer gegen den Feind gehalten, auf der Wahlſtadt geblieben.

Da nun dieſer Comthur zur Schlacht auszog, und gewappnet aus dem Schloſſe ritt, begegnete ihm ein Chorherr, der ſeiner ſpottete, und ihn höhniſch fragte: „wem er das Schloß in ſeinem Abweſen befehlen wollte?“ Da ſprach er aus großem Zorn: „dir und allen Teufeln, die zu dieſem Kriege gerathen haben!“ Demnach, als die Schlacht geſchehen, und der Comthur umgekommen, hat ſolch eine Teufelei und Geſpenſt in dem Schloſſe anfangen zu wanken und zu regieren, daß nachmals kein Menſch darinne bleiben und wohnen konnte. Denn ſo oft die Ordensbrüder im Schloſſe aßen, ſo wurden alle Schüſſeln und Trinkgeſchirr voll Bluts; wann ſie außerhalb des Schloſſes aßen, wiederfuhr ihnen nichts dergleichen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, kamen ſie in den Keller und tranken ſo viel, daß ſie nicht mehr wußten, was ſie thaten. Wenn der Koch und ſein Geſinde in die Küche ging, ſo fand er Pferde darin ſtehen, und war ein Stall daraus worden.

worden. Wollte der Kellermeiſter ſeine Geſchäffte im Keller verrichten, ſo fand er an der Stelle der Wein- und Bierfäſſer lauter Hafen, Töpfe, Bälge und Waſſertröge; und dergleichen ging es in allen Dingen und Orten widerſinnigs. Dem neuen Comthur, der aus Frauenberg dahin kam, ging es noch viel wunderlicher und ärger: ein Mal ward er in den Schloßbrunnen an den Bart gehängt; das andre Mal ward er auf das oberſte Dach im Schloſſe geſetzet, da man ihn kaum ohne Lebensgefahr herunter bringen konnte. Zum dritten Mal fing ihm der Bart von ſelbſt an zu brennen, ſo daß ihm ſein Geſicht geſchändet wurde; auch konnte ihm der Brand mit Waſſer nicht gelöſcht werden, und nur, als er aus dem verwünſchten Schloſſe heraus lief, erloſch das Feuer. Derowegen fürder kein Comthur in dem Schloſſe bleiben wollte, wurde auch von jedermänniglich verlaſſen, und nach des verſtorbenen Comthurs Prophezeihung des Teufels Wohnung geheißen.

Zwei Jahre nach der Schlacht kam ein Bürger von Chriſtburg wiederum zu Hauſe, der während der Zeit auf einer Wallfahrt nach Rom geweſen war. Als er von dem Geſpenſt des Schloſſes hörte, ging er auf einen Mittag hinauf: ſey es nun, daß er die Wahrheit ſelbſt erfahren wollte, oder daß er vielleicht ein Heiligthum mit ſich gebracht, das gegen die Geſpenſter dienen ſollte. Auf der Brücke fand er ſtehen des Comthurs Bruder, welcher auch mit in der Schlacht geblieben war; er erkannte ihn alsbald,

denn er hatte ihm ein Kind aus der Taufe gehoben, und hieß Otto von Sangerwitz; und weil er meinte, es wäre ein lebendiger Menſch, trat er auf ihn zu und ſprach: „o Herr Gevatter, wie bin ich erfreut, daß ich euch friſch und geſund ſehen mag; man hat mich überreden wollen, ihr wärt erſchlagen worden; ich bin froh, daß es beſſer iſt, als ich meinete. Und wie ſtehet es doch in dieſem Schloſſe, davon man ſo wunderliche Dinge redet?“ Das Teufelsgeſpenſt ſagte wieder zu ihm: „komme mit mir, ſo wirſt du ſehen, wie man allhier Haus hält.“ Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppe hinauf; da ſie in das erſte Gemach gingen, fanden ſie einen Haufen Volks, die nichts anders thaten, denn mit Würfel und Karten ſpielen; etliche lachten, etliche fluchten Wunden und Marter. Im andern Gemach ſaßen ſie zu Tiſche, da war nichts anders, denn Freſſen und Saufen zu ganzen und halben; von dannen gingen ſie in den großen Saal, da funden ſie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Geſellen; da hörte man nichts, denn Saitenſpiel, ſingen, tanzen, und ſahe nichts denn Unzucht und Schande treiben. Nun gingen ſie in die Kirche; da ſtund ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Meſſe halten wollte; die Chorherren aber ſaßen rings umher in ihren Stühlen und ſchlieſen. Darnach gingen ſie wieder zum Schloß hinaus, alsbald hörte man in dem Schloß ſo jämmerlich heulen, weinen und Zetergeſchrei, daß dem Schmied angſt und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht jämmer-

licher ſeyn. Da ſprach ſein Gevatter zu ihm: „gehe hin und zeige dem neuen Hochmeiſter an, was du geſehen und gehört haſt! Dann ſo iſt unſer Leben geweſen, wie du drinnen geſehen; das iſt der erfolgte Jammer darauf, den du hier außen gehört haſt.“ Mit den Worten verſchwand er, der Schmied aber erſchrak ſehr, daß ihm zu allen Füßen kalt ward; dennoch wollt er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeiſter und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der Hochmeiſter ward zornig, ſagte, es wäre erdichtet Ding, ſeinem hochwürdigen Orden zu Verdruß und Schanden, ließ den Schmied ins Waſſer werfen und erſäufen.

530.

Der Virdunger Bürger.

Ottocar von Hornek cap. 335—338. bei Pez p. 298—301.

Zu Rudolfs von Habsburg Zeiten ſaß in der Stadt Virdung (Verdun) ein Bürger, der verfiel in Armuth; und um aufs Neue zu Schätzen zu gelangen, verſprach er ſich mit Hülfe eines alten Weibes dem Teufel. Und als er ſich Gott und allen himmliſchen Gnaden abgeſagt hatte, füllte ihm der Höllenrabe den Beutel mit Pfennigen, die nimmer all' wurden; denn ſo oft ſie der Bürger ausgegeben hatte, lagen ſie immer wieder unten. Da wurde ſeines Reichthums unmaßen viel; er erwarb Wieſen und Felder und lebte nach allen Gelüſten. Eines Tages, da er fröhlich bei ſeinen Freunden ſaß, kamen zwei Männer auf ſchwar-

zen Pferden angeritten; der eine zog bei der Hand ein geſatteltes und gezäumtes, brandſchwarzes Roß, das führte er zu dem Bürger und mahnte, daß er ihnen folgen ſollte, wohin er gelobt hätte. Traurig nahm der Bürger Abſchied, beſtieg das Roß und ſchied mit den Boten von dannen, im Angeſicht von mehr als funfzig Menſchen und zweier ſeiner Kinder, die jämmerlich klagten und nicht wußten, was aus ihrem Vater geworden ſey. Da gingen ſie beide zu einem alten Weib, die viele Künſte wußte; und verhießen ihr viel Geld, wenn ſie ihnen die rechte Wahrheit von ihrem Vater zeigen würde. Darauf nahm das Weib die Jünglinge mit ſich in einen Wald, und beſchwor den Erdboden, bis er ſich aufthat und die zwei heraus kamen, mit welchen ihr Vater fortgeritten war. Das Weib fragte: ob ſie ihren Vater ſehen wollten? Da fürchtete ſich der Aelteſte; der Jüngere aber, welcher ein männlicher Herz hatte, beſtand bei ſeinem Vorſatz. Da gebot die Meiſterin den Höllenboten, daß ſie das Kind unverletzt hin zu ſeinem Vater und wieder zurück führeten. Die zwei führten ihn nun in ein ſchönes Haus, da ſaß ſein Vater ganz allein, in demſelben Kleid und Gewand, in welchem er abgeſchieden war, und man ſah kein Feuer, das ihn quälte. Der Jüngling redete ihn an und fragte: Vater, wie ſteht es um dich, iſt dir ſanft oder weh? Der Vater antwortete: weil ich die Armuth nicht ertragen konnte, gab ich um irdiſches Gut dem Teufel Leib und Seele dahin, und alles Recht, was Gott an mir hatte;

darum mein Sohn, behalte nichts von dem Gut, das du von mir geerbt haſt, ſonſt wirſt du verloren gleich mir. Der Sohn ſprach: wie kommts, daß man kein Feuer an dir brennen ſiehet? Rühre mich mit der Spitze deines Fingers an — verſetzte der Vater — zuck aber ſchnell wieder weg! In dem Augenblick, wo es der Sohn that, brannte er ſich Hand und Arm bis an den Ellenbogen; da ließ erſt das Feuer nach. Gerührt von ſeines Vaters Qualen, ſprach er: ſag an, mein Vater, gibt es nichts auf der Welt, das dir helfen möge, oder irgend fromme? So wenig des Teufels ſelber Rath werden mag — ſagte der Vater — ſo wenig kann meiner Rath werden; du aber, mein Sohn, thue ſo mit deinem Gut, daß deine Seele erhalten bleibe. Damit ſchieden ſie ſich. Die zwei Führer brachten den Jüngling wieder heraus zu dem Weib, der er den verbrannten Arm zeigte. Darauf erzählte er Armen und Reichen, was ihm widerfahren war, und wie es um ſeinen Vater ſtand; begab ſich alles ſeines Gutes, und lebte freiwillig arm in einem Kloſter bis an ſein Lebensende.

531.

Der Mann im Pflug.

Flamländiſches Volksbuch: Florentina de getrouwe.
Volkslied vom Grafen von Rom, in Adelungs Magazin Bd. 2. St. 3. S. 114—120. Vergl. Aretins Beitr. 1806. S. 322.

Vergl. Gesta Rom. cap. 69.

Zu Metz in Lothringen lebte ein edler Ritter, Namens Alexander, mit ſeiner ſchönen und tugendhaf=

ten Hausfrau Florentina. Dieſer Ritter gelobte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, und als ihn ſeine betrübte Gemahlin nicht von dieſer Reiſe abwenden konnte, machte ſie ihm ein weißes Hemde mit einem rothen Kreuz, das ſie ihm zu tragen empfahl. Der Ritter zog hierauf in jene Länder, wurde von den Ungläubigen gefangen, und mit ſeinen Unglücksgefährten in den Pflug geſpannt; unter harten Geißelhieben mußten ſie das Feld ackern, daß das Blut von ihren Leibern lief. Wunderbarer Weiſe blieb nun jenes Hemd, welches Alexander von ſeiner Frauen empfangen hatte, und beſtändig trug, rein und unbefleckt, ohne daß ihm Regen, Schweiß und Blut etwas ſchadeten; auch zerriß es nicht. Dem Sultan ſelbſt fiel dieſe Seltſamkeit auf, und er befragte den Sclaven genau über ſeinen Namen und Herkunft, und wer ihm das Hemd gegeben habe? Der Ritter unterrichtete ihn von allem „und das Hemd habe ich von meiner tugendſamen Frau erhalten; daß es ſo weiß bleibt, zeigt mir ihre fortdauernde Treue und Keuſchheit an.“ Der Heide, durch dieſe Nachricht neugierig gemacht, beſchloß, einen ſeiner Leute heimlich nach Metz zu ſenden; der ſollte kein Geld und Gut ſparen, um des Ritters Frau zu ſeinem Willen zu verführen: ſo würde ſich nachher ausweiſen, ob das Hemd die Farbe verändere. Der Fremde kam nach Lothringen, kundſchaftete die Frau aus, und hinterbrachte ihr, wie elendiglich es ihrem Herrn in der Heidenſchaft ginge; worüber ſie höchſt betrübt wurde, aber ſich ſo tugend-

haſt bewies; daß der Abgeſandte, nachdem er alles Geld verzehrt hatte, wieder unausgerichteter Sache in die Türkei zurück reiſen mußte. Bald darauf nahm Florentina ſich ein Pilgerkleid und eine Harfe, welche ſie wohl zu ſpielen verſtand, und reiſte dem fremden Heiden nach, holte ihn auch noch zu Venedig ein und fuhr mit ihm in die Heidenſchaft, ohne daß er ſie in der veränderten Tracht erkannt hätte. Als ſie nun an des Heidenkönigs Hofe anlangten, wußte der Pilgrim dieſen ſo mit ſeinem Geſang und Spiel einzunehmen, daß ihm große Geſchenke dargeboten wurden. Der Pilgrim ſchlug dieſe alle aus, und bat blos um einen von den gefangenen Chriſten, die im Pfluge gingen. Die Bitte wurde bewilligt, und Florentina ging unerkannt zu den Gefangenen, bis ſie zuletzt zu dem Pflug kam, in welchen ihr lieber Mann geſpannt war. Darauf forderte und erhielt ſie dieſen Gefangenen, und beide reiſten zuſammen über die See glücklich nach Deutſchland heim. Zwei Tagreiſen vor Metz ſagte der Pilgrim zu Alexander: Bruder, jetzt ſchneiden ſich unſre Wege; gib mir zum Angedenken ein Stücklein aus deinem Hemde, von deſſen Wunder ich ſo viel habe reden hören, damit ich's auch andern erzählen und beglaubigen kann. Dieſem willfahrte der Ritter, ſchnitt ein Stück aus dem Hemde, und gab es dem Pilgrim; ſodann trennten ſich beide. Florentina kam aber auf einem kürzeren Wege einen ganzen Tag früher nach Metz, legte ihre gewöhnlichen Frauenkleider an, und erwartete ihres Gemahles An-

kunſt. Als dieſe erfolgte, empfing Alexander ſeine Gemahlin auf das Zärtlichſte; bald aber blieſen ihm ſeine Freunde und Verwandten in die Ohren „daß Florentina als ein leichtfertiges Weib zwölf Monate lang in der Welt umher gezogen ſey, und nichts von ſich habe hören laſſen.“ Alexander entbrannte vor Zorn, ließ ein Gaſtmahl anſtellen, und hielt ſeiner Frauen öffentlich ihren geführten Lebenswandel vor. Sie trat ſchweigend aus dem Zimmer, ging in ihre Kammer, und legte das Pilgerkleid an, das ſie während der Zeit getragen hatte, nahm die Harfe zur Hand, und nun offenbarte ſich, indem ſie ihm das ausgeſchnittene Stück von dem Hemde vorwies: wer ſie geweſen war, und daß ſie ſelbſt als Pilgrim ihn aus dem Pflug erlöſt hatte. Da verſtummten ihre Ankläger, fielen der edlen Frau zu Füßen, und ihr Gemahl bat ſie mit weinenden Augen um Verzeihung.

532.

Siegfried und Genofeva.

Freher origines palatinae pars II. 1612. fol. p. 38. 39 und Anhang S. 18 — 22. aus einer alten Frauenkircher Handſchrift.

Zu den Zeiten Hildolfs, Erzbiſchofs von Trier, lebte daſelbſt Pfalzgraf Siegfried, mit Genofeva ſeiner Gemahlin, einer Herzogstochter aus Brabant, ſchön und fromm. Nun begab es ſich, daß ein Zug wider die Heiden geſchehen ſollte, und Siegfried in den Krieg ziehen mußte; da befahl er Genofeven, im mei-

ſelder Gau auf ſeiner Burg Simmern, ſtill und eingezogen zu wohnen; auch übertrug er einem ſeiner Dienſtmänner, Namens Golo, auf den er zumal vertraute: daß er ſeine Gemahlin in beſonderer Aufſicht hielte. Die letzte Nacht vor ſeiner Abreiſe hatte aber Genofeva einen Sohn von ihrem Gemahl empfangen. Als nun Siegfried abweſend war, dauerte es nicht lange, und Golo entbrann von ſündlicher Liebe zu der ſchönen Genofeva, die er endlich nicht mehr zurück hielt, ſondern der Pfalzgräfin erklärte. Sie aber wies ihn mit Abſcheu zurück. Darauf ſchmiedete Golo falſche Briefe, als wenn Siegfried mit allen ſeinen Leuten im Meer ertrunken wäre, und las ſie der Gräfin vor; jetzt gehöre ihm das ganze Reich zu, und ſie dürfe ihn ohne Sünde lieben. Als er ſie aber küſſen wollte, ſchlug ſie ihm hart mit der Fauſt ins Geſicht, und er merkte wohl, daß er nichts ausrichten konnte; da verwandelte er ſeinen Sinn, nahm der edlen Frau alle ihre Diener und Mägde weg, daß ſie in ihrer Schwangerſchaft die größte Noth litt. Und als ihre Zeit heran rückte, gebar Genofeva einen ſchönen Sohn, und niemand, außer einer alten Waſchfrau, ſtand ihr bei oder tröſtete ſie; endlich aber hörte ſie, daß der Pfalzgraf lebe und bald zurück kehre; und ſie fragte den Boten, wo Siegfried jetzo ſey? „Zu Straßburg“ antwortete der Bote, und ging darauf zu Golo, dem er dieſelbe Nachricht brachte. Golo erſchrak heftig und hielt ſich für verloren. Da redete eine alte Hexe mit ihm, was er ſich Sorgen um dieſe Sache mache?

Die Pfalzgräfin habe zu einer Zeit geboren, daß niemand wiſſen könne, ob nicht der Koch oder ein andrer des Kindes Vater ſey; „ſag nur dem Pfalzgrafen, daß ſie mit dem Koch gebuhlt habe, ſo wird er ſie tödten laſſen, und du ruhig ſeyn.“ Golo ſagte „der Rathſchlag iſt gut“ ging daher eilends ſeinem Herrn entgegen, und erzählte ihm die ganze Lüge. Siegfried erſchrak, und ſeufzte aus tiefem Leid. Da ſprach Golo: Herr, es ziemt dir nicht länger, dieſe zum Weibe zu haben. Der Pfalzgraf ſagte: was ſoll ich thun? Ich will — verſetzte der Treuloſe — ſie mit ihrem Kind an den See führen und im Waſſer erſäufen. Als nun Siegfried eingewilligt hatte, ergriff Golo Genoſeven und das Kind, und übergab ſie den Knechten, daß ſie ſie tödten ſollten. Die Knechte führten ſie in den Wald, da hub einer unter ihnen an: was haben dieſe Unſchuldigen gethan? Und es entſtand ein Wortwechſel, keiner aber wußte Böſes von der Pfalzgräfin zu ſagen, und keinen Grund, warum ſie ſie tödten ſollten; es iſt beſſer — ſprachen ſie — daß wir ſie hier von den wilden Thieren zerreiſſen laſſen, als unſre Hände mit ihrem Blut zu beflecken. Alſo ließen ſie Genoſeven allein in dem wilden Wald, und gingen fort. Da ſie aber ein Wahrzeichen haben mußten, das ſie Golo mitbrächten: ſo rieth einer, dem mitlaufenden Hunde die Zunge auszuſchneiden. Und als ſie vor Golo kamen, ſagte er: wo habt ihr ſie gelaſſen? „Sie ſind ermordet“ antworteten ſie, und wieſen ihm Genoſevens Zunge.

Genofeva aber weinte und bätete in der öden Wildniß; ihr Kind war noch nicht dreißig Tage alt, und ſie hatte keine Milch mehr in ihren Brüſten, womit ſie es ernähren konnte. Wie ſie nun die heilige Jungfrau um Beiſtand flehte, ſprang plötzlich eine Hindin durchs Geſträuch, und ſetzte ſich neben das Kind nieder; Genofeva legte die Zitzen der Hindin in des Knäbleins Mund und es ſog daraus. An dieſem Orte blieb ſie ſechs Jahre und drei Monate; ſie ſelbſt aber nährte ſich von Wurzeln und Kräutern, die ſie im Walde fand; ſie wohnten unter einer Schichte von Holzſtämmen, welche die arme Frau, ſo gut ſie konnte, mit Dörnern gebunden hatte.

Nach Verlauf dieſer Zeit trug ſich's zu, daß der Pfalzgraf gerade in dieſem Wald eine große Jagd anſtellte; und da die Jäger die Hunde hetzten, zeigte ſich ihren Augen dieſelbe Hirſchkuh, die den Knaben mit ihrer Milch nährte. Die Jäger verfolgten ſie; und weil ſie zuletzt keinen andern Ausweg hatte, floh ſie zu dem Lager, wohin ſie täglich zu laufen pflegte, und warf ſich, wie gewöhnlich, zu des Knaben Füßen. Die Hunde drangen nach, des Kindes Mutter nahm einen Stock und wehrte die Hunde ab. In dieſem Augenblick kam der Pfalzgraf hinzu, ſah das Wunder, und befahl, die Hunde zurück zu rufen. Darauf fragte er die Frau, ob ſie eine Chriſtin wäre? Sie antwortete: ich bin eine Chriſtin, aber ganz entblößt; leih mir deinen Mantel, daß ich meine Schaam bedecke. Siegfried warf ihr den Mantel zu, und ſie be-

deckte ſich damit. Weib, ſagte er, warum ſchaffteſt du dir nicht Speiſe und Kleider? Sie ſprach: Brot habe ich nicht, ich aß die Kräuter, die ich im Walde fand; mein Kleid iſt vor Alter zerſchliſſen und aus einander gefallen. — Wie viel Jahre ſind's, ſeit du hierher gekommen? — Sechs, und drei Monden wohne ich hier. — Wem gehört der Knabe? — Es iſt mein Sohn. — Wer iſt des Kindes Vater? — Gott weiß es. — Wie kamſt du hierher, und wie heißeſt du? — Mein Namen iſt Genofeva. — Als der Pfalzgraf den Namen hörte, gedachte er ſeiner Gemahlin; und einer der Kämmerer trat hinzu, und rief: bei Gott, das ſcheint mir unſre Frau zu ſeyn, die ſchon lange geſtorben iſt, und ſie hatte ein Mahl am Geſicht. Da ſahen ſie alle, daß ſie noch daſſelbe Mahl an ſich trug. Hat ſie auch noch den Trauring? ſagte Siegfried. Da gingen zwei hinzu und fanden, daß ſie noch den Ring trage. Alſobald umfing ſie der Pfalzgraf und küßte ſie, und nahm weinend den Knaben und ſprach: das iſt mein Gemahl, und das iſt mein Kind. Die gute Frau erzählte nun allen, die da ſtanden, von Wort zu Wort, was ihr begegnet war, und alle vergoſſen Freudenthränen; indem kam auch der treuloſe Golo dazu, da wollten ſie alle auf ihn ſtürzen und ihn tödten. Der Pfalzgraf rief aber: haltet ihn, bis wir ausſinnen, welches Todes er würdig iſt. Dies geſchah; und nachher verordnete Siegfried, vier Ochſen zu nehmen, die noch vor keinem Pfluge gezogen hätten, und jeden Ochſen dem Miſſethäter an die vier

Theile des Leibes zu ſpannen, zwei an die Füße, zwei an die Hände, und dann die Ochſen gehn zu laſſen. Und als ſie auf dieſe Weiſe feſtgebunden waren, ging jeder Ochſe mit ſeinem Theile durch, und Golo's Leib wurde in vier Stücke zerriſſen.

Der Pfalzgraf wollte nunmehr ſeine geliebte Gemahlin nebſt dem Söhnlein heimführen. Sie aber ſchlug es aus und ſprach: an dieſem Ort hat die heilige Jungfrau mich vor den wilden Thieren bewahrt, und durch ein Wild mein Kind erhalten; von dieſem Orte will ich nicht weichen, bis er ihr zu Ehren geweiht iſt. Sogleich beſandte der Pfalzgraf den Biſchof Hildulf, welchem er alles berichtete; der Biſchof war erfreut und weihte den Ort. Nach der Weihung führte Siegfried ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn herzu, und ſtellte ein feierliches Mahl an; ſie bat, daß er hier eine Kirche bauen ließe, welches er zuſagte. Die Pfalzgräfin konnte fürder keine Speiſen mehr vertragen, ſondern ließ ſich im Walde die Kräuter ſammeln, an welche ſie gewohnt geworden war. Allein ſie lebte nur noch wenige Tage, und wanderte ſelig zum Herrn; Siegfried ließ ihre Gebeine in der Waldkirche, die er zu bauen gelobt hatte, beſtatten; dieſe Capelle hieß Frauenkirchen (unweit Meyen), und manche Wunder geſchahen daſelbſt.

533.

Carl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan.

Iehan le Maire Illustrations de Gaule. Paris 1548. 4. Lib. III. Bl. 20—23. (Vergl. Tacitus hist. IV, 55.)

Gottfried, mit dem Zunamen der Carl, war König von Tongern, und wohnte an der Maas auf ſeiner Burg Megen. Er hatte einen Sohn, Namens Carl Ynach, den verbannte er aus dem Land, weil er einer Jungfrau Gewalt gethan hatte. Carl Ynach floh nach Rom zu ſeinem Oheim Cloadich, welcher daſelbſt als Geißel gefangen lebte, und wurde von dieſem ehrenvoll empfangen. Carl Ynach wohnte zu Rom bei einem Senator, Namens Octavius, bis dieſer vor des Sylla Grauſamkeit aus der Stadt wich nach Arcadien. Hier aber lebte Lucius Julius Proconſul, welcher zwei Töchter hatte, die eine hieß Julia, die andre Germana. In dieſe Germana verliebte ſich nun Carl Ynach, offenbarte ihr, daß er eines Königs Sohn wäre, und beredte ſie zur Flucht. Eines Nachts nahmen ſie die beſten Kleinode aus ihrem Schatz, ſchifften ſich heimlich ein und kamen nach Italien, nahe bei Venedig. Hier ſtiegen beide zu Pferd, ritten über Mailand durch Savoyen und Burgund ins Land Frankreich, und trafen nach viel Tagefahrten zu Cambray ein. Von da gingen ſie noch weiter an einen Ort, der damals das Schloß Senes hieß, und ruhten in einem ſchönen Thale aus. In dieſem Thal auf einem luſtigen Fluß ſchwammen Schwäne; einer ihrer

Diener, der Bogenſchütze war, ſpannte und ſchoß einen Pfeil. Aber er fehlte den Schwan, der erſchrockene Vogel hob ſich in die Luft, und flüchtete ſich in der ſchönen Germana Schooß. Froh über dieſes Wunder, und weil der Schwan ein Vogel guter Bedeutung iſt, fragte ſie Carl Ynach, ihren Gemahl: wie der Vogel in ſeiner Landesſprache heiße? In deutſcher Sprache, antwortete er, heißt man ihn Swana. So will ich — ſagte ſie — hinführo nicht länger Germana, ſondern Schwan heißen; denn ſie befürchtete, eines Tages an ihrem rechten Namen erkannt zu werden. Der ganze Ort aber bekam von der Menge ſeiner Schwäne, den Namen Schwanenthal (vallis cignea, Valenciennes) an der Schelde. Jenen Schwan nahm die Frau mit, fütterte und pflag ihn ſorgſam. Carl und Frau Schwan gelangten nach dieſem bis zu dem Schloſſe Florimont, unweit Brüſſel; daſelbſt erfuhr er den Tod ſeines Vaters Godfried Carl, und zog ſogleich dahin. Zu Löwen opferte er ſeinen Göttern, und wurde in Tongern mit Jubel und Freude als König und Erbe empfangen. Salvius herrſchte hierauf eine Zeit lang in Frieden, und zeugte mit ſeiner Gemahlin einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn wurde Octavian, die Tochter wiederum Schwan benannt. Bald danach hatte Arioviſt, König der Sachſen, Krieg mit Julius Cäſar und den Römern; Carl Ynach verband ſich mit Arioviſt, und zog den Römern entgegen, blieb aber todt in einer Schlacht, die bei Beſançon geliefert wurde. Frau Schwan, ſeine Wit-

we, barg ſich mit ihren Kindern in dem Schloſſe Megen an der Maas, und fürchtete, daß Julius Cäſar, ihr Bruder, ſie auskundſchaften möchte. Das Reich Tongern hatte ſie an Ambiorix abgetreten, nahm aber ihren Schwan mit nach Megen, wo ſie ihn auf den Burggraben ſetzte, und oft mit eigner Hand fütterte, zum Angedenken ihres Gemahls.

Julius Cäſar hatte daznmal in ſeinem Heer einen Helden, Namens Salvius Brabon, der aus dem Geſchlechte des Frankus, Hectors von Troja Sohn, abſtammte. Julius Cäſar, um ſich von der Arbeit des Krieges ein wenig auszuruhen, war ins Schloß Cleve gekommen; Salvius Brabon beluſtigte ſich in der Gegend von Cleve mit Bogen und Pfeil, gedachte an ſein bisheriges Leben und an einen bedeutenden Traum, den er eines Nachts gehabt. In dieſen Gedanken befand er ſich von ungefähr am Ufer des Rheins, der nicht weit von dem Schloſſe Cleve fließt, und ſah auf dem Strom einen ſchneeweißen Schwan; der ſpielte und biß mit ſeinem Schnabel in einen Kahn am Ufer. Salvius Brabon blickte mit Vergnügen und Verwunderung zu, und die glückliche Bedeutung dieſes Vogels mit ſeinem Traum verbindend, trat er in das Schifflein; der Schwan, ganz kirr und ohne ſcheu zu werden, floß ein wenig voraus und ſchien ihm den Weg zu weiſen; der Ritter empfahl ſich Gott, und beſchloß ihm zu folgen. Ganz ruhig geleitete ihn der Schwan den Lauf des Rheins entlang, und Salvius ſchaute ſich allenthalben um, ob

er

er nichts ſähe; ſo fuhren ſie lang' und weit, bis endlich der Schwan das Schloß Megen erkannte, wo ſeine Herrin wohnte, kümmerlich als eine arme Witwe in fremdem Lande, ihre beiden Kinder auferziehend. Der Schwan, als er nun ſeinen gewohnten Aufenthalt erblickte, ſchlug die Flügel, erhob ſich in die Lüfte und flog zum Graben, wo ihn die Frau aus ihrer Hand freſſen ließ. Als ſich aber Salvius von ſeinem Führer verlaſſen ſah, wurde er betrübt, landete mit ſeinem Nachen und ſprang ans Land; er hielt den Bogen geſpannt und dachte den Schwan zu ſchießen, falls er ihn erreichen könnte. Wie er nun weiter ging, und den Vogel im Schloßgraben fand, legte er den Pfeil auf und zielte. Indem war die Frau ans Fenſter getreten, den Schwan zu liebkoſen, und ſah einen fremden Mann darauf anlegen. Erſchrocken rief ſie laut in griechiſcher Sprache: Ritter, ich beſchwöre dich, tödte mir nicht dieſen Schwan. Salvius Brabon, der ſich mit dieſen Worten in einem wildfremden Lande, und durch eine Frau in ſeiner Sprache anrufen hörte, war überaus betroffen, zog jedoch die Hand vom Bogen, und that den Pfeil vom Strang; darauf fragte er die Frau auf griechiſch, was ſie in dem abgelegenen, wilden Lande mache? Sie aber war noch mehr erſchrocken, ſich in ihrer Mutterſprache anreden zu hören, und lud ihn ein „in die Burg zu treten, ſo würden ſie ſich vollſtändig einander Aufſchluß geben können;" welches er auch mit Vergnügen annahm. Als er innen war, fragte ſie ihn eine Menge Dinge,

und erfuhr auch Julius Cäſars Aufenthalt zu Cleve. Weil ſie aber hörte, daß der Ritter aus Arcadia ſtammte, nahm ſie ſich ein Herz und forderte ihm einen Eid ab „daß er ihr beiſtehn wolle, wie man Witwen und Waiſen ſoll“; darauf erzählte ſie umſtändlich alle ihre Begebenheiten. Sie bat, daß er ſie wieder mit ihrem Bruder ausſöhnen möchte, und gab ihm für dieſen zum Wahrzeichen ein goldnes Götzenbild, das ihr Julius Cäſar einſtmals aufzuheben vertraut hatte, mit. Salvius Brabon verſprach das Seinige zu thun, und kehrte wieder zu ſeinem Herrn nach Cleve zurück. Er grüßte ihn von ſeiner Schweſter und gab ihm das Goldbild, welches Julius Cäſar auf den erſten Blick erkannte. Sodann fragte er den Salvius, wo er ſie gefunden hätte? Dieſer erzählte ihr Leben und Schickſal, und bat um Verzeihung. Cäſar wurde gerührt zum Erbarmen, und bedauerte auch ſeines Schwagers, Carl Ynachs, Tod; hierauf wollte er ſogleich ſeine Schweſter und Neffen ſehen; Salvius Brabon führte ihn mit Freuden nach dem Schloſſe Megen. Sie erkannten ſich mit herzlicher Wonne; Salvius Brabon bat ſich die junge Schwan, des Kaiſers Nichte, zur Gemahlin aus, die ihm auch bewilligt wurde. Die Hochzeit geſchah zu Löwen. Julius Cäſar verlieh ſeiner Nichte und ihrem Gemahl eine weite Strecke Landes als ein Herzogthum, von dem Meer mit dem Wald Soigne und dem Fluſſe Schelde, bis zu dem Bächlein, welches heißet Lace. Brabon war hier der erſte Fürſt, und von ihm

trägt dieſes Land den Namen **Brabant**. Seinem Neffen Octavian gab der Kaiſer das Königreich Agrippina am Rhein, ein weites Gebiet.

Tongern aber benannte er hinführo nach dem Namen ſeiner Schweſter Germana, **Germania**, und wollte auch, daß Octavian den Beinamen **Germanicus** führte. Seitdem heißen die Deutſchen nun **Germanen**.

534.

Der Ritter mit dem Schwan.

Flamländ. Volksbuch.

Altdeutſch in einem Mſpt. der Paulinerbibl. zu Leipzig. Nro. 89. (Feller 292).

Zu Flandern war vor Alters ein Königreich Lillefort, da wo jetzt die Städte Ryſſel und Doway liegen; in demſelben herrſchte Pyrion mit Matabruna ſeiner Gemahlin. Sie zeugten einen Sohn, Namens Oriant. Dieſer jagte eines Tages im Walde einen Hirſch, der Hirſch entſprang ihm aber in ein Waſſer, und Oriant ſetzte ſich müde an einen ſchönen Brunnen, um dabei auszuruhen. Als er ſo allein ſaß, kam eine edle Jungfrau gegangen, die ſeine Hunde ſah und ihn fragte: mit weſſen Urlaub er in ihrem Wald jage? Dieſe Jungfrau hieß Beatrix, und Oriant wurde von ihrer wunderbaren Schönheit ſo getroffen, daß er ihr die Liebe erklärte und ſeine Hand auf der Stelle bot. Beatrix willigte ein, und der junge König nahm ſie mit aus dem Wald nach Lillefort, um

eine fröhliche Hochzeit zu feiern. Matabrun ſeine Mutter ging ihm aber entgegen, und war der jungen Braut gram; darum, daß er ſie nackt und bloß heimgeführt hatte, und niemand wußte, woher ſie ſtammte. Nach einiger Zeit nun wurde die Königin ſchwanger; während deſſen geſchah's, daß ſie von ungefähr am Fenſter ſtand, und zwei Kindlein, die eine Frau auf ein Mal geboren hatte, zur Taufe tragen ſah. Da rief ſie heimlich ihren Gemahl und ſprach: wie das möglich wäre, daß eine Frau zwei Kinder gebäre, ohne zwei Männer zu haben? Oriant antwortete: mit Gottes Gnaden kann eine Frau ſieben Kinder auf ein Mal von ihrem Manne empfangen. Bald darnach mußte der König in den Krieg ziehen; da ſich nun ſeine Gemahlin ſchwanger befand, empfahl er ſie ſeiner Mutter zu ſorgfältiger Obhut, und nahm Abſchied. Matabruna hingegen dachte auf nichts als Böſes, und beredete ſich mit der Wehmutter: daß ſie der Königin, wenn ſie gebären würde, ſtatt der Kinder junge Hunde unterſchieben, die Kinder ſelbſt tödten, und Beatrix einer ſtrafbaren Gemeinſchaft mit Hunden anklagen wollten.

Als nun ihre Zeit heran rückte, ward Beatrix von ſechs Söhnen und einer Tochter entbunden, und jedem Kindlein lag um ſeinen Hals eine ſilberne Kette. Matabruna ſchaffte ſogleich die Kinder weg, und legte ſieben Wölpe hin; die Wehfrau aber rief: ach Königin, was iſt euch geſchehen! ihr habt ſieben ſcheußliche Wölpe geboren, thut ſie weg und laßt ſie unter die

Erde graben, daß dem Könige ſeine Ehre bewahrt bleibe. Beatrix weinte und rang die Hände, daß es einen erbarmen mußte; die alte Königin aber hub an, ſie heftig zu ſchelten und des ſchändlichſten Ehebruchs zu zeihen. Darauf ging Matabruna weg, rief einen vertrauten Diener, dem ſie die ſieben Kindlein übergab und ſprach: die ſilbernen Ketten an dieſer Brut bedeuten, daß ſie dereinſt Räuber und Mörder werden; darum muß man eilen, ſie aus der Welt zu ſchaffen. Der Knecht nahm ſie in ſeinen Mantel, ritt in den Wald und wollte ſie tödten; als ſie ihn aber anlachten, wurde er mitleidig, legte ſie hin und empfahl ſie der Barmherzigkeit Gottes. Darauf kehrte er an den Hof zurück und ſagte der Alten, daß er ihren Befehl ausgerichtet, wofür ſie ihm großen Lohn verſprach. Die ſieben Kinder ſchrien unterdeſſen vor Hunger im Walde; das hörte ein Einſiedler, Helias mit Namen, der fand ſie und trug ſie in ſeinem Gewande mit ſich in die Klauſe. Der alte Mann wußte aber nicht, wie er ſie ernähren ſollte; ſiehe, da kam eine weiße Geiß gelaufen, bot den Kindern ihre Mammen, und ſie ſogen begierig daran. Dieſe Geiß ſtellte ſich nun von Tag zu Tage ein, bis daß die Kinder wuchſen und größer wurden. Der Einſiedel machte ihnen dann kleine Röcklein von Blättern, ſie gingen ſpielen im Geſträuch und ſuchten ſich wilde Beeren, die ſie aßen, und wurden auferzogen in Gottes Furcht und Gnade.

Der König, nachdem er den Feind beſiegt hatte,

kehrte heim und wurde mit Klagen empfangen: daß ſein Gemahl von einem ſchändlichen Hunde ſieben Wölpe geboren hätte, welche man weggeſchafft. Da befiel ihn tiefer Schmerz; er verſammelte ſeinen Rath und fragte, was zu thun wäre? Und einige riethen, die Königin zu verbrennen, andere aber, ſie nur gefangen einzuſchließen. Dieſes Letztere gefiel dem Könige beſſer, weil er ſie noch immer liebte. Alſo blieb die unſchuldige Beatrix eingeſchloſſen, bis zur Zeit, daß ſie wieder erlöſt werden ſollte.

Der Einſiedel hatte unterdeſſen die ſieben Kinder getauft, und eines, das er beſonders liebte, Helias nach ſeinem Namen geheißen. Die Kinder aber in ihren Blätterröcklein, barfuß und barhaupt, liefen ſtets mit einander im Wald herum. Es geſchah, daß ein Jäger der alten Königin daſelbſt jagte, und die Kindlein alle ſieben, mit ihren Silberketten um den Hals, unter einem Baum ſitzen ſah, von dem ſie die wilden Aepfel abrupften und aßen. Der Jäger grüßte ſie, da flohen die Kinder zu der Klauſe, und der Einſiedler bat, daß der Jäger ihnen kein Leid thun möchte. Als dieſer Jäger wieder nach Lillefort kam, erzählte er Matabrunen alles, was er geſehen hatte; ſie wunderte ſich und rieth wohl, daß es Oriants ſieben Kinder wären, welche Gott beſchirmt hatte. Da ſprach ſie auf der Stelle: „o guter Geſell, nehmt von euren Leuten und kehret mir eilends zum Wald, daß ihr die ſieben Kinder tödtet, und bringt mir die ſieben Ketten zum Wahrzeichen mit! Thut ihr das nicht, ſo

iſts um euer eigen Leben geſchehn, ſonſt aber ſollt ihr großen Lohn haben.“ Der Jäger ſagte „euer Wille ſoll befolgt werden“ nahm ſieben Männer, und machten ſich auf den Weg nach dem Walde. Unterwegs mußten ſie durch ein Dorf, wo ein großer Haufen Menſchen verſammelt war. Der Jäger fragte nach der Urſache, und erhielt zur Antwort: es ſoll eine Frau hingerichtet werden; weil ſie ihr Kind ermordet hat. Ach — dachte der Jäger — dieſe Frau wird verbrennt, weil ſie Ein Kind getödtet hat, und ich gehe darauf aus, ſieben Kinder zu morden; verflucht ſey die Hand, die dergleichen vollbringt! Da ſprachen alle Jäger: „wir wollen den Kindern kein Leid thun, ſondern ihnen die Ketten ablöſen, und ſie der Königin bringen, zum Beweiſe, daß ſie todt ſeyen.“ Hierauf kamen ſie in den Wald, und der Einſiedler war gerade ausgegangen, auf dem Dorfe Brod zu betteln, und hatte eins der Kinder mitgenommen, das ihm tragen helfen mußte. Die ſechs andern ſchrien vor Furcht, wie ſie die fremden Männer ſahen. Fürchtet euch nicht, ſprach der Jäger. Da nahmen ſie die Kinder, und thaten ihnen die Ketten vom Hals; in demſelben Augenblick, wo dies geſchah, wurden ſie zu weißen Schwänen, und flogen in die Luft. Die Jäger aber erſchraken ſehr, und zuletzt gingen ſie nach Haus, und brachten der alten Königin die ſechs Ketten unter dem Vorgeben: die ſiebente hätten ſie verloren. Darüber war Matabruna ſehr bös, und entbot einem Goldſchmied, aus den ſechſen einen Napf zu ſchmieden. Der Gold=

ſchmied nahm eine der Ketten, und wollte ſie im Feuer prüfen, ob das Silber gut wäre. Da wurde die Kette ſo ſchwer, daß ſie allein mehr wog, als vorher die ſechſe zuſammen. Der Schmied war verwundert, gab die fünfe ſeiner Frau, ſie aufzuheben; und aus der ſechſten, die geſchmolzen war, wirkte er zwei Näpfe, jeden ſo groß, als ihn Matabrun begehrt hatte. Den einen Napf behielt er auch noch zu den Ketten, und den andern trug er der Königin hin, die ſehr zufrieden mit ſeiner Schwere und Größe war.

Als nun die Kinder in weiße Schwäne verwandelt worden waren, kam der Einſiedler mit dem jungen Helias auch wieder heim, und war erſchrocken, daß die andern fehlten. Und ſie ſuchten nach ihnen den lieben langen Tag, bis zum Abend, und fanden nichts, und waren ſehr traurig. Morgens frühe begann der kleine Helias wieder nach ſeinen Geſchwiſtern zu ſuchen, bis er zu einem Weiher kam, worauf ſechs Schwäne ſchwammen, die zu ihm hin floſſen, und ſich mit Brod füttern ließen. Von nun ging er alle Tage zu dem Waſſer, und brachte den Schwänen Brod; es verſtrich eine geraume Zeit.

Während Beatrix gefangen ſaß, dachte Matabrun auf nichts anders, als ſie durch den Tod wegzuräumen. Sie ſtiftete daher einen falſchen Zeugen an, welcher ausſagte „den Hund gekannt zu haben, mit dem die Königin Umgang gepflogen hätte.“ Oriant wurde dadurch von neuem erbittert; und als der Zeuge ſich erbot, ſeine Ausſage gegen jedermann im Gottes-

kampf zu bewähren, ſchwur der König: daß Beatrix ſterben ſolle, wenn kein Kämpfer für ſie aufträte. In dieſer Noth betete ſie zu Gott, der ihr Flehen hörte, und einen Engel zum Einſiedler ſandte. Dieſer erfuhr nunmehr den ganzen Verlauf: wer die Schwäne wären, und in welcher Gefahr ihre arme Mutter ſchwebte. Helias, der Jüngling, war erfreut über dieſe Nachricht; und machte ſich barfuß, barhaupt, und in ſeinem Blätterkleid auf, an den Hof des Königs, ſeines Vaters, zu gehen. Das Gericht war gerade verſammelt, und der Verräther ſtand zum Kampfe bereit. Helias erſchien, ſeine einzige Waffe war eine hölzerne Keule. Hierauf überwand der Jüngling ſeinen Gegner, und that die Unſchuld der geliebten Mutter dar, die ſogleich befreit, und in ihre vorige Rechte eingeſetzt wurde. Als ſich nun die ganze Verrätherei enthüllt hatte, wurde ſogleich der Goldſchmied geſandt, der die Schwanketten verſchmieden ſollte. Er kam, und brachte fünf Ketten und den Napf, der ihm von der ſechſten übergeſchoſſen war. Helias nahm nun dieſe Ketten, und war begierig, ſeine Geſchwiſter wieder zu erlöſen; plötzlich ſah man ſechs Schwäne zu dem Schloßweiher geflogen kommen. Da gingen Vater und Mutter mit ihm hinaus, und das Volk ſtand um das Ufer und wollte dem Wunder zuſehen. Sobald die Schwäne Helias erblickten, ſchwommen ſie hinzu, und er ſtrich ihre Federn und wies ihnen die Ketten. Hierauf legte er einem nach dem andern die Kette um den Hals,

augenblicklich ſtanden ſie in menſchlicher Geſtalt vor ihm, vier Söhne und eine Tochter; und die Ältern liefen hinzu, ihre Kinder zu halſen und küſſen. Als aber der ſechſte Schwan ſah, daß er allein übrig blieb und kein Menſch wurde, war er tief betrübt, und zog ſich im Schmerz die Federn aus; Helias weinte und ermahnte ihn tröſtend zur Geduld. Der Schwan neigte mit dem Hals, als ob er ihm dankte, und jedermann bemitleidete ihn. Die fünf andern Kinder wurden darauf zur Kirche geführt und getauft; die Tochter empfing den Namen Roſe, die vier Brüder wurden hernachmals fromme und tapfere Helden.

König Oriant nach dieſen wunderbaren Begebenheiten gab nun die Regierung des Reichs in ſeines Sohnes Helias Hände. Der junge König aber beſchloß, vor allem das Recht walten zu laſſen, eroberte die feſte Burg, wohin Matabrun geflohen war, und überlieferte ſie dem Gericht, welches die Übelthäterin zum Tode des Feuers verdammte. Dieſes Urtheil wurde ſodann vollſtreckt. Helias regierte nun eine Weile zu Lillefort; eines Tages aber, da er den Schwan, ſeinen Bruder, auf dem Schloßweiher einen Nachen ziehen ſah, hatte er keine längre Ruhe: ſondern hielt dies für ein Zeichen des Himmels, daß er dem Schwan folgen, und irgendwo Ruhm und Ehre erwerben ſolle. Er verſammelte daher Ältern und Geſchwiſter, entdeckte ihnen ſein Vorhaben, und küßte ſie zum Abſchied. Dann ließ er ſich Harniſch und Schild bringen. Oriant, ſein Vater, ſchenkte ihm

ein Horn und ſprach: dieſes Horn bewahre wohl! denn alle, die es blaſen hören, denen mag kein Leid geſchehen. Der Schwan ſchrie drei oder vier Mal ganz mit ſeltſamer Stimme; da ging Helias zum Geſtade hinab; ſogleich ſchlug der Vogel die Flügel, als ob er ihn fröhlich bewillkommte, und neigte ſeinen Hals. Helias betrat den Nachen, und der Schwan ſtellte ſich vornen hin und ſchwamm voraus; ſchnell floſſen ſie davon, von Fluß in Fluß, von Strom in Strom, bis ſie zu der Stelle gelangten, wohin ſie nach Gottes Willen beſchieden waren.

Zu dieſen Zeiten herrſchte Otto der erſte, Kaiſer von Deutſchland, und unter ihm ſtand das Ardennerland, Lüttich und Namur. Dieſer hielt gerade ſeinen Reichstag zu Nimmegen, und wer über ein Unrecht zu klagen hatte, der kam dahin und brachte ſeine Worte an. Es begab ſich nun, daß auch der Graf von Frankenburg vor den Kaiſer trat, und die Herzogin von Billon (Bouillon), Namens Clariſſa, beſchuldigte, „ihren Gemahl vergiftet, und während ſeiner dreijährigen Meerfahrt eine unrechte Tochter erzeugt zu haben; darum ſey das Land nunmehr an ihn, den Bruder des Herzogs verfallen.“ Die Herzogin verantwortete ſich, ſo gut ſie konnte; aber das Gericht ſprach einen Gotteskampf aus „und daß ſie ſich einen Streiter gegen den Grafen von Frankenburg ſtellen müſſe, der ihre Unſchuld darthun wolle.“ Die Herzogin ſah ſich aber vergebens nach einem Retter um, indem hörten alle ein Horn blaſen. Da

ſchaute der Kaiſer zum Fenſter, und man erblickte auf dem Waſſer den Nachen fahren, von dem Schwan geleitet, in welchem Helias gewappnet ſtand. Kaiſer Otto verwunderte ſich, und als das Fahrzeug anhielt, und der Held landete, hieß er ihn ſogleich vor ſich führen. Die Herzogin ſah ihn auch kommen, und erzählte ihrer Tochter einen Traum, den ſie die letzte Nacht gehabt hatte: „es träumte mir, daß ich vor Gericht mit dem Grafen dingte, und ward verurtheilt, verbrennt zu werden. Und wie ich ſchon an den Flammen ſtand, flog über meinem Haupt ein Schwan, und brachte Waſſer zum Löſchen des Feuers; aus dem Waſſer ſtieg ein Fiſch, vor dem fürchteten ſich alle, ſo daß ſie bebten; darum hoffe ich, daß uns dieſer Ritter vom Tode erlöſen wird.“ Helias grüßte den Kaiſer und ſprach: ich bin ein armer Ritter, der durch Abentheuer hierher kommt, um euch zu dienen. Der Kaiſer antwortete: „Abentheuer habt ihr hier gefunden! hier ſtehet eine auf den Tod verklagte Herzogin; wollt ihr für ſie kämpfen, ſo könnt ihr ſie retten, wenn ihre Sache gut iſt.“ Helias ſah die Herzogin an, die ihm ſehr ehrbar zu ſeyn ſchien, und ihre Tochter war von wunderbarer Schönheit, daß ſie ihm herzlich wohlgefiel. Sie aber ſchwur ihm mit Thränen, daß ſie unſchuldig wäre; und Helias gelobte, ihr Kämpfer zu werden. Das Gefecht wurde hierauf anberaumt, und nach einem gefährlichen Streite ſchlug der Ritter mit dem Schwan dem Grafen Otto das Haupt vom Halſe, und der Herzogin Unſchuld

wurde offenbar. Der Kaiſer begrüßte den Sieger; die Herzogin aber begab ſich des Landes zu Gunſten ihrer Tochter Clariſſa, und vermählte ſie mit dem Helden, der ſie befreit hatte. Die Hochzeit wurde prächtig zu Nimmegen gefeiert; hernach zogen ſie in ihr Land Billon, wo ſie mit Freuden empfangen wurden. Nach neun Monaten gebar die Herzogin eine Tochter, welche den Namen Yda empfing, und ſpäterhin die Mutter berühmter Helden ward. Eines Tages nun fragte die Herzogin ihren Gemahl im Geſpräch nach ſeinen Freunden und Magen, und aus welchem Lande er gekommen wäre? Helias aber antwortete nichts, ſondern verbot ihr dieſe Frage; ſonſt müſſe er von ihr ſcheiden. Sie fragte ihn alſo nicht mehr, und ſechs Jahre lebten ſie in Ruhe und Frieden zuſammen.

Was man den Frauen verbietet, das thun ſie zumeiſt; und die Herzogin, als ſie einer Nacht bei ihrem Gemahl zu Bette lag, ſprach dennoch: „o mein Herr! ich möchte gerne wiſſen, von wannen ihr ſeyd.“ Als dies Helias hörte, wurde er betrübt und antwortete: „ihr wißt, daß ihr das nicht wiſſen ſollt; ich gelobe euch nun, Morgen von Lande zu ſcheiden.“ Und wie viel ſie und die Tochter klagten und weinten, ſtand der Herzog Morgens auf, berief ſeine Mannen, und gebot ihnen: Frau und Tochter nach Nimmegen zu geleiten, damit er ſie dort dem Kaiſer empfehlen könne; denn er kehre nimmermehr wieder. Unter dieſen Reden hörte man ſchon den Schwan ſchreien, der

ſich über ſeines Bruders Wiederkunft freuete, und Helias trat in den Nachen. Die Herzogin reiſte mit ihrer Tochter zu Lande nach Nimmegen, dahin kam bald der Schwan geſchwommen. Helias blies ins Horn, und trat vor den Kaiſer; dem er ſagte „daß er nothgedrungen ſein Land verlaſſen müſſe“ und dringend ſeine Tochter Ida empfahl. Otto ſagte es ihm zu, und Helias, nachdem er Abſchied genommen, Weib und Kind zärtlich geküßt hatte, fuhr in dem Nachen davon.

Der Schwan aber geleitete ihn wieder nach Lilleſort, wo ihn alle, und zumal Beatrix, ſeine Mutter, fröhlich bewillkommten. Helias dachte vor allen Dingen, wie er ſeinen Bruder Schwan wieder löſen möchte. Er ließ daher den Goldſchmied rufen, und händigte ihm die beiden Näpfe ein, mit dem Befehl: daraus eine Kette zu ſchmieden, wie die geweſen war, die er einſtens geſchmolzen hatte. Der Schmied that es, und brachte die Kette; Helias hängte ſie dem Schwan um, der ward alſobald ein ſchöner Jüngling, wurde getauft, und Eßmer (nach andern Emeri, Emerich) genannt.

Einige Zeit darauf erzählte Helias ſeinen Verwandten die Begebenheit, die er im Lande Billon erfahren hatte; begab ſich darauf der Welt, und ging in ein Kloſter, um da geiſtlich zu leben, bis an ſein Ende. Aber zum Andenken ließ er ein Schloß bauen, ganz wie das in Ardennen, und nannte es auch mit demſelben Namen, Billon.

Als nun Ida, Helias Tochter, vierzehn Jahre alt geworden war, vermählte ſie Kaiſer Otto mit Euſtachias, einem Grafen von Bonn. Ida lag auf eine Zeit im Traum, da däuchte ihr: als wenn drei Kinder an ihrer Bruſt lägen, jedes mit einer Krone auf dem Haupt; aber dem dritten zerbrach die Krone, und ſie hörte eine Stimme, die ſprach „ſie würde drei Söhne gebären, von denen der Chriſtenheit viel Frommen erwachſen ſolle; nur müſſe ſie verhüten, daß ſie keine andere Milch ſögen, als ihre eigne.“ Innerhalb drei Jahren brachte auch die Gräfin drei Söhne zur Welt; der älteſte hieß Gottfried, der zweite Baldewin, der dritte Euſtachias; alle aber zog ſie ſorgfältig mit ihrer Milch groß. Da begab ſich, daß auf einen Pfingſttag die Gräfin in der Kirche war, und etwas lange von ihrem Säugling Euſtachias blieb; da weinte das Kind ſo, daß eine andere Frau ihm zu ſäugen gab. Als die Gräfin zurückkehrte, und ihren Sohn an der Frauen Bruſt fand, ſprach ſie: „ach Frau, was habt ihr gethan? Nun wird mein Kind ſeine Würdigkeit verlieren.“ Die Frau ſagte: ich meinte wohl zu thun, weil es ſo weinte, und dachte es zu ſtillen. Die Gräfin aber war betrübt, aß und trank den ganzen Tag nicht, und grüßte die Leute nicht, die ihr vorgeſtellt wurden.

Die Herzogin, ihre Mutter, hätte unterdeſſen gar zu gern Kundſchaft von ihrem Gemahl gehabt, wohin er gekommen wäre; und ſie ſandte Pilger aus, die ihn ſuchen ſollten in allen Landen. Nun kam endlich

einer dieſer Pilger vor ein Schloß, nach deſſen Namen er fragte, und hörte mit Erſtaunen, daß es Billon hieße: da er doch wohl wußte, Billon liege noch viel weiter. Die Landleute erzählten ihm aber, warum Helias dieſen Bau geſtiftet und ſo benannt habe; und berichteten den Pilgrim der ganzen Geſchichte. Der Pilgrim dankte Gott, daß er endlich gefunden hatte, was er ſo lange ſuchte; ließ ſich bei dem König Oriant und ſeinen Söhnen melden, und erzählte, wie es um die Herzogin in Billon und ihre Tochter ſtünde. Eßmer brachte dem Helias die frohe Bothſchaft in ſein Kloſter, Helias gab dem Pilgrim ſeinen Trauring zum Wahrzeichen mit; auch ſandten die andern viele Koſtbarkeiten ihren Freunden zu Billon. Der Pilgram fuhr damit in ſeine Heimath, und bald zogen die Herzogin und die Gräfin hin zu ihrem Gemahl und Vater in ſein Kloſter. Helias empfing ſie fröhlich, ſtarb aber nicht lange darnach; die Herzogin folgte ihm aus Betrübniß. Die Gräfin aber, als ihre Eltern begraben waren, zog wieder heim in ihr Land, und unterwies ihre Söhne in aller Tugend und Gottesfurcht. Dieſe Söhne gewannen hernachmals den Ungläubigen das heilige Land ab, und Godfried und Baldwin wurden zu Jeruſalem als Könige gekrönt.

535.

Das Schwanſchiff am Rhein.

Hellnandi chronicon. lib. IV.
Vincent. bellovac. sp. hist.
Gerhard van Schuiren.
Hopp Beſchr. von Cleve 1655. p. 148 — 150.
Abel Samml. alter Chroniken. Braunſchw. 1732. S. 54.
Görres Lohengrin LXXI — LXXII.

Im Jahr 711 lebte Dieterichs, des Herzogen zu Cleve, einzige Tochter Beatrix, ihr Vater war geſtorben, und ſie war Frau über Cleve und viel Lande mehr. Zu einer Zeit ſaß dieſe Jungfrau auf der Burg von Nimwegen, es war ſchön, klar Wetter, ſie ſchaute in den Rhein, und ſah da ein wunderlich Ding. Ein weißer Schwan trieb den Fluß abwärts, und am Halſe hatte er eine goldne Kette. An der Kette hing ein Schiffchen, das er fortzog, darin ein ſchöner Mann ſaß. Er hatte ein goldnes Schwert in der Hand, ein Jagdhorn um ſich hängen, und einen köſtlichen Ring am Finger. Dieſer Jüngling trat aus dem Schifflein ans Land, und hatte viel Worte mit der Jungfrau, und ſagte: daß er ihr Land ſchirmen ſollte, und ihre Feinde vertreiben. Dieſer Jüngling behagte ihr ſo wohl, daß ſie ihn liebgewann und zum Manne nahm. Aber er ſprach zu ihr: „fraget mich nie nach meinem Geſchlecht und Herkommen; denn wo ihr danach fraget, werdet ihr mein los und ledig, und mich nimmer ſehen.“ Und er ſagte ihr, „daß er Helias hieße;“ er war groß von Leibe, gleich einem Rieſen. Sie hatten nun mehrere Kinder mit einan-

der. Nach einer Zeit aber, ſo lag dieſer Helias bei Nacht neben ſeiner Frau im Bette, und die Gräfin fragte unachtſam, und ſprach: „Herr, ſolltet ihr euren Kindern nicht ſagen wollen, wo ihr herſtammet?“ Über das Wort verließ er die Frau, ſprang in das Schwanenſchiff hinein, und fuhr fort, wurde auch nicht wieder geſehen. Die Frau grämte ſich, und ſtarb aus Reue noch das nämliche Jahr. Den Kindern aber ſoll er die drei Stücke, Schwert, Horn und Ring zurück gelaſſen haben. Seine Nachkommen ſind noch vorhanden, und im Schloß zu Cleve ſtehet ein hoher Thurm, auf deſſen Gipfel ein Schwan ſich drehet; genannt der Schwanthurm, zum Andenken der Begebenheit.

536.

Lohengrin zu Brabant.

Altdeutſches Gedicht
Vergl. Parcifal 24624 — 24715.
und Fürterer, bei Hofſtäter II. 131 — 173.

Der Herzog von Brabant und Limburg ſtarb, ohne andere Erben, als eine junge Tochter Els oder Elſam zu hinterlaſſen; dieſe empfahl er auf dem Todbette einem ſeiner Dienſtmannen, Friedrich von Telramund.*) Friedrich, ſonſt ein tapferer Held, der

*) Die Erzählung im Parcifal iſt noch einfacher. Friedrich fehlt ganz, die demüthige Herzogin wird von Land und Leuten bedrängt, ſich zu vermählen. Sie verſchwört jeden Mann, außer den ihr Gott ſende, und da ſchwimmt der Schwan herzu.

zu Stockholm in Schweden einen Drachen getödtet hatte, wurde übermüthig, und warb um der jungen Herzogin Hand und Land; unter dem falſchen Vorgeben, daß ſie ihm die Ehe gelobt hatte. Da ſie ſich ſtandhaft weigerte, klagte Friedrich bei dem Kaiſer, Heinrich dem Vogler; und es wurde Recht geſprochen „daß ſie ſich im Gotteskampf durch einen Helden gegen ihn vertheidigen müſſe.“ Als ſich keiner finden wollte, betete die Herzogin inbrünſtig zu Gott um Rettung. Da erſcholl weit davon zu Montſalvatſch beim Gral der Laut der Glocke, zum Zeichen, daß jemand dringender Hülfe bedürfe: alſobald beſchloß der Gral, den Sohn Parcifals Lohengrin darnach auszuſenden. Eben wollte dieſer ſeinen Fuß in den Stegreif ſetzen: da kam ein Schwan auf dem Waſſer gefloſſen, und zog hinter ſich ein Schiff daher. Kaum erblickte ihn Lohengrin, als er rief: „bringt das Roß wieder zur Krippe; ich will nun mit dieſem Vogel ziehen, wohin er mich führt.“ Speiſe im Vertrauen auf Gott nahm er nicht in das Schiff; nachdem ſie fünf Tage über Meer gefahren hatten, fuhr der Schwan mit dem Schnabel ins Waſſer, fing ein Fiſchlein auf, aß es halb, und gab dem Fürſten die andere Hälfte zu eſſen.

Unterdeſſen hatte Elſam ihre Fürſten und Mannen nach Antwerpen zu einer Landſprache berufen. Gerade am Tage der Verſammlung ſah man einen Schwan die Schelde herauf ſchwimmen, der ein Schifflein zog, in welchem Lohengrin auf ſein

Schild ausgeſtreckt ſchlief. Der Schwan landete bald am Geſtade, und der Fürſt wurde fröhlich empfangen; kaum hatte man ihm Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, als der Schwan ſogleich zurück fuhr. Lohengrin vernahm nun das Unrecht, welches die Herzogin litt, und übernahm es gerne, ihr Kämpfer zu ſeyn. Elſam ließ hierauf alle ihre Verwandten und Unterthanen entbieten, die ſich bereitwillig in großer Zahl einſtellten; ſelbſt König Gotthart, ihr mütterlicher Ahn, kam aus Engelland, durch Gundemar, Abt zu Clarbrunn, berufen. Der Zug machte ſich auf den Weg, ſammelte ſich nachher vollſtändig zu Saarbrück, und ging von da nach Mainz. Kaiſer Heinrich, der ſich zu Frankfurt aufhielt, kam nach Mainz entgegen; und in dieſer Stadt wurde das Geſtühl errichtet, wo Lohengrin und Friedrich kämpfen ſollten. Der Held vom Gral überwand; Friedrich geſtand, die Herzogin angelogen zu haben, und wurde mit Schlägel und Barte (Beil) gerichtet. Elſam fiel nun dem Lohengrin zu Theile, die ſich längſt einander liebten; doch behielt er ſich insgeheim voraus, daß ihr Mund alle Fragen nach ſeiner Herkunft zu vermeiden habe: denn ſonſt müſſe er ſie augenblicklich verlaſſen.

Eine Zeitlang verlebten die Eheleute in ungeſtörtem Glück, und Lohengrin beherrſchte das Land weiſe und mächtig; auch dem Kaiſer leiſtete er, auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden, große Dienſte. Es trug ſich aber zu, daß er ein Mal im Speerwechſel

den Herzog von Cleve herunter ſtach, und dieſer den Arm zerbrach; neidiſch redete da die Clever Herzogin laut unter den Frauen: „ein kühner Held mag Lohengrin ſeyn, und Chriſtenglauben ſcheint er zu haben; ſchade, daß Adels halben ſein Ruhm gering iſt; denn niemand weiß, woher er ans Land geſchwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durch das Herz, ſie erröthete und erblich. Nachts im Bette, als ihr Gemahl ſie in Armen hielt, weinte ſie; er ſprach: „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete „die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht“; aber Lohengrin ſchwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht wollte ſie wieder; er aber merkte es wohl, und ſtillte ſie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte ſich Elſam nicht länger halten, und ſprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren ſeyd; denn mein Herz ſagt mir, ihr ſeyet reich an Adel.“ Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er ſtamme: daß Parcifal ſein Vater ſey, nnd Gott ihn vom Grale hergeſandt habe. Darauf ließ er ſeine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte ſie, und befahl „ihnen Horn und Schwert, das er zurück laſſe, wohl aufzuheben“; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einſt ſeine Mutter geſchenkt hatte. Da kam mit Eile ſein Freund, der Schwan, geſchwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürſt trat hinein, und fuhr wider Waſſer und Wege in des Grales Amt. Elſam ſank ohnmächtig nieder, daß man

mit einem Keil ihre Zähne aufbrechen, und ihr Waſſer eingießen mußte. Kaiſer und Reich nahmen ſich der Waiſen an; die Kinder hießen Johann und Lohengrin. Die Witwe aber weinte, und klagte ihr übriges Leben lang um den geliebten Gemahl, der nimmer wiederkehrte.

537.
Loherangrins Ende in Lothringen.

Nach dem Titurel.

Vergl. Fürtrer bei Hofſtäter II. 174 — 182.

Als nun Loherangrin mit Zurücklaſſung des Schwerts, Hornes und Fingerlins aus Brabant fortgezogen war, kam er in das Land Lyzaborie (Luxenburg) und ward der ſchönen Belaye Gemahl; die ſich wohl vor der Frage nach ſeiner Herkunft hütete, und ihn über die Maßen liebte, ſo daß ſie keine Stunde von ihm ſeyn konnte, ohne zu ſiechen. Denn ſie fürchtete ſeinen Wankelmuth, und lag ihm beſtändig an zu Haus zu bleiben; der Fürſt aber mochte ein ſo verzagtes Leben nicht gerne leiden, ſondern ritt oft zu birſen auf die Jagd. So lange er abweſend war, ſaß Belaye halbtodt und ſprachlos daheim; ſie kränkelte, und es ſchien ihr durch Zauberei etwas angethan. Nun wurde ihr von einem Kammerweib gerathen „wolle ſie ihn feſter an ſich bannen: ſo müſſe ſie Loherangrin, wann er müde von der Jagd entſchlafen ſey, ein Stück Fleiſch von dem Leibe ſchneiden und eſſen.“ Belaye aber verwarf den Rathſchlag, und

ſagte „eh' wollt ich mich begraben laſſen, als daß ihm nur ein Finger ſchwüre!" zürnte dem Kammerweib, und verwies ſie ſeitdem aus ihrer Huld. Giftig ging die Verrätherin hin zu Belayens Magen, die dem Helden die Königstochter neideten, und brachte ihnen falſche Lügen vor. Da berieth ſich Belayens Sippſchaft, daß ſie aus Loherangrin das Fleiſch, womit allein Belayens Noth gelindert werden könnte, ſchneiden wollten; und als er eines Tages wieder auf die Jagd gegangen und entſchlafen war, träumte ihm: tauſend Schwerter ſtünden zumal ob ſeinem einzigen Haupt gezückt. Erſchrocken fuhr er auf, und ſah die Schwerter der Verräther. Alle bebten vor dem Helden, mit ſeiner einen Hand erſchlug er mehr denn hundert. Sie waren aber unter einander zu feſt verbunden, und ließen nicht nach, ihn anzugreifen: bis ihm ihrer zu viel wurde, und er eine Wunde durch den linken Arm empfing, ſo ſchwer, daß ſie kein Arzt heilen konnte. Als ſie ihn todtwund ſahen, fielen ſie ihm alle zu Füßen, ſeiner großen Tugend wegen. Belaye ſtarb nach empfangener Todesbotſchaft alsbald vor Herzeleid. Loherangrin und Belaye wurden gebalſamt und zuſammen eingeſargt, hernach ein Kloſter über ihren Gräbern gebauet; ihre Leichname werden da den Pilgrimen noch gewieſen. Das Land, vorher Lyzaborie genannt, nahm von ihm den Namen Lotharingen an. Dieſe Begebenheit hat ſich ereignet nach Chriſti Geburt fünfhundert Jahr.

538.

Der Schwanritter.

Nach Conrads von Würzburg Gedicht.

Herzog Gottfried von Brabant war geſtorben, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen; er hatte aber in einer Urkunde geſtiftet, daß ſein Land der Herzogin und ſeiner Tochter verbleiben ſollte. Hieran kehrte ſich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachſen wenig: ſondern bemächtigte ſich, aller Klagen der Witwe und Waiſe unerachtet, des Landes, das nach deutſchem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beſchloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Carl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam ſie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachſen Herzog gekommen, und wollte der Klage zu Antwort ſtehen. Es ereignete ſich, aber, daß der König durch ein Fenſter ſchaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der ſchwamm den Rhein herdan und zog an einer ſilbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach ſich; in dem Schiff aber ruhte ein ſchlafender Ritter, ſein Schild war ſein Hauptkiſſen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan ſteuerte gleich einem geſchickten Seemann, und brachte ſein Schiff an das Geſtade. Carl und der ganze Hof verwunderten ſich höchlich ob dieſem ſeltſamen Ereigniß; jedermann ver-

gaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdeſſen war der Ritter erwacht und ſtieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn ſelbſt zur Hand, und führte ihn gegen die Burg. Da ſprach der junge Held zu dem Vogel: flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir ſchon rufen. Sogleich ſchwang ſich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann ſchaute den fremden Gaſt neugierig an; Carl ging wieder ins Geſtühl zu ſeinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürſten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer ſchönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte ſich auch der Herzog von Sachſen. Endlich erbot er ſich zum Kampf für ſein Recht, und die Herzogin ſolle ihm einen Gegner ſtellen, das ihre zu bewähren. Da erſchrak ſie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den ſich niemand wagen würde; vergebens ließ ſie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der ſich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob ſich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu ſeyn. Hierauf wurde ſich von beiden Seiten zum Streit gerüſtet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachſen verlor ſein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Da neigten ſie und die Tochter dem Helden, der ſie erlöſt hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß ſie nie und zu keiner Zeit fragen ſolle „woher er gekommen, und welches ſein Geſchlecht ſey?“ denn außerdem müſſe ſie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin zeugten zwei Kinder zuſammen, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß ſie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that ſie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erſchrak herzlich und ſprach: nun haſt du ſelbſt unſer Glück zerbrochen und mich am längſten geſehen. Die Herzogin bereute es aber zu ſpät, alle Leute fielen zu ſeinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete ſich, und der Schwan kam mit demſelben Schifflein geſchwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abſchied von ſeinem Gemahl und ſegnete das ganze Volk; dann trat er in's Schiff, fuhr ſeine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog ſie fleißig ihre Kinder auf. Aus dem Saamen dieſer Kinder ſtammen viel edle Geſchlechter, die von Geldern ſowohl als Cleve, auch die rieneker Grafen und manche andre; alle führen den Schwan im Wappen.

539.

Der gute Gerhard Schwan.

Nordiſche Volksbücher von Kaiſer Carl.
Vergl. Nyerup Morſkabslæsning S. 90. 91.

Eines Tages ſtand König Carl am Fenſter einer Burg, und ſah hinaus auf den Rhein. Da ſah er einen Schwan auf dem Waſſer ſchwimmen kommen, der hatte einen Seidenſtrang um den Hals und daran hing ein Boot; in dem Boot ſaß ein Ritter ganz gewaffnet, an ſeinem Hals hatte er eine Schrift. Und wie der Ritter ans Land kam, fuhr der Schwan mit dem Schiffe fort und wurde nimmer mehr geſehen. Navilon (Nibelung), einer von des Königs Männern, ging dem Fremden entgegen, gab ihm die Hand, und führte ihn vor den König. Da fragte Carl nach ſeinem Namen; aber der Ritter konnte nicht reden, ſondern zeigte ihm die Schrift; und die Schrift beſagte, daß Gerhard Schwan gekommen ſey, ihm um ein Land und eine Frau zu dienen. Navilon nahm ihm darauf die Waffen ab, und hob ſie auf; aber Carl gab ihm einen guten Mantel, und ſie gingen dann zu Tiſch. Als aber Rolland den Neukömmling ſah, frug er: was es für ein Mann wäre? Carl antwortete „dieſen Ritter hat mir Gott geſandt;" und Rolland ſprach „er ſcheinet heldenmüthig." Der König befahl, ihn wohl zu bedienen. Gerhard war ein weiſer Mann, diente dem König wohl und gefiel jedermann; ſchnell lernte er die Sprache. Der König wurde ihm

ſehr hold, vermählte ihm ſeine Schweſter Adalis (im Däniſchen: Eliſa) und ſetzte ihn zu einem Herzog über Ardennenland.

540.

Die Schwanringe zu Pleſſe.

Joh. Lenzner pleſſiſches Stammbuch, aus dem ungedruckten Calendar. hist. Ioannis Gasconis monachi.

Vergl Meier, pleſſ. Denkwürdigkeiten. Lp. 1713. 4. S. 115—122.

Die Herren von Schwanring zogen aus einem fremden Land in die Gegend von Pleſſe, und wollten ſich niederlaſſen. Im Jahr 892 bekamen ſie Fehde mit denen von Beverſtein; es waren ihrer drei Brüder: Siegfried, Sieghart und Gottſchalk von Schwanring; und ſie führten Schwanflügel und Ring in ihren Schilden. Bodo von Beverſtein erſchoß den Sieghart mit einem Pfeil, und floh vor der Rache der Brüder nach Finnland, wo er ſich niederſetzte. Und die andern Beverſteine legten eine feſte Burg an gegen die Schwanringe, geheißen Hardenberg, oder Bevernſtein. Gottſchalk und Siegfried gingen aber damit um, eine Gegenburg anzulegen. Eines Tages jagten ſie von Hökelheim aus in dem hohen Wald (der auch Laugforſt oder Pleſſenwald heißt), und mit ihnen war ihr Baſtardbruder, genannt Heiſo Schwanenflügel, ein guter liſtiger Jäger, der Wege und Stege in Feld und Holz wohl erfahren; der wußte von den Anſchlägen der Hardenberger. Dieſer erſah ein gutes Plätzchen an einer Ecke, gegen die Leine,

wies es ſeinen Brüdern; die ſprachen: wohlan, ein gut gelagen Plätzken! Hier wollen wir Haus, Burg und Feſte bauen. Alſo bauten ſie an demſelben Flekken; das Haus wurde Plätzken, und nach und nach Pleſſe genannt; endlich nahmen die Schwanringe ſelbſt den Namen der von Pleſſe an. Der Streit mit den Hardenbergern wurde vertragen. Die Schäfer zeigen noch die Stelle, wo Sieghart erſchoſſen wurde (zwiſchen den Dörfern Angerſtein und Paruhoſen), und fügen hinzu: daß auch daſelbſt vor Zeiten ein ſteinern Creuz geſtanden habe, das ſchwanringer Creuz genannt.

541.

Das oldenburger Horn.

Hamelmann oldenb. Chronik 1595. Th. 1. c. 10.
Winkelmann old. Chr. Th. 1. c. 3.

In dem Hauſe Oldenburg wurde ſonſt ein künſtlich, und mit viel Zierrathen gearbeitetes Trinkhorn ſorgfältig bewahrt, das ſich aber gegenwärtig zu Copenhagen befindet. Die Sage lautet ſo: Im Jahr 990 (967.) beherrſchte Graf Otto das Land. Weil er, als ein guter Jäger, große Luſt am Jagen hatte, begab er ſich am 20. July gedachten Jahres mit vielen von ſeinen Edelleuten und Dienern auf die Jagd, und wollte zuvörderſt in dem Walde, Bernefeuer genannt, das Wild heimſuchen. Da nun der Graf ſelbſt ein Reh hetzte, und demſelben vom Bernefeuersholze bis an den Oſenberg allein nachranute, verlor

er ſein ganzes Jagdgefolge aus Augen und Ohren, ſtand mit einem weißen Pferde mitten auf dem Berge, und ſah ſich nach ſeinen Winden um, konnte aber auch nicht ein Mal einen lautenden (bellenden) Hund zu hören bekommen. Hierauf ſprach er bei ihm ſelber, denn es eine große Hitze war: ach Gott, wer nur einen kühlen Trunk Waſſers hätte! Sobald als der Graf das Wort geſprochen, that ſich der Oſenberg auf, und kommt aus der Kluft eine ſchöne Jungfrau wohl gezieret, mit ſchönen Kleidern angethan, auch ſchönen über die Achſel getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf; und hatte ein köſtlich ſilbern Geſchirr, ſo vergüldt war, in Geſtalt eines Jägerhorns, wohl und gar künſtlich gemacht, in der Hand, das gefüllt war. Dieſes Horn reichte ſie dem Grafen und bat, daß er daraus trinken wolle, ſich zu erquicken.

Als nun ſolches vergüldtes, ſilbern Horn der Graf von der Jungfrau auf und angenommen, den Deckel davon gethan und hinein geſehen: da hat ihm der Trank, oder was darinnen geweſen, welches er geſchüttelt, nicht gefallen und deßhalben ſolch Trinken der Jungfrau geweigert. Worauf aber die Jungfrau geſprochen „mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben! denn es wird euch keinen Schaden geben, ſondern zum Beſten gereichen;“ mit fernerer Anzeige „wo er, der Graf, draus trinken wolle, ſollt's ihm, Graf Otten und den Seinen, auch folgends dem ganzen Hauſe Oldenburg wohlgehn, und die Landſchaft zunehmen und ein Gedeihen haben.“ Da aber der

Graf ihr keinen Glauben zuſtellen noch daraus trinken würde, ſo ſollte künftig im nachfolgenden gräflich oldenburgiſchen Geſchlecht keine Einigkeit bleiben. Als aber der Graf auf ſolche Rede keine Acht gab, ſondern bei ihm ſelber, wie nicht unbillig, ein groß Bedenken machte, daraus zu trinken: hat er das ſilbern vergüldte Horn in der Hand behalten, und hinter ſich geſchwenket und ausgegoſſen, davon etwas auf das weiße Pferd geſprützet; und wo es begoſſen und naß worden, ſind ihm die Haar abgangen. Da nun die Jungfrau ſolches geſehen, hat ſie ihr Horn wieder begehret; aber der Graf hat mit dem Horn, ſo er in der Hand hatte, vom Berge abgeeilet, und als er ſich wieder umgeſehn, vermerkt, daß die Jungfrau wieder in den Berg gangen; und weil darüber dem Grafen ein Schrecken ankommen, hat er ſein Pferd zwiſchen die Sporn genommen, und im ſchnellen Lauf nach ſeinen Dienern geeilet; und denſelbigen, was ſich zugetragen, vermeldet, das ſilbern vergüldte Horn gezeiget, und alſo mit nach Oldenburg genommen. Und iſt daſſelbige, weil er's ſo wunderbarlich bekommen, vor ein köſtlich Kleinod von ihm und allen folgenden regierenden Herren des Hauſes gehalten worden.

542.

Friedrich von Oldenburg.

Chron. rastedense, ap. Meibom II, p. 90. 91.
Gryphlanders Schauſpiel Fridericus Leomachus 1609.
Moleman de certamine Friderici cum Leone. Hafn. 1749.
Dreyer Miſc. S. 69.

Graf Huno von Oldenburg war ein frommer und rechter Mann. Als zu ſeiner Zeit der Kaiſer einen großen Fürſtentag in der Stadt Goslar hielt, ſäumte Huno, weil er Gott und frommen Werken oblag, dahin zu gehen. Da verleumdeten ihn falſche Ohrenbläſer und klagten ihn des Aufruhrs gegen das Reich an; der Kaiſer aber verurtheilte ihn zum Gottesurtheil durch Kampf, und kämpfen ſollte er mit einem ungeheuern, grauſamen Löwen. Huno begab ſich nebſt Friedrich, ſeinem jungen Sohne, in des Kaiſers Hof; Friedrich wagte, mit dem Thier zu fechten. Vater und Sohn flehten Gottes Beiſtand an und gelobten, der Jungfrau Maria ein reiches Kloſter zu ſtiften, wenn ihnen der Sieg zufiele. Friedrich ließ einen Strohmann zimmern und gleich einem Menſchen bewaffnen, den warf er liſtig dem Löwen vor, ſchreckte ihn und gewann unverletzt den Sieg. Der Kaiſer umarmte den Helden, ſchenkte ihm Gürtel und Ring, und belehnte ihn mit vielen Gütern vom Reich. — Die Frieſen ſangen Lieder von dieſer That.

543.

543.

Die neun Kinder.

Halems Schriften. Münſter 1803. Th. I.
Miſc. für neue Weltkunde. 1811. Nro. 11.

Zu Möllenbeck, einer Kloſterkirche an der Weſer, zeigt man das Holzbild einer Heiligen, die eine Kirche im Arm trägt. Die Sage lautet: Einſt kehrte Graf Uffo aus fernen Landen nach langer Abweſenheit in ſeine Heimath wieder; unterwegs traumte ihm, Hildburg, ſeine Gemahlin, habe ihm unterdeſſen neun Kinder geboren. Erſchrocken beſchleunigte er ſeine Reiſe, und Hildburg kam ihm fröhlich mit den Worten entgegen: ich glaubte dich todt; aber blieb nicht allein, ſondern habe neun Töchter geboren, die ſind alle Gott geweiht. Uffo antwortete: deine Kinder ſind auch die meinen, ich will ſie ausſtatten. Es waren aber neun Kirchen, darunter das Kloſter zu Möllenbeck, welche die fromme Frau gebaut und geſtiftet hatte.

544.

Amalaberga von Thüringen.

Gregorius turon. III, 4.

In Thüringen herrſchten drei Brüder, Baderich, Hermenfried und Berthar. Den jüngſten tödtete Hermenfried auf Anſtiften ſeiner Gemahlin Amalaberga, einer Tochter Theodorichs von Franken. Darauf ruhte ſie nicht, ſondern reizte ihn auch, den älteſten wegzuräumen, und ſoll auf folgende liſtige Weiſe den

Bruderkrieg erweckt haben. Als ihr Gemahl eines Tages zum Mahl kam, war der Tiſch nur halb gedeckt. Hermenfried fragte: was dies zu bedeuten hätte? „Wer nur ein halbes Königreich beſitzt — ſprach ſie — der muß ſich auch mit einer halb gedeckten Tafel begnügen.“

545.

Sage von Irmenfried, Iring und Dieterich.

Witichind gesta saxon. lib. I.

Vergl. Rohte ap. Menken 1644—1650. und Abbas urspergensis p. 201—204.

Der Frankenkönig Hugo (Chlodwig) hinterließ keinen rechtmäßigen Erben, außer ſeiner Tochter Amelberg, die an Irminfried, König von Thüringen, vermählt war. Die Franken aber wählten ſeinen unehelichen Sohn Dieterich zum König; der ſchickte einen Geſandten zu Irmenfried, um Frieden und Freundſchaft; auch empfing ihn derſelbe mit allen Ehren, und hieß ihn eine Zeit lang an ſeinem Hofe bleiben. Allein die Königin von Thüringen, welche meinte „daß ihr das Frankenreich mit Recht gehörte, und Dieterich ihr Knecht wäre“ berief Iring, den Rath des Königs, zu ſich und bat ihn: ihrem Gemahl zuzureden, daß er ſich nicht mit dem Botſchafter eines Knechtes einlaſſen möchte. Dieſer Iring war ſehr ſtark und tapfer, klug und fein in allem Rathgeben, und brachte alſo den König von dem Frieden mit Dieterich ab, wozu ihm die andern Räthe gerathen hatten. Daher trug Irminfried dem Abgeſandten auf,

ſeinem Herrn zu antworten: er möge doch eher ſich die Freiheit, als ein Reich zu erwerben trachten. Worauf der Geſandte verſetzte: ich wollte dir lieber mein Haupt geben, als ſolche Worte von dir gehört haben; ich weiß wohl, daß um derentwillen viel Blut der Franken und Thüringer fließen wird.

Wie Dieterich dieſe Botſchaft vernommen, ward er erzürnt, zog mit einem ſtarken Heere nach Thüringen, und fand den Schwager bei Runibergun ſeiner warten. Am erſten und zweiten Tage ward ohne Entſcheidung gefochten; am dritten aber verlor Irminfried die Schlacht, und floh mit den übrig gebliebenen Leuten in ſeine Stadt Schiding, am Fluſſe Unſtrot gelegen.

Da berief Dieterich ſeine Heerführer zuſammen, unter denen rieth Waldrich: nachdem man die Todten begraben und die Wunden gepflegt, mit dem übrigen Heere heimzukehren, das nicht hinreiche, den Krieg fort zu führen. Es hatte aber der König einen getreuen, erfahrenen Knecht, der gab andern Rathſchlag und ſagte: die Standhaftigkeit wäre in edlen Dingen das Schönſte, wie bei den Vorfahren; man müßte aus dem eroberten Lande nicht weichen, und die Beſiegten wieder aufkommen laſſen; die ſonſt durch neue Verbindungen gefährlich werden könnten, jetzt aber allein eingeſchloſſen wären. — Dieſer Rath gefiel auch dem König am beſten, und er ließ den Sachſen durch Geſandte anbieten: wenn ſie ihm ihre alten Feinde, die Thüringer bezwingen hälfen, ſo

wollte er ihnen deren Reich und Land auf ewig verleihen.

Die Sachſen ohne Säumen ſchickten neun Anführer, jeden mit tauſend Mann; deren ſtarke Leiber, fremde Sitten, Waffen und Kleider die Franken bewunderten. Sie lagerten ſich aber nach Mittag zu, auf den Wieſen am Fluß, und ſtürmten am folgenden Morgen die Stadt; auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit geſtritten, von den Thüringern für das Vaterland, von den Sachſen für den Erwerb des Landes. In dieſer Noth ſchickte Irminfried den Iring ab, Schätze und Unterwerfung für den Frieden dem Frankenkönig anzubieten. Dieterichs Räthe mit Gold gewonnen, riethen um ſo mehr zur Willfahrung: da die Sachſen ſehr gefährliche Nachbarn werden würden, wenn ſie Thüringen einbekämen; und alſo verſprach der König, morgendes Tages ſeinen Schwager wieder aufzunehmen und den Sachſen abzuſagen. Iring blieb im Lager der Franken, und ſandte ſeinem Herrn einen Boten, um die Stadt zu beruhigen; er ſelbſt wollte ſorgen, daß die Nacht die Geſinnungen nicht änderte.

Da nun die Bürger wieder ſicher des Friedens waren, ging einer mit ſeinem Sperber heraus, ihm an dem Flußufer Futter zu ſuchen. Es geſchah aber, daß der Vogel losgelaſſen auf die andere Seite des Waſſers flog, und von einem Sachſen gefangen wurde. Der Thüringer foderte ihn wieder, der Sachſe weigerte ihn. Der Thüringer: ich will dir etwas offen-

baren, wenn du mir den Vogel läſſeſt, was dir und deinen Geſellen ſehr nützlich iſt. Der Sachſe: ſo ſage, wenn du haben willſt, was du begehrſt! So wiſſe — ſprach der Thüringer — daß die Könige Frieden gemacht, und vorhaben, euch morgen im Lager zu fangen und zu erſchlagen! Als er nun dieſes dem Sachſen nochmals ernſtlich betheuert, und ihnen die Flucht angerathen hatte: ſo ließ dieſer alsbald den Sperber los, und verkündigte ſeinen Gefährten, was er vernommen.

Wie ſie nun alle in Beſtürzung und Zweifel waren, ergriff ein von allen geehrter Greis, genannt Hathugaſt, ihr heiliges Zeichen, welches eines Löwen und Drachen und darüber fliegenden Adlers Bild war, und ſprach: bis hierher habe ich unter Sachſen gelebt und ſie nie fliehen geſehen; ſo kann ich auch jetzt nicht genöthigt werden, das zu thun, was ich niemals gelernt. Kann ich nicht weiter leben, ſo iſt es mir das Liebſte, mit den Freunden zu fallen; die erſchlagenen Genoſſen, welche hier liegen, ſind mir ein Beiſpiel der alten Tugend; da ſie lieber ihren Geiſt aufgegeben haben, als vor dem Feinde gewichen ſind. Deßwegen laßt uns heunt in der Nacht die ſichere Stadt überwältigen.

Beim Einbruche der Nacht drangen die Sachſen über die unbewachten Mauern in die Stadt, brachten die Erwachſenen zum Tod, und ſchonten nur der Kinder; Irminfried entfloh mit Weib und Kindern und weniger Begleitung. Die Schlacht geſchah am 1ſten Oktober. Die Sachſen wurden von den Franken des

Sieges gerühmt, freundlich empfangen, und mit dem ganzen Lande auf ewig begabt. Den entronnenen König ließ Dieterich trüglich zurück rufen, und beredete endlich den Iring mit falſchen Verſprechungen, ſeinen Herrn zu tödten. Als nun Irminfried zurück kam, und ſich vor Dieterich niederwarf, ſo ſtand Iring dabei und erſchlug ſeinen eigenen Herrn. Alsbald verwies ihn der König aus ſeinen Augen und aus dem Reich, als der um der unnatürlichen That allen Menſchen verhaßt ſeyn müßte. Da verſetzte Iring „ehe ich gehe, will ich meinen Herrn rächen“ zog das Schwert und erſtach den König Dieterich. Darauf legte er den Leib ſeines Herrn über den des Dieterich, auf daß der, welcher lebend überwunden worden, im Tod überwände; bahnte ſich Weg mit dem Schwert und entrann.

Irings Ruhm iſt ſo groß, daß der Milchkreis am Himmel Iringsſtraße nach ihm benannt wird.

546.

Das Jagen im fremden Walde.

Bange thür. Chron. Bl. 43. 44.
Altes Volkslied von der Frau von Weiſſenburg, Wunderhorn I. 242.
Rohte a. a. O. 1672. 1673.
Gerſtenberger a. a. O. S. 114. 115.
Winkelmann VI. 201 — 203.

Friedrich, Pfalzgraf zu Sachſen, wohnete im Oſterland bei Thüringen, auf Weiſſenburg an der Unſtrut ſeinem ſchönen Schloß. Sein Gemahel war eine

geborene Markgräfin zu Stade und Salzwedel, Adelheid genannt, ein junges, ſchönes Weib, brachte ihm keine Kinder. Heimlich aber buhlete ſie mit Ludwig, Grafen zu Thüringen und Heſſen, und verführt durch die Liebe zu ihm, trachtete ſie hin und her: wie ſie ihres alten Herrn abkommen möchte, und den jungen Grafen, ihren Buhlen, erlangen. Da wurden ſie einig, daß ſie den Markgrafen umbrächten auf dieſe Weiſe: Ludwig ſollte an beſtimmtem Tage eingehen in ihres Herrn Forſt und Gebiet, in das Holz, genannt „die Reißen, am Münchroder Feld (nach andern, bei Schipplitz)“ und darin jagen, unbegrüßt und unbefragt; dann ſo wollte ſie ihren Herrn reizen und bewegen, ihm die Jagd zu wehren; da möchte er dann ſeines Vortheils erſehen. Der Graf ließ ſich vom Teufel und der Frauen Schöne blenden, und ſagte es zu. Als nun der mordliche Tag vorhanden war, richtete die Markgräfin ein Bad zu, ließ ihren Herrn darin wohl pflegen und warten. Unterdeſſen kam Graf Ludwig, ließ ſein Hörnlein ſchallen und ſeine Hündlein bellen, und jagte dem Pfalzgraf in dem Seinen, bis hart vor die Thür. Da lief Frau Adelheid heftig in das Bad zu Friedrichen, ſprach: es jagen dir ander Leut freventlich auf dem Deinen; das darfſt du nimmer geſtatten, ſondern mußt ernſtlich halten über deiner Herrſchaft Freiheit. Der Markgraf erzürnte, fuhr auf aus dem Bad, warf eilends den Mantel über das bloße Badhemd, und fiel auf ſeinen Hengſt, ungewapnet und ungerüſtet. Nur wenig

Diener und Hunde rennten mit ihm in den Wald; und da er den Grafen erſah, ſtrafte er ihn mit harten Worten; der wandte ſich, und ſtach ihn mit einem Schweinſpieß durch ſeinen Leib, daß er todt vom Pferde ſank. Ludwig ritt ſeinen Weg, die Diener brachten den Leichnam heim, und beklagten und betrauerten ihn ſehr; die Pfalzgräfin rang die Hände, und raufte das Haar, und gebärdete ſich gar kläglich, damit keine Inzicht auf ſie falle. Friedrich wurde begraben, und an der Mordſtätte ein ſteinern Kreuz geſetzt, welches noch bis auf den heutigen Tag ſtehet; auf der einen Seite iſt ein Schweinſpieß, auf der andern der lateiniſche Spruch ausgehauen: anno domini 1065 hic exspiravit palatinus Fridericus, hasta prostravit comes illum dum Ludovicus. Ehe das Jahr um war, führte Graf Ludwig Frau Adelheiden auf Schauenburg ſein Schloß, und nahm ſie zu einem ehelichen Weib.

547.

Wie Ludwig Wartburg überkommen *).

Bange thür. Chron. Bl. 44. 45.
Gerſtenberger a. a. O. S. 118. 119.
Rohte a. a. O. 1674. 1675.

Als der Biſchof von Mainz Ludwigen, genannt den Springer, taufte, begabte er ihn mit allem Land, was

*) Aehnliche Sage von Conſtantin und Byzanz. Cod. pal. 361. fol. 63b.

dem Stift zuſtändig war, von der Hörſel bis an die Werra. Ludwig aber, nachdem er zu ſeinen Jahren kam, bauete Wartburg bei Eiſenach, und man ſagt, es ſey alſo gekommen: auf eine Zeit ritt er an die Berge aus jagen, und folgte einem Stück Wild nach, bis an die Hörſel bei Niedereiſenach, auf den Berg, da jetzo die Wartburg liegt. Da wartete Ludwig auf ſein Geſinde und Dienerſchaft. Der Berg aber gefiel ihm wohl, denn er war ſtickel und feſt; gleichwohl oben räumig, und breit genug darauf zu bauen. Tag und Nacht trachtete er dahin, wie er ihn an ſich bringen möchte: weil er nicht ſein war, und zum Mittelſtein *) gehörte, den die Herren von Frankenſtein inne hatten. Er erſann eine Liſt, nahm Volk zuſammen, und ließ in einer Nacht Erde von ſeinem Grund in Körben auf den Berg tragen, und ihn ganz damit beſchütten; zog darauf nach Schönburg, ließ einen Burgfrieden machen, und fing an, mit Gewalt auf jenem Berg zu bauen. Die Herren von Frankenſtein verklagten ihn vor dem Reich, daß er ſich des Ihren freventlich und mit Gewalt unternähme. Ludwig antwortete: „er baue auf das Seine, und gehörte auch zu dem Seinen, und wollte das erhalten mit Recht. Da ward zu Recht erkannt: wo er das erweiſen und erhalten könne, mit zwölf ehrbaren Leuten, hätte er's zu genieſſen. Und er bekam zwölf Ritter, und trat mit ihnen auf den Berg, und ſie zogen ihre Schwer-

*) Weil er die Fünfſcheide macht zwiſchen Heſſen, Thüringen, Franken, Buchen und Eichsfeld.

ter aus, und ſteckten ſie in die Erde, (die er darauf hatte tragen laſſen) ſchwuren: daß der Graf auf das Seine bauen, und der oberſte Boden hätte von Alters zum Land und Herrſchaft Thüringen gehört. Alſo verblieb ihm der Berg, und die neue Burg benannte er Wartburg, darum, weil er auf der Stätte ſeines Geſindes gewartet hatte.

548.

Ludwig der Springer.

Lange, thür. Chronik Bl. 48. 49.
Winkelmann VI. 210.
Rohte 1675. 1676.
Gerſtenberger S. 183 — 186.

Die Brüder und Freunde Markgraf Friedrichs, klagten Landgraf Ludwigen zu Thüringen und Heſſen vor dem Kaiſer an, von wegen der frevelen That, die er um des ſchönen Weibes willen begangen hatte. Sie brachten auch ſo viel beim Kaiſer aus, daß ſie den Landgrafen, wo ſie ihn bekommen könnten, fahen ſollten. Alſo ward er im Stift Magdeburg getroffen, und auf den Gibichenſtein bei Halle an der Saal geführet, wo ſie ihn über zwei Jahre gefangen hielten in einer Kemnaten (Steinſtube) ohne Feſſel. Wie er nun vernahm „daß er mit dem Leben nicht davon kommen möchte" rief er Gott an, und verhieß und gelobte eine Kirche zu bauen in St. Ulrichs Ehr, in ſeine neulich erkaufte Stadt Sangerhauſen, ſo ihm aus der Noth geholfen würde. Weil er aber vor

ſchwerem Kummer nicht aß und nicht trank, war er ſiech geworden; da bat er, man möge ihm ſein Seelgeräthe *) ſetzen, eh' dann der Kaiſer zu Lande käme und ihn tödten ließe. Und ließ beſchreiben einen ſeiner heimlichen Diener, mit dem legte er an: wann er das Seelgeräthe von dannen führete, daß er den anderen Tag um Mittag mit zweien Kleppern unter das Haus an die Saale käme, und ſeiner wartete. Es ſaßen aber bei ihm auf der Kemnate ſechs ehrbare Männer, die ſein hüteten. Und als die angelegte Zeit herzu kam, klagte er, daß ihn heftig fröre; that derwegen viel Kleider an, und ging ſänftiglich im Gemach auf und nieder. Die Männer ſpielten vor langer Weile im Brett, hatten auf ſein Herumgehen nicht ſonderliche Achtung; unterdeſſen gewahrte er unten ſeines Dieners mit den zwei Pferden, da lief er zum Fenſter, und ſprang durch den hohen Stein in die Saale hinab.

Der Wind führte ihn, daß er nicht hart ins Waſſer fiel, da ſchwemmte der Diener mit dem ledigen Hengſt zu ihm. Der Landgraf ſchwang ſich zu Pferd, warf der naſſen Kleider ein Theil von ſich, und rennte auf ſeinem weißen Hengſt, den er den Schwan hieß, bis gen Sangerhauſen. Von dieſem Sprunge heißt er Ludwig der Springer; dankte Gott und baute eine ſchöne Kirche, wie er gelobet hatte. Gott gab ihm und ſeiner Gemahlin Gnad in ihr Herz, daß ſie Reu und Leid ob ihrer Sünde hatten.

*) Letzter Willen, Teſtament.

549.

Reinhartsbrunn.

Lange Bl. 49. 50.
Rohte 1677. 1678.

Als Landgraf Ludwig nach Rom zog, und vom Pabſt Buße empfangen hatte für ſeine und ſeines Weibes Sünde, war ihm aufgelegt worden: ſich der Welt zu begeben, und eine Kirche zu bauen in Unſer lieb Frauen und St. Johannes Minne, der mit ihr unterm Kreuze ſtand am ſtillen Freitag. Alſo fuhr er wiederum heim zu Lande, übergab das Reich ſeinem Sohne, und ſuchte eine bequeme Bauſtätte aus. Und als er eine Zeit von Schönberg nach der Wartburg ritt, da ſaß ein Töpfer bei einem großen Brunnen. Von dem vernahm der Graf, und auch ſonſt von etlichen Bauern zu Fricherode: daß ſie alle Nacht zwei ſchöne Lichter brennen ſähen, das eine an der Stätte, da das Münſter liegt, das andere, da St. Johannes Capelle liegt. Da gedachte der Graf an ſein Gelübde, und daß Gott, durch Offenbarung der Lichter, dahin die Kirche haben wollte; ließ ſobald die Stätte räumen und die Bäume abhauen, und nahm des Biſchofs von Halberſtadt Rath zu dem Bau. Als das Gebäude fertig war, nannte er es von dem Töpfer und Brunnen „Reinhartsbrunn;“ da liegen die alten Landgrafen zu Heſſen und Thüringen mehrentheils beſtattet.

550.

Der hart geſchmiedete Landgraf.

Rohte a. a. O. 1683. 1684.
Lange thür. Chronik Bl. 60. 61.
Gerſtenberger S. 152 — 154.
Koch Beſchreib. der Wartburg. S. 22.
Winkelmann VI. 228. 229.
Vergl. Kinderlings Unterſuchung dieſer Fabel in der Odina. Breslau 1812. S. 140 — 151.

Zu Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und ſprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen ſtrengen, unbiegſamen Mann zu bezeichnen: er iſt in der Ruhla hart geſchmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Heſſen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben ſeine Junkern und Edelinge an ſtolz zu werden, verſchmähten ihn und ſeine Gebote; aber die Unterthanen drückten und ſchatzten ſie aller Enden. Es trug ſich nun ein Mal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach ſo lange, daß er ſich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete ſich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer oder Waldſchmiede. Der Fürſt war mit ſchlechten Kleidern angethan, hatte ſein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „Des Langrafen Jäger.“ Da ſprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennet, ſollte alle Mal das Maul wiſchen, des barmherzigen Herrn!“ Ludwig ſchwieg, und der Schmied ſagte

zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in der Schuppen da findeſt du Heu, magſt dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen, will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiſeit, konnte nicht ſchlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er ſo mit dem großen Hammer das Eiſen zuſammen ſchlug, ſprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart, Landgraf werde hart, wie dies Eiſen!“ und ſchalt ihn, und ſprach weiter: „du böſer, unſeliger Herr! was taugſt du den armen Leuten zu leben? ſiehſt du nicht wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte alſo die liebelange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten. Klagten dann die Unterthanen, ſo wäre niemand, der ihnen Hülf thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterſchaft ſpottete ſeiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. Unſer Fürſt und ſeine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchſe (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit ſolchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegeſellen; und wenn die Hammerſchläge kamen, ſchalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden wie das Eiſen. Das trieb er an bis zum Morgen; aber der Landgraf faſſete alles zu Ohren und Herzen, und ward ſeit der Zeit ſcharf und ernſthaftig in ſeinem Gemüth, begundte die Widerſpenſtigen zwingen und zum Gehorſam bringen. Das wollten

etliche nicht leiden, ſondern bunden ſich zuſammen, und unterſtunden ſich gegen ihren Herrn zu wehren.

551.

Ludwig ackert mit ſeinen Adlichen.

Bange Bl. 61.
Winkelmann VI. 230.
Rohte 1684.
Gerſtenberger S. 242. 243.

Als nun Ludwig der eiſerne ſeiner Ritter einen überzog, der ſich wider ihn verbrochen hatte, ſammneten ſich die andern, und wolltens nicht leiden. Da kam er zu ſtreiten mit ihnen bei der Naumburg an der Saal, bezwang und fing ſie, und führte ſie zu der Burg; redte ſeine Nothdurft, und ſtrafte ſie hart mit Worten: „euren geleiſteten Eid, ſo ihr mir geſchworen und gelobet, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar euer Untreu wohl lohnen; wenn ichs aber thäte, ſpräche man vielleicht „ich tödtete meine eigne Diener;“ ſollte ich euch ſchatzen, ſpräche man mirs auch nicht wohl; und ließe ich euch aber los, ſo achtetet ihr meines Zorns fürder nicht.“ Da nahm er ſie und führte ſie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darein ſpannete er der ungehorſamen Edelleute je vier, ahr (riß, ackerte) mit ihnen eine Furche und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß ſie ſich beugeten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche geahren war, ſandte er vier andere ein, und ahrete

alſo einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei, dergeſtalt „daß ein jeder Übelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daſelbſt ſolle frey ſeyn; und wer dieſe Freiheit brechen würde, ſollte den Hals verloren haben;“ nannte den Acker den Edelacker, führte ſie darauf wieder zur Naumburg, da mußten ſie ihm auf ein neues ſchwören und hulden. Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wo die, ſo im Pflug gezogen hatten, ſeinen Namen hörten nennen, erſeufzten ſie und ſchämeten ſich. Die Geſchichte erſcholl an allen Enden in deutſchen Landen, und etliche ſcholten den Herrn darum, und wurden ihm gram; etliche ſcholten die Beamten, daß ſie ſo untreu geweſen; etliche meinten auch, ſie wollten ſich eh' haben tödten laſſen, dann in den Pflug ſpannen. Etliche auch demüthigten ſich gegen ihrem Herrn, denen that er gut und hatte ſie lieb. Etliche aber wolltens ihm nicht vergeſſen, ſtunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Und wann er ſolche mit Wahrheit hinterkam, ließ er ſie hängen, enthaupten und ertränken, und in den Stöcken ſterben. Darum gewann er viel heimliche Neider von ihren Kindern und Freunden, ging derohalben mit ſeinen Dienern ſtätig in einem eiſern Panzer, wo er hinging. Darum hieß man ihn den eiſernen Landgrafen.

552.

552.

Ludwig baut eine Mauer.

Lange Bl. 62. 63.
Winkelmann VI. 234.
Rohte 1683.

Ein Mal führte der eiſerne Landgraf den Kaiſer Friedrich Rothbart, ſeinen Schwager, nach Naumburg aufs Schloß; da ward der Kaiſer von ſeiner Schweſter freundlich empfangen, und blieb eine Zeit lang da bei ihnen. Eines Morgens luſtwandelte der Kaiſer, beſah die Gebäu und ihre Gelegenheit, und kam hinaus auf den Berg, der ſich vor dem Schloß ausbreitete. Und ſprach: „eure Burg behaget mir wohl, ohne daß ſie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat, die ſollte auch ſtark und feſte ſeyn.“ Der Landgraf erwiederte: „um die Mauern ſorg' ich nicht, die kann ich ſchnell erſchaffen, ſo bald ich ihrer bedarf.“ Da ſprach der Kaiſer: „wie bald kann eine gute Mauer hierum gemachet werden?“ „Näher dann in drei Tagen“ antwortete Ludwig. Der Kaiſer lachte, und ſprach: „das wäre ja wunder; und wenn alle Steinmetzen des deutſchen Reichs hier beiſammen wären: ſo möchte das kaum geſchehen.“ — Es war aber an dem, daß der Kaiſer zu Tiſche ging; da beſtellte der Landgraf heimlich mit ſeinen Schreibern und Dienern: daß man von Stund an Boten zu Roß ausſandte zu allen Grafen und Herrn in Thüringen, und ihnen

meldete, daß ſie zur Nacht mit wenig Leuten in der beſten Rüſtenung und Geſchmuck auf die Burg kämen. Das geſchah. Früh Morgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk alſo an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geſchmuckt in Gold, Silber, Sammet, Seiden und den Wappenröcken, als wenn man zu ſtreiten auszieht; und jeder Graf oder Edelmann hatte ſeinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und ſeinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug; ſo daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So ſtanden nun alle Dienſtmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerter und Aexte in Händen, und wo ein Mauerthurm ſtehen ſollte, da ſtand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies ſtillſchweigends beſtellet hatte, ging er zu ſeinem Schwager, und ſagte: „die Mauer, die er ſich geſtern berühmt hätte zu machen, ſtehe bereit und fertig." Da ſprach Friedrich: „ihr täuſchet mich," und ſegnete ſich, wenn er es etwa mit der ſchwarzen Kunſt zuwege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat, und ſo viel Schmuck und Pracht erblickte, ſagte er: „nun hab ich köſtlicher, edler, theurer und beſſer Mauern zeit meines Lebens noch nicht geſehen; das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwäher; habt immer Dank, daß ihr mir ſolche gezeiget habt.

553.

Ludwigs Leichnam wird getragen.

Lange Bl. 64.
Winkelmann VI. 235.
Rohte. 1686.

Im Jahr 1173 befiel den Landgrafen ſchwere Krankheit, und lag auf der Neuenburg, hieß vor ſich ſeine Ritterſchaft, die ihm widerſpenſtig geweſen war, und ſprach: ich weiß, daß ich ſterben muß und mag dieſer Krankheit nicht geneſen. Darum ſo gebiete ich euch, ſo lieb euch euer Leben iſt: daß ihr mich, wann ich geſtorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet, und auf euern Hälſen von hinnen bis gen Reinhartsborn traget. Solches mußten ſie ihm geloben bei Eiden und Treuen, denn ſie fürchteten ihn mehr als den Teufel. Als er nun geſtarb, leiſteten ſie die Gelübde, und trugen ihn auf ihren Achſeln weiter dann zehn Meilen Wegs.

554.

Wie es um Ludwigs Seele geſchaffen war.

Lange Bl. 65. 66.
Gerſtenberger a. a. O. S. 254 — 257.
Rohte 1686. 1687.

Als nun Ludwig der eiſerne geſtorben war, da hätte ſein Sohn, Ludwig der Milde, gern erfahren von ſeines Vaters Seele: wie es um die gelegen wäre, gut oder bös. Das vernahm ein Ritter an des Fürſten Hofe, der war arm und hatte einen Bruder, der war ein Pfaffe, und kundig der ſchwarzen

Y 2

Kunſt. Der Ritter ſprach zu ſeinem Bruder: lieber Bruder ich bitte dich, daß du von dem Teufel erfahren wolleſt, wie es um des eiſernen Landgrafen Seele ſey? Da ſprach der Pfaffe: ich will es gerne thun, auf daß euch der neue Herr deſto gütlicher handle. Der Pfaffe lud den böſen Geiſt, und fragte ihn um die Seele. Da antwortete der Teufel: willt du mit mir darfahren, ich weiſe ſie dir. Der Pfaffe wollte das, ſo ers ohne Schaden thun möchte; der Teufel ſchwur, daß er ihn geſund wiederbringen würde. Nach dieſem ſaß er auf des Teufels Hals, der führte ihn in kurzer Zeit an die Stätte der Pein. Da ſah der Pfaff gar mancherlei Pein, und in mancherlei Weiſe, davon erbebte er ſehr. Da rief ein ander Teufel und ſprach: wer iſt der, den du haſt auf deinem Halſe ſitzen, bringe ihn auch her? Es iſt unſer Freund — antwortete jener — dem hab ich geſchworen, daß ich ihn nicht letze, ſondern daß ich ihm des Landgrafen Seele weiſe. Zu Hand da wandte der Teufel einen eiſernen glühenden Deckel ab von einer Grube, da er aufſaß; und hatte eine ehrne Poſaune, die ſteckte er in die Grube, und blies darein alſo ſehr: daß dem Pfaffen däuchte, die ganze Welt erſchölle und erbebete. Und nach einer Weile, als viel Funken und Flammen mit Schwefelgeſtank ausgingen, kam der Landgraf auch darin gefahren, gab ſich dem Pfaffen zu ſchauen und ſprach: ſieh, ich bin hier gegenwärtig, ich armer Landgraf, weiland dein Herre; und wollte Gott, daß ichs nie geweſen wäre,

ſo ſtäte Pein muß ich drum leiden. Sprach der Pfaffe: Herr ich bin zu euch geſandt von eurem Sohne, daß ich ihm ſagen ſollte, wie's um euch gethan wäre, ob er euch helfen möchte mit irgend etwas? Da antwortete er: wie es mir geht, haſt du wohl' geſehn; jedoch ſolltu wiſſen, wär's, daß meine Kinder den Gotteshäuſern, Klöſtern und andern Leuten ihr Gut wieder gäben, das ich ihnen wider Recht mit Gewalt abgenommen habe, das wäre meiner Seele ein große Hülfe. Da ſprach der Pfaffe: ſie glauben mir dieſer Rede nicht. Da ſagte er ihm ein Wahrzeichen, das niemand wüßte, als ſie. Und da ward der Landgraf wieder zur Gruben geſenkt, und der Teufel führte den Pfaffen wieder von dannen; der blieb gelb und bleich, daß man ihn kaum erkannte, wiewohl er ſein Leben nicht verlor. Da offenbarte er die Worte und Wahrzeichen, die ihm ihr Vater geſaget hatte; aber es ward ſeiner Seele wenig Nutzen, denn ſie wollten das Gut nicht wiederkehren. Darnach übergab der Pfaffe alle ſeine Lehen, und ward ein Mönch zu Volkeroda.

555.

Der Wartburger Krieg.

Jo. Rohte chronicon thuring ap. Menken II. 1697 — 1700.
Leben der heil. Eliſabeth in altdeutſchen Reimen ibidem 2035 — 45.
Chronica pontificum et archiepisc. magdeburgens. bei Wagenſeil und Tenzel.
Gerſtenberger thüring. Chronik, apud Schminke I. 277 — 286.

Auf der Wartburg bei Eiſenach kamen im Jahr 1206 ſechs tugendhafte und vernünftige Männer mit

Geſang zuſammen, und dichteten die Lieder, welche man hernach nennte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meiſter waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eſchenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Sie ſangen aber, und ſtritten von der Sonne und dem Tag, und die meiſten verglichen Hermann, Landgrafen zu Thüringen und Heſſen, mit dem Tag, und ſetzten ihn über alle Fürſten. Nur der einzige Ofterdingen pries Leopolden, Herzog von Öſterreich, noch höher, und ſtellte ihn der Sonne gleich. Die Meiſter hatten aber unter einander bedungen: wer im Streit des Singens unterliege, der ſolle des Haupts verfallen; und Stempfel der Henker mußte mit dem Strick daneben ſtehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Ofterdingen ſang nun klug und geſchickt; allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen, und fingen ihn mit liſtigen Worten, weil ſie ihn aus Neid gern von dem Thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falſche Würfel vorgelegt, womit er habe verſpielen müſſen. Die fünf andern riefen Stempfel, der ſollte Heinrich an einen Baum hängen. Heinrich aber floh zur Landgräfin Sophia, und barg ſich unter ihrem Mantel; da mußten ſie ihn in Ruhe laſſen, und er dingte mit ihnen, daß ſie ihm ein Jahr Friſt gäben: ſo wolle er ſich aufmachen nach Ungern und Siebenbürgen, und Meiſter Clingſor holen; was der urtheile über ihren Streit, das ſolle gelten. Dieſer Clingſor

galt damals für den berühmteſten deutſchen Meiſter-ſänger; und weil die Landgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, ſo ließen ſie ſich alle die Sache gefallen.

Heinrich von Oſterdingen wanderte fort, kam erſt zum Herzogen nach Öſterreich, und mit deſſen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meiſter, dem er die Urſache ſeiner Fahrt erzählte, und ſeine Lieder vorſang.

Clingſor lobte dieſe ſehr, und verſprach ihm mit nach Thüringen zu ziehen, und den Streit der Sänger zu ſchlichten. Unterdeſſen verbrachten ſie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Friſt, die man Heinrichen bewilligt hatte, nahte ſich ihrem Ende. Weil aber Clingſor immer noch keine Anſtalt zur Reiſe machte, ſo wurde Heinrich bang' und ſprach: Meiſter, ich fürchte, ihr laſſet mich im Stich, und ich muß allein und traurig meine Straße ziehen; dann bin ich ehrenlos, und darf Zeitlebens nimmermehr nach Thüringen. Da antwortete Clingſor: ſey unbeſorgt! wir haben ſtarke Pferde und einen leichten Wagen, wollen den Weg kürzlich gefahren haben.

Heinrich konnte vor Unruhe nicht ſchlafen; da gab ihm der Meiſter Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer ſank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und ſich dazu, und befahl ſeinen Geiſtern: daß ſie ihn ſchnell nach Eiſenach in Thüringerland ſchaffen ſollten, auch in das beſte Wirthshaus niederſetzen. Das geſchah, und ſie brachten ihn in

Helgreven-Hof, eh der Tag erſchien. Im Morgenſchlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten, er ſprach: mir iſt, als ob ich das mehr gehört hätte, und deucht, daß ich zu Eiſenach wäre. Dir träumt wohl — ſprach der Meiſter. Heinrich aber ſtand auf und ſah ſich um, da merkte er ſchon, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott ſey Lob, daß wir hier ſind, das iſt Helgreven-Haus, und hier ſehe ich S. Georgen Thor, und die Leute, die davor ſtehen und über Feld gehen wollen.“

Bald wurde nun die Ankunft der beiden Gäſte auf der Wartburg bekannt, der Landgraf befahl den fremden Meiſter ehrlich zu empfahen, und ihm Geſchenke zu tragen. Als man den Ofterdingen fragte „wie es ihm ergangen und wo er geweſen“ antwortete er: geſtern ging ich zu Siebenbürgen ſchlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zuging, hab' ich nicht erfahren. So vergingen einige Tage, eh daß die Meiſter ſingen und Clingſor richten ſollten; eines Abends ſaß er in ſeines Wirthes Garten, und ſchaute unverwandt die Geſtirne an. Die Herren fragten: was er am Himmel ſähe? Clingſor ſagte: wiſſet, daß in dieſer Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren werden ſoll; die wird ſchön, tugendreich und heilig, und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden.

Als dieſe Botſchaft Landgraf Herrmann hinterbracht worden war, freute er ſich und entbot Clingſor zu ſich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre

und zog ihn zum fürſtlichen Tiſche. Nach dem Eſſen ging er aufs Richterhaus (Ritterhaus), wo die Sänger ſaßen, und wollte Heinrich von Ofterdingen ledig machen. Da ſangen Clingſor und Wolfram mit Liedern gegen einander, aber Wolfram that ſo viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meiſter nicht überwinden mochte. Clingſor rief einen ſeiner Geiſte, der kam in eines Jünglinges Geſtalt: ich bin müde worden vom Reden — ſprach Clingſor — da bringe ich dir meinen Knecht, der mag eine Weile mit dir ſtreiten, Wolfram. Da hub der Geiſt zu ſingen an, von dem Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden: aber Wolfram wandte ſich zu der göttlichen Geburt des ewigen Wortes; und wie er kam, von der heiligen Wandlung des Brotes und Weines zu reden, mußte der Teufel ſchweigen und von dannen weichen. Clingſor hatte alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimniß beſungen hatte, und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter ſeyn möge. Hierauf gingen ſie aus einander. Wolfram hatte ſeine Herberg in Titzel Gottſchalks Hauſe, dem Brotmarkt gegenüber mitten in der Stadt. Nachts wie er ſchlief, ſandte ihm Clingſor von neuem ſeinen Teufel, daß er ihn prüfen ſollte, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; Wolfram aber war blos gelehrt in Gottes Wort, einfältig und andrer Künſte unerfahren. Da ſang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels, und legte ihm Fragen vor, die der Meiſter nicht aufzulöſen vermochte; und als

er nun ſchwieg, lachte der Teufel laut, und ſchrieb mit ſeinem Finger in die ſteinerne Wand, als ob ſie ein weicher Teig geweſen wäre: „Wolfram, du biſt ein Laie Schnipfenſchnapf!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand ſtehen. Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder ſehen wollten, verdroß es den Hauswirth, ließ den Stein aus der Mauer brechen, und in die Horſel werfen. Clingſor aber, nachdem er dieſes ausgerichtet hatte, beurlaubte ſich von dem Landgrafen, und fuhr mit Geſchenken und Gaben belohnt ſammt ſeinen Knechten in der Decke wieder weg, wie und woher er gekommen war.

556.

Doctor Luther zu Wartburg.

Berkenmeyer S. 671.
Und mündliche Sage.

Doctor Luther ſaß auf der Wartburg und überſetzte die Bibel. Dem Teufel war das unlieb, und hätte gern das heilige Werk geſtört; aber als er ihn verſuchen wollte, griff Luther das Dintenfaß, aus dem er ſchrieb, und warfs dem Böſen an den Kopf. Noch zeigt man heutiges Tages die Stube und den Stuhl, worauf Luther geſeſſen, auch den Flecken an der Wand, wohin die Dinte geflogen iſt.

557.

Die Vermählung der Kinder Ludwig und Eliſabeth.

Gerſtenberger a. a. O. S. 281. 287—289.

Meiſter Clingſor hatte zu Wartburg in der Nacht, da Eliſabeth zu Ungarn geboren wurde, aus den Sternen geleſen, daß ſie dem jungen Ludwig von Thüringen vermählt werden ſollte. Im Jahr 1211 ſandte der weitberühmte Landgraf Hermann herrliche Boten von Mann und Weiben zu dem Könige in Ungarn um ſeine Tochter Eliſabeth, daß er ſie nach Thüringen ſendete, ſeinem Sohne zum Ehgemahl. Fröhlich zogen die Boten zu Roß und Wagen, und wurden unterwegens, durch welche Landſchaft ſie kamen, herrlich bewirthet, und als ſie in Ungerland eintrafen, von dem König und der Königin lieblich empfangen. Andreas war ein guter, ſittiger Mann, aber die Königin ſchmückte ihr Töchterlein mit Gold und Silber zu der Reiſe, und entſandte ſie nach Thüringen in ſilberner Wiege, mit ſilberner Badewanne und goldnen Ringen, auch köſtlichen Decken aus Purpur und Seide, Bettgewand, Kleinoden und allem Hausrath. Dazu viel tauſend Mark Golds, bis daß ſie groß würde, begabte auch die Boten gar reichlich, und ließ dem Landgrafen ſagen, daß er getroſt und in Frieden lebe. Als nun Eliſabeth mit ihrer Amme in Thüringen ankam, da war ſie vier Jahre alt, und Ludwig ihr Friedel war eilf Jahre alt. Da wurde ſie höch-

lich empfangen und auf die Wartburg gebracht, auch mit allem Fleiß erzogen, bis daß die Kinder zu ihren Jahren kamen. Von dem heiligen Leben dieſer Eliſabeth und den Wundern, die ſie im Lande Heſſen und Thüringen zu Wartburg und Marburg verrichtet, wäre viel zu ſchreiben.

558.

Heinrich das Kind von Brabant.

Thüringiſche Volksſage, vergl. Brandes, Einfl. und Wirk. des Zeitgeiſtes, 1ſte Abth. Hannover 1810. S. 164.
Thüring. Chronik in Senkenberg, Sel. III. 330.
Spangenberg ſächſ Chronik. Fft. 1583. S. 446.
Bange thüring. Chronik. Bl. 99. 100.
Winkelmann heß. Chronik. S. 286. 287.
Rohte's Chronik ap. Menken l. c 1738 — 1742.

Als nach Landgrafen und Königs Heinrich*) Tode der thüringiſch-heſſiſche Mannsſtamm erloſchen war, entſpann ſich langer Zwieſpalt um die Erbſchaft, wodurch zuletzt Thüringen und Heſſen von einander geriſſen wurde. Alle Heſſen und auch viele Thüringer erklärten ſich für Sophien, Tochter der heiligen Eliſabeth und vermählte Herzogin in Brabant; deren unmündigen Sohn, genannt Heinrich das Kind (geb. 1244.), ſie für ihren wahren Herren erkannten. Der Markgraf von Meißen hingegen ſprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, deſſen Schwe-

*) Er war Bruder Landgrafen Ludwigs, hatte die heilige Eliſabeth deſſen Wittwe hart behandelt, und Herrmann ihren einzigen Sohn, der Sage nach, vergiften laſſen.

ſterſohn er war, erſtorben wäre; und überfiel Thüringen mit Heereskraft. Damals war allenthalben Krieg und Raub im Lande, und als der Markgraf Eiſenach eroberte, ſoll er, der Volksſage zufolge, einen Mann, der es mit dem heſſiſchen Theil gehalten, von dem Felſen der Wartburg herabſchleudern laſſen, dieſer aber in der Luft noch laut ausgerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“ —

Sophia zog aus Heſſen vor Eiſenach; da man die Thore verſchloſſen, und ſie nicht einlaſſen wollte, nahm ſie eine Axt, und hieb in Sanct Jörgenthor, daß man das Wahrzeichen zweihundert Jahre hernach noch in dem Eichenholz ſah. —

Die Chroniken erzählen, jener Mann ſey ein Bürger aus Eiſenach, Namens Welspeche, geweſen; und weil er den Meißnern nicht huldigen wollen, zwei Mal mit der Blide über die Burgmauer in die Stadt geworfen worden, aber unverletzt geblieben. Als er immer ſtandhaft bei ſeiner Ausſage verharrte, wurde er zum dritten Mal hinabgeſchleudert, und verlor ſein Leben.

559.

Frau Sophiens Handſchuh.

Imhofs handſchriftliche Chronik von Heſſen und Thüringen. Bl. 33. und in Senkenberg selecta III. 325 — 328.
cf. hist. Thuring. ap. Pistor. I. p. 1329. (edit. 1731.)

Als Sophia mit ihrem dreijährigen Sohn aus Brabant nach Heſſen kam, zog ſie gen Eiſenach, und hielt eine Sprache mit Heinrich, Markgraf von Mei-

ßen, daß er ihr das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da antwortete der Fürſt: gern, allerliebſte Baſe, meine getreue Hand ſoll dir und deinem Sohne unbeſchloſſen ſeyn. Wie er ſo im Reden ſtund, kam ſein Marſchall Helwig von Schlotheim, zogen ihn zurück und ſprachen: Herr, was wollt ihr thun? und wär es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet, und den andern zu Wartburg; viel eher ſolltet ihr den aus dem Himmel ziehen, und zu dem auf Wartburg ſetzen! Alſo kehrte ſich der Fürſt wieder zu Sophien und ſprach: „liebe Baſe, ich muß mich in dieſen Dingen bedenken, und Rath meiner Getreuen haben" ſchied alſo von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Da ward die Landgräfin betrübt, weinte bitterlich, und zog den Handſchuh von ihrer Hand und rief: „o du Feind aller Gerechtigkeit, ich meine dich Teufel! nimm hin den Handſchuh mit den falſchen Rathgebern!" warf ihn in die Luft. Da wurde der Handſchuh weggeführt, und nimmermehr geſehen. Auch ſollen dieſe Räthe hernachmals keines guten Todes geſtorben ſeyn.

560.

Friedrich mit dem gebiſſenen Backen.

Rohte l. c. 1743 — 1745.
Lange Bl. 103. 104.

Landgraf Albrecht in Thüringen, der Unartige, vergaß aller ehlichen Lieb und Treue an ſeinem Gemahel, und hing ſich an ein ander Weibsbild, Kunda

von Eiſenberg genannt. Der Landgräfin hätte er gerne mit Gift vergeben, konnte aber nicht dazu kommen; verhieß alſo einem Eſeltreiber, der ihm auf der Wartburg täglich das Küchenholz zuführte, Geld, daß er ihr Nachts den Hals brechen ſollte, als ob es der Teufel gethan hätte. Als nun die dazu beſtimmte Zeit kam, ward dem Eſeltreiber bange, und gedachte: ob ich wohl arm bin, hab ich doch fromme, ehrliche Eltern gehabt; ſoll ich nun ein Schalk werden, und meine Fürſtin tödten? Endlich mußte er daran, wurde heimlich in der Landgräfin Kammer geleitet; da fiel er vor dem Bette zu ihren Füßen, und ſagte: „gnadet, liebe Fraue!“ Sie ſprach: „wer biſt du?“ er nannte ſich. „Was haſt du gethan, biſt du trunken oder wahnſinnig? Der Eſeltreiber antwortete: „ſchweiget und rathet mir! denn mein Herr hat mir euch zu tödten geheißen; was fangen wir jetzo an, daß wir beide das Leben behalten?“ Da ſprach ſie: „gehe und heiß meinen Hofmeiſter zu mir kommen.“ Der Hofmeiſter gab ihr den Rath: ſich zur Stunde aufzumachen, und von ihren Kindern zu ſcheiden. Da ſetzte ſich die Landgräfin bei ihrer Söhnlein Bette und weinte; aber der Hofmeiſter und ihre Frauen drangen in ſie, zu eilen. Da es nun nicht anders ſeyn konnte, geſegnete ſie ihre Kinder, ergriff das älteſte, Namens Friedrich, und küßte es oftermal; und aus ſehnlichem, mütterlichen Herzen biß ſie ihm in einen Backen, daß er davon eine Narbe bekam, die er zeitlebens behalten. Daher ihm auch erwachſen, daß man ihn genennet:

Friederich mit dem gebiſſenen Backen. Da wollte ſie den andern Sohn auch beißen; das wehrte ihr der Hofmeiſter und ſprach: „wollt ihr die Kinder umbringen?“ Sie ſprach: „ich hab ihn gebiſſen, wann er groß wird, daß er an meinen Jammer und dieſes Scheiden gedenkt.“

Alſo nahm ſie ihre Kleinode, und ging aufs Ritterhaus, wo ſie der Hofmeiſter mit einer Frauen, einer Magd und dem Eſeltreiber an Seilen das Fenſter hinab ließ. Noch dieſelbe Nacht flüchtete ſie auf den Kreinberg, der dazumal dem hersfelder Abt hörte; von da ließ ſie der Amtmann geleiten bis nach Fulda. Der Abt empfing ſie ehrbarlich, und ließ ſie ſicher geleiten bis gen Frankfurt, wo ſie in einem Jungfrauenkloſter Herberge nahm, aber ſchon im folgenden Jahre vor Jammer ſtarb. Sie liegt zu Frankfurt begraben.

561.

Markgraf Friedrich läßt ſeine Tochter ſäugen.

Rohte l. c. 1747.

Dieſer Friedrich mit dem Biß führte hernachmals Krieg wider ſeinen Vater und den römiſchen König, und war auf der Wartburg eingeſchloſſen, denn der Gegentheil hielt die Stadt Eiſenach hart beſetzt. In dieſer Noth gebar ihm ſeine Gemahlin eine junge Tochter. Als ſie acht Tage alt war, und er nicht länger auf der Burg aushalten konnte, ſetzte er ſich mit Hofgeſinde, der Amme und dem Töchterlein ſelb-

zwölfte

zwölfte auf Pferde, ritten Nachts von der Burg in den Wald, doch nicht ſo heimlich, daß es nicht die eiſenacher Wächter gewahrt hätten; die jagten ihm ſtracks nach, in der Flucht begann das Kindlein heftig zu ſchreien und weinen. Da rief Friedrich der Amme zu, die er vor ſich her reiten ließ: „was dem Kinde wäre? ſie ſollte es ſchweigen.“ Die Amme ſprach: „Herre, es ſchweiget nicht, es ſauge denn.“ Da ließ er den ganzen Zug halten, und ſagte: „um dieſer Jagd willen ſoll meine Tochter nichts entbehren, und koſtete es ganz Thüringerland! Da hielt er mit dem Kinde, und ſtellte ſich mit den Seinen zur Wehre ſo lange, bis ſich die Tochter ſatt getrunken hatte; und es glückte, daß er die Feinde abhielt, und ihnen hernach entrann.

562.

Otto der Schütze.

Senkenberg selecta III. 352 — 363.
Spangenbergs Adelſpiegel Th. 2. Buch 9. Cap. 3.
J. H. Schminke Unterſuch. von Otto dem Schützen.

Landgraf Heinrich der eiſerne zu Heſſen zeugte zwei Söhne und eine Tochter; Heinrich, dem älteſten Sohne, beſchied er, ſein Land nach ihm zu beſitzen; Otto, den andern, ſandte er auf die hohe Schule, zu ſtudieren und darnach geiſtlich zu werden. Otto hatte aber zur Geiſtlichkeit wenig Luſt, kaufte ſich zwei gute Roß, nahm einen guten Harniſch und eine ſtarke Armbruſt, und ritt unbewußt ſeinem Vater aus. Als

er an den Rhein zu des Herzogen von Cleve Hof gekommen war, gab er ſich für einen Bogenſchützen aus, und begehrte Dienſt. Dem Herzog behagte ſeine feine, ſtarke Geſtalt, und behielt ihn gern; auch zeigte ſich Otto als ein künſtlicher, geübter Schütze ſo wohl und redlich: daß ihn ſein Herr bald hervor zog, und ihm vor andern vertraute.

Unterdeſſen trug es ſich zu, daß der junge Heinrich, ſein Bruder, frühzeitig ſtarb, und der braunſchweiger Herzog, dem des Landgrafen Tochter vermählt worden war, begierig auf den Tod des alten Herrn wartete: weil Otto, der andere Erbe, in die Welt gezogen war, niemand von ihm wußte, und allgemein für todt gehalten wurde. Darüber ſtand das Land Heſſen in großer Traurigkeit: denn alle hatten an dem Braunſchweiger ein Mißfallen, und zumeiſt der alte Landgraf, der lebte in großem Kummer. Mittlerweile war Otto der Schütz guter Dinge zu Cleve, und hatte ein Liebesverſtändniß mit Eliſabeth, des Herzogs Tochter, aber nichts von ſeiner hohen Abkunft laut laſſen werden.

Dies beſtund etliche Jahre, bis daß ein heſſiſcher Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, weil er eine Wallfahrt nach Achen gelobt hatte, unterwegs durch Cleve kam, und den Herzog, den er von alten Zeiten her kannte, beſuchte. Als er bei Hof eintritt, ſah er Otten, kannte ihn augenblicklich, und neigte ſich, wie vor ſeinem Herrn gebührte. Der Herzog ſtand gerade am Fenſter, und verwunderte ſich über

die Ehrerbietung, die vom Ritter ſeinem Schützen bewieſen wurde, berief den Gaſt, und erfuhr von ihm die ganze Wahrheit, und wie jetzt alles Erbe auf Otten ſtünde. Da bewilligte ihm der Herzog mit Freuden ſeine Tochter, und bald zog Otto mit ſeiner Braut nach Marburg in Heſſen ein. (Otto geb. 1322. † 1366.)

563.

Landgraf Philips und die Bauersfrau.

Kirchhofs Wendunmuth.
Winkelmann S. 586. 587.

Landgraf Philips pflegte gern unbekannter Weiſe in ſeinem Lande umher zu ziehen, und ſeiner Unterthanen Zuſtand zu forſchen. Ein Mal ritt er auf die Jagd, und begegnete einer Bäuerin, die trug ein Gebund Leinengarn auf dem Kopfe. Was tragt ihr, und wohin wollt ihr? frug der Landgraf, den ſie nicht erkannte, weil er in ſchlechten Kleidern einher ging. Die Frau antwortete: „ein Gebund Garn, damit will ich zur Stadt, daß ich es verkaufe, und die Schatzung und Steuer bezahlen kann, die der Landgraf hat laſſen ausſchreiben; des Garns muß ich ſelber wohl an zehn Enden entrathen,“ klagte erbärmlich über die böſe Zeit. Wie viel Steuer trägt es euch? ſprach der Fürſt. „Einen Ortsgulden,“ ſagte ſie; da nahm er ſein Seckel, zog ſo viel heraus, und gab ihr das Geld, damit ſie ihr Garn behalten könnte. „Ach nun lohns euch Gott, lieber

Junker — rief das Weib — ich wollte, der Landgraf hätte das Geld glühend auf ſeinem Herzen!“ Der leutſelige Fürſt ließ die Bäuerin ihres Weges ziehn, kehrte ſich gegen ſein Geſinde um, und ſprach mit lachendem Munde: „ſchauet den wunderlichen Handel! den böſen Wunſch hab ich mit meinem eigenen Geld gekauft.“

564.

In Ketten aufhängen.

Wigand heſſ. Chronik I. 90. 91.
Vgl. heſſ. Denkwürd. IV. 2. S. 477.

Landgraf Philipp von Heſſen mußte eine Zeitlang bei dem Kaiſer gefangen ſitzen; mittlerweile überſchwemmte das Kriegsvolk ſeine Länder, und ſchleifte ihm alle Feſtungen, ausgenommen Ziegenhain. Darin lag Heinz von Lüder, hielt ſeinem Herrn rechte Treue, und wollte die Feſte um keinen Preiß übergeben, ſondern lieber ſich tapfer wehren. Als nun endlich der Landgraf ledig wurde, ſollte er auf des Kaiſers Geheiß, ſo bald er nach Heſſen zurück kehren würde, dieſen hartnäckigen Heinz von Lüder unter dem Ziegenhainer Thore in Ketten aufhängen laſſen, und zu dem Ende wurde ein kaiſerlicher Abgeordneter als Augenzeuge mit gegeben. Philipp, nachdem er zu Ziegenhain eingetroffen, verſammelte den Hof, die Ritterſchaft und des Kaiſers Geſandten. Da nahm er eine güldene Kette, ließ ſeinen Oberſten daran an einer Wand, ohne ihm wehe zu thun, aufhängen,

gleich wieder abnehmen, und verehrte ihm die goldene Kette unter großen Lobſprüchen ſeiner Tapferkeit. Der kaiſerliche Abgeordnete machte Einwendungen, aber der Landgraf erklärte ſtandhaft: daß er ſein Wort, ihn aufhängen zu laſſen, ſtreng gehalten, und es nie anders gemeint habe. — Das koſtbare Kleinod iſt bei dem Lüderſchen Geſchlecht in Ehren aufbewahrt worden, und jetzt, nach Erlöſchung des Mannsſtammes, an das adliche Haus Schenk zu Wilmerode gekommen.

565.

Landgraf Moritz von Heſſen.

Mündliche Sage in Heſſen.

Es war ein gemeiner Soldat, der diente beim Landgrafen Moritz, und ging gar wohl gekleidet, und hatte immer Geld in der Taſche; und doch war ſeine Löhnung nicht ſo groß, daß er ſich, ſeine Frau und Kinder ſo ſtolz hätte davon halten können. Nun wußten die andern Soldaten nicht, wo er den Reichthum herkriegte, und ſagten es dem Landgrafen. Der Landgraf ſprach: „das will ich wohl erfahren;“ und als es Abend war, zog er einen alten Linnenkittel an, hing einen rauhen Ranzen über, als wenn er ein alter Bettelmann wäre, und ging zum Soldaten. Der Soldat fragte, was ſein Begehren wäre? „Ob er ihn nicht über Nacht behalten wollte?“ — „Ja, — ſagte der Soldat — wenn er rein wäre, und kein Ungeziefer an ſich trüge;“ dann gab er ihm zu eſſen

und zu trinken, und als er fertig war, ſprach er zu ihm: „kannſt du ſchweigen, ſo ſollſt du in der Nacht mit mir gehen, und da will ich dir etwas geben, daß du dein lebtag nicht mehr zu betteln brauchſt.“ Der Landgraf ſprach: „ja, ſchweigen kann ich, und durch mich ſoll nichts verrathen werden.“ Darauf wollten ſie ſchlafen gehen; aber der Soldat gab ihm erſt ein rein Hemd, das ſollte er anziehen und ſeines aus, damit kein Ungeziefer in das Bett käme. Nun legten ſie ſich nieder, bis Mitternacht kam; da weckte der Soldat den Armen und ſprach: „ſteh auf, zieh dich an und geh mit mir.“ Das that der Landgraf, und ſie gingen zuſammen in Caſſel herum. Der Soldat aber hatte ein Stück Springwurzel, wenn er das vor die Schlöſſer der Kaufmannsläden hielt, ſprangen ſie auf. Nun gingen ſie beide hinein; aber der Soldat nahm nur vom Ueberſchuß etwas, was einer durch die Ehle oder das Maaß heraus gemeſſen hatte, vom Capital griff er nichts an. Davon nun gab er dem Bettelmann auch etwas in ſeinen Ranzen. Als ſie ganz in Caſſel herum waren, ſprach der Bettelmann: „wenn wir doch dem Landgrafen könnten über ſeine Schatzkammer kommen!“ Der Soldat antwortete: „die will ich dir auch wohl weiſen; da liegt ein bischen mehr, als bei den Kaufleuten.“ Da gingen ſie nach dem Schloß zu, und der Soldat hielt nur die Springwurzel gegen die vielen Eiſenthüren, ſo thaten ſie ſich auf; und ſie gingen hindurch, bis ſie in die Schatzkammer gelangten, wo die Goldhau-

ſen aufgeſchüttet waren. Nun that der Landgraf, als wollte er hinein greifen und eine Hand voll einſtecken; der Soldat aber, als er das ſah, gab ihm drei gewaltige Ohrfeigen und ſprach: „meinem gnädigen Fürſten darfſt du nichts nehmen, dem muß man getreu ſeyn!“ „Nun ſey nur nicht böß — ſprach der Bettelmann — ich habe ja noch nichts genommen.“ Darauf gingen ſie zuſammen nach Haus, und ſchlieſen wieder bis der Tag anbrach; da gab der Soldat dem Armen erſt zu eſſen und trinken, und noch etwas Geld dabei, ſprach auch: „wenn das all iſt und du brauchſt wieder, ſo komm nur getroſt zu mir; betteln ſollſt du nicht.“

Der Landgraf aber ging in ſein Schloß, zog den Linnenkittel aus und ſeine fürſtlichen Kleider an. Darauf ließ er den wachthabenden Hauptmann rufen und befahl, er ſollte den und den Soldaten — und nannte den, mit welchem er in der Nacht herum gegangen war — zur Wache an ſeiner Thür beordern. „Ei — dachte der Soldat — was wird da los ſeyn, du haſt noch niemals die Wache gethan; doch wenns dein gnädiger Fürſt befiehlt, iſts gut.“ Als er nun da ſtand, hieß der Landgraf ihn herein treten und fragte ihn: warum er ſich ſo ſchön trüge, und wer ihm das Geld dazu gäbe? „Ich und meine Frau, wir müſſen's verdienen mit Arbeiten,“ antwortete der Soldat, und wollte weiter nichts geſtehen. „Das bringt ſo viel nicht ein — ſprach der Landgraf — du mußt ſonſt was haben.“ Der Soldat gab aber nichts zu.

Da ſprach der Landgraf endlich: „ich glaube gar, du gehſt in meine Schatzkammer, und wenn ich dabei bin, gibſt du mir eine Ohrfeige.“ Wie das der Soldat hörte, erſchrak er, und fiel vor Schrecken zur Erde hin. Der Landgraf aber ließ ihn von ſeinen Bedienten aufheben, und als der Soldat wieder zu ſich ſelber gekommen war, und um eine gnädige Strafe bat, ſo ſagte der Landgraf: „weil du nichts angerührt haſt, als es in deiner Gewalt ſtand, ſo will ich dir alles vergeben; und weil ich ſehe, daß du treu gegen mich biſt, ſo will ich für dich ſorgen,“ und gab ihm eine gute Stelle, die er verſehen konnte.

566.

Brot und Salz ſegnet Gott.

Prätorius Wünſchelruthe S. 7—9.

Es iſt gemeiner Brauch unter uns Deutſchen, daß der, welcher eine Gaſterei hält, nach der Mahlzeit ſagt: „es iſt nicht viel zum Beſten geweſen, nehmt ſo vorlieb.“ Nun trug es ſich zu, daß ein Fürſt auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von ſeinen Dienern abkam, alſo daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhler-Hütte, und der Eigenthümer ſtand in der Thüre. Da ſprach der Fürſt, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was haſt du zum Beſten?“ Der Köhler antwortete: „ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ „So gib her, was du

haſt," ſprach der Fürſt. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürſt und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar ſeyn, aber er hatte kein Geld bei ſich; darum löſte er den einen Steig-Bügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geſchah.

Als der Fürſt heim gekommen war, ſandte er Diener aus, die mußten dieſen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geſchenkten Steig-Bügel mit; der Fürſt hieß ihn willkommen, und zu Tiſche ſitzen, auch getroſt ſeyn: es ſollt ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Eſſen fragte der Fürſt: „Mann, es iſt dieſe Tage ein Herr bei dir geweſen; ſieh herum, iſt derſelbe hier mit über der Tafel?" Der Köhler antwortete: „mi ducht, ji ſünd et wol ſülveſt," zog damit den Steig-Bügel hervor und ſprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?" „Nein, — antwortete der Fürſt — das ſoll dir geſchenkt ſeyn, laß dir's nur ſchmecken und ſey luſtig." Wie die Mahlzeit geſchehen und man aufgeſtanden war, ging der Fürſt zu dem Köhler, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „nun, Mann, nimm ſo vorlieb, es iſt nicht viel zum Beſten geweſen." Da zitterte der Köhler; der Fürſt fragte ihn, warum? er antwortete: er dürfte es nicht ſagen. Als aber der Fürſt darauf beſtand, ſprach er: „och Herre! aſe ji ſäden, et

wäre nig våle tom beſten weſt, do ſtund de Düſel achter ju!“ Iſt das wahr — ſagte der Fürſt — ſo will ich dir auch ſagen, was ich geſehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum beſten hätteſt und du antworteteſt: „Gott und allgenug!“ da ſah ich einen Engel Gottes hinter dir ſtehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr ſagen, daß nicht viel zum Beſten geweſen.

567.

N i d d a.

Schwarz in den heſſ. Denkw. IV. 2, 298, aus mündlicher Sage.

Eine Gräfin hatte das Gelübde gethan, an der Stelle, wo ihr Eſel zuerſt mit ihr ſtehen bliebe, ein Schloß zu erbauen. Als nun der Eſel in einer ſumpfigen Gegend ſtehen blieb, ſoll ſie gerufen haben: „n i t d a, n i t d a!“ Allein das fruchtete nichts, und das Thier war nicht von demſelben Platz zu bringen. Alſo baute ſie wirklich ihr Schloß dahin, welches gleich der ſpäter da herum entſtandenen Stadt den Namen N i d d a behielt, die nahgelegene Wieſe aber den der E ſ e l s w i e ſ e.

Noch mehreres davon wußten die Spielknaben vor einem halben Jahrhundert zu ſagen, was damals unter dem Volk allgemein verbreitet war, jetzo vielleicht verſchollen iſt, und vermuthlich mit den abwei-

chenden Umſtänden, die Winkelmann (Heſſenlands Beſchreib. Buch VI. S. 231. vgl. II. S. 193.) wohl auch aus mündlicher Sage erzählt, näher eintrifft. Zu Zeiten Friedrich Rothbarts war Berthold, Graf zu Nidda, ein Raubritter, hatte ſeinen Pferden die Hufeiſen umkehren laſſen, um die Wandersleute ſicher zu berücken, und durch ſein Umſchweifen in Land und Straßen großen Schaden gethan. Da zog des Kaiſers Heer vor Altenburg, ſeine Raubfeſte, und drängte ihn hart; allein Berthold wollte ſich nicht ergeben. In der Noth unterhandelte die Gräfin auf freien Abzug aus der Burg, und erlangte endlich vom Heerführer: daß ſie mit ihrem beladenen Mauleſel und dem, was ſie auf ihren Schultern ertragen könnte, frei heraus gelaſſen werden ſollte; mit ausdrücklicher Bedingung „daß ſie nur ihre beſte Sache trüge, auch der Graf ſelbſt nicht auf dem Mauleſel ritte." Hierauf nahm ſie ihre drei Söhnlein, ſetzte ſie zuſammen auf das Thier, ihren Herrn aber hing ſie über den Rükken und trug ihn den Berg hinab. So errettete ſie ihn; allein bald ermatteten ihre Kräfte, daß ſie nicht weiter konnte, und auch der müde Eſel blieb im Sumpfe ſtecken. An der Stelle, wo ſie nun dieſe Nacht zubrachten, und ein Feuer angemacht, baute hernach die Gräfin drei Häuſer ihren drei Söhnen auf, in der Gegend, wo jetzo Nieder-Nidda ſtehet. Die Altenburg iſt zertrümmert, hat aber noch ſtarke Gewölbe und Keller. Es geht gemeine Sage, daß da ein Schatz verborgen ſtecke; die Einwohner haben

nachgegraben und Hufeiſen gefunden, ſolche, die man den Pferden verkehrt aufnageln kann.

568.

Urſprung der von Malsburg.

Winkelmann Beſchr. von Heſſen VI. 127.

Die von der Malsburg gehören zu dem älteſten Adel in Heſſen und erzählen: zur Zeit Carl der Große den Brunsberg in Weſtphalen erobert, habe er ſeine treue und verſuchte Diener belohnen wollen, einen Edelmann, Namens Otto, im Feld vor ſich gerufen, und ihm erlaubt, daß er ſich den Fels und Berg, worauf er in der Ferne hindeutete, ausmalen (d. h. eingrenzen, bezeichnen) und für ſich und ſeine Erben eine Feſtung dahin bauen dürfe. Der Edelmann beſtieg den Felſen, um ſich den Ort zu beſehen, auszumalen und zu beziehen; da fand er auf der Höhe einen Dornſtrauch mit drei weißen Blumen, die nahm er zum Mal-, Kenn- und Merkzeichen. Als ihn der König hernach frug: wie ihm der Berg gefalle? erzählte er, daß er oben einen Dornbuſch mit drei weißen Roſen gefunden. Der König aber ſonderte ihm ſein gülden Schild in zwei gleiche Theile, obenhin einen Löwen, und unten drei weiße Roſen. An dem ausgemalten Ort baute Otto hernach ſeine Burg und nannte ſie Malsburg, welcher Name hernach bei dem Geſchlecht geblieben iſt, das auch den zugetheilten Schild bis auf heute fortführt.

569.

Urſprung der Grafen von Mannsfeld.

Otmars Volksſagen 201. 202.

Während einſt Kaiſer Heinrich ſein Hoflager auf der Burg bei Wallhauſen in der goldenen Aue hatte, bat ſich einer ſeiner Mannen von ihm ein Stück Feld zum Eigenthum aus, das an die goldene Aue gränzte und ſo groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerſte umſäen könnte. Der Kaiſer, weil er den Ritter ſeiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die Bitte, ohne ſich zu bedenken. Dieſer nahm einen Scheffel Gerſte, und umſäte damit die Gränzen der nachmaligen Grafſchaft Mannsfeld.

Doch dies erregte den Neid der übrigen Mannen, und ſie hinterbrachten dem Kaiſer, daß ſeine Gnade durch eine falſche Deutung gemißbraucht worden. Aber der Kaiſer antwortete lachend: „geſagt iſt geſagt! Das iſt des Mannes Feld!“ Daher der Name Mannsfeld, und in dem Gräflichen Wappen die Gerſtenkörner, welche die Wappenkünſtler Wecken nennen.

370.

Henneberg.

Alte Chronik in Senkenberg sel. juris III. p. 311. 312.
Spange thür. Chronik. Bl. 18. 19.

Ein Herr von edlem Geſchlecht zog um in Deutſchland, ſuchte Frieden und eine bequeme Stätte zu bauen; da kam er nach Franken an einen Ort, und

fand einen Berg im Land, der ihm gefiel. Als er nun hinritt, ihn näher zu beſchauen, flog vor ihm auf eine Birkhenne, die hatte Junge; die nahm er ſich zum Wappen, und nannte den Berg Hennenberg und baute ein ſchön Schloß drauf, wie das noch vor Augen iſt; und an dem Berge war ein Köre (Kehre, wo man den Pflug wendet?), da baute er ſeinen Dienern gar ein luſtige Wohnung, und nannte ſie von der Köre.

571.

Die acht Brunos.

Cyr. Spangenberg Querfurtiſche Chronik 1590. 4. S. 134 — 138.
Caſp. Schneider Beſchreib. von Querfurt S. 14 — 16.

In alter Zeit herrſchte Graf Gebhard mit ſeiner Gemahlin auf dem Hauſe Querfurt in Sachſen. Dieſe gebar in Abweſenheit des Grafen neun Kinder auf ein Mal, worüber ſie mit ihren Weibern heftig erſchrak, und wußten nicht, wie ſie den Sachen immermehr thun ſollten. Denn weil ihr Herr gar wunderlich war, beſorgten ſie, er würde ſchwerlich glauben, daß es mit rechten Dingen zugegangen ſey, daß eine Frau auf ein Mal von einem Manne neun Kinder ſollte haben können; ſonderlich weil er zum oftern Mal beſchwerliche Gedanken und Reden von den Weibern gehabt hatte, die zwei oder drei Kinder auf ein Mal zur Welt brachten und niemand ihn überreden mochte, dieſelben für ehrlich zu halten. In dieſer Furcht wurde die Gräfin

mit ihren Weibern eins, dieſer jungen Kindlein achte heimlich bei Seite zu ſchaffen, und nur das neunte und ſtärkſte zu behalten. (Dieſes wurde Burkhart genannt und nachmals Großvater Kaiſer Lothars.) Eines der Weiber empfing demnach Befehl, die acht Kinder in einem Keſſel, darein man ſie gelegt, fort zu tragen, im Teich über der Mühle unter dem Schloſſe im Keſſel mit Steinen zu beſchweren, zu verſenken und zu ertränken.

Das Weib nahm es auf ſich, und trug mit dem früheſten die Kinder aus der Burg. Nun war aber eben damals des Grafen Bruder, der heilige Bruno, mit dem Tage ins Feld gegangen, ſein Gebet zu thun. Als er unterm Berge, bei dem ſchönen Quellbrunnen (hernach Brunsbrunnen genannt) hin und her wandelte, ſtieß ihm das Weib auf, und eilte ſtracks ihres Weges dahin, als fürchtete ſie ſich; im Vorübergehen hörte Bruno die Kindlein im Keſſel unter ihrem Mantel winſeln. Er wunderte ſich und fragte: was ſie da trüge? Ob nun gleich das Weib ſagte: „junge Wölferlin oder Hündlein“ ſo däuchte es Bruno doch nicht aller Dinge, als ob die Stimme wie junger Hündlein lautete; wollte deßwegen ſehen, was es doch Wunders wäre. Als er ihr nun den Mantel aufrückte, ſah er, daß ſie acht junge Kindlein trage. Über die Maßen erſchrocken, drang er in die vor Furcht erſtarrte Frau, ihm alsbald anzuzeigen: woher ſie mit den Kindlein komme, wem ſie zuſtändig und was ſie damit thun wolle? Zitternd berichtete ſie ihm die

ganze Wahrheit. Darauf verbot ihr Herr Bruno ernſtlich, von dieſer Sache keinem Menſchen, auch der Mutter ſelbſt nicht anders, als ob ſie deren Befehl vollzogen, zu melden. Er aber nahm die Kinder, taufte ſie bei dem Brunnen, nannte ſie insgeſammt mit Namen Bruno, und ſchaffte, daß die armen Waiſen untergebracht wurden, eins oder zwei in der Mühle unterm Schloß, die übrigen an andern Orten in der Nähe. Denen er die Kindlein aufzuziehen befahl, gab er Geld her, und hieß es heimlich halten, vertraute auch keinem Menſchen davon; bis auf die Zeit, da er zum letzten Mal aus Quernfurt ins Land Preußen ziehen mußte, und dachte: er möchte nimmer wiederkehren. Da offenbarte er vernünftiglichen ſeinem Bruder Gebhard: was ſich zugetragen, wie die Kinder geboren und lebendig erhalten worden, und wo ſie anzutreffen wären. Gebhard mußte ſich aber zuvor verpflichten, daß er es ſeiner Gemahlin nicht unfreundlich entgelten, ſondern hierin Gottes Wunder und Gnadenwerk erkennen wolle. Darauf ging der heilige Bruno auch zu der Gemahlin hin, entdeckte ihr alles und ſtrafte ſie wegen ihres ſündlichen Argwohns. Da war groß Leid und Freud bei einander, die acht Kindlein wurden geholt und alle gleich gekleidet ihren Eltern vorgeſtellt. Dieſen wallte das väterliche und mütterliche Herz, und ſpürte man auch an Geſtalt und Gebärden der Kindlein, daß ſie des neunten rechte Brüderlein waren. Den Keſſel, darinnen das Weib dieſe acht Welfe ſoll von der Burg

getra-

getragen haben, zeigt man noch heutiges Tages zu Quernfurt, da er in der Schloßkirche oben vor dem Chor in dem ſteinernen Schwibbogen mit einer eiſernen Kette angeſchmiedet zum Gedächtniß dieſer Geſchichte hängt. — Der Teich aber heißt noch heutiges Tages der Wölferteich, gemeinlich Wellerteich.

572.

Die Eſelswieſe.

Spangenberg querfurt Chronik. S. 128. 131. 133.

Oſterdonnerſtags, nach geſprochenem Segen, ritt der heilige Bruno von ſeinem Bruder Gebhard weg, Willens, nach Preußen zur Bekehrung der Heiden zu ziehen. Als er nun auf den grünen Anger hart vor Quernfurt kam, wurde ihm das Maulthier oder der Eſel ſtätig, wollte weder vor noch hinter ſich, alles Schlagens, Peitſchens und Spornens unerachtet. Daraus ſchloſſen Gebhard und andere, die ihn geleitet hatten: es wäre nicht Gottes Wille, daß er dieſen Zug thue, und überredeten ihn ſo lange, bis er wieder mit aufs Schloß Quernfurt zog. Die Nacht aber überſchlug der Heilige die Sache von neuem, gerieth in große Traurigkeit, und ſein Herz hatte nicht Ruhe, bis er endlich den Zug doch unternahm, und in Preußen von den Heiden gefangen, gepeinigt und getödtet wurde. (im Jahr 1008 oder 1009.) — Auf der Stelle, wo damals das Thier ſtändig wurde, baute man nach ſeinem Tode ein Heilthum, genannt die Capell zu Eſelſtett auf den heutigen Tag; und man

ertheilte da jeden Gründonnerſtag ſonderlichen Ablaß aus. Darum geſchahen große Wallfahrten des Volkes auf die quernfurter Eſelswieſe, und in ſpätern Zeiten wurde ein Jahrmarkt daraus, dem von Sonnen-Auf- bis zu Sonnenniedergang eine lebendige Menge der umwohnenden Leute zuzuſtrömen pflegen.

573.

Thalmann von Lunderſtedt.

Agricola Sprichwort 189.

Thalmann von Lunderſtedt lebte in Feindſchaft mit Erfurt, der Hauptſtadt von Thüringen. Ein Mal wurde dieſer Ritter von ſeinen Feinden zwiſchen Jena nnd Kahla an der Saal bei dem Rothenſtein hart bedrängt, alſo daß es unmöglich ſchien, zu entrinnen. In der Noth ſprengte aber Thalmann mit dem Gaul vom Felſen in die Saal, und entkam glücklich. Dem Thalmann hat es geglückt; hunderttauſenden ſollt' es wohl nicht glücken.

574.

Hermann von Treffurt.

Becherer Thüring. Chronik S. 337. 338.
Andr. Toppius Hiſt. von Eiſenach, herausgeg. von Junker. S. 22 u. 57.
Melissantes orogr. unter Hellerſtein.

In der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte zu Treffurt ein Ritter, Hermann von Treffurt genannt, der gern auf die Buhlſchaft gegangen, und viel ehrbare Frauen und Jungfrauen um ihre Ehre gebracht: alſo daß kein Mann in ſeinem Gebiet ſeine

Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Daneben aber iſt er andächtig geweſen, fleißig in die Meſſe gegangen, hat auch die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht geſprochen. Dieſer hat einsmals zu ſeiner Buhlſchaft reiten wollen, und zuvor, ſeinem Gebrauch nach, die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht geſprochen; wie er nun in der Nacht im Finſtern allein über den Hellerſtein geritten, hat er des rechten Weges gefehlt, und iſt auf den hohen Felſen des Berges gekommen, wo das Pferd zwar ſtutzte, der Ritter aber meinte, es ſcheue vor irgend einem Thier; gab ihm deßwegen im Zorn den Sporn, alſo daß das Roß mit ihm den hohen Felſen hinabgeſprungen und ſich zu Tod gefallen; auch iſt der Sattel mit ſammt dem Schwert in der Scheide an vielen Stükken zerbrochen. Der Ritter aber hat in dem Fall noch die Mutter Gottes angerufen, und da hat ihn gedäucht: als werde er von einer Frau umfangen, die ihn ſanft und unverletzt auf die Erde geſetzt.

Nach dieſer wunderbaren Errettung iſt er nach Eiſenach in ein Kloſter gegangen, hat ſein Leben gebeſſert, all ſein Gut um Gottes Willen von ſich gegeben, und als ein Mönch barfuß und in Wolle ſein Brot gebettelt. Auch, als 1347 ſein Tod herannahete, hat er nicht bei andern frommen Chriſten ſein Ruhebettlein haben wollen: ſondern an einem heimlichen, unſaubern Orte, zwiſchen der Liebfrauen-Kirche und der Städt-Mauer begraben ſeyn wollen, ſeine unreine Thaten deſto härter zu büßen; wie auch geſchehen iſt.

575.

Der Graf von Gleichen.

Sagittarius Gleichiſche Hiſtorie B. 1. c. 5.
Pauli Jovii (Götze) chronicon schwarzburg.
Tenzel monatl. Unterr., 1696. S. 599 — 620.
Meliſſantes Bergſchlöſſer S. 20 — 31.

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, wurde aber gefangen und in die Knechtſchaft geführt. Da er ſeinen Stand verbarg, mußte er, gleich den übrigen Sclaven, die ſchwerſten Arbeiten thun: bis er endlich der ſchönen Tochter des Sultans in die Augen fiel, wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit und Anmuth zu allen Dingen, ſo daß ihr Herz von Liebe entzündet wurde. Durch ſeinen mitgefangenen Diener erfuhr ſie ſeinen wahren Stand; und nachdem ſie mehrere Jahre vertraulich mit ihm gelebt, verhieß ſie, ihn frei zu machen und mit großen Schätzen zu begaben: wenn er ſie zur Ehe nehmen wolle. Graf Ludwig hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Haus gelaſſen; doch ſiegte die Liebe zur Freiheit, und er ſagte ihr alles zu, indem er des Pabſtes und ſeiner erſten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Glücklich entflohen ſie darauf, langten in der Chriſtenheit an, und der Pabſt, indem ſich die ſchöne Heidin taufen ließ, willfahrte der gewünſchten Vermählung. Beide reiſten nach Thüringen, wo ſie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerſt zuſammentrafen, wurde das Freudenthal benannt, und

noch ſteht dabei ein Haus dieſes Namens. Man zeigt noch das dreiſchläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angeſtrichen; auch zu Tonna den türkiſchen Bund und das goldne Creuz der Sarazenin. Der Weg, den ſie zu der Burg pflaſtern ließ, heißt bis auf den heutigen Tag: der Türkenweg. Die Burggrafen von Kirchberg beſitzen auf Farrenrode, ihrer Burg bei Eiſenach, alte Tapeten, worauf die Geſchichte eingewirkt iſt. Auf dem Petersberge zu Erfurt liegen die drei Gemahel begraben, und ihre Bilder ſind auf dem Grabſteine ausgehauen (geſtochen in Frankenſteins annal. nordgaviens).

576.

Hungersnoth im Grabfeld.

Annales fuldenses ad ann. 850.

Als im Grabfeld große Hungersnoth herrſchte, wanderte ein Mann mit ſeiner Frau und einem zarten Kinde nach Thüringen aus, um dem Mangel auszuweichen. Unterweges in einem Wald übernahm ihn das Elend, und er ſprach zur Frau: „thun wir nicht beſſer, daß wir unſer Kind ſchlachten und ſein Fleiſch eſſen, als daß wir ſelbſt durch die Nahrungsloſigkeit verzehrt werden?“ Die Frau widerſetzte ſich einem ſo großen Verbrechen; zuletzt aber drückte ihn der Hunger ſo, daß er das Kind gewaltſam aus den Mutterarmen riß und ſeinen Willen durch die That ausgeführt hätte: wenn nicht Gottes Erbarmen zuvorgekommen wäre. Denn indem er, wie er hernachmals in Thüringen oft erzählte, das Schwert zog, um das Söhnlein zu würgen, ſah er in der Ferne zwei Wölfe über einer Hindin ſtehen und ſie zerflei-

ſchen. Sogleich ließ er von ſeinem Kinde ab, ſcheuchte die Wölfe vom Aß weg, das ſie kaum gekoſtet hatten, und kam mit dem lebendigen Sohn und der gefundenen Speiſe zu ſeiner Frau wieder.

577.

Der Croppenſtädter Vorrath.

Bratring's Mag. für Land- und Geſchichtskunde, erſtes Heft 1798.
Otmars Volksſagen S. 46. 47.

Das Wahrzeichen des Städtchens Croppenſtedt, im alten niederſächſiſchen Hartingau gelegen, iſt ein großer ſilberner Becher, der Croppenſtedter Vorrath genannt, und wird auf dem dortigen Rathhauſe aufbewahrt. Man ſieht in erhabener Arbeit dreizehn Wiegen und eine Wanne, worin vierzehn Kinder liegen, ſauber abgebildet. Eine lateiniſche Inſchrift beſagt in gedrängten Zeilen, was das Volk in der Gegend umſtändlicher zu erzählen weiß: es lebte vorzeiten ein Kuhhirte an dem Ort, dem in einem Jahre von zwölf Frauen vierzehn Knaben geboren wurden. Die Mütter hatten ſich aber nur auf dreizehn Wiegen geſchickt, und das vierzehnte Kind mußte, weil ſie nicht ausreichten, in eine Wanne oder Mulde gelegt werden.

578.

So viel Kinder, als Tag' im Jahr.

Becherer thüring. Chronik S. 294. 295.
Rheiniſcher Antiquarius S. 876. 883.

Eine Meile vom Haag liegt Loosduynen (Leusden) ein kleines Dorf, in deſſen Kirche man noch heu-

tiges Tages zwei Taufbecken zeigt, mit der Inſchrift: „in deze twee beckens zyn alle deze kinderen ghedoopt;“ und auf einer dabei hangenden Tafel ſtehet in lateiniſchen und niederländiſchen Verſen das Andenken einer Begebenheit erhalten, wovon die Volksſage, wie folgt, berichtet. Vor alten Zeiten lebte in dem Dorfe eine Gräfin, Margaretha nach einigen, Mathilde nach anderen geheißen, Gemahlin Grafen Herrmanns von Henneberg. Auch wird ſie blos „die Gräfin von Holland“ genannt. Zu der kam einſt ein armes Weib, Zwillinge auf dem Arm tragend, und ſprach um ein mildes Almoſen an. Die Gräfin aber ſchalt ſie aus und ſprach: „packt euch, unverſchämte Bettlerin! es iſt unmöglich, daß ein Weib zwei Kinder auf ein Mal von einem Vater habe!“ Die arme Frau verſetzte: „ſo bitte ich Gott, er laſſe euch ſo viel Kinder auf ein Mal bringen, als das Jahr Tage hat!“ Hernach wurde die Gräfin ſchwanger, und gebar auf Einen Tag zur Welt dreihundert fünf und ſechzig Kinder. Dies geſchah im Jahr 1270 (1276) im 42ſten Jahre der Gräfin. Dieſe Kinder wurden alle lebendig getauft von Guido, Biſchof zu Utrecht, in zwein meſſingenen Becken, die Söhnlein Johannes, die Töchterlein Eliſabeth ſämmtlich genannt. Sie ſtarben aber alle auf Einen Tag mit ihrer Mutter, und liegen bei ihr in einem Grab in der Dorfkirche. — Auch in der Delfter Kirche ſoll ein Denkmal dieſes Ereigniſſes vorhanden ſeyn.

579.

Die Gräfin von Orlamünde.

Laſius de migrat. gent. Lib. 7.

Waldenfels antiquitatis selectae libri XII. Norimb. 1677. 4. p. 465 — 474.

Vgl. Jungs Anmerk. zum Titelkupfer ſeiner Geiſterkunde.

Otto, Graf zu Orlamünde, ſtarb 1340 (nach andern 1275. 1280. 1298) mit Hinterlaſſung einer jungen Witwe, Agnes, einer gebornen Herzogin von Meran; mit welcher er zwei Kinder, ein Söhnlein von drein, und ein Töchterlein von zwein Jahren erzeugt hatte. Die Witwe ſaß auf der Plaſſenburg und dachte daran, ſich wieder zu vermählen. Einſtens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, der geſagt hatte: „gern wollt ich dem ſchönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!“ Die Gräfin glaubte, er meinte damit ihre zwei Kinder, ſie ſtänden der neuen Ehe im Weg; da trug ſie, blind von ihrer Leidenſchaft, einem Dienſtmanne, Hayder oder Hager genannt, auf, und gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der Volksſage nach ſollen nun die Kinder dieſem Meuchelmörder geſchmeichelt und ihn ängſtlich gebeten haben: „lieber Hayder, laß mich leben! ich will dir Orlamünden geben, auch Plaſſenburg des neuen, es ſoll dich nicht gereuen“ ſprach das Knäblein; das Töchterlein aber „lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir alle meine Docken geben.“ Der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt, und vollbrachte die Unthat; als er ſpäter noch andre Bubenſtücke ausgerichtet hatte, und gefangen auf der Folter lag, be-

kannte er „ſo ſehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in ſeinem Anbieten doch ſchon gewußt habe, daß er Herrſchaften auszutheilen gehabt: ſo gereue ihn noch hundert Mal mehr, wenn er der unſchuldigen Kinderworte des Mägdleins gedenke." Die Leichname der beiden Kinder wurden im Cloſter Himmelskron beigeſetzt, und werden zum ewigen Andenken der Begebenheit als ein Heiligthum den Pilgrimmen gewieſen.

Nach einer andern Sage ſoll die Gräfin die Kinder ſelbſt getödtet, und zwar Nadeln in ihre zarte Hirnſchalen geſteckt haben. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die ſeiner beiden Eltern gemeint, und heurathete hernach die Gräfin dennoch nicht. Einigen zufolge ging ſie, von ihrem Gewiſſen gepeinigt, barfuß nach Rom, und ſtarb auf der Stelle, ſo bald ſie heim kehrte, vor der Himmelskroner Kirchthüre. Noch gewöhnlicher aber wird erzählt: daß ſie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln beſetzt, anderthalb Meilen von Plaſſenburg nach Himmelskron ging, und gleich beim Eintritt in die Kirche todt niederfiel. Ihr Geiſt ſoll in dem Schloß umgehen.

392.b.

Lamiſſio und die Amazonen.

Paulus Diac. I, 15.

Als die Longobarden ſich dem Reiche der Kriegsjungfrauen (deren es noch in dem Innern Deutſchlands geben ſoll) näherten, wollten ihnen dieſe den Uebergang eines Fluſſes an ihrer Grenze nicht verſtatten. Es wurde daher ausgemacht: daß ein aus-

erwählter Held von Seiten der Longobarden mit einer der Frauen in dem Fluſſe ſchwimmend fechten ſollte. Würde nun ihr Kämpfer von der Jungfrau beſiegt, ſo ſollte das lombardiſche Heer zurück weichen; unterläge ſie hingegen dem Helden, ſo ſollte ihnen der Uebergang vergönnt ſeyn. Dieſen Kampf beſtand der tapfere Lamiſſio, und erwarb ſich durch ſeinen Sieg großen Ruhm, ſeinen Landsleuten aber den freien Zug über den Strom.

396.[b]

Alboin betrachtet ſich Italien.

Paulus Diaconus II, 8.

Alboin war nun mit ſeinem Heer und einer großen Menge Volkes an die äuſſerſte Grenze Italiens gekommen. Da ſtieg er auf einen in jener Gegend emporragenden Berg und beſchaute das Land, ſo weit er von da hinein ſehen konnte. Seit der Zeit heißt derſelbe Berg nach ihm der **Königsberg**. Auf dieſem Gebirge ſollen wilde **Wiſente** hauſen. Ein wahrhafter Greis erzählte, die Haut eines auf dem Berg erlegten Wiſents geſehen zu haben, welche ſo groß geweſen ſey, daß funfzehn Männer neben einander darauf liegen können.

399.[b]

Authari's Säule.

Paulus Diac. III, 32.

Von Authari, dem König der Lombarden, wird erzählt: er ſey über Spoleto vorgedrungen bis gen Benevent, habe das Land genommen und ſogar Reg-

gio heimgeſucht; welches die letzte Stadt des feſten Landes an der Meerenge, Sicilien gegenüber, iſt. Daſelbſt ſoll in den Meereswellen eine Säule geſetzt ſeyn; bis zu der hin ſprengte Authari auf ſeinem Roß, und rührte ſie mit der Spitze ſeiner Lanze an, indem er ausrief: „hier ſoll der Longobarden Grenze ſtehen!“ Dieſe Säule heißt bis auf den heutigen Tag: **Authari's Säule.**

406. b.

Aiſtulfs Geburt.

(Agneldi vita Sergii cap. 2. (Muratori II. 172.)

Von König Aiſtulf, der mitten des 8ten Jahrhunderts die Longobarden beherrſchte, geht folgende Sage. Seine Mutter brachte in einer Stunde und in Einem Gebähren fünf Kinder zur Welt. Als man dieſe wunderbare Nachricht dem Könige ankündigte, befahl er, alle fünfe in einem großen Korb vor ihn zu tragen. Er ſah die Kinder an, erſchrak, wollte ſie aber doch nicht geradezu ausſetzen laſſen. Da hieß er ſeinen königlichen Spieß holen, und ſprach zu ſeinen Leuten: „dasjenige von den Kindern, welches meinen Spieß mit der Hand greifen wird, ſoll beim Leben erhalten werden!“ Hierauf ſtreckte er den Spieß in den Korb unter die Kinder, und eins von den Brüdern reichte mit dem Aermlein nach der Stange. Darauf nannte der Vater dieſes Kind mit Namen **Aiſtulf.**

448. b.

Wittekinds Flucht.

Mündlich vom Freiherrn Hans von Hammerſtein zu Equord mitgetheilt.

Wittekind wurde, wie noch jetzt ein jeder in der dortigen Gegend weiß, zu Engter von den Franken geſchlagen (783) und viele blieben dort auf dem Wittenfelde todt liegen. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch; als nun alles, mit Weib und Kind, an den Furth kam und ſich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil ſie aber dem Feinde nicht in die Hände fallen ſollte: ſo wurde ſie von den Sachſen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns Kamp begraben; dabei ſprachen ſie: „krup under, krup under, de Welt is di gramm *), du kannſt den Rappel **) nich mer folgen.“ Spuk hat mancher hier geſehen, mancher auch nicht; aber über das weiße Feld geht doch niemand gern bei Nacht. Die Meiſten wiſſen aus alter Zeit her, daß in lärmendem Zuge die Heere mit blanken Spießen dort ziehen. Als daher vor einigen Jahren Völker wirklich darüber zogen, gerieth die ganze Gegend in Schrecken, und glaubte fliehen zu müſſen.

*) Im Holſteiniſchen geht die Sage, daß die Zigeuner die ſehr Alten, welche ſie nicht mehr mit fortſchleppen können, lebendig ins Waſſer tauchen und erſäufen; dabei ſprechen ſie: „duuk ünner! duuk ünner! de Weld is di gramm!“ ſ. Schütze holſtein. Idiot. I. 267. Daſelbſt II. 357 wird der oben bemerkte Spruch als ein Sprichwort angeführt; daß es auch am Harz üblich iſt, ſieht man aus Ottmars Volksſagen S. 44, es heißt: niemand bekümmert ſich mehr um dich, du biſt der Welt abgeſtorben.

**) Lärm.